

Beschreibende darstellung der älteren bau- und ...

Historische Kommission für die Provinz Sachsen und das Herzogtum Anhalt

Beschreibende Darstellung der älteren

der

PROVINZ SACHSEN.

Herausgegeben
von der
Historischen Commission der
Provinz Sachsen.

Neunzehntes Heft.

Der Mansfelder Seekreis.

Halle a. d. S.,
Druck und Verlag von Otto Hendel.

Beschreibende Darstellung

der älteren

Bau- und Kunstdenkmäler

der

Provinz Sachsen

und angrenzender Gebiete.

Herausgegeben

von der

Historischen Commission der Provinz Sachsen.

XIX. Heft.

Der Mansfelder Seekreis.

Mit 263 in den Text gedruckten Abbildungen und 6 Tafeln.

Halle a. d. S.

Druck und Verlag von Otto Hendel.

1895.

Beschreibende Darstellung

der älteren

Bau- und Kunstdenkmäler

des

Mansfelder Seekreises.

Bearbeitet

von

Prof. Dr. Hermann Grössler,

Gymnasial-Oberlehrer in Eisleben,

und

Dr. Adolf Brinkmann,

Gymnasial-Oberlehrer in Zeitz,

unter Mitwirkung von **Gustav Sommer**, Bauinspektor a. D. in Sprottau.



Halle a. d. S.

Druck und Verlag von Otto Hendel.

1895

Vorwort.

Der beschreibenden Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Mansfelder Seekreises, welche nach langjähriger Vorbereitung das Licht der Öffentlichkeit erblickt, habe ich nur wenige Bemerkungen voranzuschicken, da ich betreffs dessen, was im allgemeinen zu bemerken wäre, auf das Vorwort der beschreibenden Darstellung des Mansfelder Gebirgskreises verweisen kann.

Die bereits der beschreibenden Darstellung des Mansfelder Gebirgskreises beigegebene landeskundliche Einleitung wird bei der Unmöglichkeit, die in derselben besprochenen Dinge nach heutigen landrätlichen Kreisen zu scheiden, auch diesem Hefte beigegeben, desgleichen die von mir entworfene historische Karte beider Mansfelder Kreise mit einigen Ergänzungen.

Was die Herstellung des Textes betrifft, so ist auch hier, wie in der beschreibenden Darstellung des Gebirgskreises, der Anteil, den jeder der Mitarbeiter hat, dadurch kenntlich gemacht worden, dass vor jeden Abschnitt der Anfangsbuchstabe des Urhebers gesetzt worden ist, von dem das Folgende herrührt. Ein eingeklammertes *G* deutet demnach an, dass alles, was auf diesen Buchstaben folgt, mich zum Verfasser hat; ein eingeklammertes *B* deutet die Urheberschaft des Herrn Dr. Brinkmann, ein desgl. *S* die des Herrn Bau-Inspektors Sommer an. Wo mehrere Buchstaben in einer Klammer vereinigt sind, da ist die ihnen folgende Ausführung aus Notizen oder Auffassungen der so Angedeuteten zusammengeflossen. Der rein geschichtliche Teil ist ausschliesslich das Ergebnis meiner Forschungen; der kunstgeschichtliche ist — abgesehen von meinen Beiträgen — zu einem grossen Teil die Arbeit des Herrn Dr. Brinkmann, der, um nur einiges hervorzuheben, namentlich die Entstehung und ehemalige Gestalt der Kirchen Eislebens, der Säulenbasilika zu Holzzelle und der Klosterkirche zu Wimmelburg gebührend berücksichtigt hat. Einige Beiträge zum Text hat auch Herr Bauinspektor Sommer geliefert.

Von den diesem Hefte beigegebenen Zeichnungen, deren Bedeutung und Wert von sachverständiger Seite hoffentlich die gebührende Anerkennung zu teil werden wird, rührt ein Teil von Herrn Bauinspector a. D. Sommer zu Sprottau her. Diesen hat Herr Dr. Brinkmann in Zeitz, nach Erweiterung der Aufgabe, eine grosse Anzahl, darunter gerade die schwierigsten und zeitraubendsten, ergänzend hinzugefügt. Vier bezw. fünf sind Herrn Maler Schmucker in Eisleben, zwei Herrn Dr. med. Hetzold ebenda, eine Herrn Pastor Görne in Ihlewitz und zwei dem Primaner Mertens in Eisleben zu verdanken. Allen diesen Herren sei für ihre freundliche Mithilfe auch an dieser Stelle aufrichtiger Dank gesagt. Vierzehn Abbildungen sind auf mechanischem Wege unter Zugrundelegung älterer Bilder oder eines zu diesem Zwecke aufgenommenen Photogrammes zustande gekommen. Derartige Aufnahmen werden Herrn von Brauchitsch in Halle und dem Primaner H. Trommsdorff aus Eisleben verdankt. Eine erhebliche Zahl von Glockeninschriften in gotischen Majuskeln ist den von mir früher in der Zeitschrift des Harzvereins herausgegebenen Tafeln entlehnt worden.

Wie sehr durch diese erhebliche Vermehrung der ursprünglich vorliegenden Abbildungen, für deren Herstellung die historische Kommission der Provinz Sachsen mit nicht genug anzuerkennender Bereitwilligkeit die erforderlichen Mittel bewilligt hat, das Werk an belehrender Anschaulichkeit gewonnen hat, das bedarf keines Beweises.

Möchte es dieser aus langjähriger Forschung und liebevoller Hingabe verschiedener Kräfte hervorgegangenen Beschreibung der Denkmäler des Mansfelder Seekreises beschieden sein, die Liebe zur Heimat in vieler Herzen neu zu beleben und das Verständnis der künstlerischen Hinterlassenschaft der Vergangenheit hier zu erwecken und dort zu fördern.

Eisleben, am 12. Dezember 1894.

Hermann Grössler.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Vorwort. Inhalts-Verzeichnis. Berichtigungen.

Landeskundliche Einleitung.

1. Lage, Grenzen und Einwohnerzahl I
2. Die natürlichen Bodenverhältnisse II
3. Die Gewässer VII
4. Die menschlichen Siedelungen und ihre Namen XI
5. Die Anlage der Dörfer und Gehöfte, sowie die Bauart der Häuser . XX
6. Die Abstammung der Bevölkerung und ihre Mundarten XXIII
7. Die Gaue und Gaugerichtsstätten. Die aus den Gauen hervorgegangenen Grafschaften und Herrschaften. Überblick über die Geschichte der Grafschaft Mansfeld XXVII
8. Die Pflanzung des Christentums in den beiden Mansfelder Kreisen. Die Gründung von Pfarrkirchen und ihre Schutzheiligen XXXV
9. Überblick über die Geschichte der mansfeldischen Klöster LII

Seite

Adendorf 1
Alberstedt 1
Alsleben (Dorf) 5
Alsleben (Stadt) 16
Amsdorf 20
Aseleben 22
Asendorf 23
Augsdorf 25
Besenstedt 26
Belleben 28
Benkendorf 29
Benndorf 32
Bennstedt 33
Bischofrode 35
Bösenburg 37
Brucke 39
Burgisdorf 39
Closchwitz 49
Cöllme 49
Dederstedt 50
Dornstedt 52
Eisdorf 54
Eisleben 57
Plätze und Strassen 70
S. Andreaskirche 78
S. Nikolaikirche 118
S. Petri-Paulikirche . . . 131
S. Annenkirche 148
S. Katarinen-Hospital . . . 166
S. Spiritus-Hospital . . . 168

Seite

Kloster Neuen-Helfta . . . 169
Luthers Geburtshaus . . . 172
Das Luther-Denkmal . . . 180
Luthers Sterbehaus 181
Das Schloss 184
Das Rathaus der Altstadt . 188
Das Bergamt 195
Die Superintendentur . . . 203
Das Vikariat 203
Das Rathaus der Neustadt . 205
Verschiedene Bürgerhäuser . 207
Elben 212
Erdeborn 212
Esperstedt 218
Fienstedt 220
Freist 222
Friedeburg 224
Gerbstedt 228
Gnölbzig 240
Gödewitz 241
Gorsleben 242
Hedersleben 243
Heiligenthal 247
Helbra 250
Helfta 255
Höhnstedt 268
Holzzelle 269
Hornburg 278
Hübitz 282
Ihlewitz 283

	Seite
Köchstedt	285
Krimpe	286
Langenbogen	287
Lochwitz	290
Lüttchendorf	291
Müllerdorf	293
Naundorf b. Besenstedt	307
Neehausen	308
Nelben	308
Pfützenthal	310
Polleben	315
Räther	320
(Ober-) Rissdorf	321
(Unter-) Rissdorf	323
Röblingen	326
(Ober-) Röblingen	326
(Unter-) Röblingen	329
Rollsdorf	337
Rottelsdorf	339
Rumpin	341
Salzmünde	342
Schochwitz	343
Schraplau	346
Schwittersdorf	357
Seeburg	358
Stedten	375
Steuden	379
Strenz-Naundorf	380
Teutschenthal	383
(Ober-) Teutschenthal	384
(Unter-) Teutschenthal	385
Thaldorf	387
Trebitz	390
Volkmaritz	390
Volkstedt	391
Wansleben	393
Welfesholz	394
Wils	397
Wimmelburg	398
Wolferode	409
Wormsleben	411
Zabenstedt	414
Zappendorf	414
Zaschwitz	416
Zeitz (Haus-)	417
Zellewitz	417
Zickeritz	418
Nachträge	419
Kunststatistische Übersicht	426
Glockenschau	448

Berichtigungen:

Seite 4 lies: [illegible] statt [illegible].
„ 30 lies in der Minuskelzahl: **lxxx**.
„ 42 Zeile 3 von unten lies: Verzierung.
„ 86 „ 9 von unten lies: Es ist dies einer der beiden Pfeiler statt: Es sind dies die beiden Pfeiler.
„ 133 „ 2 von oben lies: **iugas**.
„ 203 „ 6 der Inschrift lies: **SUPERINTENDENZ.**
„ „ „ 5 von unten lies: höchste.
„ 251 „ 4 von oben lies: unter anderm.
„ „ „ 20 von oben lies: im letzteren Falle.
„ 256 „ 11 von oben lies: in ältester Zeit.
„ 270 „ 5 von unten lies: Reinsdorf statt Reinicke.
„ 281 „ 3 von oben lies statt frühromanisch: spätromanisch.

Landeskundliche Einleitung.

1. Lage, Grenzen und Einwohnerzahl.

Die beiden Mansfelder Kreise gehören in ihrer ganzen Ausdehnung, unbedeutende Tiefebenenstreifen abgerechnet, dem Gebiete des Harzes an.

Der Mansfelder Gebirgskreis liegt zwischen 11° 6′ und 11° 33′ östlicher Länge (von Greenwich) und 51° 29′ und 51° 46′ nördlicher Breite im Flussgebiet der Saale auf dem Unterharz. Er hat 487 qkm Flächeninhalt und zählte 1867: 42235; 1871: 43324; 1875: 45363; 1880: 52492; 1890: 60758 Einwohner. Westlich grenzt er an den Kreis Sangerhausen und das Herzogtum Anhalt, nördlich an eben dieses und den Kreis Aschersleben, östlich an das Herzogtum Anhalt und den Mansfelder Seekreis, südlich an den Kreis Sangerhausen. Er hat vier Städte (Mansfeld, Hettstedt, Leimbach und Ermsleben), 54 Landgemeinden und 32 selbständige Gutsbezirke, von welchen Arnstein, Degenershausen, Heyda, Hilkenschwende, Meisberg, Neuhaus, Pfersdorf, Popperode, Rammelburg, Rödigen allein liegen.

Der Mansfelder Seekreis liegt zwischen 11° 27′ und 11° 52′ östl. Länge (von Greenwich) und 51° 24′ und 51° 45′ nördl. Breite zwischen der Saale und dem Unterharz im Flussgebiet der Saale, ist 595 qkm gross und hatte im Jahre 1867: 62956; 1871: 66394; 1875: 68611; 1880: 78122; 1885: 89537; 1890: 92295 Einwohner. Er grenzt westlich an den Kreis Sangerhausen und den Mansfelder Gebirgskreis, im Norden an das Herzogtum Anhalt, im Osten an den Saalkreis, im Süden an die Kreise Merseburg und Querfurt. Er hat gleich dem Gebirgskreise 4 Städte (Eisleben, Alsleben, Gerbstedt und Schraplau), 96 Landgemeinden und 20 selbständige Gutsbezirke, von denen sich 13 an Dorfgemeinden des gleichen Namens anschliessen, während die übrigen allein liegen (Äbtischrode, Etzdorf, Holzzelle Piesdorf, Welfesholz, Haus Zeitz).

2. Die natürlichen Bodenverhältnisse.[1]

Der Gebirgskreis ist fast völlig von dem Unterharz, d. h. von der zwischen den Thälern der Selke und Wipper sich erhebenden Hochfläche erfüllt der Seekreis dagegen von dem zwischen Wipper und Saale sich erhebenden

[1] Betreffs der natürlichen Bodenverhältnisse des Mansfelder Landes sind zu vergleichen: 1. Schrader, der Mansfelder Kupferschieferbergbau (in der Zeitschrift für Berg-, Hütten- und Salinenwesen im Preuss. Staate Bd. XVII, 1869. S. 1 ff. 2. Franz Beyschlag, Geologische Übersichtskarte der Gegend von Halle a. d. S. Die Mansfelder Mulde und ihre Ränder. 1892. 3. C. Gelbke, Die Volksdichte des Mansfelder See- und des Saalkreises. Hallische Inauguraldissertation. Halle 1887. 4. W. Ule, Die Mansfelder Seen. Hallische

mansfeldischen Hügellande, welches man nur als den östlichen Ausläufer des Unterharzes ansehen kann. Durch eine breite, tiefe Mulde, welche das ehemals seeartige Thal der unteren bösen Sieben, der beiden Mansfelder Seen und der Salze bildet, wird das mansfeldische Hügelland in einen schmalen südlichen und einen breiten nördlichen Teil geschieden. Der südlich von der Mulde sich hinziehende, sattelartige Höhenzug erstreckt sich aus der Gegend des Quellgebiets der bösen Sieben bis nach Hornburg unter verschiedenen Namen, z. B. Winterberg, Bärenhaut, Heide; heutzutage aber bezeichnet man ihn nach dem auf seinem südöstlichen Vorsprunge gelegenen Dorfe Hornburg meist als den Hornburger Sattel. Der breitere Teil nördlich von der Mulde bildet eine ausgedehnte, von tief eingeschnittenen Bächen und Gründen durchfurchte, auf der Scheitelfläche sanft, dagegen zur Saale hin am Rande ziemlich schroff abfallende, wellige Hochfläche, die keinen volksmässigen Namen hat, die man aber gemeinhin als die mansfeldische Hochfläche zu bezeichnen pflegt. Als ihre Fusspunkte sind die Orte Alsleben und Salzmünde an der Saale zu betrachten. Während sich nun anderswo die Hochfläche des Harzes scharf aus ihrer Umgebung heraushebt, ist dies bei dem Unterharze und bei dem mansfeldischen Hügellande nur zum Teil der Fall. Nach Norden zu verläuft sich dieses Hügelland allmählich in die Tiefebene; nach Osten zu fällt es zwischen Salzmünde und Rumpin, namentlich bei Trebitz und Closchwitz, steil zur Saalaue ab, wie auch nach Süden zu sein Abfall zur Mansfelder Mulde ein verhältnismässig bedeutender und steiler (etwa 110 m Höhenunterschied) ist. Ein einigermassen bequemer Zugang zu dem Hügellande aus der Mulde findet sich nur am Westende derselben, wo der Thaleinschnitt des Volkstedter Baches in allmählicher Steigung auf die Hochfläche führt.

Der Grad der Neigung dieses Hügellandes in der Richtung von Westen nach Osten mag aus folgenden Höhenangaben ersehen werden:

1. Nördliche Neigungslinie in der Richtung W.-O. vom Welfesholz b. Hettstedt bis Friedeburg an der Saale:

Welfesholz	217	m
Höhe nordöstlich von Gerbstedt	176	„
Höhe zwischen Pfeifhausen und Friedeburg	158	„
Saalberg bei Friedeburg	155	„
Saalthal bei Friedeburg	ca. 70	„

2. Südliche Neigungslinie in der Richtung W.-O. von Siebigerode bis Salzmünde an der Saale:

Höhe zwischen Siebigerode und Benndorf	303	m
Höhe zwischen Polleben und Eisleben	245	„
Höhe zwischen Wils und Salzmünde	141	„
Salzmünde an der Saale	ca. 80	„

3. Thal der bösen Sieben, der Seen und der Salze:

Die Aue östlich von Eisleben	119	„

Inauguraldissertation. Halle 1888. 5. Willi Ule, Die Mansfelder Seeen und die Vorgänge an denselben im Jahre 1892. Eisleben, Ed. Winkler. 1893. (Mit 3 Karten und 5 Abbildungen.) 6. M. Görcke, Beiträge zur Siedelungskunde des Mansfelder See- und des Saalkreises. Halle 1889. 7. G. Müller, Nordthüringen u. Südharz. (Vortreffliche Karte im Verlag von M. Gräfenhan, Eisleben 1893.)

Spiegel des Salzigen Sees (früher)		89 m
Salzethal bei Zappendorf		85 „
Salzemündung	ca.	80 „

Der Höhenunterschied zwischen den südlichen Scheiteln der Hochfläche und der Seemulde beträgt demnach etwa 110 m, der Höhenunterschied zwischen Welfesholz (217 m) und Friedeburg (70) 147 m; der zwischen Siebigerode (303) und Salzmünde (80) 222 m, gewiss ein beträchtlicher Abfall, der aber deshalb nicht so leicht wahrnehmbar wird, weil der Ostrand, an dessen Fusse die Saale hinfliesst, wie schon bemerkt, steil (in einer Höhe von etwa 70 m) zur Saale abfällt.

Um nun auch den Grad des Abfalls von Südwest nach Nordost einigermassen zu kennzeichnen, mögen noch einige Höhenangaben in dieser Richtung folgen.

1.	Höhe zwischen Siebigerode und Benndorf		303 m
	Bahnhof Kloster Mansfeld		258 „
	Höhe zwischen Kloster Mansfeld und Polleben		245 „
	Scheitel zwischen Helmsdorf und Bösenburg		198 „
	Höhe westlich von Zabitz		158 „
2.	Höhe südlich von Volkmaritz		220 „
	Höhe nördlich von Elbitz		201 „
	Höhe südlich von Naundorf		184 „
	Höhe zwischen Zörnitz und Trebitz		160 „
	Saalthal bei Trebitz	ca.	73 „

Aus den Höhenverhältnissen ergiebt sich, dass beide Kreise, mit Ausnahme des höher sich erhebenden und stark bewaldeten südwestlichen Teiles des Gebirgskreises, der menschlichen Besiedelung leicht zugänglich waren. Betrachten wir nun von diesem Gesichtspunkte aus auch die Art des Bodens, das Gefüge und die Zusammensetzung der Bodenerhebungen, sowie die Art ihrer Einschlüsse, so wird sich zeigen, dass auch diese einer starken Besiedelung in hohem Masse günstig waren.

Die fast ununterbrochene Decke dieses ganzen Gebietes bildet zum allergrössten Teile der L ö s s, eine gelbliche, mürbe, kalkreiche Ablagerung ohne Geschiebe, aber mit häufig vorkommenden kalkigen Gebilden (Lösspuppen, Lösskindel), welche, wenn sie nach oben kalkärmer wird, eine braune Farbe annimmt. Im Südwesten und Westen, wo häufig ältere Gesteine zu Tage treten, tritt er am meisten zurück; auch fehlt er in der Gegend von Rotenburg und Alsleben, wo tiefere Diluvialbildungen, nämlich Schotter, Sand und Geschiebelehm, die Decke bilden. An anderen Stellen besteht die Oberflächendecke aus S c h w e m m l a n d, besonders in der Niederung des Saalethals und in der zwischen Eisleben und dem süssen See eingebetteten Mulde, wie auch der Boden der beiden Seebecken zum grossen Teil von alluvialen Bildungen bedeckt ist. Dieser allseitigen Verbreitung fruchtbarer Erdreiche, unter denen der sogenannte Auenlehm in der Eisleber Mulde sich durch besondere Fruchtbarkeit auszeichnet, entspricht eine ausserordentliche Ertragsfähigkeit des Bodens, sodass in beiden Kreisen — die bewaldeten südlichen Teile des Gebirgskreises abgerechnet —

a*

auch die Hochflächen dem Ackerbau dienstbar gemacht worden sind. Die hier bewirkte hohe Blüte der Landwirtschaft mögen folgende Zahlen bezeugen. Bei nur 1,3 Prozent Wiesen, 2,6 Prozent Weiden und 1,3 Prozent Holzungen hat der Seekreis 86,9 Prozent Ackerland und Gärten. Einem Reinertrag pro ha für Preussen mit 17 Mark steht im Seekreise ein solcher mit 46 Mark pro ha gegenüber. Wegen dieser hervorragenden Güte des Bodens wird auch der Zuckerrübenbau fast allenthalben stark betrieben, welcher zur Gründung von Zuckerfabriken in Salzmünde, Langenbogen, Teutschenthal, Erdeborn, Schwittersdorf, Zabitz, Trebitz, Belleben und Alsleben geführt hat. Es hatte also seinen guten Grund, wenn man schon in alten Zeiten neben dem Fischfange, Vogelfange und Glockenklange auch den Flegelklang in der Grafschaft Mansfeld in folgendem Sprüchlein rühmte:

Seeburg hat den Fischfang,
Eisleben den Glockenklang,
Rammelburg den Vogelsang,
Helfta den Flegelklang.

Ebendaher erklärt es sich auch, wie die Rede entstehen konnte, mit wem Gott es gut meine, dem gebe er eine Wohnung in der Grafschaft Mansfeld.

Fragen wir nun aber weiter nach den sonstigen geologischen Bildungen des Mansfelder Landes, so ist zu beachten, dass dasselbe von einer muldenförmig gekrümmten Fläche in der Richtung von Leimbach (im Gebirgskreise) über Hübitz und Schochwitz nach Halle zu durchsetzt wird. Diese Mulde ist an drei Seiten, nämlich an ihrem West-, Nord- und Ostrande, geschlossen, nach Süden und Südosten dagegen (Richtung nach Halle zu) offen. Auf dem westlichen Muldenflügel liegt Eisleben, auf dem nördlichen Hettstedt und Gerbstedt, auf dem östlichen Wettin. Das älteste Glied der in dieser Mulde geschichteten Gesteine ist das Rotliegende und in dessen Gefolge das Weissliegende. Auf diese beiden legt sich in übereinstimmender Lagerung die den Kupferschiefer führende Zechsteinbildung, in allen ihren Gliedern (Kalksteine, Aschen, Gypse, Rauchwacken und Letten) auf das regelmässigste ausgebildet, und diese wieder überdeckt in bedeutender Mächtigkeit fast als einziger Vertreter der Trias der bunte Sandstein. Die wellige Oberfläche der älteren Schichten ist, wie schon angedeutet wurde, zum Teil durch einzelne Tertiärbecken ausgeglichen, in deren Innern man zahlreiche Braunkohlenbecken aufgeschlossen hat. Das Ausgehende des Rotliegenden bildet eine scharfe Grenze dieses geognostischen Gebiets, denn es lässt sich mit Sicherheit über die Ortschaften Hornburg, Bischofrode, Blankenheim, Siebigerode, Mansfeld, Leimbach, Örner, Hettstedt, Gerbstedt und Friedeburg bis über Wettin hinaus verfolgen.[1] Namentlich im Südwesten, im Hornburger Sattel, tritt das Ausgehende des oberen Rotliegenden, z. B. bei Neckendorf, scharf hervor, freilich nur an den Rändern entblösst, während der Rücken durch Löss verdeckt ist. Die am Rande auftretenden Zechsteinschichten sind meist sehr steil, ja fast senkrecht gestellt und durch Verwerfungen in der Richtung SW—NO abgeschnitten. Gegen Südosten ist die Grenze des

[1] Der Westrand dieses Zuges geht über Morungen, Gorenzen, Vatterode, Rödchen bei Leimbach, Greifenhagen, Ritterode, Walbeck bis über Quenstedt hinaus.

Rotliegenden nicht mehr bestimmbar, weil hier der mächtig verbreitete bunte Sandstein über das Kupferschieferflötz hinausgreift. An den oben beschriebenen Rändern der Mulde tritt das Kupferschieferflötz fast überall zu Tage, sodass hier seine Auffindung, wie auch sein Abbau leicht war. Seit 1199 soll mit dem letzteren begonnen worden sein. Der Kupferschieferbergbau hat sich aber seitdem nur auf den West- und den Nordrand der Mulde erstreckt, und zwar von Wolferode über Mansfeld, Hettstedt und Gerbstedt bis in die Nähe von Friedeburg. Die Mächtigkeit der nutzbaren Schieferhöhe beträgt nur etwa 10 cm, der Kupfergehalt 2—3 Prozent mit $^1/_2$ Pfund Silber im Centner Kupfer. Seit Anfang der sechziger Jahre dieses Jahrhunderts hat dieser Bergbau, seitdem die Verwaltung sämtlicher Berg- und Hüttenwerke unter die einheitliche Leitung der „Mansfelder Kupferschiefer bauenden Gewerkschaft“ gekommen ist, einen ausserordentlichen Aufschwung genommen, ist aber infolge des Durchbruchs der Gewässer des Salzigen Sees in die Schächte der meisten Reviere, welcher sich seit dem Mai 1892 in immer stärkerem Masse bemerklich gemacht hat, in grosse Bedrängnis durch die zuströmenden, ungeheuren Wassermassen geraten. Östlich von Hornburg bildet nicht mehr das Rotliegende, sondern „die Thüringer Grenzplatte,“ genauer die Erhebungen der meist mit Löss überdeckten Schraplau-Esperstedt-Kuckenburger Muschelkalkmulde die Grenze des Mansfelder Beckens.

Der die Zechsteinbildungen überdeckende Buntsandstein tritt in den nördlich vom Süssen See bis zu etwa 200 m aufragenden Höhen mächtig hervor und erstreckt sich als mittlerer Buntsandstein in der Richtung NW—SO von Thondorf und Siersleben bis nach Trebitz a. d. Saale (nördlich) und nach Langenbogen a. d. Salzke (südlich), sodass Salzmünde ziemlich genau an der Mitte des Ostrandes dieses Zuges aus mittlerem Buntsandstein liegt. Letzterer wird von einem breiten, zum Teil von jüngeren Bildungen überdeckten Gürtel von unterem Buntsandstein umschlossen, welcher an der Wipper bei Mansfeld, Leimbach und Burgörner beginnt und östlich bei Zaschwitz a. d. Saale bezw. bei Teutschenthal endet. Der nördliche Streifen dieses Gürtels läuft von Burgörner über Heiligenthal, Zabenstedt und Öste bis nach Zaschwitz bei Wettin und in südlicher Richtung weiter bis nach Brachwitz und Schiepzig. Bei Zaschwitz und Schiepzig wird er von dem Bett der Saale durchbrochen. Der südliche Streifen dieses Gürtels zieht sich längs der Bösen Sieben und der Seen hin, sodass er dem Hornburger Sattel nördlich parallel vorliegt. Sein im grossen Wachhügel zwischen beiden Seen bis zu 140 m sich erhebender Rücken bildet dort die Scheidewand zwischen den beiden Becken des Süssen und Salzigen Sees, die im Grunde nichts anderes sind als wassergefüllte, durch Hohlwerden der darunter befindlichen Zechsteinschichten entstandene Einsenkungen des unteren Buntsandsteins. An der den Namen Teufelsbrücke führenden Landzunge ist dieser Buntsandsteinrücken von der Wasserverbindung zwischen Salzsee und Bindersee durchbrochen bezw. überdeckt, nur dass er infolge des Sinkens des Seespiegels (seit dem Mai 1892) vermutlich auch an dieser Stelle trockengelegt werden wird. Die beiden grossen Wasserbecken des Süssen und Salzigen Sees sind also geradezu in den südlichen Streifen des unteren Buntsandsteingürtels eingebettet. Der Grund dieser Einbettung ist im allgemeinen schon angedeutet. Im besonderen ist über die Entstehung der Seen noch folgendes zu bemerken. Überall, wo die Lagen

des unteren Buntsandsteins in der Umgebung der Seen zu Tage treten, zeigen sie starke Verschiebungen; die Schichten sind mannigfaltig gebogen und verworfen und fallen nach den verschiedensten Richtungen hin ein bis zu 60° und darüber. Diese Verschiebungen und Verwerfungen sind der Unbeständigkeit der darunter lagernden Zechsteinschichten zu verdanken, welche sämtlich mehr oder weniger durch Sickerwasser angegriffen und ausgelaugt werden können und hier sicherlich stark ausgelaugt worden sind. Dabei kommt in Betracht, dass die anlässlich der Auslaugung erfolgende Verwandlung des Gypses in Anhydrit nicht ohne beträchtliche Ausdehnungen vor sich geht, dass also der Gyps auf seine Decke einen bedeutenden Druck ausübt, diese hebt, sprengt und lockert. Diese Sprengung und Lockerung der deckenden Buntsandsteinschichten wirkte vorbereitend für die Entstehung der Seen. Dazu gesellte sich nun noch die Einwirkung der Sickerwässer auf die im Wasser löslichen Teile der Zechsteinbildung, durch welche allmählich grosse Höhlen (Schlotten) ausgewaschen wurden, welche noch jetzt auf weite Strecken den Untergrund des Mansfelder Landes durchziehen. Dort nun, wo locker gewordene Gesteine über den durch Auslaugung entstandenen Schlotten lagen, sind jene in diese Hohlräume eingestürzt. So entstanden nicht nur die zahlreichen Schichtenstörungen, sondern auch die Einsenkungen des Bodens an der Erdoberfläche, deren bedeutendste, wenn man von den zahlreichen trichterförmigen Erdfällen (z. B. dem „Trichter“ auf der Hüneburg bei Wimmelburg, dem „Scheffel“ und der „Metze“ zwischen Helfta und Erdeborn) absieht, die beiden Becken der Mansfelder Seen sind. Kleinere, ebenfalls mit salzigem Wasser angefüllte Erdfälle sind die Seelöcher bei Lochwitz im Seekreise, von denen man bei der Unkenntnis ihrer Entstehung glaubte, dass sie unterirdisch mit dem Meere in Verbindung stünden.

Im südlichen Teile des Seekreises südlich des Salzigen Sees tritt der Buntsandstein, obschon vorhanden, doch nicht zu Tage, weil ihn eine fast ununterbrochene, von Erdeborn über Oberröblingen, Amsdorf, Wansleben bis nach Teutschenthal und Langenbogen sich erstreckende Diluvialschicht bedeckt, in welche ein ausserordentlich wertvolles Flötz oligozäner Braunkohle von 12—20 m Mächtigkeit eingebettet ist, dessen Kohlen wegen ihres beträchtlichen Ölgehaltes zur Theerschwelerei, Paraffin- und Solarölerzeugung verwertet werden. Andere Braunkohlenbecken finden sich: 1. zwischen Helbra, Ziegelrode und Benndorf; 2. zwischen Dederstedt und Schwittersdorf; 3. zwischen Schochwitz und Wils; 4. zwischen Heiligenthal, Lochwitz und Zabenstedt; 5. zwischen Piesdorf und Strenz-Naundorf; 6. in besonderer Mächtigkeit zwischen Saale und Salza in der Gegend von Bennstedt, Zscherben und Nietleben.

Es herrscht also im Seekreis und in den südöstlichen Strichen des Gebirgskreises der bunte Sandstein vor, im grösseren Teile des Gebirgskreises dagegen Thonschiefer und Grauwacke.

Erwähnung verdient übrigens noch, dass die Mansfelder Mulde in ihrer Hauptrichtung von NW. nach SO. von einem Zuge unteren Muschelkalks — zum Teil mit jüngerer Bedeckung — durchstrichen wird. Derselbe beginnt nordöstlich von Eisleben zwischen Hübitz und Polleben, streicht in südöstlicher Richtung nördlich längs des Bettes der Laweke bis nach Schochwitz, wird dann bis zur Salze von (überdecktem) Buntsandstein unterbrochen und tritt östlich

von der Salze bei Zappendorf und Cöllme, wo er überdies von der Salze durchbrochen wird, wieder stark hervor und reicht bis an die Saaleaue in der Nähe von Halle, in diesem Teile von ausgedehnten Braunkohlenrevieren überdeckt.

Zu feineren Bau-Ausführungen, zum Teil auch zu Bildhauerarbeit, wird gern der Bösenburger (mittlere) Sandstein verwendet; beliebt ist auch das Siebigeröder Rotliegende (Porphyr-Konglomerat) und die der Thüringer Muschelkalk-Grenzplatte entnommene „Mehlpetze", aus der z. B. die Hornburger Kirche gebaut ist. Das gröbere Rotliegende des Hornburger Rückens (Neckendorfer Brüche) findet häufige Verwendung, aber nur bei gröberen Bauten; das aus den Rotenschirmbacher Brüchen hat in Holzzelle zu kunstvollen Arbeiten gedient.

3. Die Gewässer.

Ausser der Gestalt der Erdoberfläche und der Beschaffenheit der tiefer liegenden Schichten ist von höchster Wichtigkeit für die Besiedelung die Verteilung, Stärke und Brauchbarkeit der Gewässer. Denn zu den unentbehrlichsten aller Lebens- und Wirtschaftsbedürfnisse gehört das Wasser.

Die fliessenden und stehenden Gewässer beider Mansfelder Kreise gehören mit ganz geringer Ausnahme sämtlich dem Flussgebiet der Saale an, welcher sie alle zufliessen, und welche den Seekreis östlich begrenzt; im besonderen sind die beiden Kreise ganz oder teilweise aus dem Flussgebiet der Salze, der Schlenze, des Schlackenbachs, der Wipper und der Selke zusammengesetzt.

Der Hauptfluss des Gebirgskreises ist die von der südöstlichen Abdachung des Auerberges (Josephshöhe) herabkommende Wipper, welche zum Unterschiede von der thüringischen oder Unstrut-Wipper die mansfeldische oder Harz-Wipper genannt wird. Ihre Quellgegend, der Ostabfall des Auerberges, und ebenso ihr Mündungsgebiet liegen ausserhalb des Kreises. Mit dem Hauptquellbache, welcher den Namen alte Wipper führt, vereinigt sich oberhalb des Fleckens Wippra die von links kommende schmale (die kleine) Wipper. Der Name dieses Flusses hat eine weite Verbreitung, denn abgesehen von der Unstrutwipper und der der Gera zufliessenden Wipfer in Thüringen, ferner einer Wipper im thüringischen Osterlande, welche jetzt wohl die Schwennicke ist, heisst bekanntlich ein Zufluss des Rheins Wupper oder Wipper (danach genannt Wipperfürth), desgleichen ein Fluss in Hinterpommern. Ja sogar die in die Weichsel unterhalb des San auf der rechten Seite mündende Wjeprz dürfte nur eine Wipper in slavischem Gewande sein. Kommt sonach dieser Flussname nur in solchen Gegenden vor, die entweder immer deutsch gewesen sind oder in denen doch Jahrhunderte lang Germanen gesessen haben, so ist eine Ableitung des Namens aus slavischer Sprache unbedingt abzuweisen, da Slaven niemals am Rhein gesessen haben, wie auch der keltische Ursprung des Namens dadurch unwahrscheinlich wird, dass in Pommern, wo doch auch eine Wipper vorkommt, Kelten niemals gesessen haben. Man wird demnach den Namen nur aus der deutschen Sprache zu erklären versuchen dürfen. Die Formen desselben lauten im VIII. Jahrh. Uuipparaha und Uuipparacha, 947 und 979 Uuippera, 1120 Wippere, 1145 Wipfere, 1376 Wyppere, 1382 Wipfera, 1400 Wippera, 1523 Wippra. Als eigentliche Form muss Wippara gelten, da das im VIII. Jahrhundert noch hinzutretende acha oder aha offenbar von einem Schreiber angehängt ist, der als

Mönch im Kloster Hersfeld hessischen oder fränkischen Ursprungs war und den einfachen uralten Namen nach heimischen Mustern umgestaltete. Der Name bedeutet ein in zitternder Bewegung befindliches, eilendes, wippendes Wasser.[1] Der stärkste Zufluss der Wipper auf der linken Seite ist die Eine, welche eine pommersche und eine westfälische Ihne zu Namensschwestern hat und dem Eineborn auf der Hochfläche des Unterharzes entquillt. Weiterhin folgen die Wiebeck (1179 Wibike, ursprünglich vermutlich Widbike = Holzbach, Waldbach, von widu Holz), die Leine (um 1311 Line, vermutlich der mit Leinkraut bewachsene Bach), die Schwennicke oder Schwende (1297 Suanebeke, 1381 Swembeke, 1387 Swenbeke und Schwibeke, 1480 Zweibicke, jetzt in Schwennicke, Schwenke, Schwende entstellt, also ursprünglich = Schwanenbach), der aus Mukarene und Windelsbach (ersterer Name slavisch, letzterer deutsch) zusammenfliessende Glockenbach oder Glackenbach, endlich der Langebach oder Langethalsbach. Auf der rechten Seite fliessen der Eine zu die Diebeck (1257 Dedbeke, 1269 Didbike, 1287 Dipbeke, 1397 Dibbeke, 1486 Diebecke, 1525 Dübicke, 1528 Dubecke in der Bedeutung: tosender, mit Wasserschnellen dahineilender Bach), ferner der Schlossbach (ursprünglich vielleicht die Sule genannt) und endlich der Hengstbach. Schon oberhalb der Eine, ebenfalls auf der linken Seite, fallen in die Wipper im Gebirgskreise der Stockbach, der Molmeck (1334 Mulbeke, 1351 Mulenbeke, 1434 Molmecke, 1435 Molmbeg und Mulbeke, 1506 Melmecke, 1573 Molenweck, welcher nach Ausweis der ältesten Formen Mühlenbach bedeutet), der Hadeborn (1523 Hadeborn = Kampf- oder Streitbach), die Walbke (959 Walbiki, 985 Uualbechi, 992 Uualbisci, 999 Uualbiki, 1114 Wallebeche, 1241 Walbike, 1248 Walbeke, vermutlich = wellenschlagender Bach) und endlich noch der Röstebach, der jedoch auch als Schlippenbach bezeichnet wird.

Die Zuflüsse der Wipper auf der rechten Seite sind die Rotha (1400 Rotha, 1495 Roda, 1500 Rothe), der grosse und kleine Saubach, die Horla (1400 Horle), der Haselbach (1347 und 1534 Haselbach), der Brumbach (VIII. Jahrh. Brunbach, 1400 Brunbeke, 1580 Brumpach), der Schwembach, der Ochsenpfulbach, welcher aus dem Schuster- und Renneckenbach entsteht und links den Reitzkenbach aufnimmt, weiter abwärts aber noch verschiedene Namen führt (Finzkenbach, kalter Thalbach und zuletzt Ochsenpfuhlbach). Weiterhin folgt der Thalbach, welcher in seinem Oberlaufe der Hirtenbach heisst, aber nach Aufnahme des Hagenbachs, Hippbachs und Trockenbachs den Namen Thalbach empfängt und in der Nähe seiner Mündung in die Wipper Leimbach heisst (973 Lembeki, 1230 Lembecke, 1400 Leymbeke, 1578 Leymbick). Weiter abwärts ist dann noch der Regenbeck mit dem rechts in denselben mündenden Krieggraben zu verzeichnen. Die Selke (Salica) gehört nur auf einer Strecke ihres Mittellaufs dem Gebirgskreise an, wo sie (bei Ermsleben) den Liethebach und Mehrbach (ursprüngl. Markbach) aufnimmt.

Die übrigen Zuflüsse der Saale, welche hier noch in Betracht kommen, gehören ohne Ausnahme dem Mansfelder Seekreise an. Die Salze zunächst, welche ebensowohl wie die Saale einen Salzfluss bedeutet und diesen Namen

[1] Näher ist dieses begründet in Grössler, Erklärung der Ortsnamen des Mansfelder Gebirgskreises. (Harzzeitschr. XIX, S. 324, 1886.)

umsomehr verdient, als sie das salzhaltige Wasser der beiden Mansfelder Seen zur Saale führt, wird schon früh urkundlich erwähnt. 979 Salta und Salziga in Salzigun(munda), 1004 Salta, 1121 Salsaha(munda), 1125 Salze(munde), 1156 Salza(munde), 1210 Salz(munde). Der Name des Flusses schwankt zwischen hd. Salzaha, Salziga; nd. Saltaha; verkürzt: Salza und Salta. Die Salze entströmt dem kleinen, durch die Landzunge der Teufelsbrücke von dem Hauptbecken des Salzigen Sees geschiedenen Becken des Bindersees, dessen Name vielleicht davon herrührt, dass er die beiden grösseren Seen miteinander verbindet, vielleicht aber auch ursprünglich „Binnensee" hiess mit Bezug auf seine Lage binnen der beiden Seen, deren Entstehungsart bereits angedeutet ist. Der Salzige See, welcher fast die Gestalt eines von W. nach O. sich erstreckenden Rechtecks hat, ist etwa 6 km lang und im Durchschnitt 1,5 km breit; im östlichen Teile erreicht er eine Breite von 2 km. Die Ausdehnung des 88,9 m über der Nordsee gelegenen Wasserspiegels beträgt einschliesslich des Bindersees 8,797 qkm. Der Süsse See, dessen unterscheidender Name erst in neuerer Zeit auftaucht, hat eine Länge von 5 km und ist nicht ganz 1 km breit. Sein Wasserspiegel erstreckt sich über 2,619 qkm und liegt 5,3 m höher als der des Salzigen Sees, mithin 94,2 m über dem Meeresspiegel.[1] Die Tiefe beider Wasserbecken ist im Verhältnis zu ihrer Grösse gar nicht sehr bedeutend. Die grösste Tiefe des Süssen Sees beträgt nur 7,08 m, die des Salzigen 18 m. Ersterer hat seine grösste Tiefe an seiner breitesten Stelle, letzterer die tiefste Stelle, „die Teufe" (18 m) dicht am Oberröblinger Bade; die nächst grösste, das „Heller Loch," Unterröblingen gegenüber in der Mitte des Sees (17,25 m). Im Durchschnitt sind beide Seen ausserordentlich flache Wasserbecken, deren Tiefe von W. nach O. allmählich zunimmt. Der Bindersee ist im Verhältnis zu seiner Kleinheit tief. Er wird von einem unterseeischen, nur 3 m unter dem Wasserspiegel liegenden Sandsteinrücken (der Fortsetzung der Scheide zwischen beiden Seen) durchsetzt. (NB. Vorstehende Flächen- und Tiefenverhältnisse hatte der Salzige See vor dem Mai 1892, in welchem der Durchbruch nach den Schächten begann.) Die Gewässer des Salzigen Sees (968 salsum mare) und des Bindersees haben im wesentlichen denselben schwachen Salzgehalt und etwas säuerlichen Geschmack. Die des Süssen Sees haben einen verhältnismässig hohen Chlorgehalt, nämlich fast dreimal so viel Chlorkali als die des Salzigen Sees. Der gegenwärtige, im Verhältnis hohe Salzgehalt des Süssen Sees ist aber nachweisbar erst innerhalb der letzten Jahrzehnte entstanden, seit die Stollenwasser (Mitte der 70er Jahre) aus den Mansfelder Bergwerken dem See zugeführt wurden; dasselbe gilt von seinem erheblich grösseren Salpetersäuregehalt. Doch war das Wasser dieses Sees wohl niemals süss, trotz seinem Namen, sondern vermutlich von jeher fast ebenso salzig, wie das des Salzsees. Ihren Salzgehalt verdanken beide Seen zahlreichen salzhaltigen Quellen, welche teils sichtbar am Ufer, teils unsichtbar unter dem Seespiegel hervorbrechen und den ausgelaugten Gips- und Salzlagern des Zechsteins, der das ganze Seegebiet unterteuft, entstammen, zumal es keinem Zweifel unterliegen kann, dass sie ihren regelmässigen Wasserstand nicht nur durch ihre Zuflüsse, sondern auch durch unterseeische Speisung behaupten.

[1] Vgl. G. Reischel, Die orohydrographischen Verhältnisse des Thüringer Centralbeckens. (Mitt. des Vereins für Erdkunde zu Halle, 1884, S. 85.)

Der Salzgehalt beider Seen wird aber nur so lange anhalten, als die unterirdischen Gips- und Salzlager nicht ausgelaugt sind.

In gewissem Sinne ist der Süsse See, da sich seine Wasser in zwei Abflüssen, Mühlbach und Bach genannt, in die nordöstliche Ausbuchtung des Salzsees, den Bindersee, ergiessen, dessen Zufluss. Von ihm abgesehen ist der stärkste Zufluss des Salzigen Sees die von Süden her in ihn einmündende Weida (um 1190 Wida bei v. Ludewig, Rell. mscpt. X, 678 ff.), deren jetzt fast wasserloser, durch „die vier Dörfer“ bei Querfurt sich hinziehender Oberlauf den Namen Weidenbach (1120 Widenbecke, 1179 Widenbeke) führt. Der beträchtlichste, aber noch nicht einmal mit seiner Mündung dem Seekreise angehörende Zufluss derselben ist die Querne. Innerhalb des Seekreises empfängt sie auf der linken Seite den Weitschkebach oder die Rohrpeitsche, deren echter alter Name jedoch ohne Zweifel Farnaha (= mit Farnkraut bewachsenes Wasser) lautet, heutzutage in Pfarrebach verderbt. Nicht weit von seiner Mündung bildete derselbe früher einen jetzt nicht mehr vorhandenen See, den Schafsee (1216 Scovesse, 1225 Scofse, 1255 Schawseh, 1268 Scouese, 1271 Scovesse, 1400 Schoubessehe, 1523 Schobensehe, 1609 Schaubesee), der nicht von Schafen, sondern von einer Person Scôf oder Schaub, vielleicht von dem mythischen Sceáf, dem Stammgotte der einstmals an der Ostsee wohnhaften, ingävonischen Völkerschaften, dem Yngwi-Freyr, den Namen hatte. Ein weiter abwärts noch einmündender Zufluss, der Sick, hat, wie schon sein — übrigens häufig vorkommender — Name beweist, nur zu Zeiten etwas Wasser (ahd. gasig = Sumpf, feuchte Niederung). Aus der Gegend von Hornburg und Holzzelle empfängt der Salzige See noch die Zellgrund.

Der Hauptzufluss des Süssen Sees ist die durch Eisleben fliessende Böse Sieben, deren Quellbäche von den südöstlichen Ausläufern des Unterharzes herkommen. Ihren Namen hat sie angeblich von sieben sie bildenden Bächen, deren vereinigtes Gewässer zu Zeiten so böse sich zeigt, dass es verheerend die Umgegend überschwemmt. Als jene sieben (zeitweilig übrigens wasserlosen) Bäche werden genannt der Vietsbach, der Dippelsbach, der Kliebich (oder Klippbach), die Goldgrund, die Saugrund, der Schlackenbach, der an den Faulenseeer Hütten (1311 Vulensee, 1376 Faulensehe, 1400 Vulense, 1502 Faulensee) bei Eisleben vorüberfliesst, und der Fressbach, der von Oberrisdorf herabkommt. Jedoch diese Siebenzahl ist willkürlich; sie könnte leicht durch die Glume vermehrt werden. Woher der Name eigentlich kommt, lässt sich solange nicht erklären, so lange man sein Alter nicht kennt. In dem von 1520—1738 reichenden Chronicon Islebiense kommt er noch nicht vor, doch werden in einer Grenzbeschreibung vom Jahre 1623 in der Richtung von Blankenheim nach Eisleben zu die sieben Gründe erwähnt, ein Name, von welchem allmählich der Name (böse) Sieben abgeleitet sein könnte, der Art, dass man sie nach Überschwemmungen als die bösen Sieben bezeichnete. Sehr alt ist der Name keinesfalls, da sie im Mittelalter nachweislich, und an der Mündung noch jetzt, Wilderbach hiess (947 Uuildarbah, 968 Uuillerbech und Willerbizi, 979 Uuillerbach, 1120 Willerbeche, 1179 Willerbeke, Willerbike). Als der eigentliche Oberlauf ist der aus dem Tuchssumpf abfliessende Dippelsbach anzusehen, der offenbar nach dem ehemals an diesem Gewässer gelegenen, aber

schon längst eingegangenen Dorfe Tippelsdorf benannt ist, seinen alten natürlichen Namen (Wilderbach) aber zu Gunsten des jüngeren verloren hat. Vielleicht aber ist der Name Sieben, aus slavischem ziwa (die Wilde) entstanden, nur eine Übersetzung des deutschen Namens ins Slavische. Ein zweiter Zufluss des Süssen Sees ist die Neckendorfer Grund, auch Hüttengrund[1] oder Schlackenbach genannt, wiederum sämtlich jüngere Namen, welche den vorauszusetzenden älteren Namen des Baches Helpe (nach diesem scheint das daran gelegene Helpithi, Helpede = Heltta genannt zu sein) verdrängt haben. Auf der rechten Seite nimmt derselbe noch die Schlangengrund (weiter abwärts Kuhschlucht genannt) und den Topfsteinbach auf, dessen Quellgegend besonders reich an vorgeschichtlichen Funden ist.

Doch auch die Salze selbst empfängt von rechts und links noch je einen bedeutenden Zufluss, nämlich den rechts einmündenden, aus kleineren Bächen entstehenden Würdebach, welcher vermutlich, da an ihm Wordheim (= das Heim auf der Insel) lag, einen Inseln bildenden Bach bedeutet, und die dem Nordufer des Süssen Sees parallel fliessende, links mündende Lawêke. Eine einigermassen alte Namensform dieses Gewässers ist leider nicht überliefert, doch darf man vermuten, dass die heutige Form aus lahbeke (= Lachen bildender Bach) entstanden, also deutsches Ursprungs ist, wie die grösseren Dörfer an demselben.

Die unterhalb der Salze in die Saale mündende Brehna und weiterhin die Saalgrund sollen hier nur erwähnt werden. Wichtiger ist die bei Friedeburg mündende Schlenze, deren früherer Oberlauf, welcher heutzutage den Namen Hanfgraben führt, infolge einer Stollenführung vom Welfesholze bis Gerbstedt versiegt ist. Sie vereinigt sich mit dem (jetzt Schlenze genannten) von Polleben herabkommenden Mühlenbache, dessen alter Name verschollen ist, der aber in Polleben selbst ein Bächlein aufnimmt, das den stolzen Namen Donau führt (vielleicht der alte Name des Mühlenbachs), während er sich weiter abwärts mit der aus dem Ristebach oder Röstebach und dem Grift gebildeten Teichgrund vereinigt; weiterhin empfängt die Schlenze den Fleischbach, dessen Name vermutlich slavisches Ursprungs ist (von pleso See) Von der Bedeutung des Namens Schlenze selbst wird später noch die Rede sein. Endlich ist im nördlichen Teile des Seekreises noch der bei Alsleben mündende Schlackenbach zu erwähnen, der offenbar auch seinen alten Namen verloren hat.

Soviel ergiebt sich aus dieser Namensübersicht mit Sicherheit, dass die bei weitem überwiegende Zahl der Gewässernamen in den Mansfelder Kreisen deutsches Ursprungs ist, und dass nur eine kleine Zahl im Osten des Seekreises einen vermutlich slavischen Namen trägt, wie z. B. der Fleischbach (von slav. pleso See = der Seen bildende Bach) und der Fressbach (von brezu, Birke) und vielleicht auch die Glume von poln. glom Flüssigkeit, während als keltisch höchstens der Name der Donau in Polleben in Betracht kommen könnte.

4. Die menschlichen Siedelungen und ihre Namen.

Achten wir nunmehr auf die Verteilung der Siedelungen und die Art ihrer Anlage, so zeigt sich, dass sie fast ohne Ausnahme an fliessenden

[1] Im XVI. Jahrh. war die Verhüttung au der Hüttengrund noch in vollem Gange. 1522 fiel Claus Walpurg am Pfingstfeiertage in die Hütte zu Helfta ein, zerschnitt die Blasebälge und verwundete die Hüttenknechte. (Spangenberg, Mansf. Chron Fol. 417 v.)

Gewässern liegen, und zwar entweder an der Quelle derselben oder an den Erweiterungsstellen ihrer Thäler, d. h. meist da, wo infolge der Aufnahme kleinerer Seitenbäche grössere Flächen zur Aufnahme von Wohnstätten zur Verfügung standen und überdies von dem Seitenbache ein grösserer Vorrat von Wasser geboten wurde. Ferner zeigt sich, dass auch längs der kleineren Seitenbäche Siedelungsreihen stromaufwärts bis zur Quelle gegen die Hochfläche vordringen, indem je nach der Länge des Seitenbaches entweder nur ein Dorf an der Quelle desselben oder ausser diesem noch ein, zwei oder mehr Dörfer in zweckmässigen Abständen von einander sich vorfinden: drittens zeigt sich, dass die an der Quelle eines Baches gelegenen Dörfer fast durchweg von besonderer Grösse sind, offenbar, weil sie am weitesten gegen die Hochebene vorgeschoben sind und darum sämtliches Ackerland bis zur Grenze der von dem nächsten Thale vorgeschobenen Ansiedelung für sich in Besitz nehmen und bei der grösseren Ausdehnung ihrer Flur auch eine grössere Zahl von Bewohnern ernähren konnten.

Wo jedoch die Höhen — so auf dem Muschelkalkplateau am Würdebache — wasserarm sind, sodass dort auf die Dauer sich keine Ansiedelung halten konnte, da zeigt sich die Ausnutzung des einzigen die Flur durchrinnenden Wasserlaufes aufs äusserste getrieben, und darum sind hier die Siedelungen besonders dicht aneinander gedrängt. Jeder einigermassen geräumige Schwemmlandfleck in den Thälern der Würde und ihrer Quellbäche ist daher zur Anlage von Dörfern ausgenutzt worden.

Bei den an der Saale gelegenen Dörfern macht man die Wahrnehmung, dass einige von ihnen, wie z. B. Zaschwitz und Rumpin, ziemlich weit vom Flussbette abliegen, was einfach aus dem Umstande seine Erklärung findet, dass das Vorland stetig wiederkehrenden Überschwemmungen ausgesetzt ist, von welchen die Bewohner auf eine höher gelegene Siedelstätte vertrieben wurden. Die in der Nähe des Flusses gelegenen liegen immerhin hoch genug, sodass sie nur von ungewöhnlich hohem Stromgange erreicht werden. Sicher aber sind alle diejenigen Uferstellen mit Siedelungen besetzt, wo die Saale Neigung zur Inselbildung zeigt, wo also der Fluss infolge geringerer Wassertiefe leichter zu überschreiten ist. Gerade an dieser Stelle sind — eine Wirkung des ständigen Verkehrs — Städte (Alsleben, Rotenburg, Wettin) entstanden.

Was sodann die Anlage der Dorfstellen betrifft, so sind die an der Quelle der Haupt- und Nebenbäche erbauten Dörfer, weil sie auf der Hochfläche beliebigen Raum zur Ausbreitung hatten, mit ihren Wohnhäusern der überwiegenden Mehrzahl nach gruppen- oder ringförmig um die Quelle her erbaut, während die nicht an der Quelle erbauten, sondern in den Thälern gelegenen Ansiedelungen sich streifenförmig in denselben hinziehen, der Art, dass ihre Wohnhäuser auf beiden Seiten des Thales in langer Reihe verteilt sind, ja in vielen Fällen am Gehänge aufsteigen, weil die Mitte des Thales der öfter stattfindenden Überschwemmungen wegen frei bleiben musste.

Gewisse Siedelungen unterlagen natürlich hinsichtlich ihres Entstehens anderen Bedingungen, als der Fruchtbarkeit des Bodens und dem Vorhandensein von Trink- und Wirtschaftswasser, falls nämlich die Natur andere schwerwiegende Vorteile bot, wie z. B. eine den Verkehr anziehende oder doch erleichternde Lage und Bodenbeschaffenheit, oder eine zur Verteidigung gegen feindliche Überfälle und Angriffe geeignete Oberflächengestaltung, oder nur hier

in ausbeutungswürdiger Fülle sich bietende Bodenschätze; dort sind, auch wenn jene sonst so notwendigen Siedelungsbedingungen nur zum Teil oder gar nicht erfüllt waren, dennoch menschliche Ansiedelungen entstanden.

Überblicken wir nun dieselben hinsichtlich ihrer Benennung, so gelangen wir zu der ganz eigentümlichen Wahrnehmung, dass die Zahl derjenigen Ortsnamen, welche die Bodenbeschaffenheit oder Lage der Ansiedelung andeuten, verhältnismässig nicht gross ist. Auf die Lage in einem bestimmten Thale deuten Heiligenthal (1295 Hilgendale) und Pfützthal (1125 Bucedale), sowie die Wüstung Miederthal bei Erdeborn, sämtlich im Seekreise; auf Wasserhaltigkeit des Bodens deutet der Name der Wüstung Harrebrück bei Pansfelde (1311 Hardebruche), Passbruch (1329 dat Bastbrock, to teme Bastbroke) und Morungen (8. Jahrh. Morunga) in dem Gebirgskreise, sowie Brucke (1311 Broch) im Seekreise; nach ihrer Lage an ehemaligen Seen sind benannt die eingegangenen Dörfer Ober-, Mittel- und Unter-Faulensee bei Eisleben (1311 Vulensee) und das ehemalige Kirchdorf, jetzige Vorwerk Schaafsee (1216 Scovesse) im Seekreise. Häufiger ist das Vorkommen von Orten, die nach ihrer Lage an fliessenden Gewässern benannt sind. Im Seekreise freilich treten uns nur Langenbogen (1170 Langebuie), die an der langen Beuge der Salze gelegene Ansiedelung, und Salzmünde (979 Salzigunmunda, 1121 Salsahamunda) entgegen; doch ist vermutlich auch Helfta (8. Jahrh. Helpide) nach dem das Dorf durchfliessenden Gewässer, welches in der Urzeit wohl Helpe hiess, benannt. Im Gebirgskreise scheint eine ähnliche Bildung der Ortsname Sylda (992 Silithi = das an einer Sule oder einem Siel gelegene Dorf) zu sein. Den Namen des Gewässers selbst, an dem sie liegen, führen Wippra (8. Jahrhundert Uuipparacha), Horla (1400 Horle) und Rotha (1400 Rotha) im Gebirgskreise. Hier finden sich auch nicht wenige Ortsnamen mit der Endung hd. bach, nd. beck, nämlich Leimbach (973 Lembeke) und Walbeck (959 Walbiki, 985 Uualbechi) nebst den Wüstungen Brumbach b. Wippra (8. Jahrh. Brunbach), Diebecke b. Altenrode (1157 Dedbecke, 1269 Didbicke), Haselbach b. Wippra (1347 Haselbach), Hammerbich bei Dankerode (992 Hamerbisci), Horbeck bei Molmerschwende, Molmeck bei Hettstedt (1334 Mulbeke, 1351 Mulenbecke), Schömbach bei Gorenzen (1347 Schonenbeke), Schwennicke bei Pansfelde (1297 Svanebeke), Wiebeck bei Tilkerode (1179 Wibike). Verschiedene Bedeutung haben die Ortsnamen auf -ingen oder -ungen, denn entweder bezeichnen sie die örtliche Lage, z. B. Gross-Leinungen im Gebirgskreis (1253 Linunge), das an der Leine gelegene Dorf, ferner das wüste Munis-Leinungen (1400 Munislynungen) bei vorigem, wüst Elfingen bei Abberode (1467 Elfingen = das an einer Elf oder Elbe gelegene Dorf), wüst Redlingen bei Abberode (1497 Redelin = das auf einer kleinen Waldrodung gelegene Dorf), wüst Schneblingen bei Braunschwende (992 Snefliggi = das auf einer schnabelförmigen Landspitze — zwischen der Eine und einem Seitenbache — gelegene Dorf), oder sie bezeichen mit patronymischer Endung die Familie oder die Angehörigen des Ortsgründers, z. B. wüst Pferdingen bei Abberode im Gebirgskreise (1407 Pferdingen), und Ober- und Nieder-Röblingen im Seekreise (991 Ravininge, 1029 Reuiningin), während die Wüstungen Derlingen (1315 Derlingen), Polingen (1171 Polige, 1206 Pollega) und Melzingen (1523 Maltze, 1609 Meltze),

sämtlich bei Gerbstedt, ungewisser Deutung sind. Von ihrer Lage an einem Borne haben ihren Namen Erdeborn im Seekreise (8. Jahrh. Hardabrunno), Piscaborn im Gebirgskreise (1420 Besekenborn) und die Wüstung Hadeborn (1387 Hadeborne) bei Ritterode im Gebirgskreise. Einzig in seiner Art ist der Ortsname Schraplau (8. Jahrh. Scrabanloch) mit der Bedeutung = Habichtswald.

Bei weitem überwiegend ist in beiden Kreisen die Zahl derjenigen Orte, welche auf menschliche Thätigkeit, auf die Gründung und den Besitz gewisser Personen hinweisen. Da fällt zunächst die beträchtliche Menge von Ortsnamen mit der Endung -stedt und -leben auf, welche auf Gründung dieser Orte durch Angeln und Warnen, zum Teil wohl auch durch Sachsen hinweisen und sicher mit zu den ältesten Ansiedelungen beider Kreise gehören. Es sind dies im Seekreise: Stedten bei Schraplau (8. Jahrh. Stedi), Alberstedt (8. Jahrh. Alberestat), Besenstedt (11. Jahrh. Bissinstide), Bennstedt (8. Jahrhundert Bannungestat), Dederstedt (1127 Diderstidi), Dornstedt (8. Jahrh. Dornstat), Esperstedt (8. Jahrh. Osperestat), Fienstedt (1222 Finegestad, 1288 Vinstede), Gerbstedt (985 Gerbizstidi), Höhnstedt (1121 Hostede), Köchstedt (8. Jahrh. Cochstat), Volkstedt (8. Jahrh. Vulchestedin), Zabenstedt (1256 Tzavenstede) nebst den Wüstungen Alfgestide (1053 Alfarstide), Boonstedt (bei Schraplau?), Cattenstedt bei Friedeburg, Edenstedt bei Seeburg (11. Jahrh. Atinestad und Azinestedi), Loderstedt bei Gerbstedt (1284 Loderstede), Nienstedt bei Gerbstedt (973 Nienstedi), Rinstedt bei Salzmünde (1523 Rinstede) und Warnstedt (auch Bornstedt) bei Alsleben. Im Gebirgskreise begegnen: Arnstedt (992 Arnanstedi), Hettstedt (1046 Heiczstete), Quenstedt (992 Quenstedi), Ober-Wiederstedt (944 Wederstede) und die Wüstung Wesenstedt (1190 Visenstede) bei Hettstedt.

Die Endung -leben haben im Seekreise: Alsleben (961 Alsleuu, 973 Elesleiba, Eleslevo), Aseleben (1120 Asleve), Belleben (Beineleibe, 1305 Benleve) Eisleben (8. Jahrh. Eslebo, 994 Islevo, 1045 Gisleva), Gorsleben (1310 Worsleve), Hedersleben (um 1060 Hadekersleibin, 1140 Hathersleve), Polleben (1150 Panleue, 1189 Ponleue), Wansleben (8. Jahrh. Wenzesleba), Wormsleben (948 Uurmaresleba) und die eingegangenen Orte: Klein-Eisleben bei Eisleben, Fladersleben (1121 Vratersleve, 1234 Vladersleve) bei Zappendorf und Wegeleben, vermutlich bei Seeburg. Der Gebirgskreis hat aufzuweisen: Ermsleben (1045 Anegrimislebo), Siersleben (992 Sigerslevo), Sinsleben (1045 Sinislebo), Welbsleben (964 Welpsleue) und die Wüstungen Klein-Ermsleben (1155 Anegremesleve minor) und Ober-Welbsleben (1400 superior Welpsleve). Ganz eigenartig ist der Name von Gross-Örner und Burg-Örner (10. Jahrh. Arnare, 973 Arneri), der nur in Friesland westlich vom Dollart in der Form Arneron noch vorkommt und vermutlich „zu den Schnittern" bedeutet. Altertümlich ist auch die Endung -wiek (lat. vicus, griech. οἶκος), welche im Seekreise das Dörfchen Königswiek (1316 Konigeswik) und im Gebirgskreise die Wüstung Wilderschwieg bei Abberode (1046 Wihingeswich, 1311 Wendeswic, 1534 Wilderschwieg) trägt.

Verhältnismässig spärlich vertreten sind die Ortsnamen auf -hausen, denn im Seekreise begegnen wir nur Neehausen (1068 Nifhusan) und Pfeifhausen

(1303 Viffhusen), im Gebirgskreise nur Neuhaus bei Passbruch (1596 Niegenhus) und die überdies junge Gründung Degenershausen bei Meisdorf. Noch seltener ist die Endung -heim; denn der Seekreis hat nur das Haus Wortheim (1219 Worthem = Heim auf der Insel) jetzt Rittergut Würdenburg in Teutschenthal, der Gebirgskreis ein gleichnamiges Wertheim (1400 Wertheim) bei Meisdorf aufzuweisen.

Meist recht altes Ursprunges sind auch die Ortsnamen mit der Endung burg oder berg mit der Bedeutung „eingefriedigter, bergender Ort". Im Seekreise finden sich: Bösenburg (1164 Bisinburg), Friedeburg (1183 Vredeberch), Hornburg (8. Jahrh. Hornberc), Seeburg (748 Hohseoburg, Hoeseburc), Wimmelburg (1038 Wimidiburck) und verschiedene Altenburgen bei Langenbogen, Polleben, Schraplau, die wüste Clotzenburg oder Hüneburg (1215 Clotzenburg) bei Closchwitz, wüst Ertzburg (1400 Detzeborch, 1523 Ertzburg) bei Friedeburg, der Hausberg bei Helfta, Sittigenburg bei Thaldorf. Im Gebirgskreise sind zu nennen: Konradsburg (1080 Conradesburg) und Rammelburg (1259 Rammeneborgh), auch Kupferberg bei Hettstedt (1223 mons qui cupreus dicitur) und Meisberg (1501 zum Eisberge), nebst den wüsten Burgen und Stätten Akkeburg (1216 Ackenborch), Altenburg bei Biesenrode, Käckelsburg bei Horla, Karlsberg bei Mansfeld (1468 Kerlenberg), Hodenburg (937 Hudeburgi) bei Conradsburg, Kuppenburg bei Bräunrode, Mamburg bei Burgörner, Moseburg bei Stangerode (1048 Moseburg), Schalkenburg bei Harkerode, Spiegelburg bei Kloster-Mansfeld und Rückscheburg (1137 Ritthagesburg) bei Gorenzen.

Auf einen befestigten Platz deutet auch die Endung -stein. Im Seekreise kommt dieselbe gar nicht vor, was sich aus der Bodenbeschaffenheit erklärt, im Gebirgskreise begegnen uns nur: Arnstein (1135 Arnstein) und Falkenstein (1120 Valkenstein).

Indem einzelne in beiden Kreisen vorkommende Ortsnamen hier übergangen werden, wenden wir uns zur Betrachtung einer Gruppe, welche in beiden Kreisen ausserordentlich stark vertreten ist, das sind die Ortsnamen mit der Endung -dorf, welche, wie die zum Teil sehr frühzeitige urkundliche Erwähnung vieler so bezeichneter Siedelungen beweist, der Masse nach auf ein hohes Alter Anspruch erheben kann. Hierher gehören im Seekreise die noch bestehenden Orte:

Adendorf (1190 Adendhorp), Amsdorf (8. Jahrh. Amalungesdorpf), Asendorf (8. Jahrh. Asendorpf, 932 Asundorf), Augsdorf (8. Jahrh. Ostauchesdorpf), Benkendorf (979 Panicandorf), Benndorf (1121 Bennendorph), Burgsdorf (1021 Porkesdorp), Eisdorf (1121 Hisdorph), Etzdorf (8. Jahrh. Erhardesdorpf), Helmsdorf (1150 Helmerikesdorp), Lüttgendorf (8. Jahrh. Luzilendorpf, 1120 Luttekendorp), Müllerdorf (979 Millerendorf), Naundorf bei Besenstedt (1316 Nyendorp), Naundorf bei Strenz (1400 Nyendorp), Piesdorf (1180 Boikistorp), Ober- und Unterrissdorf (8. Jahrh. Risdorpf), Rollsdorf (8. Jahrh. Ruodoldesdorpf), Rottelsdorf (1273 Rotelendorp), Schwittersdorf (1086 Swyterestorpe, 1120 Suithardesdorp), Thaldorf (1380 Daldorp), Zappendorf (1442 Zabendorf).

Dazu kommen noch folgende eingegangene Dörfer: Badendorf b. Wormsleben (1337 Badendorf), Dankelsdorf bei Gerbstedt (1523 Dankelsdorf)

Eickendorf bei Eisleben (1256 Eikendorp), Gottsdorf in Teutschenthal (8. Jahrh. Codimesdorpf), Kachsdorf (bei Wanzleben?), Kirchendorf bei Eisleben (1121 Scarnazandort, 1298 Czerczendorff), Kuhsdorf bei Teutschenthal, Lipsdorf am Süssen See (8. Jahrh. Leobedagesdorpf), Melmsdorf bei Steuden (1193 Melmerisdorf), Misselsdorf bei Gerbstedt (1046 Mecelesdorp), Mummesdorf bei Gerbstedt, Neckendorf bei Eisleben, Rachsdorf bei Langenbogen (1120 Rovekestorp), Reindorf bei Gerbstedt (1380 Reindorp), Richardsdorf (1301 Richardesdorf bei Eisleben?), Rossdorf bei Eisleben (1121 Rothardesdorf), Rübesdorf bei Belleben (1376 Rybstorp), Rullsdorf bei Polleben, Westdorf bei Erdeborn (1197 Westerendorff), Wissendorf bei Alsleben (1180 Wissendorp).

Im Gebirgskreise sind zu nennen als noch bestehende Orte:

Ahlsdorf (1400 Allerstorp), Endorf (1215 Ennendorp, 1381 Eynendorp), Friesdorf (8. Jahrh. Fridurichesdorpf), Hergisdorf (1252 Herrichsdorf), Meisdorf (1219 Meystorp), Möllendorf (1266 Mellendorp), Pferdsdorf (1311 Perdesdorp), Neu-Platendorf (1339 Platendorp), Thondorf (973 Duddendorf).

Zu diesen gesellt sich ebenfalls eine beträchtliche Zahl von Wüstungen: Barnsdorf bei Biesenrode, Bunsdorf bei Wimmelrode, Closdorf, Esterndorf bei Ermsleben (1296 Esterndorp), Garndorf bei Rammelburg, Haindorf bei Biesenrode, Jägersdorf bei Quenstedt, Jossdorf bei Rammelburg, Känsdorf bei Königerode, Kagendorf bei Leimbach, Knochendorf bei Biesenrode, Meissdorf, Neuendorf, Osterdorf bei Harzgerode (1216 Asterendorp), Propstdorf bei Wippra, Reinsdorf bei Piscaborn (1394 Regensdorf), Rodersdorf bei Braunschwende (992 Redgeresdorf), Schneidelsdorf bei Greifenhagen (1387 Sneghelstorp), Steinsdorf bei Piscaborn, Stockdorf am Stockbache (1121 Stocdorph), Tippelsdorf bei Ahlsdorf (1209 Deippoldestorp).

Betrachten wir schliesslich noch diejenigen deutschen Ortsnamen, die auf Waldkultur oder Waldrodung hinweisen, so tritt hier der Seekreis als uraltes Kulturland in ganz auffälliger Weise hinter den Gebirgskreis zurück. Nur drei noch bestehende Orte mit der Endung -rode sind hier zu verzeichnen, nämlich: Äbtischrode bei Eisleben, Bischofrode bei Eisleben (8. Jahrh. Bisgofesdorpf, 1250 mit geänderter Endung Bischoprode, aber noch 1209 Byschopthorp) und Wolferode (1336 Wolverode). Im Gebirgskreise dagegen ist die Zahl derartiger Namen sehr gross, unter ihnen einzelne recht alt. Ihre Namen sind:

Abberode (964 Abenrod), Alterode (1107 Rode, 1216 Aldenrode), Annarode (1400 Anenrode), Biesenrode (1144 Biseroth, 1168 Bisenrode), Blumerode (1239 Blumenrode), Bräunrode (1060 Bruniroht), Dankerode (1327 Dankerode), Friedrichsrode, Harkerode (973 Kerlingorod, 992 Herlicarode), Hartwigerode (1060 Hartuuigeroht), Hermerode (1060 Hamerenroht), Hilmerode (1060 Hillimeroht), Königerode (962 Cuniggarod), Popperode, Ritterode (944 Rodigeresrod), Ritzkerode (1046 Rihdagesrot), Rödichen (1387 dat Rodekin), Siebigerode (1040 Sibichenrode), Stangerode (1216 Stangerod), Ulzigerode (1381 Olczingerode), Vatterode (973 Faderesrod), Wernrode (1032 Wyrinthagarod), Wiesenrode (964 Witserod, 1287 Widizerode), Willerode (1387 Wilrode), Wimmelrode (992 Uuihemannarod), Ziegelrode (1311 villa Rodh prope Helbere, ubi lateres decoquuntur).

Die Zahl der Wüstungen dieser Gruppe ist noch grösser als die der noch bestehenden Orte. Es sind dies: Allrode bei Abberode, Aschenrode oder Eschenrode bei Walbeck (1170 Esskenrot), Baderode oder Boderode (1177 Boderoth, 1272 Buderode), Banerode bei Pansfelde (1486 Bouerode), Buberode bei Möllendorf (1394 Bubenrode), Dintzerode bei Arnstein (992 Thensciarod), Duderode bei Pansfelde, Fleckenrode bei Wippra, Gräfenrode bei Rotha, Henckeroda bei Lengefeld, Hilwerdingerode unbekannter Lage, Hohenrode bei Biesenrode, Iskerode bei Königerode (992 Isacanrod), Iwerode bei Arnstein (1387 Ywerode), Kankerode bei Bräunrode (1331 Kankerode), Karpenroth bei Rieder (1019 Gardulfesroth), Knechterode nördlich der alten Wipper (992 Kreftesrod), Kutzenrode bei Harzgerode (983 Kizanrothe), Milrode bei Gr.-Wiederstedt (1439 Mühlrode), Ritzkerode bei Mansfeld, Schalkerode (1387 Schalkerode), Schnakerode (1387 Snackenrode, Schrappenrode bei Steinbrücken, Selrode bei Bräunrode (1387 Selrode, 1486 Sollrode), Sickenrode bei Gorenzen, Stegelrode unbekannter Lage, Teichenrode bei Gross-Leinungen (1520 Deukerode). Udersrode bei Annarode (1262 Otisrode), Vreserode im Harzbann (1400 Vreserode), Wenkerode bei Gorenzen (1523 Wenneckenrode), Wiegerode bei Ulzigerode, Wispelrode bei Greifenhagen (1170 Bischeperot, 1400 Bischoperode), Wolferode bei Königerode.

Zu den Waldrodungen gehören auch die Ortsnamen mit der Endung -feld, da Feld einen zu Falle gebrachten Waldbezirk bedeutet. Im Seekreise, der überaus waldarm ist, kommen dergleichen gar nicht vor; im Gebirgskreise sind zu nennen: Creisfeld (1184 Crebezinvelt, 1214 Crenezenvelt), Mansfeld (Dorf, Stadt und Schloss, 973 Mannesfelt und Manesfelt), Pansfelde (1276 Pamezvelde) und die Wüstungen Hatzkerfelde bei Wippra (8. Jahrh. Hatdesfeld) und Udenfelde (Muthfeld) bei Ahlsdorf (1347 Udenvelde).

Auf Rodung durch Feuer, die gewiss nur in frühester geschichtlicher Zeit üblich war, deuten im Gebirgskreise die Ortsnamen mit der Endung -schwende (von swantjan = schwinden machen). An bestehenden Orten sind zu verzeichnen: Braunschwende (1381 Bruniswende), Hilkenschwende (1523 Hilckenswende), Molmerschwende (1311 Malmerswende) und die Wüstungen Atzelnschwende bei Dankerode (992 Acelanisuenni), Bodenschwende (1370 Badenschwende), Ebernschwende bei Harzgerode (1179 Everensvende) und Gerenschwende bei Königerode (1523 Gerenswende).

Zahlreicher, aber auch viel reicher an Wüstungen ist die auf den höheren Teilen des Vorharzes sich ausbreitende Gruppe von Ortsnamen mit der Endung -hagen oder -hain, welche im Seekreise gleich der vorigen völlig unvertreten ist. Nur eine Ortschaft dieser Gruppe hat sich bis auf die Gegenwart erhalten, das ist Greifenhagen (1184 Grifinhagen). Bei ihr ist, wie bei dem unfern gelegenen Gräfenstuhl (= Grifinstuol) an die Gründung des Ortes durch den karolingischen Prinzen Grifo um 747 zu denken. Wüst sind geworden: der alte Hain bei Gorenzen, Bettlershagen bei Wippra, Horlehagen bei Horla, Lichtenhagen bei Wippra (8. Jahrh. Liochodago), Nachtershagen bei Königerode (1565 Echtershagen), Neuenhagen bei Lichtenhagen, Nusshagen bei Rotha, Printzhain bei Rammelburg, Rehhagen bei Bodenschwende, Richtershain bei Königerode, Schindershagen bei Walbeck, Schmiedes-

hagen bei Bodenschwende, Tautenhain bei Rammelburg, Vitzenhagen bei Königerode (1296 Vizscenhaghen), Wiegenhain bei Morungen (1347 Wigenhain), Wolfshagen bei Walbeck (1387 Wulfeshaghen)

Einzeln vorkommende Ortsnamen werden hier übergangen.

Endlich ist noch der slavischen Ortsnamen zu gedenken. Am zahlreichsten sind dieselben im östlichen Teile des Mansfelder Seekreises. Die am häufigsten vorkommende Ortsnamenendung ist -itz, seltener -ist. Hierher gehören: Elbitz (1288 Elewitz), Freist (992 Frezisci), Gödewitz (1288 Godewitz), Hübitz (992 Hubisci), Ihlewitz (1212 Ilewitz, 1400 Ullewitz), Kloschwitz (1215 Clotzenbitze), Lochewitz (1367 Lochwitz), Oeste (992 Osntiscie), Reidewitz (992 Riedawizi), Schochwitz (1133 Scochwize), Strenz (964 Strenz), Trebitz (1376 Trebiz), Volkmaritz (1376 Volgkmariz), Zabitz (992 Siabudisci), Zaschwitz (1156 Zcestewice), Zellewitz (992 Cedlisciani?), Zickeritz (1174 Cikeriz), Zörnitz (1247 Zcernitz, 1408 Tzorntz) und die Wüstungen: Bandewitz (bei Trebitz?), Clausnitz oder Kleissnitz bei Neehausen, Delitzsch bei Cöllme, Dresewitz bei Gerbstedt, Dröglitz oder Dörlitz bei Zabitz (992 Drogolisci), Ibitz bei Teutschenthal (932 Liubisici), Jerkwitz bei Neehausen, Kribitz (bei Salzmünde?), Mäckeritz bei Gnölbzig (1376 Mokerit), Plossnitz oder Plosse bei Zaschwitz (1400 Plosze), Osnitz bei Teutschenthal (8. Jahrh. Osniza), Predenitz, vermutlich bei Alsleben, Reckewitz zwischen Belleben und Alsleben, Schlenz bei Gerbstedt, Wedewitz (bei Friedeburg?), Welitz bei Dederstedt (1288 Welicz), Zedewitz bei Gödewitz (1156 Tsitenice), Zins oder Zinnitz bei Schochwitz.

Eine andere Gruppe bilden die Ortsnamen auf -in, -ina, -ine, -ini. Hierher gehören Teutschenthal (8. Jahrh. Dussina, später Deussen), Quiltschina bei Salzmünde (1295 Quiltschene), Rumpin bei Friedeburg (952 Rupina, 1164 Rumpene), Steuden (8. Jahrhundert Studina) und Strausshof bei Gerbstedt (1264 Strosne), dazu die Wüstungen Droschna bei Alsleben (1376 Drosene), Pforten oder Porte bei Alsleben (973 Purtin), Uden bei Salzmünde (8. Jahrh. Unodina).

Einzeln vorkommende slavische Ortsnamen sind von noch bestehenden Orten: Cöllme (8. Jahrh. Collimi), Gnölbzig (1135 Glinibs, 1400 Gnelptzk), Kloppan bei Gerbstedt, Krimpe (1609 Krumpen), Nelben (1220 Nelebi), Räther (1320 Reder, 1400 Reyter), Siebenhitze bei Eisleben und auch bei Kloster-Mansfeld (= Galgenstätte). Dazu die Wüstungen Klein-Cönnern bei Gerbstedt (1438 Konrik), Kliste bei Gnölbzig (1370 Klist), Plötzke bei Alsleben (1370 Plotze), Rothewelle bei Gerbstedt (973 Rodonnualli, 1140 Rodewelle 1192 Rodwele), Schlewe bei Strenz (964 Scoleve? 1267 Slavis) u. a. m.

Im Gebirgskreise ist die Zahl der slavischen Ortschaften natürlich viel geringer, da er weiter von der Saale entfernt liegt, doch immerhin grösser, als man vermuten sollte. Erhalten hat sich bis auf die Gegenwart allein Gorenzen (1565 Jorenxs), an Wüstungen finden sich: Kämmeritz bei Walbeck (1196 Kemeriz), Löbnitz bei Annarode (1394 Löbnitz), Löbnitz oder Lopz bei Arnstedt (1339 Lopz, 1387 Lobenitz), Politz bei Arnstein (964 Padelitz, 1264 Podelitz) und Zobeckau oder Zöbigker bei Arnstedt (1060 Zobikeri, 1262 Cebekere).

Stellen wir nun die Gruppen der am häufigsten vorkommenden Ortsnamen[1] einander vergleichend gegenüber, so ergiebt sich folgendes Verhältnis:

Orte mit der Endung	im Seekreise besetzt:	im Seekreise wüst:	im Gebirgskreise besetzt:	im Gebirgskreise wüst:
-leben	9	3	4	2
-stedt	13	8	4	1
-dorf	22	20	9	21
-rode	3	—	27	33
-feld	—	—	4	2
-schwende	—	—	3	4
-hagen	—	—	1	16
-itz, ist	17	18	—	4
-in, -ine, -ene	5	3	—	—
verschied. slavische Endungen	7	5	1	1

Es zeigt sich also, dass bei den Orten auf -leben die Zahl der Wüstungen fast nur ein Drittel der Zahl der besetzten Orte ist, ein Verhältnis, das noch mehr ins Gewicht fällt, wenn man bedenkt, dass mehrere der hierher gehörigen Wüstungen nur gleichnamige Tochterdörfer älterer Siedelungen sind, z. B. Klein-Eisleben, Klein-Ermsleben, Ober-Welbsleben. Ganz ähnlich steht es mit den Orten auf -stedt (17 besetzte Orte gegen 9 eingegangene). Von den Orten mit der Endung -dorf hat sich im Seekreise die grössere Hälfte (22 von 42), im Gebirgskreise dagegen kaum ein Drittel (9 von 30) erhalten. Von denen auf -rode haben sich im Seekreis alle drei ursprünglich vorhandenen erhalten, im Gebirgskreise von etwa 60 ursprünglich vorhandenen kaum die Hälfte (27). Unter den Orten mit der Endung -feld ist die Zahl der noch bestehenden doppelt so gross, als die der eingegangenen (4 gegen 2), bei denen auf -schwende ist die Zahl beider gleich gross (3:3). Dagegen hat sich von den 17 Orten mit der Endung -hagen nur ein einziger auf die Jetztzeit gerettet. Bei den slavischen Orten mit der Endung -itz, -ist zeigt sich im Seekreise die Zahl der besetzten und der wüsten Orte fast gleich (17:18), während im Gebirgskreise alle vier Dörfer dieser Gruppe eingegangen sind. Von den übrigen slavischen Orten ist die Mehrzahl erhalten geblieben.

Dieses Verhältnis ist ausserordentlich lehrreich, denn eindringende Forschung gelangt auf Grund desselben zu dem wichtigen Siedelungsgesetz, dass diejenigen Ortsgruppen, welche die geringste Zahl von Wüstungen aufzuweisen haben, die ältesten sind, wogegen diejenigen Orte die verhältnismässig jüngsten Gründungen sind, bei denen die Zahl der Wüstungen die verhältnismässig grösste ist. Der Grund für diese Erscheinung liegt auf der Hand. Da nämlich die ersten Ansiedler

[1] Näheres über die besprochenen Orte geben folgende Untersuchungen:

H. Grössler, Erklärung der deutschen Ortsnamen des Mansfelder Seekreises, und Erklärung der Ortsnamen des Mansfelder Gebirgskreises (Zeitschrift des Harzvereins XVI, S. 102—128 und XIX, S. 323—360. 1883 u. 1886). Ferner: H. Grössler, Die Wüstungen des Friesenfeldes und Hassegaues (Zeitschr. des Harzver. VIII, S. 335—424 und XI, S. 110 bis 231. 1875 und 1878). H. Grössler u. A. Brückner, Die slavischen Ansiedelungen im Hassengau. (Archiv für slavische Philologie V, S. 333—369.)

sich die die meisten Vorteile gewährenden und stetige Dauer verbürgenden Plätze aussuchen konnten, an welchen alle natürlichen Bedingungen des Gedeihens vorhanden waren, so erklärt es sich, warum gerade die ältesten Orte im Durchschnitt die festeste Dauer hatten. Denn wohl konnten sie infolge grosses Missgeschicks zeitweilig verlassen, aber niemals auf die Dauer aufgegeben werden. Eingegangen sind nur solche Orte, deren Gewässer — sei es nun in Folge der fortschreitenden Entwaldung, sei es infolge des stärker betriebenen Bergbaues — versiegten; oder solche, deren Bewohnern das dauernde Verweilen an der bisherigen Wohnstätte durch stetig wiederkehrende Überschwemmungen — so z. B. in der Saalaue — unmöglich gemacht wurde; oder solche, deren artbar gemachtes Land sich nachträglich doch zu wenig ertragsreich erwies, als dass die Aufrechterhaltung der Sondersiedelung gelohnt hätte; endlich solche, deren Bewohner räuberischen Angriffen zu sehr ausgesetzt waren und sich leicht an Nachbarorten ansiedeln konnten, von welchen aus der ursprüngliche Zweck der Siedelungsanlage ebensowohl erreicht werden konnte wie von dem bisherigen Wohnorte aus. Es ist demnach ein starker, aber leicht zu widerlegender Irrtum, wenn fast allgemein angenommen wird, die Entstehung der Wüstungen sei fast ohne Ausnahme auf die verderblichen Wirkungen des dreissigjährigen Krieges zurückzuführen, denn es dürfte schwer sein, auch nur betreffs einer einzigen diesen Nachweis zu führen; vielmehr sind fast alle Wüstungen in beiden Kreisen ohne eine einzige Ausnahme schon vor dem dreissigjährigen Kriege entstanden und als solche schon vor demselben nachweisbar.

5. Die Anlage der Dörfer und Gehöfte, sowie die Bauart der Häuser.[1]

Die Dörfer in beiden Kreisen kennzeichnen sich da, wo sie von Deutschen gegründet sind, als deutsche meist schon durch die Unregelmässigkeit ihrer Anlage, indem bei ihnen die Anordnung der Höfe durchaus keinem festen Plane unterliegt. Je unregelmässiger und winkliger ein Dorf angelegt ist, um so sicherer kennzeichnet sich dasselbe als ein in die Urzeit zurückreichendes, altdeutsches „Haufendorf.“ Wesentlich verschieden von den Haufendörfern sind die Strassen- oder Doppelzeilendörfer, deren Höfe zu beiden Seiten einer mehr oder weniger langen, regelmässigen Strasse aufgereiht sind, so dass man von der Rückseite eines jeden Hofes unmittelbar auf das Feld gelangen kann. Eine derartige Anlage gehört ohne Zweifel einer jüngeren Zeit der Besiedelung an, zumal dieselbe vielfach sich auch bei manchen ehemals slavischen Dörfern findet, sodass sie möglicherweise den Slaven entlehnt ist. Im entschiedenen Gegensatze zu dem unregelmässig angelegten oder richtiger entstandenen urdeutschen Haufendorfe stehen die anscheinend nur den Slaven eigenen Rundlingsdörfer, in welchen die Höfe um einen inneren, meist mit einem Dorfteiche oder Brunnen versehenen Ring kreis- oder schleifenförmig in einer einzigen fortlaufenden Reihe angeordnet sind, sodass die aus Haus, Hof und Garten zu-

[1] Über Dorfanlagen, Hausbau u. dgl. vergleiche: August Meitzen, das deutsche Haus in seinen volkstümlichen Formen. Berlin, Dietrich Reimer, 1882. 8⁰. K. Rhamm, Dorf und Bauernhof im altdeutschen Lande, wie sie waren und wie sie sein werden. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1890. 8⁰.

sammengesetzten Grundstücke von dem nur durch eine Sackgasse zu erreichenden Dorfplatze aus fächerförmig nach dem Felde zu ausstrahlen, von welchem sie durch einen ebenfalls in Rundlingsform verlaufenden Zaun mit vorgelegtem Graben getrennt sind. Noch jetzt sind manche Dörfer des Mansfelder Seekreises auf den ersten Blick als Rundlingsdörfer zu erkennen, während andere, durch jüngere Anbauten erweiterte, wenigstens in ihrem Kerne bei aufmerksamer Betrachtung des Grundrisses sich als ehemalige Rundlingsdörfer erweisen.

Doch noch eine andere Eigentümlichkeit ermöglicht es, ziemlich leicht ein von Deutschen angelegtes Gehöft von einem durch Slaven angelegten zu unterscheiden. Überall nämlich, wo eigentliche Scheunen für das Gehöft nicht vorgesehen sind oder doch nicht innerhalb des Gehöftes stehen, wird man mit Sicherheit auf slavische Anlage des Gehöftes schliessen dürfen, weil der Slave eigentliche Scheunen, die auf den deutschen Bauerhöfen gerade die grössten und kostspieligsten Gebäude zu sein pflegen, nicht kennt oder, wo er den Gebrauch derselben von den Deutschen übernommen hat, sie in der Regel ausserhalb des Hofes an der Stelle erbaut hat, an welcher seine Feimen oder Diemen standen, mit denen er sich früher zur Aufbewahrung seines Getreides ausschliesslich zu behelfen gewohnt war.

Übrigens ist der deutsche Ursprung eines Dorfes, abgesehen von der Unregelmässigkeit der Anlage, auch noch an der nach dem verschieden abgestuften Besitz der Bewohner bemessenen und nur bei den Deutschen wahrzunehmenden Mannigfaltigkeit in Ausmessung, Aufbau, Einrichtung u. s. w. der Gehöfte und Gebäude zu erkennen, jenachdem Bauern, Hinter- oder Kotsassen (Kossaten) oder gar nur Häusler und Tagelöhner die Erbauer waren. Eigentliche Kote oder Köten finden sich jetzt nur noch auf dem Harze als Zufluchtshütten für Köhler und Jäger.

Da ferner die Bevölkerung der beiden Kreise aus verschiedenen Stammeselementen zusammengesetzt ist, so kann es nicht befremden, dass auch die von den Gründern für das Wohnhaus ausgesuchte Lage innerhalb des Gehöfts, je nach der Stammesart, eine verschiedene ist. Von dem niedersächsischen Einbau freilich, der Menschen und Vieh unter demselben Dache schützend vereint, ist in den beiden Kreisen wohl kaum noch eine Spur zu finden. Dagegen findet sich, noch im Kampfe miteinander begriffen, neben und durch einander thüringische und fränkische Eigenart. Während es dem Franken vor allem dar an ankommt, für die an der Strassenecke seines Giebelhauses befindliche Wohnstube die Aussicht sowohl auf die Strasse, wie auf den Hofraum zu wahren, ist es dem Thüringer vor allem darum zu thun, dass sein Wohnhaus Sonnenlage habe. Alle altbäuerlichen deutschen Häuser in unseren Kreisen haben darum nicht Strassen- sondern Sonnenrichtung, d. h. das Haus ist mit seinen Giebeln stets nach Osten und Westen gerichtet, mit der Hauptlangseite aber nach Süden, so dass die Fenster der Wohnstube die Mittagssonne erhalten, wobei es also vom Zufall abhängt, ob und in welcher Weise das Haus mit der Strasse in Berührung kommt. Läuft dieselbe zufällig von Nord nach Süd, so kommt das thüringische Bauernhaus quer an die Strasse zu stehen, gerade wie das fränkische Haus, wobei es dem Erbauer gleichgiltig war, ob die Wohnstube den dem Franken unentbehrlichen Ausblick auf die Strasse erhielt. Lief jedoch die Strasse von Osten nach Westen, so wurde das Haus in die gleiche Richtung längs derselben gelegt, so dass die Bewohner von der Nordseite des Hauses in Hof und Garten blickten. Da dieser

Sonnenbau sich sonst nur noch im germanischen Norden, am Niederrhein und in einigen Strichen Oberdeutschlands findet, so ist sein Vorhandensein in unsern Kreisen, der im geschlossenen Dorfe eine ganz unregelmässige Hofanlage mit sich führt, ein starkes Zeugnis für die Abkunft ansehnlicher Teile der ehemaligen Besiedler aus Nordgermanien, im besondern von den schon im dritten oder vierten Jahrhundert nach Chr. G. hier eingewanderten Angeln und Warnen. Freilich ist diese altthüringische Hofanlage an vielen Orten durch allerhand fremde Einflüsse, namentlich durch fränkische, in Verfall geraten, indem man von den Franken mehr und mehr die Giebelrichtung des Hauses nach der Strasse zu entlehnte.

In neuerer Zeit ist nun aber in unseren, wie in den benachbarten Kreisen, eine ganz neue Bauart aufgekommen, welche sich weder an den altthüringischen Sonnenbau, noch an den fränkischen Giebelbau anschliesst, aber die Ost-West-Richtung des ersteren angenommen hat, das ist das moderne Langhaus, eine durch nichts gerechtfertigte Übertragung städtischer Bauweise auf das Dorf. Dieses Haus wendet im Gegensatze zu den alten Wohnhäusern, welche ihre Stirn stets dem Hofe zukehren, die seinige stets der Strasse zu, so dass alle Haupträume, die Wohnstube voran, den Ausblick auf die Strasse haben, während Küche und Kammern auf den Hof schauen. Bei dieser Art der Anlage ist nicht mehr der Zweck der Wirtschaft und der Überwachung der Hofbewohner massgebend, sondern die Absicht, durch eine stattliche Aussenseite zu glänzen und das Innere des Hofraumes mit seinem Düngerhaufen dem Auge des Vorübergehenden und auch des Besuchers möglichst zu entziehen.

Was nun den Bau des Wohnhauses selbst angeht, so ist der uralte, einst auch hier gebräuchliche Schrot- oder Blockhausbau, dessen Wände aus übereinandergelegten, an den Ecken verzapften Balken bestehen, aus unsern Kreisen längst verschwunden; vielleicht dass auf dem Unterharze in den Walddörfern noch eine Spur desselben wahrzunehmen ist. An die Stelle desselben ist jedoch eine einigermassen verwandte Entwickelung getreten, das ist der Riegel- oder Fachwerkbau, der das Gerüst des Hauses aus einem durch Riegel und Streben verbundenen Ständerwerke herstellt, dessen Ausfüllung in früherer Zeit durch ein um senkrecht eingesetzte Stäbe geschlungenes, mit Strohlehm bekleidetes Geflecht bewerkstelligt wurde, neuerdings aber fast ausnahmslos durch Mauerwerk aus Bruch- oder Backsteinen. Stellenweise wird der Riegelbau für den unteren Stock auch durch Wellerwand, d. h. eine reine Erd- oder Lehmwand mit eingeknetetem, gehacktem Stroh, ersetzt. Natürlich fehlt es auch nicht an dem reinen Bruchstein- oder Backsteinbau. In den Bergbaugegenden ist die Verwendung der fast schwarz aussehenden, ungefügen und leicht splitternden Formschlacke bei geringeren Bauten wegen des billigeren Preises derselben beliebt. In den Städten sieht man noch hier und da bei älteren, zweistöckigen Häusern das Ständerwerk des Oberstocks etwas über den unteren Stock vorgeschoben und die Balkenköpfe, Rahmschwellen und Füllhölzer mehr oder minder künstlerisch behandelt. Die alten, moosbewachsenen Strohdächer aber haben nunmehr, auch auf dem Lande, fast überall dem Ziegeldache Platz machen müssen.

6. Die Abstammung der Bevölkerung und ihre Mundarten.

Was nun die Abstammung und Zugehörigkeit der Bevölkerung in beiden Mansfelder Kreisen betrifft, so waren dieselben um die Zeit von Christi Geburt ohne Zweifel von Hermunduren, also Germanen besetzt. Als Nachkommen dieser Hermunduren sind die Thüringer (Toringer oder Duringe) zu betrachten, welche sich jedoch, vielleicht schon im dritten oder vierten Jahrhundert n. Chr. G., mit suebischen Völkerschaften, die von der Küste der Ostsee und der cimbrischen Halbinsel in das heutige Thüringen gezogen sind, vermischt haben. Der Name der neuen Zuzügler, nämlich der Angeln und Warnen oder Weriner, erhielt sich mehrere Jahrhunderte hindurch in den Namen einiger nach ihnen benannter Gaue, des an der mittleren Unstrut gelegenen Gaues Engilin oder Englehêm (= Angelnheim) und des östlich der Saale gelegenen Gaues Hwerenaveldo (= Gefilde der Weriner), ging aber schliesslich in dem der hermundurischen Duringe unter.[1] Diesen anglischen und warnischen Zuzüglern ist die Gründung derjenigen Ortschaften zuzuschreiben, deren Name die Endung — stedt oder — leben trägt. Schon um den Beginn des fünften Jahrhunderts, wo der Name der Thüringer zuerst genannt wird, muss man sich die Verschmelzung der westlich der Saale angesiedelten Angeln und Weriner mit den Nachkommen der Hermunduren als vollzogen denken, infolge deren ein Fürst aus anglischem Blute zum König des neuen thüringischen Stammes erhoben worden zu sein scheint. Als erster uns bekannter König dieses Thüringerreiches erscheint in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts Basinus oder Bisino, dessen Königssitz höchst wahrscheinlich die im Mansfelder Seekreise gelegene Bösenburg (urkundlich Bisiniburg) war, wie auch die Orte Besenstedt (Bisinistede) und Biesenrode (Bisenrot), desgleichen Königswiek unweit Besenstedt diesem Bisino ihren Ursprung verdanken dürften. Im Jahre 531 aber wurde durch die mit einer sächsischen Abenteurerschar verbündeten Franken dem thüringischen Königreiche ein Ende gemacht, und nun erhielten die Sachsen zum Lohn für die von ihnen gewährte Waffenhilfe alles Land zwischen Saale, Unstrut, Harz und Bode, also auch alles Land, welches heutzutage die beiden Mansfelder Kreise umfassen. Seit dieser Zeit wurde der nördliche Teil des ehemaligen thüringischen Königreichs, das die Wiege des thüringischen Königsgeschlechts gewesen, zu Sachsen gerechnet und seine Bewohner als Sachsen bezeichnet. Doch schon wenige Jahrzehnte später verliessen die sächsischen Eroberer ihre neugewonnene Heimat, um im Verein mit den ihnen verwandten oder doch befreundeten Langobarden sich in Italien eine noch schönere zu gewinnen. Die fränkischen Könige machten sich diese Gelegenheit sofort zu nutze und siedelten alsbald nach dem Abzuge der Sachsen

---

[1] Vgl. hierzu folgende Untersuchungen von H. Grössler: Der Name der Gaue Suevon, Hassegau und Friesenfeld. (Neue Mitteil. XVII, S. 207—210.) — Wo sassen die Weriner der lex Thuringorum? (Neue Mitteil. XVI, S. 409—419.) — Der gemeinsame Umfang der Gaue Friesenfeld u. Hassegau (Zeitschr. des Harzvereins VI, S. 267—286 (1873) und IX, S. 105—109 (1876). — Die Besiedelung der Gaue Friesenfeld u. Hassegau (Zeitschr. des Harzver. VIII, S. 92—131). — Die Binnengrenzen der Gaue Friesenfeld u. Hassegau (Zeitschr. des Harzver. IX, S. 51—105).

in dem von diesen verlassenen Lande zwischen Bode, Saale, Unstrut und Harz Schwaben und andere Völkerschaften an, die nun auf ihren neuen Besitz ihre Namen übertrugen. Obwohl die Berichterstatter dieser Ereignisse nur die Schwaben ausdrücklich nennen, so lassen sich doch aus später hervortretenden Gau- und Flussnamen die Namen der neuen Einwanderer mit fast unumstösslicher Sicherheit entnehmen. Denn wenn wir sehen, dass in eben dieser Gegend einige Jahrhunderte später die Namen Schwabengau, Hosgau und Friesenfeld auftauchen, so ist klar, dass diese Namen, von den wahrscheinlich schon mit den Sachsen eingewanderten Friesen abgesehen, von den Ansiedlern hergenommen oder gegeben sind, welche die von den Sachsen aufgegebenen Gaue in Besitz genommen hatten und auch, als diese etwa um das Jahr 575 zurückkehrten und ihre ehemaligen Sitze zurückforderten, gegen sie siegreich behaupteten. Den Hauptkern der neuen Ansiedler machten, wie schon bemerkt worden, die Schwaben aus, welche auch als die am weitesten im Norden zurückgebliebene Abteilung des grossen schwäbischen Stammes von den mittelalterlichen Berichterstattern als Nordschwaben (Nordosquavi) bezeichnet werden. Der Gau, welcher von ihnen seinen Namen empfing, lag zwischen Saale, Schlenze, oberer Wipper, Selke und Bode, umfasste also u. a. ausser dem nördlichen Zipfel des heutigen Mansfelder Seekreises fast den ganzen heutigen Mansfelder Gebirgskreis. Ein in diesem gelegenes altes Dorf wurde darum auch zum Unterschiede von einem gleichnamigen, in dem benachbarten Harzgaue gelegenen, Schwaben—Quenstedt (Swaf — Quenstide genannt. Kaum minder zahlreich, als die Schwaben, müssen die mit ihnen eingewanderten Hosingen (852 Hohsingi) gewesen sein. von welchen das Land zwischen Schlenze, Saale, Unstrut, Forst, Wüste, Heide, oberem Wildenbach und oberer Harzwipper den Namen Hosgau (780 Hohsegowe, Hosgewe, 932 Hosgowe, 947 Hossegawe, 968 Hosgewe, später Hassega und Hassengowe) empfing, ein Gau, der übrigens wegen seiner Grösse in einen nördlichen und einen südlichen geschieden wurde. Die Grenze zwischen dem nördlichen und südlichen Hosgau bildeten die Salze, der Bindersee, der süsse See und noch weiter nach Westen zu der Lauf der Bösen Sieben oder, wie sie im früheren Mittelalter genannt wurde, des wilden Baches. Daraus ergiebt sich, dass der jetzige Mansfelder Seekreis zum allergrössten Teile aus dem nördlichen Hosgau hervorgegangen ist. Nur der westliche Streifen dieses Gaues ist zum Gebirgskreise geschlagen worden. Wie zum Ersatz für dieses ihm verloren gegangene Stück des nördlichen Gaues ist dem Seekreise der nördliche Strich des südlichen Hosgaues südlich von der bösen Sieben und den beiden Seen zugelegt worden. Während nun aber der Name der Schwaben und Hosinge sich als Gauname noch Jahrhunderte lang erhielt, hat sich der Name eines anderen germanischen Völkchens, das zugleich mit den Schwaben und Hosingen westlich der Saale eine Heimstätte gefunden hat, nur in einem Flussnamen erhalten, vermutlich weil die Zahl dieser Ansiedler nicht gross genug war, um einen eigenen Gau bilden zu können; das ist der Name einer aus dem heutigen Schlesien (früher Silensi) ausgewanderten Schar von Silingen, deren Andenken in dem Flussnamen Schlenze (an der Grenze zwischen Schwabengau und Hosgau) noch fortlebt.

Den Gau Friesenfeld endlich begrenzten ein Teil des Unstrutlaufs, die kleine Helme, die grosse Helme, der Sachsgraben (zwischen Sangerhausen und

Wallhausen) mit dessen nördlicher Fortsetzung, dem Friesengraben, der Oberlauf des Leinebachs, der wilde Weg (979 Uuillianuuech — zwischen Rotha und Horla) und der Lauf der oberen Wipper, während die Böse Sieben ihn auf einer Strecke ihres Laufs von dem nördlichen Hosgau schied. Der nördliche Teil dieses Gaues gehört heutzutage zu dem Mansfelder Gebirgskreise, nämlich Horla mit dem Bodenschwende, Morungen, ein Teil von Leinungen, Wippra, Friesdorf, Piskaborn und Wimmelrode, während Rotha, Passbruch und Neuhaus, Hilkenschwende und Dankerode mit zu dem Schwabengau gehört haben.

Fragt man nun, welche Orte diesen neuen Ansiedlern wohl ihre Enstehung verdanken mögen, so bietet sich die zahlreiche Gruppe derjenigen Ortsnamen, welche mit dem Grundworte — Dorf zusammengesetzt sind, ganz ungesucht dar. Denn dieselbe kommt im Hosgau ausserordentlich häufig, im thüringischen Kernlande dagegen fast gar nicht vor, kann also nicht schon aus der Zeit des thüringischen Königreichs stammen, sondern muss einen späteren, wenn auch weit in das frühe Mittelalter zurückreichenden Ursprung haben, da diese Ortsnamen schon im 8. Jahrhundert massenhaft in unseren Kreisen erscheinen. Die weit überwiegende Zahl der so benannten Ortschaften muss also infolge jener grossen Einwanderung in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts entstanden sein, wenn auch manche von ihnen eines etwas späteren Ursprungs sein mögen.

Kaum hatten nun aber die von dem fränkischen Könige zugelassenen Einwanderer Zeit gehabt, sich in der neuen Heimat einzurichten, so erschien im Osten an der Saale, also an der Grenze des vielbegehrten Landes, etwa um das Jahr 600, ein für sie äusserst gefährlicher Feind, das slavische Volk der Serben oder Sorben. Schon um diese Zeit durfte wohl, wie es später geschieht, die Saale als derjenige Fluss bezeichnet werden, welcher Thüringen und Sorben scheide. Doch blieb er nicht Grenzscheide, denn auch über diesen Fluss drangen die Slaven vor und gründeten in dem östlichen Teile des Schwabengaues und Hosgaues, wie überhaupt im östlichen Thüringen, eine bedeutende Anzahl von Niederlassungen, die meist schon an den ihren Namen eigentümlichen Endungen -itz, -in, -ow u. a. erkennbar sind. Wahrscheinlich fand diese Ansiedelung auf der westlichen Seite der Saale schon in den ersten Jahrzehnten des 7. Jahrhunderts statt, in der Periode schmachvoller Schwäche des merowingischen Herrschergeschlechts. Freilich werden nach dem abermaligen Erstarken der fränkischen Reichsgewalt jene gewaltsam eingedrungenen slavischen Ansiedler nur als fränkische Unterthanen, nur durch Anerkennung der fränkischen Könige als ihrer Landesherren, in ihrem durch Eroberung gewonnenen Besitze unbehelligt geblieben sein.

Damals also müssen die slavischen Ansiedelungen in den beiden Mansfelder Kreisen — im Gebirgskreise der Lage entsprechend sehr gering an Zahl — entstanden sein, wenn auch zuzugeben ist, dass auch noch in den nächsten Jahrhunderten kriegsgefangene Slaven zwangsweise in kleinen Vordörfern in der Nähe deutscher Ortschaften angesiedelt worden sein mögen, z. B. in den mehrfach, so in Eisleben, Kloster Mansfeld, Pölsfeld, Allstedt, vorkommenden Sondersiedelungen, welche den Namen Siebenhitze (= Galgenstätte, Platz am Galgen) tragen, da man den verachteten Slaven, welche als Kriegsgefangene angesiedelt wurden, die von den Deutschen gemiedenen Örtlichkeiten zur Niederlassung anzuweisen pflegte.

Die slavischen Einwanderer waren gleichsam die letzte aufgespülte Schicht, die aus der Brandung und Überschwemmung der Völkerwanderung an der mittleren Saale zurückblieb, denn neue Einwanderer in bedeutender Zahl hat späterhin diese Landschaft nicht mehr aufgenommen. Wohl aber trat den Slaven gegenüber mit der fortschreitenden Festigung des fränkischen Reiches ein andauernder und erfolgreicher Rückschlag ein. Eine Reihe fester Burgen wurde auf dem linken Ufer des Flusses erbaut, die nachweisbar oder doch vermutlich einer sehr frühen Zeit angehören und ohne Zweifel die Bestimmung hatten, ein Damm gegen die slavische Sturmflut zu sein, so Alsleben, Friedeburg, Klotzenburg bei Closchwitz, Salzmünde, Lettin (urk.) Liudineburg u. a. m. Infolge dieser Absperrung konnte sich das slavische Volkstum auf dem linken Ufer der Saale, wo es dem Einflusse der deutschen Kultur und den germanisierenden Bestrebungen der christlichen Kirche und der deutschen Grundherren am stärksten ausgesetzt war, nicht behaupten, obgleich es seine Eigenart lange genug zähe zu behaupten verstanden hat, da noch im Jahre 1201 in Teutschenthal, einem trotz seinem deutsch klingenden Namen von Slaven gegründeten und bewohnten Dorfe des Mansfelder Seekreises, dessen ältester urkundlicher Name Dussina, später Dusne und Deusen lautet, Slaven als Bewohner erwähnt werden („decina sclavis de Deusen danda"). Jedesfalls aber ist noch während des Mittelalters die slavische Sprache westlich der Saale erloschen und nur Dorf- und Flurnamen erinnern hier und da noch an die Nationalität der früheren Bewohner.

Wenn sonach schon seit vielen Jahrhunderten die Sprache sämtlicher Bewohner der Mansfelder Kreise die deutsche ist, so sprechen dieselben dennoch nicht alle dieselbe Mundart.[1] Denn nicht nur wird westlich der Linie Piskaborn, Wimmelrode, Biesenrode, Greifenhagen, Meisberg, Ritterode, Walbeck und Arnstedt die unterharzische, in Morungen, Leinungen und Horla die nordthüringische, in Belleben, Piesdorf, Strenz-Naundorf und Alsleben eine mit der anhaltischen verwandten Mundart gesprochen, sondern auch die in der bei weitem grössten Zahl der mansfeldischen Ortschaften gesprochene mansfeldische Mundart lässt sich in drei Untermundarten, die nordmansfeldische, westmansfeldische und ostmansfeldische, scheiden. Die nordmansfeldische Mundart umfasst die Ortschaften des Wipperthales von der Stadt Mansfeld an bis zum Dorfe Ober-Wiederstedt, also Mansfeld, Leimbach, Gross-Örner, Burg-Örner, Molmeck, Hettstedt, Ober-Wiederstedt und ausserdem noch Gerbstedt. Die westmansfeldische umfasst im wesentlichen das Gebiet der Bösen Sieben und ihrer Zuflüsse, dringt jedoch südlich von der Stadt Mansfeld bis zur Wipper, ja an einer Stelle über dieselbe vor. Die zu ihr gehörigen sogenannten Grunddörfer Wimmelburg, Creisfeld, Hergisdorf, Ahlsdorf und Ziegelrode gelten manchen für die Heimstätte der eigentlichen und unverfälschten Mansfeldischen Mundart. Die Grenzortschaften dieses Gebiets sind: Hornburg, Holzzelle, Äbtischrode, Bischofrode, Schmalzerode, Bornstedt, Klosterode, Blankenheim, Annarode, Gorenzen, Möllendorf, Vatterode, Gräfenstuhl, Leimbach, Thondorf, Siersleben, Augsdorf,

[1] Vgl. hierzu: R. Jecht, Grenzen u. innere Gliederung der Mansfelder Mundart. (Zeitschr. des Harzver. XX, S. 96–115. 1887.) — H. Grössler, Die Mansfelder Mundart, ihre Grenzen, innere Gliederung und Abkunft. (Mansfelder Blätter IV, S. 1—14. 1890.)

Helmsdorf, Heiligenthal, Lochwitz, Bösenburg, Burgsdorf, Hedersleben, Dederstedt, Volkmaritz, Neehausen, Höhnstedt, Rollsdorf, Seeburg, Aseleben, Erdeborn. Die ostmansfeldische umfasst im wesentlichen das Gebiet der unteren Schlenze und ihres Zuflusses, des Fleischbaches, sowie das Gebiet des Salzigen Sees einschliesslich der Nebenflüsse derselben, nämlich der Weida, des Würdebaches und der Lawêke; nur die Oberläufe dieser Flüsschen fallen zum Teil ausserhalb dieses Gebietes. Die Linie seiner grössten Ausdehnung liegt zwischen den Ortschaften Gnölbzig a. d. Saale im Norden und Dornstedt im Süden. Östlich scheint die Saale die Grenze zu bilden.

Vergleicht man nun den Umfang der ehemaligen Gaue mit dem räumlichen Umfange der hier in Betracht kommenden Mundarten, so stellt sich das überraschende Ergebnis heraus, dass das Gebiet der anhaltischen Mundart fast völlig innerhalb des Schwabengaues fällt, also recht wohl als eine nordschwäbische bezeichnet werden kann, ferner, dass die östlich von Halle im ehemaligen Werinerfelde gesprochene Mundart, die man die Hallische zu nennen pflegt, deren Grenzen nach Osten zu aber erst noch zu ermitteln sind, als werinisch oder warnisch gelten darf; endlich, dass das Mansfeldische als die Sprache der Hosingen angesehen werden muss, weil die Mansfelder Mundart nicht nur den ganzen nördlichen Hosgau, sondern auch einen beträchtlichen Teil des südlichen erfüllt. Ja man darf sogar, noch weitergehend, behaupten, dass die nordmansfeldische Mundart, welche längs der Schlenze zwischen Wipper und Saale gesprochen wird, silingischer Eigenart entsprechen mag, die ostmansfeldische ursprünglich hosingisch, bis zu einem gewissen Grade slavischen Einflüssen ihre Eigenart verdanken mag, da nur in diesem Striche des Mansfelder Sprachgebiets slavische Siedelungen den deutschen massenhaft untermischt sind. Die westmansfeldische, ursprünglich ebenfalls hosingische Mundart endlich scheint ihre eigentümliche Färbung dem erst gegen Anfang des 16. Jahrhunderts erfolgten massenhaften Zuzuge von Bergleuten bairischen Stammes aus Steiermark, Kärnthen u. s. w. zu verdanken. Auf jeden Fall wird man wenigstens annehmen müssen, dass Verschiedenheit der Abstammung die Verschiedenheit der Mundarten hervorgerufen hat.

7. Die Gaue und Gaugerichtsstätten. Die aus den Gauen hervorgegangenen Grafschaften und Herrschaften. Überblick über die Geschichte der Grafschaft Mansfeld.

Über die politischen Verhältnisse der beiden Mansfelder Kreise sei kurz nur folgendes bemerkt. Ursprünglich — zur Zeit der fränkischen, sächsischen und salischen Kaiser — verwalteten Gaugrafen das Land, aus welchen die beiden Mansfelder Kreise entstanden sind. Der Kern des Gebirgskreises (links der Wipper) gehörte im früheren Mittelalter zum Schwabengau; das westliche Stück südlich der Wipper (die Herrschaften Morungen und Wippra) zum Gaue Friesenfeld, das östliche Stück südlich der Wipper (die Herrschaft Mansfeld bezw. Rückscheburg) zum nördlichen Hosgau.[1] Doch auch die zu den

[1] Vgl. zu dieser und den folgenden Ausführungen die von mir entworfene historische Karte der beiden Mansfelder Kreise. Desgl. (Krumhaar), die Grafen von Mansfeld und ihre Besitzungen. Eisleben, 1872.

Dörfern Creisfeld und Hergisdorf gehörigen Fluren zwischen Dippelsbach und Goldgrund gehörten ursprünglich zum Friesenfelde.

Das vom Reiche zu Lehen rührende Gaugericht des zum Gebirgskreise gehörenden Teils des Schwabengaues befand sich zu Quenstedt. Im Jahre 1323 nennt der römische König Ludwig (der Bayer) unter den Reichslehen, die er dem Grafen Burchard überträgt (feuda, quae a nobis et sacro imperio se tenere proposuit) auch das Gericht zu Quenstedt (iudicium in Quenstede).

Der Seekreis besteht erstlich aus dem grössten Teile des nördlichen Hosgaues, welcher von der Saale, der Salze, dem Süssen See, der Bösen Sieben (Dippelsbach), der Wipper, dem Krieggraben, dem Hanfgraben und der Schlenze umschlossen wurde; ferner aus der südöstlichen Ecke des Schwabengaues (Grafschaft Alsleben und Herrschaft Friedeburg), aus dem nördlichsten Streifen des südlichen Hosgaues südlich von der bösen Sieben, den Seen und der Salze (Herrschaften Helfta, Seeburg, Schraplau und Reveningen) und endlich aus der Nordostecke des Gaues Friesenfeld südlich vom Goldgrunde und der Bösen Sieben bis zur Wolferöder Grund, welche letztere hier das Friesenfeld vom südlichen Hosgaue schied.

Im Seekreise befinden sich zwei uralte Gaugerichtsstätten, von denen die eine der Hauptgerichtsstuhl des nördlichen, der andere der des südlichen Hosgaues war. Die Gaugerichtsstätte des nördlichen Hosgaues ist Bösenburg, ursprünglich höchstwahrscheinlich ein Sitz der thüringischen Könige. Schon um 1180 wird das Landgericht in Bösenburg (placitum in Bisinburg) urkundlich erwähnt, und 1265 nennt Graf Burchard v. Mansfeld als vorsitzender Gaurichter diese Gerichtsstätte das Landding (in placito provinciali, quod dicitur lantdinc, cui tunc presedimus in Beseneborch). Später (1342 und 1348) wird auch der Stuhl zu Bösenburg (stûl tu Beseneborch) ausdrücklich als die Grafschaft im Hosgau (graveschop tu Hosekow und grafscap tû Hûsegowe), auch (1316) als die Grafschaft Friedeburg, die vormals Hosgau geheissen habe („dhe grafschop to Husegowe, de man nu von Vredeberch het“) bezeichnet. Nachdem jedoch der Ort Bösenburg mehr und mehr an Bedeutung verloren hatte, hegte man das Bösenburger Landgericht in dem volkreicheren Hedersleben, weshalb in späteren Urkunden meist von der Grafschaft und dem Gerichtsstuhl zu Hedersleben die Rede ist. Doch erhellt die ursprünglich höhere Bedeutung des Bösenburger Gerichts deutlich aus einer Urkunde des Jahres 1320, in welcher bestimmt wird, dass die zum Gericht Hedersleben gehörigen Dörfer und Leute, wenn man sich dort über das Urteil nicht einigen könne, es zu Beseneburch holen sollen. Bösenburg war also die oberste Instanz und der Bezirk des Schultheissenamts zu Hedersleben ursprünglich wohl nur ein Teil des Bösenburger Gerichtssprengels.

Aber auch die Hauptgerichtsstätte des südlichen Hosgaues liegt innerhalb des Seekreises, das ist der Gerichtsstuhl zu Helfta, welcher nach Ausweis verschiedener kaiserlicher Lehnbriefe zu den feuda a sacro imperio gehörte und auch nach verschiedenen erzbischöflich Magdeburgischen Urkunden „vom heiligen römischen Reich zu Lehen rührte.“ Je nach Bedürfnis scheint man aber in späterer Zeit das Gaugericht auch an anderen Orten des südl. Hosgaues gehegt zu haben, z. B. zu Unter-Röblingen am See, wie sich aus urkundl. Nachrichten ergiebt.

Nach dem Verfall der Gauverfassung bildete sich eine Anzahl erblicher Graf-

schaften und Grundherrschaften aus, welche innerhalb eines bestimmt abgegrenzten Bezirks eine Anzahl zu ihnen gehöriger Ortschaften umfassten. So treten denn seit dem 11. und 12. Jahrhundert verschiedene Geschlechter von hohem Adel hervor, die als Erbherren teils auf freiem Eigen, teils auf Lehen sitzen, so im Gebirgskreise die Edlen von Konradsburg, später Grafen von Falkenstein; die Edelherren von Arnstedt, später Grafen von Arnstein und Edelherren von Biesenrode, die Edelherren von Wippra und die Grafen von Mansfeld. Im Seekreise sind zu nennen: die Grafen von Alsleben, die Edelherren von Friedeburg, von Schochwitz, von Seeburg, von Rebeningen (Röblingen), von Hakeborn u. a. m. Den Grafen von Mansfeld Hoierschen Stammes und einer ihre Erbschaft antretenden Linie der Edelherren von Querfurt war es beschieden, diese verschiedenen Gebiete nach und nach in ihrer Hand zu vereinigen, und darum dürfte ein kurzer Überblick über die Geschichte dieses Geschlechts sich als notwendig herausstellen.

Bis zum Jahre 1069 finden wir in dem nördlichen Hosgau, welcher, wie schon bemerkt, im wesentlichen mit dem heutigen Seekreise zusammenfällt, das Geschlecht der Grafen von Wettin, deren Nachkommen heutzutage im Königreiche Sachsen und in den sächsisch-thüringischen Herzogtümern herrschen, im Besitze der Gaugrafenwürde. Erst unter dem letzten Gaugrafen aus diesem Geschlecht, unter Dedo II., erscheint zum erstenmale im Jahre 1060 ein Dynast namens Hoier von Mansfeld urkundlich als Grundbesitzer in der Umgegend von Mansfeld, woraus man wohl folgern darf, dass die Edelherren von Mansfeld spätestens um die mitte des 11. Jahrhunderts in den Besitz der Grundherrschaft Mansfeld gelangt sein müssen, und dass der Ursprung des Schlosses Mansfeld als des Sitzes dieses Dynasten, bis ins 11. Jahrhundert zurückreicht. Woher dieses Geschlecht aber eigentlich stammt, das ist ungewiss. Die Sage sucht es an einen der Helden in König Artus Tafelrunde anzuknüpfen, ja sogar an den Ritter S. Georg, den Schutzheiligen dieses Geschlechts; thatsächlich aber umgiebt völliges Dunkel seinen Ursprung, und nicht einmal das ist festzustellen, ob es ein alteinheimisches oder zugezogenes ist. Doch darf der Vorrede zum Sachsenspiegel Glauben geschenkt werden, welche behauptet, dass die Grafen von Mansfeld sächsischen Ursprungs seien. Auch das ist nicht sicher, ob die Edelherren von Mansfeld, nachdem die Wettiner die Gaugrafschaft im nördlichen Hosgau hatten aufgeben müssen, diesen unmittelbar in der Grafenwürde gefolgt sind, doch ist es im höchsten Gerade wahrscheinlich, dass Hoier I. im Jahre 1069 die Gaugrafschaft im Hosgau erlangt hat, da sein voraussetzlicher Sohn Hoier II. sie ohne Zweifel besessen hat. Die Lücke zwischen Vater und Sohn sucht eine vielleicht mit ächter Überlieferung verquickte Geschichtsfälschung auszufüllen, welche behauptet, im Jahre 1083 habe auf dem Schlosse Mansfeld ein Graf Ernst von Mansfeld gehaust, der dem im Schlosse zu Eisleben eine Zeit lang residierenden und von einem kaiserlichen Heere belagerten Gegenkönige Heinrichs IV., Hermann von Salm-Luxemburg, zu Hilfe gekommen sei und in der heutigen Freistrasse zu Eisleben einen glänzenden Sieg davon getragen habe. Das gekrönte Haupt dieses Gegenkönigs, des sogenannten Knoblauchskönigs, welches als Wahrzeichen der Stadt Eisleben gilt, soll später zum Andenken an seine Anwesenheit an der Nordostecke des Rathauses angebracht worden sein. Erst im Anfange des 12. Jahrhunderts tritt ein Graf von Mansfeld, Hoier II.,

geschichtlich durchaus gesichert und sofort weithin Aufmerksamkeit erregend, in das Licht der Geschichte. Dieser erste namhafte Vertreter des bis dahin kaum genannten Geschlechts war ein Mann von so hervorragenden Eigenschaften, dass ihm von seinem Kaiser für den Fall der Niederwerfung des aufständischen Sachsenvolkes die Würde eines Herzogs von Sachsen, damals wohl die wichtigste im ganzen Reiche, zugedacht war. Jedoch in der auf mansfeldischem Boden am 11. Febr. 1115 geschlagenen blutigen Schlacht am Welfesholze fand der löwenmutige Hoier den Tod, und der so blendend aufgegangene Glücksstern seines Hauses erblasste alsbald wieder. Denn den übrigen sächsischen Fürsten musste daran liegen, dieses für die kaiserliche Oberherrlichkeit so thatkräftig eingetretene Geschlecht möglichst nieder zu halten. Daraus dürfte es sich erklären, wie dasselbe zunächst wieder in eine gewisse Unbedeutendheit zurücksinken konnte, da des grossen Hoier Sohn, Hoier III., in den Urkunden nicht nur mitunter ohne den Grafentitel erscheint, sondern sich auch genötigt sah, die väterliche Herrschaft Mansfeld und mit ihr vermutlich auch die Gaugrafschaft im Hosgau von dem Hochstifte Halberstadt, dem die Oberherrlichkeit über Mansfeld als Siegespreis zugefallen war, zu Lehen zu nehmen. Sein Nachfolger Hoier IV. führt nicht nur fast ohne Ausnahme, wenn er urkundlich erwähnt wird, den Titel Graf, sondern erscheint auch in Ausübung der Grafenbefugnisse; so z. B. hat er laut einer Urkunde vom Jahre 1181 auf dem Landgerichte zu Bösenburg (Bisiniburg) als Graf den Vorsitz geführt, freilich wohl nur als ein vom Bischof von Halberstadt mit der Ausübung des Grafenamts betrauter Lehngraf. Schon bei Lebzeiten dieses Hoier des IV. scheint sich das Geschlecht in zwei Linien geteilt zu haben, der Art, dass Hoier IV. den Titel eines Grafen von Mansfeld weiterführte und die Stammherrschaft behielt, sein Bruder Ulrich dagegen die Herrschaft Polleben erhielt, zu welcher er noch die Herrschaft Friedeburg durch Heirat hinzuerworben zu haben scheint. Denn nach dieser letzteren Erwerbung nannten sich seitdem seine Nachkommen, die das altmansfeldische Wappen, nämlich sechs in zwei Reihen gesetzte Rauten und auch den altmansfeldischen Helmschmuck, einen offenen Flug, führten, Edle von Friedeburg. Offenbar hat zwischen den beiden Brüdern eine Totteilung stattgefunden, da der Friedeburger Zweig nach dem Aussterben des mansfeldischen diesen nicht beerbte. Etwa 100 Jahre später, in den Jahren 1264—1269 löste sich das aus Hoierschem Blut entsprossene Geschlecht der Friedeburger gänzlich von dem Boden der Heimat los, um ausgedehnten Grundbesitz in den Ostmarken zu erwerben, woselbst verschiedene Orte, wie z. B. Friedeberg und Bornstedt in der Neumark, entweder einfach die Namen der in der alten Heimat besessenen Stammburgen wiedergeben oder, wie Hoyerswerda in der Lausitz, den von Alters her in beiden Linien des Geschlechts gebräuchlichen Mannsnamen Hoier in ihrem Namen dauernd festhielten.

Graf Burchard von Mansfeld, der erste dieses Namens und zugleich der letzte des Hoierschen Stammes, hob das Ansehen seines Geschlechts zuerst wieder in merklicher Weise. Denn nicht nur finden wir ihn im Besitz von Gütern auch ausserhalb des nördlichen Hosgaues, sondern auch wiederholt als Teilnehmer an Reichsversammlungen, während seine auf Hoier II. folgenden Vorgänger offenbar in politischer Zurückgezogenheit gelebt hatten, wenigstens ist eine Beteiligung derselben an Reichsangelegenheiten nicht bekannt. Wie nun schon Hoier II. den

Vorteil seines Hauses im festen Anschluss an das Reichsoberhaupt gesucht hatte, so schloss sich auch Burchard an den Thronbewerber aus dem hohenstaufischen Hause an, welches dem Reiche schon mehrere ruhmvolle Kaiser gegeben hatte. Wenn nun auch durch ihn das Ansehen seiner Familie ohne Zweifel mächtig gehoben worden ist, so musste er doch eines Sohnes und Erben entbehren, der sein Geschlecht und seinen Namen hätte fortführen und den bereits stattlichen Besitz noch hätte vermehren können. Nur zwei Töchter, namens Gertrud und Sophia, hatte ihm seine Gemahlin Elisabeth von Schwarzburg geboren, von denen die ältere an den Burggrafen Hermann v. d. Neuenburg (de novo castro) auf der landgräflichen Veste über Freiburg a. d. U., welcher aus dem Hause der edlen Burggrafen von Meissen stammte, verheiratet war, während sich die jüngere mit dem Burggrafen Burchard von Querfurt, dem Besitzer der Herrschaft Querfurt, vermählte. Nach dem im Jahre 1229 erfolgten Tode ihres Vaters teilten sich die Töchter in das Erbe, und so schien denn die Geschichte einer selbständigen Grafschaft Mansfeld ihr Ende erreicht zu haben. Jedoch im Jahre 1264 erkaufte der Sohn der jüngeren Erbtochter Sophia, wie sein Vater und Grossvater (mütterlicher Seite) Burchard geheissen, nicht nur den Anteil der älteren Erbtochter Gertrud, welchen deren Gemahl Hermann bisher unter dem Titel eines Grafen von Mansfeld verwaltet hatte, sondern auch in den Jahren 1264 und 1266 ausser der Herrschaft Friedeburg den von den Friedeburgern bis dahin besessenen Anteil der alten Grafschaft, und so wurden denn die 30 Jahre und mehr von einander getrennt gewesenen Hälften der Grafschaft wieder zu einem Ganzen vereinigt. Wenn nun auch der Verkauf seitens der Söhne des Burggrafen Hermann nur auf Wiederkauf stattgefunden zu haben scheint, weil sonst diese, wie es der Fall war, den Titel „Grafen von Mansfeld“ schwerlich noch eine Weile hätten weiterführen können, so legte sich doch der Burggraf Burchard der Jüngere als thatsächlicher Besitzer der ganzen Gratschaft und Inhaber der Grafenrechte in derselben seit 1264 unter Aufgabe des Titels eines Burggrafen von Querfurt den Titel eines Grafen von Mansfeld bei und führte ihn, wie auch seine Nachkommen, seitdem ausschliesslich. Zugleich fügte er seinem angestammten Querfurter Wappen, welches rote Balken in silbernem Felde zeigte, und dem Querfurter Helme mit 7—8 rotsilbern gestreiften Fähnlein die altmansfeldischen Rauten wie auch den altmansfeldischen Helmschmuck des offenen Fluges hinzu, welch letzterer freilich nur selten auf den Siegeln seiner Nachkommen erscheint. Doch hat er sich in dem jetzigem Siegel der Stadt Eisleben bis auf die neueste Zeit als silberner Flug in blauem Felde erhalten. Man darf also nie ausser Acht lassen, dass das seit 1264 weit über 500 Jahre unter sehr wechselnden Geschicken in der Grafschaft Mansfeld blühende Grafengeschlecht des Namens Mansfeld eigentlich Querfurtischen Stammes ist. Doch nicht nur die Wiedervereinigung der getrennt gewesenen Teile der alten Grafschaft, auch die Wiedererhebung der Herrschaft Mansfeld zu freiem Eigen ist diesem Grafen Burchard zu verdanken. Denn am 28. August 1267 gelang es ihm durch sehr bedeutende Lehnsauftragungen an das Hochstift Halberstadt das Schloss Mansfeld innerhalb Wall und Graben von dem Bischof und Domkapitel zu Halberstadt als freies Eigen einzutauschen und damit die seit der Schlacht am Welfesholze auf den Besitzern von Mansfeld lastende halberstädtische Lehnshoheit wenigstens

für den Stammsitz, die Burg Mansfeld, wieder abzustreifen. Erst mit dieser Errungenschaft war die Möglichkeit gegeben, die Reichsstandschaft anzustreben.

Die nächsten Jahrhunderte zeigen nun auch ein mächtiges Emporblühen des neuen Mansfelder Grafengeschlechts. Zwar teilten sich Burchards III. Söhne derart in ihr Erbe, dass Gebhard die Querfurter Stammgüter für sich nahm, Burchard IV. dagegen die Grafschaft Mansfeld erhielt, doch zeigten der letztere und nicht minder seine Nachkommen bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts hinein sich sehr wirtlich und auf die Vermehrung ihres teils aus freiem Eigen, teils aus Halberstädter und Magdeburger Lehnstücken bestehenden Besitzes sorgsam bedacht; auch nahmen sie an vielen wichtigen Begebenheiten entscheidenden Anteil. 1294 erkaufte Burchard IV. zusammen mit seinen Vettern die Herrschaft Seeburg, 1301 erwarb Burchard VI. die Herrschaft Bornstedt, 1320 die Herrschaft Hedersleben, 1323 vorübergehend die Reichsburgen Allstedt und Morungen und etwa um die gleiche Zeit auch das Schloss Schkeuditz. Nebra a. d. U. besass er in Gemeinschaft mit seinen gleichnamigen Vettern von Schraplau. 1335 erkaufte Burchard VII. von seinem gleichnamigen Vetter die Herrschaft Schraplau mit Unter-Röblingen, und 1346 von den Edelherren von Hakeborn die Herrschaft Helfta. Im Jahre 1364 aber wurde Graf Gebhart von Kaiser Karl IV. nicht nur mit dem Grafenbanne, sondern auch mit der Gerechtigkeit des Bergbaues innerhalb der sogenannten Berggrenze, welche ausser der uralten Gaugrafschaft des nördlichen Hosgaues auch die Herrschaften Helfta und Bornstedt nebst mehreren andern benachbarten Strichen umschloss, belehnt. 1387 erkauften die Grafen Busso und Günther von den Grafen von Regenstein die Freiherrschaft Arnstein, deren Wappen, ein weisser Adler in schwarzem Felde, seitdem in das mansfeldische Gesamtwappen aufgenommen wurde. Um das Jahr 1440 wurden die Herrschaften Wippra und Rammelburg erworben, 1442 kam dazu das dominium utile von Friedeburg und Salzmünde, 1459 durch Kauf von den Grafen von Hohnstein der Burgbezirk Artern mit Vockstedt, 1479 von eben denselben die Freiherrschaft Heldrungen, deren Wappen, den mit einem (rotweiss in zwei Reihen geschachten) Schrägbalken belegten, goldenen, gekrönten thüringischen Löwen in blauem Felde zeigend, als viertes dem mansfeldischen Gesamtwappen einverleibt wurde. Die letzten, nur kürzere Zeit im Besitze der Mansfelder Grafen verbleibenden Erwerbungen waren: 1525 zum zweiten Male die Herrschaft Allstedt, 1527 der Burgbezirk Rothenburg an der Saale und 1540 das Klosteramt Sittichenbach.

Zeigt sich sonach bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts eine stetige und ansehnliche Zunahme des Besitzes und der Gerechtsame des Grafengeschlechtes, so erlitt dasselbe doch auch manche schwere Schädigung und Minderung seiner Bedeutung teils durch eigene Schuld, teils durch die Ungunst der Umstände.

Bereits 1442 nämlich wurden die Grafen genötigt, die bisher als Freieigen von ihnen besessene Freiherrschaft Arnstein Chursachsen als Lehen aufzutragen. In der Hoffnung sich gegen die immer deutlicher hervortretenden Mediatisierungsgelüste der Wettiner an dem Erzstift Magdeburg einen Rückhalt zu verschaffen, trugen sie 1446 die seit 1267, wie oben gezeigt wurde, als Allod von ihnen besessene Stammherrschaft Mansfeld als Lehen dem Erzstift

Magdeburg auf. Aber dieses grosse Opfer war vergeblich gebracht, denn infolge des Drängens der Herzöge von Sachsen wurde die Oberlehnsherrlichkeit über die Bergwerke sowie über die Herrschaft Morungen u. a. m., die die Grafen bisher vom Reiche zu Lehen getragen hatten, ihnen entzogen und jenen zugesprochen, eine Standesminderung, in die sich die Grafen im Jahre 1484 endlich wohl oder übel fügen mussten.

War nun schon die Umgestaltung ihres freieigenen Besitzes in Lehen ihrem Ansehen und ihren Ansprüchen auf reichsständische Stellung in hohem Grade nachteilig, so fast noch mehr die Zersplitterung ihrer Hausmacht durch wiederholte Teilungen. Schon im Jahre 1420 kamen die drei damals lebenden gräflichen Brüder auf den unglücklichen Gedanken, die Grafschaft unter sich zu teilen, und es entstanden demnach drei besondere Linien. Aber die beiden älteren starben gegen Ende des 15. Jahrhunderts (1492 und 1499) wieder aus, und die Enkel Graf Günthers II. von der jüngsten Linie, welche den Stamm fortsetzten, vereinigten wieder den ganzen Familienbesitz in ihrer Hand. Jedoch diese Gunst des Geschickes wurde bald darnach (1501) durch eine neue, noch tiefer einschneidende Teilung der Grafschaft abermals unwirksam gemacht, denn die gesamte Grafschaft wurde nunmehr in fünf, hinsichtlich der Regierung von einander völlig unabhängige Teile geteilt, von welchen die drei Söhne des vorderortischen Grafen Albrechts des III. drei, die zwei Söhne des andernortischen Grafen Ernst I. zwei erhielten. Die Residenzen der fünf Grafen befanden sich teils auf Schloss Mansfeld selbst, teils auf den Schlössern Arnstein, Heldrungen und Seeburg. Das einzige gemeinsame Band der Grafschaftsfünftel war die Bestimmung, dass Schloss Mansfeld, die Städte Eisleben und Hettstedt, die Bergwerke, desgleichen die Jagd und endlich die Fischerei in den beiden Seeen allen Linien nach wie vor gemeinschaftlich bleiben sollten. Mit dieser Zerstückelung hatte es aber noch nicht einmal sein Bewenden. Denn die vorderortische Linie, welche bis zum Jahre 1563 auf ungeteiltem Besitz gesessen hatte, vollzog zu ihrem Unheil in diesem Jahre eine weitere Teilung, indem jedem der sechs weltlich gebliebenen Söhne des Grafen Ernst II. ein Amt zu eigener Regierung überwiesen und somit sechs neue Linien mit den Residenzen Bornstedt, Eisleben, Friedeburg, Arnstein, Artern und Heldrungen gegründet wurden. Die fast sofortige Wirkung dieses unbesonnenen Schrittes war die, dass die zahlreichen Gläubiger des tiefverschuldeten Vorderortes, um ihre Befriedigung besorgt, auf Zahlung drangen und, weil diese nicht geleistet werden konnte, die Einsetzung erst einer kaiserlichen, dann einer oberlehnsherrlichen Kommission zur Regulierung der Schulden des Vorderorts durchsetzten, weil der Mittel- und Hinterort, da sie selbst stark verschuldet waren, die Gläubiger zu befriedigen und dann selbst die Regierung zu übernehmen nicht im stande waren. Die Schuldenlast des Grafenhauses war zum guten Teil Folge der ungewöhnlich starken Kinderzahl in allen Linien. Sechs Kinder müssen schon als eine niedrige Ziffer gelten; viele brachten es aber auch auf 9, 10, 11, 12, 14, 15, 16; ja ein Graf, Ernst, sogar auf 22 Kinder! Ein solcher Kinderreichtum liess sich mit den festgehaltenen, ja gestiegenen hochgräflichen Ansprüchen auf standesgemässen Unterhalt auf die Dauer nicht vereinigen, und so kann man sich denn nicht wundern, dass die Grafen immer tiefer in Schulden gerieten. Aber doch war die Summe derselben,

welche die Regulierungskommission feststellte — fast $2\frac{3}{4}$ Millionen Gulden — über Erwarten gross. Chursachsen benutzte die günstige Gelegenheit, sich die Regierung des grösseren Teils der Grafschaft zu verschaffen. Am 3. 13. September 1570 wurden die sechs Grafen des Vorderorts sequestriert, die des Mittel- und Hinterorts mediatisiert, damit von den Einkünften ihrer Ämter nach und nach die Schulden abgetragen würden. Ferner tauschte Chursachsen, um ein einheitliches Geschäft zu haben, gegen Abtretung Hohnsteinschen Gebietes am Südharz durch den Permutationsrezess vom 16. 26. Oktober 1573 nicht nur die bisher Halberstädtischen, sondern auch durch einen zweiten Permutationsrezess vom 1. 10. Juni 1579 auch noch einen Teil der Magdeburgischen Lehnstücke der Grafschaft Mansfeld ein, und so wurde denn ein Nachkomme des Hauses Wettin Lehnsherr in demselben Gebiete, dessen Regierung seine Vorfahren vor mehr als 500 Jahren den Edelherren von Mansfeld hatten überlassen müssen. Chursachsen besass nach diesen Permutationen drei Fünftel der Grafschaft, während zwei Fünftel derselben magdeburgisch blieben, später aber nach dem Anfall derselben an Brandenburg brandenburgisch-preussisch wurden. Jeder Lehnsherr setzte übrigens sofort einen Oberaufseher ein, der im Namen der Grafen, thatsächlich aber im Interesse seiner Auftraggeber die Regierung zu führen hatte.

Wenn es nun auch einzelnen Zweigen des Grafengeschlechts gelang (so 1691 und 1709), die Reichsfürstenwürde und einflussreiche Stellungen in auswärtigen Diensten zu erlangen, namentlich in spanischen und österreichischen, so blieb doch der Versuch, die Aufhebung der Sequestration, die Wiederanerkennung der Reichsstandschaft und die Einführung in das Fürstenkollegium des Reichstags zu erlangen, ohne Erfolg. Nur die Sequestration des magdeburgischen Anteils wurde am 7. September 1716 von dem Inhaber des Erzbistums Magdeburg, dem Könige Friedrich Wilhelm I. von Preussen, wieder aufgehoben; die Abhängigkeit von den beiden Lehnsherren Preussen und Sachsen dauerte aber fort. Die alle andern Linien überdauernde vorderortische, die katholische Bornstedter Linie, gelangte in Böhmen zu Macht und Ansehn, verfiel jedoch mit ihren dort gelegenen Gütern ebenfalls der Sequestration und starb am 31. März 1780 männlicherseits aus. Der letzte Spross des Geschlechtes führte die die Entwickelung der Familiengeschichte ausserordentlich kennzeichnenden Namen *Joseph Wenzel Johann Nepomuk*. Nunmehr inkorporierten die beiden Lehnsherren der Grafschaft die von ihnen zu Lehen rührenden Teile der Grafschaft ihren Ländern; die böhmischen Güter des Hauses aber kamen durch die Erbtochter Isabella an das fürstliche Haus Colloredo, welches nicht nur das mansfeldische Wappen dem seinigen hinzufügte, sondern auch den Namen Mansfeld mit dem seinigen dergestalt vereinigte, dass sich der jedesmalige erstgeborne Sohn des Fürsten von Colloredo bei Lebzeiten seines Vaters ganz allein *Fürst von Mansfeld*, die jüngeren Söhne aber sich *Grafen von Colloredo-Mansfeld* nennen sollten. Nach vorübergehender Einverleibung des grösseren Teils der Grafschaft in das Königreich Westfalen (1807 — 1813) fiel dieselbe 1813 und 1815 in ihrem gesamten Umfange an Preussen und wurde in diesem Königreich ein Bestandteil der neugebildeten preussischen Provinz Sachsen.

8. Die Pflanzung des Christentums in den beiden Mansfelder Kreisen. Die Gründung von Pfarrkirchen und ihre Schutzheiligen.

Der Same des Christentums konnte in der Landschaft, welche heutzutage die beiden Mansfelder Kreise umschliesst, mit dauerndem Erfolg selbstverständlich erst in einer Zeit ausgestreut werden, welche eine ununterbrochene und darum nachhaltige Einwirkung auf die heidnischen Gemüter durch feste staatliche Zustände ermöglichte. Eine solche Zeit trat erst im 8. Jahrhundert ein, seitdem die karolingischen Hausmeier an der Ostgrenze des fränkischen Reiches bestimmt abgegrenzte Verwaltungsbezirke geschaffen und durch die Einsetzung von Gaugrafen die Aufsichts- und Schutzgewalt des Staates in diesen Gauen fest begründet hatten. Zwar ist ohne Zweifel schon vorher, im siebenten, ja vermutlich schon im sechsten Jahrhundert, der Versuch gemacht worden, die heidnischen Thüringer und Sachsen für das Christentum zu gewinnen, namentlich durch Sendboten der iroschottischen Kirche, unter denen der h. Kilian hervorzuheben ist, dessen Einwirkung sich sogar bis in das untere Unstrutthal erstreckt zu haben scheint, aber alle diese Versuche waren keine Unternehmungen im grossen Stil, sondern sozusagen nur Privatunternehmungen, denen der Schutz der staatlichen Gewalt nicht zur Seite stand, und hatten darum nur mässigen oder vorübergehenden Erfolg. Aber schon kurz vor der Zeit, in welcher Kilian den Märtyrertod erlitt, war der Mann geboren worden, dem es beschieden sein sollte, nicht nur das thüringische Mittelland, sondern auch grosse Teile des an dasselbe nordöstlich angrenzenden ehemaligen Nordthüringerlandes, im besondern die Gaue Friesenfeld, Hosgau und Schwabengau, dauernd für das Bekenntnis Christi zu gewinnen, das war der etwa um das Jahr 675 zu Kirton in Wessex geborene, aus edlem Geschlechte stammende Angelsachse Wynfrith (Winfried), dessen bekannterer Name Bonifatius nach neueren Forschungen nicht etwa eine anmassende Selbstbespiegelung des Mannes bekundet, als hätte er sich schon vor vollbrachter Arbeit als den geistlichen Wohlthäter der von ihm zu bekehrenden heidnischen Deutschen bezeichnen wollen, sondern nur eine allerdings etwas sonderbare Übersetzung des angelsächsischen Namens ins Lateinische ist = qui boni fati est, bono fato fruitur, also einen Gewinner des Friedens, eines glücklichen Loses, d. h. einen Glücklichen bedeuten soll. Es kann hier nicht der Lebenslauf dieses merkwürdigen Mannes, soweit es der Forschung gelungen ist, ihn festzustellen, erzählt werden. Nur das sei hervorgehoben, dass Bonifatius, von den fränkischen Machthabern auf das kräftigste geschützt und unterstützt, sein Werk mit dem praktischen Verstande und der stahlharten Entschlossenheit eines organisatorischen Genies begann, welches überall das Heidentum an der Wurzel zu treffen und dem Christentum eine bleibende Stätte zu bereiten verstand. Wie weit er persönlich in Thüringen vorgedrungen ist, darüber fehlt jede Nachricht. Nur die Volkssage, die sich freilich nicht überall mit der Wirklichkeit decken wird, bezeichnet als sein Arbeitsgebiet das ganze mittelthüringische Land zwischen Harz und Thüringer Wald, und zwar ostwärts bis zur Saale, nach Nordosten hin bis in das Anhaltische hinein. Denn nicht nur eine ganze Reihe von Bonifatius-Sagen und von Örtlichkeiten, die mit seinem Namen benannt sind, beweist, dass sich das christliche Volk der späteren Zeit den Boni-

fatius als Heidenbekehrer in diesen Landschaften thätig gedacht hat, sondern auch eine ganze Reihe von Bonifatiuskirchen, welche dem bald heilig Gesprochenen im Thüringerlande geweiht worden sind, bezeugt, dass man in diesen Gauen der geistlichen Wohlthaten, die er persönlich oder durch von ihm ausgesandte Sendboten den Vorfahren erwiesen, dankbar hat eingedenk sein wollen, wie auch, dass man von dem in den Himmel versetzten Heiligen Fürsprache und Schutz für die ihm geweihten Kirchen und Gemeinden in aller Folgezeit erwartete. Übrigens bildet auch für die Bonifatiuskirchen, wie für die Bonifatiussagen, die Saale im Osten und die Bode mit ihren Zuflüssen im Norden die Grenze der Verbreitung. Natürlich können die Kirchen, die des Bonifatius eigenen Namen tragen, in den Mansfelder Kreisen allein nicht weniger als vier, nämlich zu Volkmaritz und Friedeburg im Seekreise, zu Vatterode und Schwaben-Quenstedt im Gebirgskreise, nicht von ihm selbst gegründet, sondern erst nach seinem Tode ihm gewidmet sein, aber bald nach demselben sind sie, als Zeichen der Dankbarkeit und Verehrung, gewiss gegründet worden.[1]

Doch wir haben auch zeitgenössische geschichtliche Zeugnisse, dass die Bewohner der Gaue Friesenfeld und Hosgau und zum Teil auch des Schwabengaues schon vor dem Tode des Bonifatius, wenn auch zunächst nur äusserlich, zum Christentum bekehrt worden sind. Denn die Metzer und andere fränkische Annalen berichten, im Jahre 747 sei Grifo oder Grippo, der Halbbruder des fränkischen Hausmeiers Pippin, welcher sich von seinem Bruder benachteiligt glaubte, von einer Schar vornehmer Franken begleitet, zu den Sachsen geflohen, wo er Aufnahme und Anhänger fand und bis zum Jahre 748 verweilte. Sein Wohnsitz während dieser Zeit war ohne Zweifel im Schwabengau, da uns im heutigen Mansfelder Gebirgskreise zwei nördlich der Wipper nahe bei einander gelegene Ortschaften begegnen, deren Name auf den Aufenthalt Grifos daselbst schliessen lässt, nämlich Greifenhagen und Gräfenstuhl, die beide den Personennamen Grifo enthalten, von denen der erstere „Hagen des Grifo", der letztere „Stuhl," d. h. „Wohnsitz oder Residenz des Grifo" bedeutet, was die Annahme gestattet, dass die Volkserinnerung in diesen Namen den denkwürdigen Aufenthalt des eine königliche Machtstellung erstrebenden karolingischen Prinzen festgehalten hat. In diese Zeit nun, während deren Grifo im sächsischen Schwabengaue weilte (747—748), muss der merkwürdige Brief fallen, den Bonifatius an Grifo geschrieben hat. In diesem Briefe bittet der oberste Leiter der Heidenmission in Thüringen und Sachsen den einflussreichen Jüngling, er möge doch die Knechte Gottes, die Priester, Presbyter, Mönche und Mägde Christi, die er nach Thüringen gesandt habe, in seinen Schutz nehmen und gegen alle Bosheit der Heiden verteidigen. („Peto, ut adiuvare studeas sacerdotes, presbiteros, qui sunt in Thuringia, et monachos et ancillas Christi defendere contra paganorum malitiam.")[2] Da nun aber Grifo in Sachsen und zwar im Schwabengau verweilte, so kann Bonifatius unter seinen Send-

[1] Vgl. hierzu Grössler, Die Einführung des Christentums in die nordthüringischen Gaue Friesenfeld und Hassegau. (Nr. 7 der von der Histor. Kommission der Provinz Sachsen herausgegebenen Neujahrsblätter. Halle, Pfeffer, 1883.)

[2] Brief No. 92 in der Sammlung der Briefe des Bonifatius. Herausgegeben von Würdtwein 1789.

lingen in Thüringen nur seine im sächsischen Nordthüringen, d. h. im Friesenfelde, Hosgau und Schwabengau thätigen Missionare verstanden haben, wo sie den Angriffen der heidnischen Sachsen ausgesetzt waren. Dass Priester verschiedenes Grades, Mönche und Nonnen zugleich, als auf diesem Arbeitsgebiete thätig erwähnt werden, zeigt ganz deutlich, dass Bonifatius schon vor 747 die Bekehrung der in diesen Gauen wohnenden Heiden in umfassender Weise in Angriff genommen hat. Im Jahre 748 zog nun aber Pippin mit einem starken Heere durch Thüringen nach Sachsen ins Gebiet der Nordschwaben und veranlasste durch die drohende Entfaltung seiner Macht seinen Halbbruder Grifo, Sachsen zu verlassen und nach Bayern zu fliehen. Auf diesem Zuge zwang er die Nordschwaben zur Unterwerfung und nötigte sie, durch Annahme der Taufe Christen zu werden. Nach einer Sage hat diese Taufe bei Hecklingen a. d. Bode, Stassfurt gegenüber, stattgefunden. („Grippo in Saxoniam venit . Pippinus vero adunato exercitu per Thuringiam in Saxoniam veniens, fines Saxonum, quos Nordosquavos vocant, cum valida manu intravit. — — Saxones vero, qui Nordosquavi vocantur, sub suam ditionem subegit, ex quibus plurimi per manus sacerdotum baptizati ad fidem christianam conversi sunt.")[1] Da nach den fränkischen Annalen erst im Nordschwabengau eine gewaltsame Bekehrung zum Christentum stattfand, so ergiebt sich daraus, dass das Friesenfeld und der Hosgau, also der Gebirgskreis südlich der Wipper und der grösste Teil des Seekreises, schon damals nicht nur ein Zubehör des fränkischen Reiches, sondern auch schon dem Christentume gewonnen waren. Ja, man darf sogar wagen, einen bestimmten Gehilfen des Bonifatius als denjenigen zu bezeichnen, dem die Pflanzung des Christentums in diesen Gauen vorzugsweise zu verdanken ist, das ist der Angelsachse Wigbert, „der mit Bonifatius die Mühen der Mission in Deutschland getragen hat."

Aus edlem anglischen Geschlecht entsprossen, war Wigbert nach dem Berichte eines unbekannten Biographen des Bonifatius im Jahre 724 mit andern Mitarbeitern aus England nach Deutschland berufen worden. Hier ist er acht Jahre lang, bis 732, als einer von denen, die nach Willibalds Berichte „in Thüringen zerstreut, weit und breit in den Gauen und Dörfern das Wort Gottes predigten,"[2] für die Ausbreitung des Evangeliums thätig gewesen, dann aber 732 oder 733 zum Abte des zu einer Bildungsstätte für Geistliche bestimmten Klosters Fritzlar berufen worden, wo er im Jahre 747 starb und vor der Kirche des Klosters be-

[1] Annal. Mettenses ad a. 748. M. G. SS. I, 330.

[2] Vita S. Bonifatii auctore Willibaldo presbytero (M. G. SS. II, 345): „sicque rumor praedicationis eius diffamatus est in tantumque inolevit, ut per maximam iam Europae partem fama eius perstreperet et ex Britaniae partibus servorum dei plurima ad eum tam lectorum quam etiam scriptorum aliarumque artium eruditorum virorum congregationis convenerat multitudo. Quorum quippe quam plurimi regulari se eius institutioni subdiderunt populumque ab erratica gentilitatis profanatione plurimis in locis evocavere et alii quidem in provintia Hessorum, alii etiam in Tyringea dispersi late per populum, pagos ac vicos verbum Dei praedicabant."

[3] „S. Wigbertus, ex anglica gente natus, ex miraculis clarus, ecclesiae primus magister et praepositus exstitit" berichtet eine Inschrift an der Kirche zu Fritzlar. Die im Jahre 836 geschriebene Vita Wigberti abbatis Friteslariensis auctore Lupo (M. G. SS. XV, p. 39) berichtet: „Ab horum (Saxonum) posteris, postquam se christianae religioni summiserant,

graben wurde.[3] Im Jahre 780 wurde der Leib des bald nach seinem Tode als Heiliger hochverehrten Mannes nach dem im Jahre 770 vom Erzbischof Lullus gegründeten Kloster Hersfeld gebracht, wo die Wunderkraft seiner Gebeine bald die der Reliquien der Apostel Simon und Judas, denen das Kloster Hersfeld ursprünglich geweiht worden war, in dem Masse übertraf, dass das Kloster bald geradezu als das des h. Wigbert bezeichnet wurde, wie auch eine ihm zu Ehren erbaute und nach ihm benannte Kirche zu Hersfeld im Jahre 850 eingeweiht wurde. Von dieser grossen und frühen Verehrung S. Wigberts legt im besonderen der Umstand Zeugnis ab, dass die ältesten Kirchen des Gaues Friesenfeld zu Allstedt, Riestedt und Grossosterhausen sämtlich dem h. Wigbert geweiht und schon im Jahre 777 nebst den zu ihnen gehörigen Zehnten im Friesenfelde und südlichen Hosgau von Karl d. Gr. dem Kloster Hersfeld überwiesen worden sind, woraus sich ergiebt, dass diese Wigbertikirchen in der Zeit vom Tode Wigberts bis zu ihrer Vergebung an Hersfeld, also in den Jahren 747—777 erbaut sein müssen, was weiter wahrscheinlich macht, dass die übrigen Wigbertikirchen zu Blankenheim im Gaue Friesenfeld (Kr. Sangerhausen), zu Creisfeld im nördlichen Hosgau (Mansfelder Gebirgskreis) und zu Strenz im Schwabengau (Mansfelder Seekreis) ebenfalls schon dem 8. Jahrhundert oder doch einer nicht viel späteren Zeit ihre Entstehung verdanken. Erwägt man ferner, dass die ursprünglichen Hauptheiligen des Klosters Hersfeld, die Apostel Simon und Judas, schon um die Mitte des 9. Jahrhunderts durch den h. Wigbert in den Hintergrund gedrängt worden sind, so wird wahrscheinlich, dass die den Aposteln Simon und Judas geweihten Kirchen zu Hedersleben und Rottelsdorf, welche doch sicher den Hersfelder Mönchen ihre Gründung verdanken, schon vor der Mitte des zehnten Jahrhunderts gegründet worden sind, da Abt Hagano von Hersfeld bereits im Jahre 946 den Besitz und das Zehntrecht seines Klosters im nördlichen Hosgau und südöstlichen Schwabengau gegen anderweite Entschädigung an König Otto I. abgetreten hat, also nach diesem Jahre gar keine Möglichkeit mehr für die Hersfelder Mönche vorlag, in diesen Gauen Kirchen zu gründen. Mit völliger Sicherheit lässt sich aber auch die Gründung noch einiger anderen Kirchen auf das 8. Jahrhundert, vielleicht schon auf die Zeit des Bonifatius und Wigbert zurückführen, nämlich die der Kirchen zu Wormsleben und Freist im nördlichen Hosgau (jetzt Mansfelder Seekreis), und zu Unter-Wiederstedt im Schwabengau (dicht am Mansfelder Gebirgskreis), welche sämtlich in die Ehre des heiligen Kreuzes geweiht sind. Die Kirchen zu Wormsleben und Wiederstedt sind Jahrhunderte lang die Haupt- und Mutterkirchen des nördlichen Hosgaues und südöstlichen Schwabengaues gewesen, wie sich aus einer Urkunde des Königs Otto I. vom 30. März 948 ergiebt, laut welcher sie die Mutterkirchen zweier Zehntgebiete des Klosters Hersfeld waren. („omne predium hactenus ad monasterium beati Uuicberti confessoris

---

beatus Wigbertus, claram trahens originem natalium, secularem nobilitatem merito virtutum longe transcendit." Die Weissenburger Annalen aber berichten zum Jahre 747: „Sanctus Wibertus migravit a seculo, quem sanctus Bonifacius de Brittannia advocavit sibi in solatium praedicationis, et quia eo maior natu fuit, summa veneratione illum habuit."

Christi in loco Herolvesfeld dicto pertinens in villa Vurmaresleva ecclesiamque inibi constructam in pago Hosgouue, aliam quoque in villa Uuidersteti nuncupata cum omnibus ad easdem pertinentibus decimis, que sunt in septentrionali parte rivuli, qui dicitur Uuilderbach.")[1] Ihr Alter aber erhellt aus einer andern Urkunde desselben Königs vom 26. Aug. 960, laut welcher schon Kaiser Karl d. Gr. dem Kloster Hersfeld die Kapellen zu Wormsleben und Wiederstedt mit den dazu gehörigen Zehnten geschenkt hat. („ . . . reverendae memoriae Carolus quondam strenuissimus imperator, antecessor noster, monasterio Herolfesfeldensi, ubi beati Wigberti confessoris Christi corpus humatum est, . . . contulit quasdam cappellas, quae sunt in pago Hosagewe, quarum una est in Gimmeheresliben (verschrieben oder verlesen statt Uurmheresliben), alia in Uuihteresteti una cum decimis."[2] Aus dieser letzteren Mitteilung ergiebt sich, dass die Kirchen der beiden genannten Dörfer zur Zeit Karls des Grossen, und zwar wenn man die Bezeichnung desselben als Kaiser betont, spätestens in den Jahren 800—814 nicht nur schon vorhanden, sondern auch schon mit einem zu ihnen gehörigen Zehntgebiete ausgestattet waren, was zu der Voraussetzung berechtigt, dass sie schon geraume Zeit vorher gegründet worden. Die harten Strafbestimmungen, welche Karl der Grosse in seiner Capitulatio de partibus Saxoniae ergehen liess, um die heidnischen Sachsen zur Annahme der Taufe und zur Entrichtung des Zehnten zu nötigen, haben, wie aus ihren bald hervortretenden Wirkungen sich ergiebt, sich ohne Zweifel auch auf die Bewohner des Hosgaues und Nordschwabengaues, also auf die Gebiete, aus welchen die heutigen Mansfelder Kreise hervorgegangen sind, erstreckt. Mit dem Tode soll jeder bestraft werden, der sich weigert zur Taufe zu kommen oder sich mit Heiden in eine Verschwörung gegen die Christen einlässt oder solche Bestrebungen begünstigt. (Capitul. VIII: „Si quis deinceps in gente Saxonum inter eos latens non baptizatus se abscondere voluerit et ad baptismum venire contempserit paganusque permanere voluerit, morte moriatur." — Capitul. X: „Si quis cum paganis consilium aduersus christianos inierit vel cum illis in aduersitate christianorum perdurare voluerit, morte moriatur. Et quicumque hoc idem fraude contra Regem vel gentem christianorum consenserit, morte moriatur.") Ausserordentlich hohe Strafgelder sollten ferner je nach ihrem Stande und Vermögen diejenigen entrichten, welche es unterliessen, ihre Kinder innerhalb des ersten Lebensjahres zur Taufe zu bringen, es sei denn, dass es mit Genehmigung des Priesters unterblieben. Leute von edler Geburt sollten 120, Freigeborne 60, Liten 30 Schillinge in diesem Falle zahlen. (Capitul. XIX: „Similiter placuit his decretis inserere, quod omnes infantes infra annum baptizentur. Et hoc statuimus, ut si quis infantem intra circulum anni ad baptismum offerre contempserit sine consilio vel licentia sacerdotis, si de nobili genere fuerit, CXX solidos fisco componat, si ingenuus, LX, si litus, XXX.")

Am drückendsten war aber wohl die Verfügung, dass jeder Sachse ohne Ausnahme des Standes den Zehnten von seinem Vermögen und dem Ertrag seiner Arbeit den Kirchen und Priestern zu entrichten habe. (Capitul. XVI: Similiter secundum mandatum Dei praecipimus, ut omnes decimam partem

[1] v. Heinemann Cod. Dipl. Anhalt. I. Nr. 29. p. 16.
[2] v. Heinemann, Cod. Dipl. Anhalt. I. Nr. 30. p. 22.

substantiae et laboris sui ecclesiae et sacerdotibus donent, tam nobiles, quam ingenui similiter et liti: iuxta quod Deus vnicuique dederit christiano, partem Deo reddat.") Dass namentlich diese Bestimmung im Jahre 842 zu einem furchtbaren Aufstande der mit Gewalt zu Christen gemachten, im Herzen noch dem Heidentum ergebenen und über die Zehntpflicht ergrimmten Sachsen führte, kann nicht befremden. Aber mit rücksichtsloser Härte wurde von dem Könige Ludwig dem Deutschen die Stellinga, so nannten die aufständischen Sachsen ihren auf Wiederherstellung des Heidentums und die Befreiung vom kirchlichen Zehnten gerichteten Bund, niedergeworfen und alle Schuldigen, deren man habhaft werden konnte, hingerichtet. Die Wiederstedter Kirche übrigens hat ihre hervorragende Stellung bis auf die Zeit der Reformation bewahrt, die Wormsleber dagegen ihr Vorrecht als Archidiakonatsitz gegen Ende des 12. Jahrhunderts an die S. Andreaskirche in Eisleben abtreten müssen, von welcher sie seitdem zu Lehen ging.

Da diese beiden Hauptkirchen in merkwürdiger Übereinstimmung in die Ehre des heiligen Kreuzes geweiht waren, so darf man annehmen, dass ihre Erbauung und Weihung, die ein gewisses System der Benennung erkennen lässt, auf die Schüler und Genossen des Bonifatius und Wigbert, und zwar etwa auf das Jahr 748 zurückzuführen ist, in welchem Pippin seinen grossen Kreuzzug gegen die meist noch heidnischen Bewohner dieser Gegenden unternommen hat

Minder sicher, aber doch mit einem der Wirklichkeit sich nähernden Grade der Wahrscheinlichkeit lässt sich das Alter einer ganzen Anzahl anderer Kirchen, gleichsam auf einem Umwege, bestimmen. Fragen wir nämlich, welchen Heiligen S. Bonifatius die von ihm gegründeten Kirchen in Thüringen nachweislich geweiht hat, so zeigt sich, das er die Jungfrau Maria, Johannes den Täufer, den Erzengel Michael, den Apostel Petrus, auch die Apostel Petrus und Paulus vereint, bevorzugt hat. Die an Stelle der Donareiche bei Fritzlar erbaute Kapelle und nicht minder eine Kirche bei Eisenach weihte er dem Apostel Petrus, das Kirchlein bei Altenberge in Thüringen und ein anderes in Lengefeld bei Mühlhausen dem Täufer Johannes, die Klosterkirchen in Ameneburg und Ohrdruf dem Erzengel Michael,[1] die Hauptkirche zu Erfurt und die Kirchen zu Kirchheilingen und Jechaburg der Jungfrau Maria, die Kirchen zu Cölleda und Gross-Monra den Aposteln Petrus und Paulus. Man wird daher, wo uralte Kirchen im Arbeitsgebiete des Bonifatius mit den Namen dieser Titelheiligen erscheinen, es für wahrscheinlich halten dürfen, dass dieselben auf die Zeit und wenigstens mittelbare Urheberschaft des grossen Heidenbekehrers — ihrer ersten Gründung nach — zurückreichen. Als solche alte Kirchen, deren es zur Zeit der dritten Romreise des Bonifatius im Jahre 738 in Hessen und Thüringen schon eine beträchtliche Zahl gab,[2] möchte ich bezeichnen die dem Apostel Petrus geweihten Dorfkirchen zu Esperstedt, Höhnstedt, Müllerdorf und Rollsdorf im Seekreise; die den Aposteln Petrus und Paulus geweihten Kirchen zu Alberstedt und Volk-

[1] Vgl. M. G. SS. II. p. 345 u. 355. (Willibaldi presbyteri Vita S. Bonifatii.)

[2] Willibaldi presbyteri Vita S. Bonifatii SS II. p. 346: „Cumque ecclesiarum esset non minima in Hassis et Thyringea multitudo extructa et singulis singuli providerentur custodes, tum etiam tertio .... Romam venit."

stedt im Seekreise, zu Leimbach im Gebirgskreise; die Marienkirchen zu Höhnstedt und Köchstedt im Seekreise, zu Wippra und Dankerode im Gebirgskreise: die dem Täufer Johannes geweihten Kirchen zu Eisdorf, Schraplau und Naundorf bei Besenstedt in Seekreise, die Michaeliskirchen zu Benkendorf und Bösenburg im Seekreise und zu Gross-Leinungen im Gebirgskreise. Doch auch die Mehrzahl der den Aposteln und Evangelisten geweihten Kirchen darf den Anspruch auf hohes Alter erheben. Folgende Kirchen sind da zu nennen: die S. Andreaskirchen zu Eisleben, Siersleben, Burgsdorf, Heiligenthal und Wansleben, sämtlich im Seekreise, und die zu Königerode im Gebirgskreise; die Bartholomäuskirchen zu Aseleben und Erdeborn im Seekreise, zu Biesenrode im Gebirgskreise; die Jacobuskirche zu Hettstedt im Gebirgskreise; die dem Evangelisten Johannes geweihten Kirchen zu Besenstedt, Pfützthal und Rumpin; die dem Johannes (ohne nähere Bezeichnung) geweihten Kirchen zu Augsdorf, Höhnstedt und Polleben, sämtlich im Seekreise. Noch in die Zeit der fränkischen Herrschaft und der ersten Missionsarbeit in unserer Gegend dürften auch die dem heiligen Martin von Tours geweihte Kirche zu Stedten im Seekreise, weniger sicher die demselben Heiligen geweihten Kirchen zu Ahlsdorf und Friesdorf im Gebirgskreise zurückreichen. Der heilige Martin war für die fränkischen Herrscher geradezu der nationale Heilige, dem kein anderer an Beliebtheit und Ansehen gleich kam; auch in anderen Gegenden, so am Rhein, in Württemberg, sogar in der Schweiz, gehören die S. Martinskirchen nachweisbar zu den ältesten christlichen Gotteshäusern, wie sie auch dort durchweg auf fränkische Einflüsse zurückzuführen sind, denen auch die der heiligen Gertrud, der im Jahre 659 gestorbenen Tochter Pipins von Landen, geweihten Gotteshäuser zu Helfta (jetzt eingegangen) und Dorf Alsleben ihre Entstehung zu verdanken scheinen. Sehr frühen Ursprung dürften auch die dem ersten Blutzeugen der christlichen Kirche S. Stephan geweihten Kirchen zu Helbra, Gerbstedt, Polleben, Oberröblingen am See, Fienstedt und Ihlewitz im Seekreise, zu Gross-Örner und Abberode im Gebirgskreise haben. Die ersten Bethäuser zu Ehren des heiligen Stephan (oratoria) im nordthüringischen Sachsenlande soll Kaiser Karl d. Gr. 780 zu Osterwieck und nach Beendigung der Sachsenkriege, also in der Zeit von 804—814, zu Magdeburg erbaut und der erste Bischof von Halberstadt, Hildegrim, letzteres geweiht haben.[1] Da nun aber S. Stephan nachher der oberste Schutzherr des Hochstiftes Halberstadt wurde, so liegt es nahe, dass Bischof Hildegrim, der während seiner Amtszeit (bis 827) in seinem Sprengel nicht weniger als 35 Volkskirchen erbaut haben soll,[2] diese, wenn auch nicht sämtlich, so doch der Mehrzahl nach dem Schutze des Bistumsheiligen unterstellt hat. Der Umstand, dass der Zehntengenuss in den meisten Ortschaften der heutigen Mansfelder Kreise bis zum Jahre 948 der Abtei Hersfeld zustand, steht dieser Annahme nicht entgegen, da die bischöfliche Gewalt und oberhirtliche Aufsicht hier ohne Zweifel von dem Bischofe von Halberstadt seit Gründung des Bistums ausgeübt worden ist. Und da der Papst Sixtus II. der

[1] Chron. Magdeb. bei Meibom, SS. rer. Germ. II, 270.

[2] Annal Saxo ad a. 827. Mon. Germ. SS. VI, 773.

Nebenpatron des h. Stephan für das Hochstift Halberstadt war, so kann auch die Gründung der S. Sixtuskirche zu Ermsleben im Gebirgskreise bereits in die Zeit der karolingischen Herrscher fallen, umsomehr, als die Anlage des Turmes dieser Kirche eine uralt romanische ist.

Hiermit dürfte aber die Zahl der den beiden Kreisen angehörigen und schon in der Karolingerzeit gegründeten Kirchen noch nicht erschöpft sein. Namentlich werden von den dem h. Georg geweihten Kirchen — es giebt deren in Gödewitz, Helfta, Horla, Thal-Mansfeld und Siebigerode — wenigstens die in Helfta und Siebigerode wohl schon dieser Zeit angehören, da Helfta, dessen einzige Kirche jetzt die S. Georgskirche ist, einer der ältesten Orte in der ganzen Gegend ist und der Patronat des Klosters Hersfeld über die Kirche zu Siebigerode nur aus der Zeit herrühren kann, in welcher Hersfeld hier noch Zehnten und Güter besass, also aus der Zeit vor 948. Auch die Siebigeröder Ortssage, dass daselbst vor Zeiten ein Kloster gewesen, deutet auf uralte Beziehungen zu Hersfeld hin. Allerdings war der verstorbene Pastor Krumhaar wohl mit Recht der Meinung, das Hersfeld in Siebigerode kein Kloster, sondern nur einen Klosterhof oder eine Missionsstation besessen habe. Dazu kommt noch, dass bei dem vor mehreren Jahrzehnten bewirkten Neubau der Siebigeröder Kirche Steinsärge zum Vorschein gekommen sein sollen, deren Form auf die älteste christliche Zeit hingewiesen habe. Leider aber scheinen weder die Särge selbst, noch auch eine genauere Beschreibung oder Zeichnung derselben erhalten zu sein; wenigstens ist mir nie etwas davon zu Gesicht gekommen. Auch die S. Benedictikirche in Schochwitz, die Cäcilienkirche in Stadt Alsleben, die S. Eustachiuskirche in dem eingegangenen Dorfe Wesenstedt bei Hettstedt, die die Mutterkirche der jetzigen Hettstedter Stadtkirche war; ferner die Kirche der Heiligen Ludger und Maternus in Unter-Risdorf und die nicht mehr vorhandene Dorfkirche des h. Vincentius zu Wimmelburg, sämtlich im Seekreise, können noch jener Frühzeit angehören, obwohl ich für diese Möglichkeit keinen andern Grund geltend machen kann als den, dass die genannten Patrone nur in der frühchristlichen Zeit in unserer Gegend beliebt waren. Doch fällt bei Wimmelburg und Unterrisdorf auch noch die nahe Lage bei Helfta und Wormsleben, von denen ersteres der Hauptgerichtsstuhl des südlichen Hosgaues und letzteres die Mutterkirche des nördlichen Hosgaues war, ins Gewicht.

Einen besonderen Aufschwung nahm die Pflanzung, Ausbreitung und Vertiefung des Christentums unter Otto I. d. Gr., denn seiner und seiner Zeitgenossen Fürsorge verdanken nicht nur Pfarrkirchen, sondern auch die ersten Klöster und eine ganze Anzahl neuer Bistümer ihre Entstehung. Was die Pfarrkirchen anbetrifft, so scheinen diejenigen, welche den Heiligen Cyriacus, Laurentius, Mauritius, Pankratius, Sebastian, Veit und Wenzel geweiht sind, der Mehrzahl nach im zehnten oder elften Jahrhundert entstanden zu sein. Denn z. B. die Verehrung des h. Cyriacus hat in unserer Gegend erst durch den bekannten Markgrafen Gero († 965) Platz gegriffen, welcher um 950 und 961 die von ihm gegründeten Klöster zu Frose und Gernrode diesem zum Schutzheiligen seiner Familie erkorenen Märtyrer weihte und im Jahre 963 von seiner Romfahrt einen Arm dieses Heiligen als kostbares Geschenk des Papstes mit heimbrachte. Allerdings kann die anfangs auf dem Berge gelegene Kloster-

kirche zu Wimmelburg, welche dem Cyriacus geweiht war, frühestens in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts erbaut sein; es müsste denn sein, dass die schon in der ersten Hälfte desselben Jahrhunderts in Wimmelburg vorauszusetzende Kirche unbekanntes Ursprungs, welche den Leib des Pfalzgrafen Siegfried († 1038) aufnahm, bereits diesem Heiligen geweiht war. Dagegen fällt die Gründungszeit der S. Cyriacuskirche zu Wolferode, weil sie sicher erst von den Wimmelburger Mönchen gegründet und nach ihrem Klosterheiligen benannt worden, frühestens ins 12. Jahrhundert.

Die Verehrung des h. Laurentius, welchem im Seekreise die Kirchen zu Ober-Teutschenthal und vielleicht auch zu Trebitz; im Gebirgskreise die zu Thondorf und Gorenzen geweiht sind, beginnt in unserer Gegend ebenfalls erst seit dem 10. Jahrhundert, seitdem König Otto I. in der Schlacht auf dem Lechfelde (955) diesem Heiligen ein Kloster zu Merseburg zu erbauen gelobt hatte, welches, nach seiner Erbauung mit der S. Johanniskirche vereint, sich bald zu einem Bistum ausgestaltete. Man wird daher die Gründung der ihm geweihten Pfarrkirchen frühestens ins 10., wahrscheinlicher ins 11. Jahrhundert setzen müssen.

Fast zur selben Zeit, wie die Verehrung des Laurentius, kam auch die des h. Mauritius auf, dem Otto d. Gr. um 936 ein Kloster erbaut hatte, das er erst 968 in ein Erzbistum verwandeln konnte. Diesem Heiligen sind im Gebirgskreise die Kirche zu Arnstedt, im Seekreise die zu Steuden und Gnölbzig geweiht.

Die Verehrung des h. Pankratius scheint, wie die des h. Mauritius, aus der Magdeburger Gegend ebenfalls seit der Mitte des 10. Jahrhunderts in unsere Kreise übertragen worden zu sein, denn im Jahre 941 stiftete der Graf Lothar von Walbeck das Collegiatstift Walbeck bei Weferlingen zu Ehren dieses Heiligen, dem nach und nach (im 11. und 12. Jahrh.) noch andere klösterliche Stiftungen zu Ballenstedt, Hecklingen und Osterwieck geweiht wurden. Die im Seekreise nachweisbaren Pankratiuskirchen zu Dornstedt, Polleben und Lochwitz dürften demnach etwa im 11. Jahrhundert gegründet worden sein. Für ein hohes Alter der erstgenannten spricht im besonderen der Umstand, dass der Grundriss des erst vor wenigen Jahren wegen Baufälligkeit abgebrochenen und durch einen Neubau ersetzten alten Kirchengebäudes die Form des lateinischen Kreuzes hatte.

Dem h. Sebastian ist im Seekreise die Kirche zu Lüttchendorf und im Gebirgskreise vielleicht die zu Wimmelrode gewidmet. Da im Jahre 961 eine Sebastianskirche in Frose schon vorhanden war, so ist eine frühe Gründungszeit auch für diese Kirchen wahrscheinlich.

Sehr alt sind durchweg auch die zum Teil auf Einflüsse des Klosters Corvey deutenden Kirchen, welche dem h. Veit geweiht sind. Bereitz 929 weihte der Bischof Tuto von Regensburg diesem Heiligen eine Kirche in Prag und 936 bestand schon die Veitskirche des Klosters Gröningen; 963 erscheint dieser Märtyrer als Schutzpatron des Bibraer Stifts. Man wird daher annehmen dürfen, dass die schon 1120 urkundlich bezeugte Kirche zu Unter-Teutschenthal oder Osniza, sowie die 1180 schon vorhandene Kirche in Schwittersdorf, welche beide dem h. Veit geweiht sind, ihre Gründung dem 10. oder 11. Jahrhundert verdanken.

Dem im Jahre 929 ermordeten und schon 931 als Heiliger verehrten Herzog Wenzel von Böhmen ist nur im Seekreise eine Kirche geweiht, die zu Thaldorf bei Gerbstedt. Wenn auch über die Zeit ihrer Gründung nichts Bestimmtes

ausgesagt werden kann, so sind doch Spuren vorhanden, dass dem jetzigen spätgotischen Gebäude ein romanisches vorangegangen ist.

Nicht viel später hat der Kult des h. Ulrich in unserer Gegend angehoben, der im Jahre 973 gestorben und 993 heilig gesprochen worden ist. Als Erbauungszeit der S. Ulrichskirche in Sangerhausen nahm man bisher meist das Jahr 1080 an, doch ist sie wohl erst um 1120 erbaut worden; über das Alter der alten S. Ulrichskirche in Halle weiss man auch nichts Gewisses, doch wird 1210 ein Pfarrer dieser jedesfalls schon lange zuvor bestehenden Kirche erwähnt. Die einzige, zu Hornburg (im Seekreise) gelegene Kirche, welche diesem Heiligen geweiht ist, kann für ihr hohes Alter keine urkundliche Erwähnung, wohl aber Eigenheiten des Baustils geltend machen, welche ihren Ursprung zweifellos noch in die Zeit des romanischen Stils verweisen.

Ähnlich steht es mit den Kirchen, welche dem im Jahre 1031 gestorbenen und 1131 heilig gesprochenen Godehard geweiht sind. Zwar die Godehardikirche in Eisleben, an deren Stelle jetzt die Nikolaikirche getreten ist, wird 1191, ja ohne ausdrückliche Nennung des Namens schon 1179 urkundlich erwähnt, aber baulich ist von ihr nichts erhalten. Dagegen zeigt die noch durchaus romanische S. Godehardikirche in Amsdorf am Salzigen See durch ihre bauliche Eigenart, dass sie bald nach der Heiligsprechung ihres Schutzheiligen, also in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts erbaut worden sein muss.

Betreffs des h. Aegidius, welchem die Kirchen zu Zickeritz im Seekreise und zu Hergisdorf im Gebirgskreis geweiht sind, pflegt man anzunehmen, dass die älteste ihm geweihte Kirche in Deutschland die 1112 erbaute Ägidienkirche zu Braunschweig sei. Wenn dies nun auch nicht ganz richtig ist, da sich Ägidienkapellen schon etwas früher, so z. B. 1110 in Erfurt, nachweisen lassen, so wird man doch die Gründung der eben erwähnten Dorfkirchen frühestens ins 12. Jahrhundert setzen können.

Von den Kirchen der h. Susanna zu Dederstedt und des h. Valentinus zu Ober-Rissdorf lässt sich ihr Vorhandensein zur Zeit der romanischen Bauweise aus verschiedenen Überresten erweisen. Bei der ersteren erscheint schon 1212 ein Erzpriester. Beide sind ohne Zweifel ebenfalls alt.

Was schliesslich noch den h. Nikolaus anbetrifft, dessen Beliebtheit in unseren Gegenden man zumeist auf die Vorliebe bei uns eingewanderter Niederländer für diesen Heiligen zurückzuführen pflegt, woraus dann weiter gefolgert wird, dass er erst in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts als Kirchenpatron bei uns in Aufnahme gekommen sei, da frühere Einwanderungen von Niederländern im Osten Deutschlands nicht nachweisbar seien, so ist diese Behauptung hinsichtlich der S. Nikolaikirche in Eisleben, wo S. Nikolaus sich dem älteren S. Godehard als Schutzpatron zugestellte, und vielleicht auch betreffs anderer Nikolaikirchen zutreffend, z. B. bei den Kirchen in Nelben a. d. Saale, Naundorf bei Strenz und Neehausen im Seekreise, in Burgörner und Piscaborn im Gebirgskreise, aber betreffs der Kirchen zu Asendorf, Seeburg und Unter-Röblingen, sämtlich in der Nähe der Seen gelegen, möchte ich doch annehmen, entweder dass die Verehrung dieses Heiligen in diesen uralten Orten schon früher begonnen hat, oder dass früher beliebte Schutzheilige

durch den in Mode gekommenen neuen verdrängt worden sind, da undenkbar ist, dass die letztgenannten Orte bis dahin ohne Kirche gewesen seien.

Aus den vorstehend von mir gegeben Nachweisen oder Andeutungen der Gründungszeit bestimmter Kirchen dürfte sich sehr wohl das Gesetz entnehmen lassen, dass die Kirchen, welche biblischen Personen geweiht sind, fast ohne Ausnahme die ältesten sind oder doch mit zu den ältesten gehören, wie auch bei uns alle diejenigen Kirchen der frühchristlichen Zeit zuzuweisen sind, deren Schutz-Heilige uns nur aus der christlichen Legende bekannt geworden sind. Verhältnismässig jünger, wenn auch in gewissen Fällen sehr alt, sind die Kirchen, welche geschichtlich bekannten Personen gewidmet sind. Im allgemeinen kann man sagen, dass jeder Heilige seine bestimmte Zeit hatte, in welcher er sich der Verehrung und des Ansehens erfreute und dass diese Zeit aufrichtiger Verehrung, wenn man von den biblischen und einigen legendarischen Personen absieht, sich bei den meisten nicht viel über ein Jahrhundert erstreckt hat, so dass man geradezu behaupten kann, es habe auch auf dem Gebiete der Heiligenverehrung eine Art Mode oder doch ein der Mode sehr ähnlicher Wechsel geherrscht, welcher deutlich zeigt, dass alle Heiligen — immer wieder die biblischen und altlegendarischen ausgenommen — nur während einer mässig ausgedehnten, gleich auf ihre Heiligsprechung folgenden Zeit sich eines solchen Masses von Verehrung erfreut haben, dass man ihnen Kirchen zu weihen sich veranlasst fand, und dass sie nach verhältnismässig kurzer Zeit von neuen, für wunderkräftiger als die alten gehaltenen Heiligen verdrängt worden sind. Dieses Gesetz der Glaubensmode oder doch des Heiligenwechsels deutet auch Sebastian Brant an, wenn er, um den zu seiner Zeit eingerissenen Grobianismus zu tadeln, sagt:

Ein neuer Heilg heisst Grobian,
Den will jetzt führen jedermann.

Folgen sonach gewisse Heilige in gewisser Altersfolge aufeinander, so berechtigt eine annähernd zutreffende Begrenzung ihrer Verehrungszeiten auch zu einem Wahrscheinlichkeitsschlusse auf das Alter der nach ihnen benannten Kirchen.

Manche zweifellos alte Pfarrkirchen können an dieser Stelle keine Berücksichtigung finden, da ihr Schutzpatron bisher nicht bekannt geworden ist,[1] doch wird die kunststatistische Übersicht zeigen, dass manche von ihnen mehr oder minder die Merkmale der romanischen Zeit an sich haben, sodass ihre frühe Gründung nicht bezweifelt werden kann.

Wenn nun auch noch manche andere Kirchen, sei es wegen des urkundlich bezeugten hohen Alters des Ortes, in welchem sie stehen, sei es wegen ihrer noch Spuren des romanischen Stils zeigenden Bauart für alt gehalten werden dürfen, so lässt sich doch nur bei einzelnen mit Sicherheit ein Zeitpunkt angeben, wie z. B. bei der Kirche zu Alterode (damals noch Rode genannt) im Gebirgskreise, deren Schutzheiliger zwar unbekannt ist, die aber urkundlich bereits im Jahre 1107 als vorhanden erwähnt wird. Immerhin ist es kennzeichnend für das sehr hohe Alter derjenigen Kirchen, welche (wie z. B. die meisten im Seekreise)

[1] Vgl Grössler, Die Schutzheiligen der Kirchen der beiden Mansfelder Kreise und des Querfurter Kreises. (Mansfelder Blätter III, S. 54—59, Eisleben 1889.)

auf uraltem Kulturboden stehen, wenn man sieht, dass ein auf einer Rodung angelegtes, also auf erheblich jüngerem Kulturboden gegründetes Dorf, wie Alterode, doch schon gegen Anfang des 12. Jahrhunderts eine Kirche besass, die überdies schon geraume Zeit früher gegründet worden sein kann.

Seit wann nun aber die Kirchen in beiden Mansfelder Kreisen der Oberaufsicht von Archidiakonen, welche anscheinend ohne Ausnahme Domherren des Bistums Halberstadt waren, unterstellt worden sind, und seit wann einzelne dieser Archidiakonate, so z. B. der den südlichen Hosgau umfassende Osterbann (bannus orientalis) in erzpriesterliche Bezirke (sedes oder archipresbyteratus) eingeteilt worden sind, das lässt sich ebenfalls nicht mit Bestimmtheit sagen, doch ist soviel sicher, dass schon um 1120 der Archidiakonat Caldenborn, welchem mehrere Orte aus beiden Mansfelder Kreisen zugeteilt waren, als ein schon vorher abgegrenzter geistlicher Bezirk erwähnt wird und dass Archidiakone des Osterbannes seit 1181 und solche des Bannes Eisleben seit 1185 in Urkunden vorkommen, was natürlich nicht ausschliesst, dass die Archidiakonateinteilung um Jahrhunderte älter ist. Erzpriester kommen im Banne Eisleben urkundlich seit 1212 vor.

Manche von diesen Archidiakonaten hatten den Umfang eines ganzen Gaues; so z. B. deckte sich der Archidiakonatbezirk Caldenborn mit dem Gaue Friesenfeld und der Bann Eisleben (vorher Wormsleben) mit dem nördlichen Hosgau. Dagegen war der weit ausgedehntere südliche Hosgau wegen seiner Grösse in eine Anzahl von erzpriesterlichen Bezirken eingeteilt und der noch weit grössere Schwabengau gar in mehrere Archidiakonatbezirke. So war der nordwestliche Teil des Gebirgskreises dem schwabengauischen Archidiakonate Gatersleben, der nordöstliche dem Archidiakonate Aschersleben, der südliche Teil nördlich der Wipper dem Harzbanne (bannus nemoris) unterstellt. Die südlich von der Wipper gelegenen Teile des Gebirgskreises gehörten im Westen zum Archidiakonate Caldenborn, im Osten zum Archidiakonate Eisleben; ja Rotha und der grössere Teil von Gross-Leinungen lagen sogar im Sprengel des Erzbistums Mainz. Der zum Schwabengau gehörige nördliche Teil des Seekreises (nördlich von der Linie Welfesholz-Schlenzemündung) gehörte in den Archidiakonat (Unter-) Wiederstedt, der weiter südlich gelegene Hauptteil bis zur Bösen Sieben, dem süssen See und der Salze zum Archidiakonat Eisleben und der südlich davon gelegene Teil mit den Erzpriesterbezirken Helfta, Röblingen und Holleben (hiervon nur ein Teil) in den Osterbann. Doch gehörte auch ein Stückchen westlich von Wimmelburg und Wolferode in den Bann Caldenborn (wüst bei Bahnhof Riestedt).

Zur Übersicht folge nunmehr eine der Bequemlichkeit halber alphabetisch geordnete Zusammenstellung der Kirchdörfer beider Kreise nach den Archidiakonaten, in welche sie gehörten, wie sie eine im Jahre 1400 abermals aufgezeichnete, also ältere Verhältnisse wiederholende Matrikel (registrum rescriptum) des Bistums Halberstadt unter Angabe der zu zahlenden Procurationsgebühr aufzählt.[1]

[1] Veröffentlicht von Hilmar v. Strombeck in der Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen, Jahrg. 1862, S. 1–144, woselbst auch allgemeine Mitteilungen über die Archidiakonateinteilung sich finden. — In der Erklärung der Örtlichkeiten greift v. Str. mehrfach fehl.

I. Kirchen des Gebirgskreises.

A. Im Banne Gatersleben:[1]

1. Engremesleve alias Ermsleve 7 sol. (Ermsleben.)
2. Ennendorp. (So ist jedenfalls statt Cunendorp zu lesen = Endorf) 2 sol.
3. Estrendorp 7 sol. (wüst bei Ermsleben.)
4. Meystorp 2 sol. (Meisdorf.)
5. Wertheym 1 sol. (Wüst bei oder ein Teil von Meisdorf.)

B. Im Banne Aschersleben;[2]

1. Arnstede 10 sol. (Arnstedt.)
2. Besenrode 12 sol. halberst. (Biesenrode.)
3. Hetstede 2 sol. (Hettstedt.)
4. Hilmerode 2 sol. (Jetzt ein Teil von Friedrichrode.)
5. Hilwerdingerode 2 sol. a. Hertwigerode. (Jetzt ein Teil von Bräunrode.)
6. Perdestorp 1 sol. Pfersdorf, wüst unweit vom Rittergute Pfersdorf.)
7. Quenstede 8 sol. (Schwaben-Quenstedt.)
8. Walbeke 2 sol. (Walbeck.)
9. Wederstede 4 sol. (Ober-Wiederstedt.)
10. Superior Welpsleve 2 sol. (Welbsleben.)
11. Inferior Welpsleve 1 sol. (wüst bei Welbsleben.)

C. Im Banne Unter-Wiederstedt:[3]

1. Borchorner 4 sol., et dantur de monasterio Closter Mansfeld, cui dicitur incorporata. (Burg-Örner.)
2. Wesenstede. (Wüst nordöstlich von Hettstedt.)

D. Im Harzbanne (bannus nemoris):[4]

1. Abberode 18 denar. (Abberode.)
2. Alderode tercium dimidium solid. (Alterode.)
3. Arnsteyn 18 denar. (Arnstein.)
4. Bischoperode. (Wüst Wispelrode bei Greifenhagen.)
5. Herkelrode 1 sol. (Harkerode.)
6. Konningerode (fälschlich Ronningerode geschrieben) 18 denar. (Königerode.)
7. Malmeswende. (Molmerschwende.)
8. Pansfelde 1 sol. (Pansfelde.)
9. Ritzenrode (fälschlich Kitzenrode geschrieben). (Ritzgerode.)
10. Rode 18 denar. (Rotha?)
11. Sylde tertium dimid. solid. (Sylda.)
12. Tamkerode 1 sol. (Dankerode.)
13. Wendeswick 1 sol. (Wüst Müllerswiek?)

---

[1] A. a. O. S. 60 - 63.
[2] A. a. O. S. 40—43.
[3] A. a. O. S. 124.
[4] A. a. O. S. 82—84.

E. Im Banne Caldenborn (Wüst Kaldenborn beim Bahnhofe Riestedt):[1]

1. Epkeborne 4 sol. (Soll wohl Piscaborn sein.)
2. Horle, Horlehagen, quelibet 2 sol. (Horla und das wüste Horlehagen nordöstlich davon.)
3. Luchtenhagen 4 sol. (Wüst Lichtenhagen zwischen Wippra und Gorenzen.)
4. Moringen 1 sol. (Morungen.)
5. Munislynungen 8 sol. (Ein Teil des jetzigen Gross-Leinungen; der andere Teil lag im Erzbistum Mainz in sede Berga inferior.[2])
6. Wippera 3 sol. (Wippra.)

F. Im Banne Eisleben:[3]

1. Allerstorp 8 grossos (antiquos). (Ahlsdorf.)
2. Anenrode (fälschlich Auenrode geschrieben) 8 gr. (Annarode.)
3. Creventenfeld 8 gr. (Creisfeld.)
4. Dodendorp 4 gr. (Thondorf.)
5. Hergesdorp 4 gr. (Hergisdorf.)
6. Leymbeke 8 gr. (Stadt Leimbach.)
7. Claustrum Mansfelt 1 sexagenam grossorum antiquorum. (Kloster-Mansfeld.)
8. Vallis Mansfelt 1 solidum grossorum. (Stadt Mansfeld.)
9. Odesrode 2 gr. (Wüst zwischen Annarode und Siebigerode.)
10. Orner ad sanctum Andream 30 grossos. (Gross-Örner.)
11. Orner ad sanctum Steffanum 8 grossos (dasselbe.)
12. Retlingeborch (Retzlingeborch, Ritzeborch) 10 gr. (Das wüste Rückscheburg bei Möllendorf.)
13. Sersleve. (Siersleben.)
14. Vadderode 30 gr. (Vatterode.)

II. Kirchen des Seekreises.

A. Im Banne (Unter-)Wiederstedt:[4]

1. Adendorp 2 sol. (Adendorf.)
2. Alsleve apud Salam 10 sol. (Alsleben.)
3. Benleve 6 sol. (Belleben.)
4. Delingen 2 sol. (Wüst Derlingen nordöstlich von Gerbstedt.)
5. Detzeborch 2 sol. (Wüst in der Gegend von Gerbstedt oder Friedeburg. Bisher noch nicht nachgewiesen.)
6. Droszewitz 1 sol. (Wüst Dresewitz nördlich von Gerbstedt.)
7. Ffredeberge 4 sol. (Friedeburg).)
8. Superior Grepstede 6 sol. (Ober-Gerbstedt, auch Klein- oder Neu-Gerbstedt genannt.)

---

[1] A. a. O. S. 47—53.
[2] Wenck, Hessische Landesgeschichte II, Urkundenb. Nr. 458.
[3] v. Strombeck, a. a. O. S. 70—74.
[4] A. a. O. S. 106—109.

9. Grepstede ante claustrum 4 sol. (Markt-Gerbstedt.)
10. Gnelpsz 1 sol. (Gnölbzig.)
11. Groue (unrichtig Grone geschrieben). (Wüst Grube südlich von Strenz-Naundorf.)
12. Ullewitz 1 sol. (Ihlewitz.)
13. Loderstede 4 sol. (Wüst Loderstedt nordwestlich von Gerbstedt.)
14. Nyendorp 1 sol. (Naundorf bei Strenz.)
15. Nelbe (unrichtig Nebbe geschrieben). (Nelben.)
16. Boystorp 1 sol. (Piesdorf.)
17. Porte (unrichtig Porce geschrieben). (Wüst Pforte — ehemals Purtin — nordwestlich von Belleben.)
18. Rodewelle 1 sol. (Wüst Rothewelle nördlich vom Welfesholz.)
19. Slentz (unrichtig Lentz geschrieben). (Wüst Schlenz, südöstlich dicht bei Gerbstedt.)
20. Warenstede 2 sol. (Wüst Warnstedt nördlich von Alsleben, an der Saale.)
21. Tzykeritz 1 sol. (Zickeritz.)

B. Im Banne Eisleben:

1. Ostorp 16 gr. (Augsdorf.)
2. Bennendorp 8 gr. (Benndorf.)
3. Besenstede 4 grossos solidorum. (Besenstedt.)
4. Beseneborch 8 gr. (Bösenburg.)
5. Pergesdorp 8 gr. (Burgisdorf.)
6. Dederstede 30 gr. (Dederstedt.)
7. Eykendorp 8 gr.; est incorporata hospitali in Ysleve. (Wüst Eikendorf nordwestlich von Eisleben.)
8. Isleve ad sanctum Andream 30 grossos. (Altstadt Eisleben.)
9. Isleve ad sanctum Nycolaum 16 grossos. (Eisleben, Friesenstrassenviertel.)
10. Parva Ysleve 1 sol. grossorum. (Wüst Klein-Eisleben, östlich von Eisleben.)
11. Etzenstede (unrichtig Elzenstede und Etzensto geschrieben). (Wüst Esenstedt am süssen See nordwestlich von Seeburg.)
12. Vulense (unrichtig Vnlense geschrieben) 8 gr. (Wüst Faulensee nördlich von Eisleben.)
13. Uinstede (unrichtig Umstede geschrieben) 8 gr. (Fienstedt.)
14. Vresitz 8 gr. (Freist.)
15. Hylgendal 16 gr. (Heiligenthal.)
16. Helbere 16 gr. (Helbra.)
17. Honstede ad B. Virginem 18 gr. } (Höhnstedt.)
18. Honstede ad S. Johannem 18 gr. }
19. Honstede ad S. Petrum 4 gr. }
20. Konnigeswik 8 gr. (Königswiek.)
21. Langenbuge 30 gr. (Langenbogen.)

22. Lochwitz 10 gr. (Lochwitz.)
23. Molrendorp. (Müllerdorf.)
24. Neynstede 30 gr. prepositus in Isleve habet. (Wüst Nienstedt nordöstlich von Augsdorf.)
25. Butzendal 4 gr. (Pfützenthal.)
26. Plosze 8 gr. (Wüst Plossa südöstlich von Zaschwitz a. d. Saale.)
27. Plebanus in Ponleve ad sanctum Johannem 30 grossos.
28. Ponleve ad sanctum Steffanum 16 gr.
29. Ponleve ad sanctum Pancracium 16 gr. (Polleben.)
30. Ponleve ad sanctum Bartolomeum 16 gr.
31. Reyther 4 gr. (Räther.)
32. Richhardestorp 16 gr. (Wüst entweder östlich von Eisleben an der Mündung des Fressbachs oder nordöstlich von Eisleben am oberen Ende des Nonnenthals.)
33. Ristorp ad S. Cirigacum 16 gr.; et est incorporata monasterio in Isleve. (Vermutlich Unter-Rissdorf, obwohl der Heiligenname nicht stimmt.)
34. Ristorp ad S. Valentinum 8 gr. (Ober-Rissdorf.)
35. Rottelendorp 8 gr. (Rottelsdorf.)
36. Schecwiz 30 gr. (Schochwitz.)
37. Switkersdorp 8 gr. (Schwittersdorf.)
38. Wolkmaritz 16 gr. (Volkmaritz.)
39. Volkstede 16 gr. (Volkstedt.)

C. Im Banne Caldenborn:[1]

1. Erwinsrode 2 sol. (Wüst Erwinsrode oder Bruder-Erwigsrode westlich von Wolferode.)
2. Geverdesrode 2 sol. (Wüst Gebhardsrode nordwestlich von Wolferode.)
3. Hogenwarte 2 sol. abbas in Wimmelborch habet. (Wüst Hohnwarte östlich von Blankenheim.)
4. Horneborge 6 sol. (Hornburg.)
5. Wulverode 2 sol. Abbas in Wimmelborch habet. (Wolferode.)

D. Im Osterbanne (bannus origentalis):

a., in sede Helpede:[2]

1. Bisschoperode 1 sol. (Bischofrode.)
2. Isleve ad S. Petrum 2 sol. (Eisleben, Brückenviertel südlich der Bösen Sieben.)

---

[1] A. a. O. S. 47—53.
[2] A. a. O. S. 84 u. 85.

3. Helpede ad B. Virginem 4 solid. et est incorporata monasterio in Isleve. (Helfta.)
4. Helpede ad S. Georgium 4 sol. (Helfta.)
5. Helpede ad S. Gertrudem 4 sol. (Helfta.)
6. Lutkendorp (unrichtig Luckendorp geschrieben). (Lüttchendorf.)

b. in sede Rebenunge:[1]

1. Alverstede maior 2 sol. (Alberstedt.)
2. Alverstede minor 1 sol. (Wüst Klein-Alberstedt südwestlich von Alberstedt.)
3. Ambgestorp 1 sol. (Amsdorf.)
4. Asseleben 1 sol. (Aseleben.)
5. Dranstede quartum dimidium sol. (Dornstedt.)
6. Erdeborn tercium dimidium solidum. (Erdeborn.)
7. Erdestorp 1 sol. (Etzdorf.)
8. Esperstede tercium dimidium sol. (Esperstedt.)
9. Marchrebenunge 4 sol. (Unter-Röblingen.)
10. capella in Rebenunge 1 sol. (Vermutlich die ehemalige Schlosskapelle in Unter-Röblingen.)
11. Westerrebenunge 18 denarios. (Ober-Röblingen.)
12. Schoubessehe (unrichtig Schonbessche geschrieben.) (Schaafsee.)
13. Schraplaw 8 sol. halberst. (Schraplau.)
14. Seborch 5 sol. (Seeburg.)
15. Stedin 4 sol. (Stedten.)
16. Wandessleve 2 sol. halberst. (Wansleben.)

c. in sede Hulleben (unrichtig geschrieben Hulleken = Holleben):[2]

1. Benstede 3 sol. (Bennstedt.)
2. Tutzental 6 sol. halberst. alias Oszenitz. (Unter-Teutschenthal.)

d. in sede Winitz (Wünsch):[3]

1. Studen 4 sol. (Steuden.)

Nach Einführung der Reformation wurde die Grafschaft Mansfeld — von den ausserhalb der beiden Kreise gelegenen Orten abgesehen — in die Dekanate Rammelburg (Friesdorf), Königerode, Leinungen, Leimbach, Friedeburg, Dederstedt, Helbra und Schraplau eingeteilt.

[1] A. a. O. S. 85 u. 86.
[2] A. a. O. S. 86
[3] A. a. O. S. 87.

9. Überblick über die Geschichte der mansfeldischen Klöster.[1]

Man darf annehmen, dass wohl erst, nachdem die Mehrzahl der grösseren Dörfer mit Pfarrkirchen versorgt worden war, Klöster als Pflegestätten einer in besonderen Formen und Werken der Gottseligkeit sich gefallenden und besondere Ziele erstrebenden Frömmigkeit gegründet worden sind. Da ein Abriss der Geschichte und Zugehörigkeit jedes einzelnen mansfeldischen Klosters an späterer Stelle gegeben werden wird, so soll hier nur eine Zusammenstellung dieser Stiftungen nach ihrer Gründungszeit gegeben werden.

Das älteste aller mansfeldischen Klöster ist vielleicht das Kloster Hornburg oder, wie es später meist genannt zu werden pflegte, Holzzelle oder Zelle Hornburg im Gaue Friesenfeld, falls nämlich jenes Kloster Hornburg im Nordthüringerlande (in pago North. Thuringa), welches im Jahre 877 dem damals neu gegründeten Kloster Drübeck übereignet wurde, das mansfeldische Hornburg ist. Thatsächlich kann nur das mansfeldische Holzzelle oder das Städtchen Hornburg im Harzgau als Standort dieses uralten Klosters in Frage kommen, aber bis jetzt haben weder für dieses noch für jenes überzeugende Gründe beigebracht werden können. Zu Gunsten des mansfeldischen Hornburg spricht erstlich der Umstand, dass in der Umgebung dieses Hornburg das Christentum früher gepflanzt und verbreitet gewesen ist als am Nordabhange des Harzes, und ferner, dass hier wirklich von unbestimmter Zeit her ein Kloster bestanden hat, von welchem etwa seit der Mitte des 12. Jahrhunderts wenigstens die Namen einiger Pröpste bezeugt und seit 1208 auch einige Urkunden erhalten sind. Leider ist der Urkundenschatz dieses Klosters fast völlig verloren gegangen, sodass es nicht möglich gewesen ist, das Alter dieses Klosters auch nur annähernd festzustellen. Für Hornburg im Harzgau, wo übrigens eine klösterliche Stiftung bisher nicht nachgewiesen worden ist, spricht die nähere Lage bei Drübeck; doch kann auf diese allein in einer Zeit, wo es fast noch gar keine Klöster in der Nähe des Harzes gab, kein grosses Gewicht gelegt werden.[2]

[1] Kurze, durch neuere Forschungen zum Teil überholte Überblicke über die Geschichte der mansfeldischen Klöster geben: Krumhaar, Geschichte der Grafschaft Mansfeld im Reformationszeitalter. Eisleben 1855, S. 19 ff. — v. Mülverstedt, Hierographia Mansfeldensis (Zeitschr. des Harzvereins I, 1. S. 23 ff. Einen vielfach berichtigten und erweiterten Überblick giebt M. Krühne in seinem Vorworte zu dem von ihm bearbeiteten Urkundenbuche der Klöster der Grafschaft Mansfeld. (Geschichtsquellen der Prov. Sachsen, XX. Band, S. 5—19, Halle, O. Hendel 1888.) Doch lässt Krühne aus für ihn triftigen Gründen die Propstei Seeburg, das Karmeliterkloster zu Hettstedt und das Augustinerkloster zu Eisleben unberücksichtigt, nimmt dagegen das erst in der letzten Zeit seines Bestehens unter die Vogtei und zuletzt auch in den Besitz der Grafen von Mansfeld geratene, aber ausserhalb der Mansfelder Kreise gelegene Kloster Rode (oder Hildburgerode) unter die mansfeld. Klöster auf. Das freilich nicht zur Grafschaft Mansfeld gehörig gewesene, aber doch im Mansfelder Gebirgskreise liegende Kloster Conradsburg wird von Krühne nicht einmal erwähnt. Hier wird kein Kloster übergangen werden dürfen, welches in einem der beiden Mansfelder Kreise liegt.

[2] Einen Versuch, Hornburg im Harzgau als den Ort des im Jahre 877 an Drübeck vergabten Klosters zu erweisen, hat Pastor Reinecke in Schauen bei Osterwieck gemacht, ohne jedoch mehr als die Möglichkeit seiner Annahme glaubhaft gemacht zu haben. Zeitschrift des Harzvereins XXIV, S. 310—323, 1891.

Das nächste, etwa 100 Jahre später (um 985) gegründete Kloster im Mansfeldischen ist das dem h. Johannes dem Täufer geweihte Augustinerinnenkloster zu Gerbstedt im Schwabengau, welches dem Markgrafen Riedag von Meissen und dessen Schwester Eilsuith seine Entstehung verdankt. Die Wahl dieses Klosters als Ort des Erbbegräbnisses für die Familie des Markgrafen erklärt sich daraus, dass dieser in dem Schwabengau und nördlichen Hosgau das Gaugrafenamt verwaltete und ansehnlichen Grundbesitz daselbst gehabt haben muss. Noch jetzt erinnern an diesen Markgrafen die seinen Namen tragenden Dörfer Ritzgerode bei Rammelburg und Ritzkerode, wüst bei Mansfeld, ferner die wüste Rückscheburg bei Möllendorf unweit Mansfeld (urkundlich Ritthagesburg) und endlich auch das „neue Schloss" bei Wippra, welches die Sage mit einem „Grafen von Riddag (!)" in Verbindung bringt. Dem jeweilig ältesten Mitgliede des markgräflichen Geschlechts sollte die Vogtei des Klosters zustehen, während der Bischof Friedrich von Münster und dessen Nachfolger im Bistum die geistliche Oberaufsicht über das Kloster führen sollten. Diese sonderbar erscheinende Wahl erklärt sich durch die Abkunft jenes Bischofs Friedrich von den Grafen von Wettin und die Verwandtschaft des Markgrafen Riedag mit diesem Hause. Die Markgrafen von Meissen aus dem Hause Wettin behielten die Vogtei über das Kloster ungefähr bis zum Jahre 1225, und während dieser Zeit erfolgte um 1118 die Umwandlung des damals sehr stark besetzten Stiftes in ein Benediktinerinnen-Kloster. Später (seit 1225) erscheinen an Stelle der wettinischen Markgrafen von Meissen die Grafen von Mansfeld als Vögte des Klosters und sind in dieser Stellung verblieben bis zur Aufhebung desselben gegen Ende des 16. Jahrhunderts.

Im Jahre 992 wurde durch die Kaiserin-Witwe Adelheid, zweite Gemahlin Ottos des Grossen, und ihre Tochter Mechthild, Äbtissin von Quedlinburg, zu Walbeck (Walbiki) im Gebirgskreise ein dem Apostel Andreas gewidmetes Benediktinerinnen-Kloster gegründet, welches dem Stifte Quedlinburg und zugleich mit diesem dem päpstlichen Stuhl unterstellt sein sollte. Die Wahl des Vogtes sollte der Walbecker Äbtissin zustehen. Klostervögte waren wohl schon von Anfang an die in der Nachbarschaft angesessenen Edeln von Arnstein, später deren Rechtsnachfolger, die Grafen von Regenstein und von Mansfeld. Schon um 1525 wurde das Kloster, von dessen Geschichte wir, weil die Mehrzahl seiner Urkunden verloren gegangen ist, nur wenig wissen, aufgehoben.

Ein viertes mansfeldisches Kloster ist die Abtei Wimmelburg. Schon 1038 bestand auf der ehemaligen, hoch über dem jetzigen Dorfe gelegenen Burg eine kirchliche Stiftung, vielleicht schon klösterlicher Art, in welcher Siegfried, der letzte männliche Spross des ältesten pfalzgräflichen Hauses von Sachsen, beigesetzt wurde. Während der Jahre 1059 und 1088 verwandelte eine Gräfin Christina, die höchstwahrscheinlich eine Schwester oder Tochter des Pfalzgrafen Siegfried und vermutlich auch die Gemahlin des Edlen Hoyer I. von Mansfeld gewesen ist, die ältere Stiftung in ein dem h. Cyriacus geweihtes Benediktiner-Kloster, welches das erste Mannskloster in den Mansfelder Kreisen gewesen ist. Im Jahre 1121 wurde das Kloster von der Höhe des Berges (der jetzigen Hüneburg) in das Thal verlegt und erlangte bald reichen Besitz und grosses Ansehen. Da die Gründerin, die Gräfin Christina, wie schon bemerkt, mit einem Edlen

von Mansfeld vermählt gewesen zu sein scheint, so kann es nicht befremden, dass die Grafen von Mansfeld, soweit nachweisbar, immer als Vögte des Klosters hervortreten.

Vermutlich noch älter als das Kloster Wimmelburg und auf dem Boden der Herrschaft Mansfeld selbst gegründet, ist das Kloster Mansfeld in dem gleichnamigen Dorfe. Wenn auch gemeinhin angenommen wird, dasselbe sei erst 1170 gegründet worden, so ist doch sehr wahrscheinlich, dass schon im Jahre 1042 in dem Dorfe Mansfeld ein Benediktiner-Kloster bestanden hat und also noch früher gegründet worden ist. Um 1170 mag der Übertritt dieses der Jungfrau Maria geweihten Klosters zum Josaphat-Orden und die Verwandlung in ein unter Leitung eines Priors stehendes Stift stattgefunden haben. Schirmvögte waren wohl von Anfang an, wie sich eigentlich von selbst versteht, die Grafen von Mansfeld.

In die Jahre 1120—1133 fällt die Gründung der im Gebirgskreise gelegenen, dem h. Sixtus geweihten Benediktiner-Abtei Conradsburg durch die Edlen von Conradsburg, die seitdem auf dem etwa um dieselbe Zeit von ihnen erbauten Schlosse Falkenstein hausten. Schirmvögte waren auch hier die Nachkommen des Gründers, die Grafen von Falkenstein, und deren Rechtsnachfolger.

Ein heutzutage nicht zu einem der Mansfelder Kreise gehöriges, und auch erst ziemlich spät (etwa seit 1323) in den Besitz der Grafen von Mansfeld gelangtes, hier aber wenigstens zu erwähnendes Kloster ist das im Jahre 1141 von dem Edlen Esiko von Bornstedt gegründete Cistercienser-Kloster Sittichenbach,[1] das erste dieses Ordens unter der Vogtei der Grafen von Mansfeld, die zum Teil sehr hart mit dem Abte und den Mönchen verfuhren. 1542 wurde das Kloster in ein Amt verwandelt, mit welchem Herzog Moritz von Sachsen den Grafen Albrecht von Mansfeld belehnte.

Nur ganz kurze Zeit bestand auf mansfeldischem Boden die von dem Erzbischof Wichmann von Magdeburg auf seinem väterlichen Erbgut gegründete und mit ererbten Gütern begabte Propstei Seeburg mit zwölf Präbenden, denn schon 1211 wurde diese Propstei nach Magdeburg verlegt und mit dem Kollegiat-Stifte SS. Petri et Pauli in der Neustadt vereinigt.

Anscheinend aus einem Hospitale entstand um das Jahr 1216 das der Jungfrau Maria geweihte Kloster zu Hedersleben, welches regulirten Chorherren zum Aufenthalte diente und immer die Grafen von Mansfeld zu Schirmvögten gehabt zu haben scheint. Dieses Kloster ist wohl nie zu einiger Bedeutung gelangt.

Fast das jüngste, aber das zur grössten Bedeutung gelangte unter allen mansfeldischen Klöstern ist das der h. Jungfrau Maria geweihte Cistercienserinnen-Kloster Helfta, dessen Schicksale sehr wechselvolle waren. Ursprünglich bei der Burg Mansfeld im Jahre 1229 von dem Grafen Burchard von Mansfeld und dessen Gemahlin Elisabeth von Schwarzburg gegründet und mit Cistercienserinnen aus dem S. Burchardikloster in Halberstadt besetzt, wurde es schon 1234 nach

[1] Einen Überblick über die Geschichte des Klosters Sittichenbach giebt Rosenburg in den Mansfelder Blättern VII, S. 53—70. Eisleben 1893.

Rothardesdorf (dem jetzt wüsten Rossdorf bei Eisleben) verlegt, wo es aber auch nur kurze Zeit verblieb, denn schon 1259 wurde es von da nach dem Dorfe Helfta bei Eisleben verlegt, welches den Brüdern der damaligen Äbtissin Gertrud, den Edlen von Hakeborn, gehörte. Das Kloster nahm bald einen grossen Aufschwung, sodass es schon 1262 einen Konvent von zwölf Schwestern in das neugegründete Kloster Hedersleben an der Selke entsenden konnte. Durch die Verzückungen und Offenbarungen dreier Nonnen, nämlich der Mechthild von Magdeburg, der Mechthild von Hakeborn und der „grossen" Gertrud, drang der Ruf des Klosters und der Einfluss der genannten Schwestern in weite Kreise der Christenheit. Die Zeit, während welcher diese Frauen im Kloster Helfta lebten, kann man getrost als die Blütezeit desselben bezeichnen.[1] Nachdem in der Halberstädter Bischofsfehde die Gebäude des Klosters zum Teil in Asche gelegt worden, wurde der Konvent, um ihm grössere Sicherheit zu gewähren, während der Jahre 1342—1346 zum dritten Male und zwar unmittelbar vor die Mauern der Stadt Eisleben verlegt, wo es unter dem Namen Neu-Helfta oder Eisleben bis zum Bauernaufruhr bestanden hat. Durch diesen vertrieben, entfloh die Äbtissin mit den Nonnen erst nach Halle, dann nach Mähren, um dort ein Kloster einrichten zu helfen. Ein von ihr im Jahre 1529 gemachter Versuch, das Kloster in Alt-Helfta wieder aufzurichten, misslang. Schutzherren des Klosters waren zuerst die Grafen von Mansfeld aus Querfurter Geschlecht, später die Edlen von Hakeborn als Inhaber der Herrschaft Helfta und nach dem Verkauf derselben (1346) an die Grafen von Mansfeld wiederum diese.

Das jüngste der mansfeldischen Landklöster ist (Ober-) Wiederstedt. Der Anfang dieses Klosters war ein auf dem Kupferberge bei Hettstedt von dem Edlen Albrecht von Arnstein erbautes, der Jungfrau Maria und dem h. Gangolf geweihtes Hospital. Schon vor 1248 muss dieses in ein der Jungfrau Maria geweihtes Augustinerinnen-Kloster verwandelt worden sein, welches aber unter die Aufsicht von Prioren aus dem Prediger- oder Dominikanerorden gestellt wurde. Bereits vor 1259 muss die Verlegung dieses Klosters von Hettstedt nach Wiederstedt erfolgt sein. Da seine Gründung den Edlen von Arnstein zu verdanken war, so haben erst diese und dann ihre Rechtsnachfolger, die Grafen von Falkenstein, Regenstein und Mansfeld, die Vogtei über das Kloster ausgeübt.

Von nur kurzer Dauer und schon darum auch räumlich sehr eingeschränkter Bedeutung sind gewesen das 1451 gegründete Carmeliter-Kloster in Hettstedt und das erst kurz vor dem Beginn der Reformation (1514) gegründete Augustiner-Eremitenkloster S. Annen in der Neustadt Eisleben, über deren Geschicke an geeigneter Stelle das Nötige mitgeteilt werden wird.

Die Anzahl der klosterartigen geistlichen Stiftungen in Stadt und Land betrug demnach im Gebirgskreise fünf, im Seekreise sieben, in beiden Mansfelder Kreisen zusammen zwölf. Nach den Jahrhunderten ihrer Entstehung geordnet, folgen die mansfeldischen Klöster so aufeinander:

im 9. Jahrhundert, Hornburg (?)
„ 10. „ Gerbstedt, Walbeck.

[1] Vgl. H. Grössler, die Blütezeit des Klosters Helfta bei Eisleben. Programm des Königl. Gymnasiums zu Eisleben 1887.

im 11.	Jahrhundert.	Mansfeld, Wimmelburg.
„ 12.	„	Conradsburg, Seeburg. (Auch Sittichenbach und Hildburgerode.)
„ 13.	„	Hedersleben, Helfta, Wiederstedt.
„ 15.	„	Hettstedt.
„ 16.	„	Neustadt Eisleben.

Adendorf.

[G] Kleines, 15 km nordöstlich von Eisleben gelegenes Dorf mit 1875: 136, 1880: 137, 1885: 90, 1890: 100 Einwohnern. Dasselbe lag während des Mittelalters im Schwabengau (Herrschaft Friedeburg) bezw. in dem Halberstädtischen Banne (Unter-) Wiederstedt und war ehemals Sitz eines gleichnamigen niederen Adelsgeschlechtes. Der Ortsname, dessen von Franke erwähnte Schreibart Adamsdorf urkundlich nicht bezeugt ist, dessen urkundliche Schreibungen vielmehr folgendermassen lauten: 1190 Adendhorp, 1256 Adendorp, 1265 Adendorph, 1271 und später Adendorp, enthält als Bestimmwort den Personennamen Ado oder Adi von noch dunkler Bedeutung. Also: Dorf des Ado.

Das Rittergut scheint bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts im Besitz der Familie von Adendorf gewesen zu sein. Spätere Besitzer waren die Familien von Rodacker und von Bärenfeld. Von letzterer gelangte es an Franz Georg v. d. Böck, der das Gut mit seiner ersten Gemahlin Anna Dorothea von Bärenfeld vor 1690 erheiratet zu haben scheint. 1720 wurde es in zwei Güter geteilt, die die Familien v. d. Böck und von Berbisdorf besassen. Im Jahre 1755 besass es der Eisleber Kassierer Lange, der sein Vermögen zu einer Stiftung für das Eisleber Gymnasium verwandte. Jetzt gehört es der Familie Bauer.

Die Kirche ist in zierlichem Rundbogenstil neu erbaut und bietet gar nichts archäologisch Merkwürdiges. Ihr Schutzpatron war S. Moritz. Auch die beiden von Ulrich gegossenen Glocken sind neu und von geringer Grösse.

Die Gemeinde führt in ihrem Siegel jetzt kein besonderes Merkzeichen.

Alberstedt.

[G] Grösseres Dorf, $10^1/_2$ km südöstlich von Eisleben mit im Jahre 1875: 591, 1880: 651, 1885: 645, 1890: 700 Einwohnern. Dasselbe wird bereits im Hersfelder Zehntverzeichnisse (8. Jahrh.[1]) in der Form Alberestat genannt; 1053 Alfarstide; später wird Gross- und Klein-Alberstedt (1327 Alverstede parvum et magnum, 1400 Alverstede maior et minor in sede Rebenunge banni orientalis) unterschieden. 1420 Albirstede, 1470 Alberstett. Klein-Alberstedt ist jetzt wüst, Gross-Alberstedt, das jetzt noch bestehende Dorf, lag im südlichen Hosgau und in geistlicher Hinsicht im Halberstädtischen Osterbanne (Archidiaconatus orientalis), im Erzpriesterbezirk Röblingen (Rebenunge). Der Ortsname enthält den Personennamen Albero (zusammengezogen aus Adalbero) und bedeutet: Wohnstätte des Albero.

Die Gemeinde führt in ihrem Siegel einen Laubbaum, welcher Früchte zu tragen scheint, also wohl ein Apfelbaum sein soll, vermutlich aber eine Linde ist, als Sinnbild der Bauerschaft. Umschrift: **Gemeinde Alberstädt.**

---

[1] Die Beweisführung für diese Zeitbestimmung hier und an den später folgenden Stellen ist zu finden in der Zeitschrift des Harzvereins VIII S. 302—310 in der Abhandlung von Grössler, die Abfassungszeit des Hersfelder Zehntverzeichnisses. Vgl. namentlich S. 308.

Das Dorf war der Sitz eines gleichnamigen niederen Adelsgeschlechtes, welchem vermutlich die unmittelbar südlich vom Pfarrgarten gelegene Spielburg (von specula, Warte, also = Wartburg) gehörte. Die Klöster Goseck, Holzzelle und Eilwardesdorf hatten hier Besitz. 1327 ist Pfarrer Heinrich von Alverstede Zeuge in einer Kaldenborner Urkunde, also hatte schon lange vor diesem Jahre das Dorf eine Pfarrkirche. 1352 wird Heyse als rector ecclesie in Alberstede erwähnt.

Auf einen ehemals romanischen Bau der erhöht an der Hauptstrasse des Dorfes gelegenen, den Aposteln Petrus und Paulus geweihten Kirche deutet noch ein halb vermauertes, nur von innen wahrnehmbares romanisches Fenster in der Nordwand der Kirche in der Nähe der Orgel. Die sonst wenig interessante Kirche trägt an der nordöstlichen Aussenwand des Chors einen Inschriftstein in Minuskeln mit der Jahreszahl 1506 und einem Steinmetzzeichen, wie es aus Nr. 1



Nr. 1.

ersichtlich ist, welcher die Bauzeit zu bekunden scheint, auf welche auch der Halbachteckschluss des Altarraumes deutet, während der etwas plumpe Turm einer früheren Zeit angehört, da derselbe schlanke gekuppelte Spitzbogenfenster zu dreien nebeneinander mit zwei Säulchen enthält.

Der sechskantige Taufstein vom Jahre 1596 trägt auf der Oberfläche des Randes folgende zum Teil in Ligaturen gehaltene Inschrift:

Wer · glaubet · vnd · getauft · wirt · der · wirt · selig ·
Her · Jhohan · Breier · Christofel · Pflock · vnd · Hans · Theusner · Alterleut ·

Darunter der Spruch: Marci am X.

Am Ständer, auf die sechs Felder desselben verteilt, steht:

AN | NO | d | 5 | 9 | 6.

Das messingene Taufbecken zeigt im Mittelfelde Josua und Caleb, die Weintraube tragend. Dasselbe ist umgeben von einem Rebengewinde mit Weinblättern und Weintrauben. Eine Inschrift ist nicht vorhanden.

Die Kirche besitzt einen Altarschrein aus dem 15. Jahrhundert. Am

S. Thomas	*S. Petrus*	*S. Paulus*	*S. Katharina*	*Gottesmutter*	*S. Margareta*	*S. Johannes*	*S. Philippus*	*S. Andreas*
S. Judas	*S. Jacobus min.*	*S. Jacobus maj.*				*S. Bartholom.*	*S. Matthias*	*S. Symon*

Fussende der Figuren steht der Name derselben in Minuskelschrift, der der Hauptfiguren in gotischer Majuskel angeschrieben, bei letzteren mit dem Zusatze ora pro nobis. Im Mittelfelde steht die gekrönte, Scepter haltende Maria mit dem Jesuskinde auf aufwärts gekehrter Mondsichel, ihr zur Seite links S. Katarina mit Schwert und Rad, eine hilfeflehende männliche Gestalt zu ihren Füssen (Schiffer in Sturmesnot?), rechts S. Margareta, mit dem Kreuzstab einen Drachen erstechend. Im linken Seitenflügel erblickt man oben die Apostel Thomas, Petrus und Paulus, sämtlich mit einem Buche, aber des Beizeichens in der Rechten beraubt; unten den Apostel S. Judas mit Buch und Säge; den Apostel S. Jacobus minor mit Buch, während das Beizeichen in der Linken fehlt, und den Apostel S. Jacobus maior mit Buch, Pilgerstab und Muschelhut. Im rechten Seitenflügel stehen oben S. Johannes Evangelista mit Buch und Kelch, S. Philippus mit Buch und Kreuzstab, S. Andreas mit Buch und Andreaskreuz; unten S. Bartholomaeus mit sackartig nach oben verlaufendem Buche (Haut) und die Apostel Matthias und Simon, denen ihre Beizeichen verloren gegangen sind. Die nördliche Altarklappe zeigt gemalt einen Bischof oder Abt mit Krummstab und Kelch, zu seinen Füssen eine auf den Rücken fallende winzige Figur, wohl S. Wigbert; die südliche stellt S. Sebastian dar, von Pfeilen durchbohrt, mit langem, blondem Lockenhaar, in einen dunkelgrünen Mantel gehüllt, der nur den Oberleib und die Füsse freilässt, welche auf schwarz-weiss-rot geschachtem Boden stehen. Das Gegenstück der nördlichen Klappe ist eine Verkündigung Mariä. Der mit flamingofarbigen Flügeln geschmückte Erzengel Gabriel hält in der Hand einen roten, von einem weissen Spruchbande umwundenen Stab, auf welchem in gotischen Majuskeln das Wort AVE steht. Das Gegenstück der südlichen Klappe stellt Mariä Empfängnis dar. Maria kniet betend vor einem Lilienstrauche; durch ein Fenster erblickt man Gott-Vater im Himmel, auf Wolken thronend, welcher das kreuztragende Jesuskindlein auf Lichtstrahlen zu Maria herabsendet.

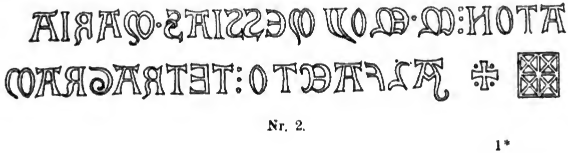
Der Altarbehang von rotem Damast trägt zwei eingestickte Wappen mit der Jahreszahl 1746.

Die drei Glocken haben 1,06, 0,70 und 0,58 m Durchmesser. Dieselben haben grossen archäologischen Wert, und sind deshalb ihre Inschriften bereits in der Zeitschr. des Harzver. XI, S. 37 ff. von mir beschrieben und ebenda unter Nr. 21 und 22 der beigegebenen Tafeln abgebildet worden.

Die grosse enthält in von rechts nach links zu lesender sogen. Spiegelschrift folgende Majuskellegende:

+ **Alfa et O ⁝ Tetragramaton ⁝ El · Eloy · Messias · Maria.**

ausserdem vier verzierte kleine Quadrate, (siehe Nr. 2).



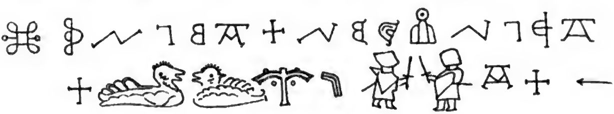
Nr. 2.

Da die Lesung der beiden nach dem Worte Tetragramaton folgenden Wörter in der angezogenen Stelle der Zeitschrift des Harzvereins noch nicht gelungen war, so sei hier bemerkt, dass die beiden ersten der durch das Wort Tetragramaton angedeuteten, zauberkräftigen Vierheit von Namen, ohne Zweifel El Eloym (= אל אלהים, beides hebräische Bezeichnungen Gottes,) zu lesen sind. Die zauberkräftigen Namen Gottes (El und Elohim), Jesu und Mariä bilden das Tetragrammaton (Spruch mit vier Wörtern oder vier dieselben andeutenden Buchstaben. *[S]* Zu vergleichen ist hier eine merkwürdige Glocke in dem jetzigen Reichslande zu Diemeringen, welche aus dem Anfange des 13. oder dem Ende des 12. Jahrhunderts herrührte und im Bulletin du comité de la langue, de l'histoire et des arts de la France 1853 Nr. 7 von Schneegans in Strassburg beschrieben, aber leider umgegossen worden ist. (Vgl. Kraus, Kunst und Altertum in Elsass-Lothringen 1876, I, 42.) Sie hatte die Form eines Zuckerhutes, war aber nach dem Rande zu ein wenig geschweift (ähnlich einer Glocke auf dem Hülfensberge im Kreise Heiligenstadt). Die Inschrift war ein sonderbares Gemisch von hebräischen, griechischen und lateinischen Wörtern in gotischen Majuskeln und lateinischer Lapidarschrift. Sie lautete:

+ EL · ELOhIM · ELOE · SABAOTh · ELYON · ESERIEIE · ADONAY +
⁛ IA · TET(RA) · GRAMMATON · SADDAY ·
XPC · VINCIT · XPC · REGNAT · XPC · IMPAZ ·

Nach Schneegans: „der Starke, der Himmlische, der Herr der Herren, der Allerhöchste, er ist mein Beistand. Mein Herr Jehovah.“ *[G]* Aber richtiger ist wohl zu übersetzen: „Gott der Götter, Gott der Heerscharen, Höchster, sei meine Hilfe, mein Herr Jehovah. Das Vierwort. Der Allmächtige. Christus siegt, Christus herrscht, Christus gebietet.“ Das Wort Eserieie nämlich dürfte in die beiden hebräischen Wörter עֶזְרִי (meine Hilfe) und חֱיֵה (sei, imper. von הָיָה) zu zerlegen sein. Das Wort IA wird lediglich Abkürzung des Namens Jehova sein, wie dieselbe aus der Aufforderung „Hallelu—Ja“ allgemein bekannt ist.

Die mittlere Glocke dürfte eine der seltensten Umschriften enthalten, indem sie undeutliche Buchstabenformen mit rätselhaften Bildern (miteinander kämpfende Ritter und Drachen) verbindet. Fast hat es den Anschein, als ob hier die ersten vier Buchstaben des griechischen Alphabets gleich Zauberrunen Verwendung erhalten hätten. Nachfolgende Skizze giebt diese Inschrift wieder.



Nr. 3.

Die kleine Glocke hat keine Inschrift.

Alsleben (Dorf).

[G] Grosses, 21 km nordnordöstlich von Eisleben gelegenes Kirchdorf mit im Jahre 1875: 2157, 1880: 2075, 1885: 2021, 1890: 1899 Einwohnern, welches sich wie eine Vorstadt südlich an die Stadt Alsleben anschliesst, gleichwohl aber ohne Zweifel älter ist als diese, weil dem mitten im alten Dorfe gelegenen Rittergute nicht nur die Ober- und Erbgerichte über die Stadt zustanden, sondern auch weil das Dorf Alsleben wiederholt als das alte Dorf bezeichnet wird. (1467 Altendorff zu Alszlebin, 1437 Alte Dorf zu Alsleben.) Während des Mittelalters lag der Ort im Schwabengau (Grafschaft Alsleben) und gehörte zum Halberstädtischen Banne (Unter-) Wiederstedt. Der Ortsname des Dorfes sowohl, welches zunächst in Betracht kommt, wie auch der der Stadt (961 Alssleuu, 973 Elesleiba, Aleslove, Eleslevo, 1081 Aleslephe, 1097 Alasleve, 1103 Allesleve, 1269 Alesleve, 1271 Alsleve) enthält schwerlich eine Zusammenziehung des Namens Agil, da dieser auch in den ältesten Namensformen nicht erscheint, sondern den Personennamen Alo oder Ello, welcher von derselben Wurzel ist, wie das lateinische alius, und einen Fremden bedeutet, also: Erbgut des Alo. Dieser Name dürfte zunächst dem inmitten des alten Dorfs gelegenen, später der Familie von Trotha, dann der von Krosigk gehörigen Rittergute zugekommen sein, verstand sich aber später auch von Dorf, Burg, Kloster und Stadt Alsleben. Sehr früh, mindestens schon im 10. Jahrhundert, mag auch das Schloss Alsleben (civitas, urbs) nördlich vom alten Dorfe erbaut worden sein, denn als das Kloster im Jahre 979 gegründet wurde, war das Schloss bereits vorhanden und zwar im Besitze des Grafen Gero von Alsleben, der vielleicht ein Neffe des grossen Gero war. Als Zubehör von Alsleben werden genannt: das Altendorf Alsleben, Mukrena, Gnölbzig, Nelben Strenz, Nauendorf und Piesdorf. Doch auch Belleben und Haus Zeitz müssen dazu gerechnet werden, abgesehen von zahlreichen Wüstungen, über welche die historische Karte Auskunft giebt. Noch später muss dann noch weiter nordwärts längs der Saale die jetzige Stadt entstanden sein, sodass also das äussere Wachstum in der Richtung von Süden nach Norden vor sich ging. Doch ist das alte Schloss, welches auf dem noch heute „alte Burg“ benannten Berge, südöstlich von der Stadt gestanden hat, nicht mit dem auf einem Hügel unweit der Domkirche gelegenen, 1698 von Heinrich von Krosigk erbauten und von dessen Sohne Hans Georg erweiterten „neuen“ Schlosse zu verwechseln. Die Pfarrkirche des Dorfes, welche der h. Gertrud geweiht ist und deren Patronat, wie auch der über die Stadtkirche dem Amte und Rittergute zusteht (von Dreyhaupt, Beschreib. des Saalkreises II, 833), liegt auf der Mittagsseite desselben auf einem Hügel und ist vor einigen Jahren ganz neu erbaut, hat jedoch ihren älteren Turm mit einem Schieferwalmdache behalten. Bemerkenswert in ihr sind nur die auf dem Turme hängenden vier Glocken von 1,37, 1,20, 0,86 und 0,64 m Durchmesser.

Die grosse enthält ausser dem bekannten Schillerschen Rätsel:

Nur ewigen und ernsten Dingen
Ist mein metallner Mund geweiht u. s. w.

und einem Wappen noch folgende Inschrift:

Im Jahr 1809, da Jerome Napoleon König von Westphalen, der regierende Herzog zu Anhalt, Leopold Friedrich Franz, Erb und Lehnherr, auch Kirchenpatron in Alsleben an der Saale, der Notar Justizrath Lorenz Immanuel Nicolai Respicient der Herzoglichen Patronatsgerechtsame und Johann Friederich Conrad Prediger daselbst war,

Gegossen in Halle von Gottlieb Gustav Becker.

Die zweite Glocke hat folgende Inschrift:

Ihr, die ihr in der künftgen Zeit
Euch zu mir nahet, dies zu lesen,
Erkennt den Herrn der Herrlichkeit,
Der Euer grosser Schutz gewesen.

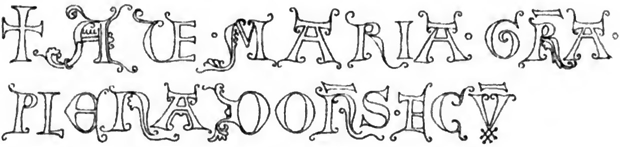
(Es folgt hier dasselbe Wappen, wie auf der grossen Glocke.)

Und ihr, die ihr mich rufen hört
Zum Gott des Himmels und der Erde,
Bringt ihm das Herz, das (so!) **es gelehrt**
Und heilig umgeschmolzen werde.

Im Jahre 1791, da Friedrich Wilhelm König von Preussen und Kurfürst zu Brandenburg u. s. w., Leopold Friedrich Franz, der regierende Fürst zu Anhalt u. s. w. Erb-, Lehn- und Gerichtsherr, auch Kirchenpatron in Alsleben an der Saale, Lorenz Immanuel Nicolai Justizbeamter und Wilhelm Gottlieb Jungius Prediger daselbst war,

Umgegossen zu Halle von Gottlieb Gustav Becker.

Die dritte Glocke hat eine aus zum Teil reich verzierten gotischen Majuskeln bestehende Inschrift mit dem halben sogenannten englischen Gruss: Ave Maria gratia plena dominus tecum in folgender Gestalt:



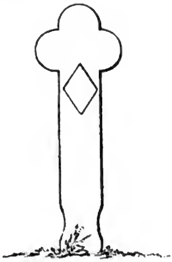
Nr. 4.

Die kleinste (vierte) Glocke besitzt keine Schrift.

Zu bemerken ist noch, dass auf dem Wege nach Strenz zu ein grosses

[1] Vgl. Grössler, die Glocken des Mansfelder Seekreises (Zeitschr. des Harzver. XI, S. 29 und die Abbildung Nr. 18 auf Tafel II).

Steinkreuz steht, siehe Nr. 5, dessen Fuss stark abgewettert ist. Auf der Kreuzung der Arme desselben befindet sich ein über Eck gestelltes Rhomboid, das höchst wahrscheinlich auf die Rauten im Mansfeldischen Wappen sich bezieht und den Stein als mansfeldischen Grenzstein kennzeichnen soll.

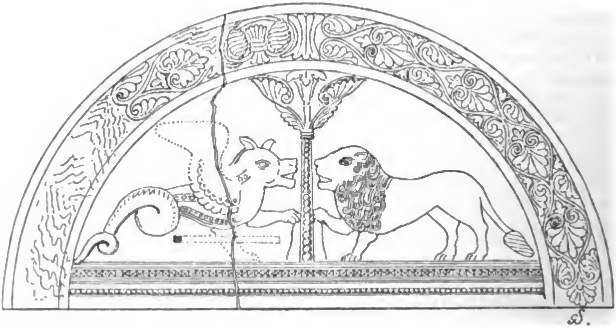


Nr. 5.

Nördlich vom alten Dorfe auf einem Hügel vor dem Schlossthore liegt die Dom- oder Stiftskirche S. Johannis Baptistae, eigentlich der h. Jungfrau Maria, den zwölf Aposteln und Johannes dem Täufer geweiht, von welchem letzteren man noch im vorigen Jahrhundert einen Knochen desjenigen Armes, mit welchem der Täufer auf Christum gewiesen, zu besitzen sich rühmte, (monasterium in civitate Eleslebo in honorem domini sanctaeque genitricis eius Mariae semper virginis et sancti Johannis baptistae in aquilonali parte eiusdem urbis etc.) Kirche und Kloster waren im Jahre 979 oder schon etwas früher von dem Grafen Gero von Alsleben und dessen Gemahlin Adela für vierunddreissig Jungfrauen erbaut und reich begabt, sodann nicht nur vom Papste, sondern auch vom Kaiser Otto II. zu Allstedt bestätigt worden, welcher dem Stifte dieselben Freiheiten verlieh, wie Quedlinburg und Gandersheim erhalten hatten, sodass also das Alsleber Stift eine freie weltliche, dem Kaiser unmittelbar unterworfene Abtei war.[1] Noch im selben Jahre wurde der des Hochverrats angeklagte Graf Gero, weil er in einem Zweikampfe, der als Gottesurteil gelten sollte, unterlegen war, auf Befehl des Kaisers enthauptet. Seine Gemahlin Adela und Schwester Tetta aber vollendeten zu seinem Gedächtnis das Stift, welches sie mit dem zehnten Teile ihres Vermögens begabten, und begruben in demselben ihren Toten. Geros Tochter Adela heiratete später den Grafen Siegfried von Stade und brachte ihm die Grafschaft Alsleben als Heiratsgut zu. Im Besitze der Grafen von Stade blieb nun die Grafschaft bis zum Jahre 1128, wo die ältere Linie dieses Hauses ausstarb. Im Jahre 1130 vertauschte Kaiser Lothar das Stift und Amt Alsleben an das Erzbistum Magdeburg gegen das Schloss Scharzfeld am Harz. Lange liessen nunmehr die Erzbischöfe von Magdeburg durch ein Rittergeschlecht, dessen Glieder das Amt eines Truchsess (dapifer) bei den Erzbischöfen bekleideten und sich von Alsleben nannten, die neue Erwerbung verwalten. Ausser diesen sassen aber in Alsleben noch andere adlige Familien als Besatzung des Schlosses, welche mit Burglehen belehnt waren, z. B. die von Schönfeld, von Kröchern, Quartier, Peina und Zapfen, deren Güter später die von Krosigk, nachdem sie das Hauptgut in Alsleben erhalten, nach und nach ausgekauft haben. 1371 jedoch wurde das Amt an Lorenz von Krosigk und, nach mehrmaligem Wechsel der Pfandinhaber, 1455 wiederum an die Gebrüder Heinrich und Eschwin von Krosigk verpfändet, doch so, dass die Stadt

[1] von Dreyhaupt, Beschr. des Saalkreises II, 834. Magd. Geschichtsbl. II, 449.

Cönnern und 17 bisher zur Grafschaft Alsleben gehörige Dörfer zurückbehalten wurden. 1479 erhielten die von Krosigk den auf diese Weise bedeutend verkürzten Rest der Grafschaft als erbliches Mannlehen, welches sie nach 268jährigem Besitz 1747 an den Fürsten Leopold Maximilian von Anhalt-Dessau verkauften. Mit dem Erzbistum Magdeburg ging auch die Landeshoheit über das Amt an Preussen über. Bis 1806 gehörte es zum preuss. Saalkreise, von 1807—1813 zum Königreich Westfalen und wurde 1815 ein Bestandteil des Mansfelder Seekreises. Das Stift selbst aber stand seit 1130 als ein Mediat-Nonnenkloster unter dem Erzstift, wurde 1448 in ein Kollegiatstift für Chorherren verwandelt und 1561 aufgehoben. Vor einigen zwanzig Jahren ist das ganze Kloster nebst Kirche, welche letztere von Dreyhaupt als ein altes, baufälliges Gebäude „ins Creutze gebauet", mit zwei

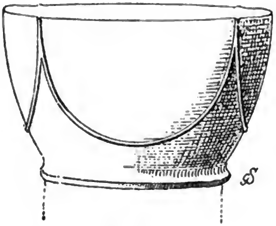


Nr. 6.

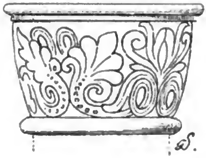
spitzen Türmen an der Abendseite, davon der eine mit Schiefer, der andere aber, gleichwie auch die Kirche, mit Ziegeln gedeckt war, noch gesehen hat, abgebrochen, sodass der gegenwärtige Bau keine Spur mehr aus der Zeit der Gründung aufweist,[1] zumal sämtliche brauchbare Baumaterialien wieder verbaut worden sind. Doch sind anderswo noch einige Überbleibsel der alten Domkirche erhalten geblieben, z. B. in der herzoglichen Sammlung zu Kühnau bei Dessau und in Gernrode am Harz, wohin man auf Befehl des Herzogs von Anhalt, als Patrons der Kirche, mehreres geschafft und der dortigen restaurierten romanischen Stiftskirche einverleibt hat. So ein aus Alsleben stammendes Tympanon, siehe Nr. 6, welches über einer Thür der Gernröder Kirche, angeblich, um es vor Verwitterung zu schützen, so eingemauert ist, dass man dasselbe nur von innen sehen, aber wegen der schlechten Beleuchtung kaum erkennen kann. Es zeigt den Löwen vom

[1] Vgl. Otte, Gesch. der deutschen Baukunst, S. 131.

Stamme Juda im Kampfe mit dem Drachen des Heidentums, beide durch einen Palmbaum, der das Feld in zwei Viertelkreise scheidet, von einander getrennt.[1] Ferner zeigt uns Nr. 7a ein Säulenkapitäl von eigentümlich geschwungener



Nr. 7a.



Nr. 7b.



Nr. 8a.



Nr. 8b.

Würfelform, welches in Gernrode nebst einem andern kleineren Kapitäl, Nr. 7b, als merkwürdiges Architekturstück aufgestellt ist.

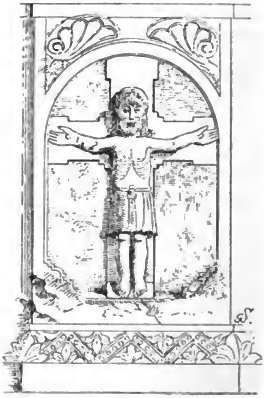
[GS] Der wertvollste Überrest der Alsleber Stiftskirche aber und sicher eins der allerältesten Stücke christlicher Sculptur in der Provinz Sachsen ist der jetzt ebenfalls in Gernrode befindliche figurenreiche Taufstein, siehe Nr. 8a—h, der,

---

[1] Vgl. die Zeichnung bei Puttrich, Systematische Darstell. S. 34 und Blatt XI, 28.



Nr. 8c.



Nr. 8d.



Nr. 8e.



Nr. 8f.

wie die schon erwähnten Überreste, eine sorgfältige allseitige Abbildung und eingehende Beschreibung verdient. Allerdings ist derselbe bereits im VIII. Bande der Neuen Mitteilungen des Sächs. Thüringischen Vereins, Heft 2, S. 125 ff. von Dr. Heinrich Otte genau beschrieben und der Beschreibung sind auf Tafel II perspektivische, lithographierte Ansichten beigefügt worden, die das Wesentliche ziemlich gut darstellen. Da jedoch die Sculpturen wegen ihres Alters ausserordentlich wertvoll sind, so sind von jeder der acht Seiten photographische Abbildungen genommen worden, auf welche sich die hier beigefügten Zeichnungen stützen.



Nr. 8g.



Nr. 8h.

Zuvörderst ist zu bemerken, dass nach dem Bericht des Dr. Otte der Taufstein sich 1846 auf dem Hofe der Moritzburg zu Halle a. S. befand, dagegen nach dem Handbuche der kirchlichen Kunst-Archäologie von demselben Verfasser, vierte Auflage, in welche vier Skizzen von den acht Seitenflächen aufgenommen sind,[1] zu Zerbst.

Dieser aus grauem Sandstein gearbeitete Taufstein ist in seinem oberen, ältesten Teile — denn der jetzige Fuss ist neuerdings in romanischer Form zugesetzt worden — in die Frühzeit der romanischen Periode, und zwar etwa ins 11. Jahrhundert, zu setzen. Er besteht aus einem achteckigen[2] Prisma von 0,75 m Höhe und 1,20 m Seitendurchmesser, dessen acht Seiten je 0,5 m breit sind. Der obere und untere Auslauf, welcher, weil der Taufstein lange Zeit auf der Als-

[1] S. 893 (Fig. 388), S. 901 (Fig. 396), S. 909 (Fig. 406) und S. 913 (Fig. 412).

[2] Büttner, Anhalts Bau- und Kunstdenkmäler I, S. 32, Dessau 1892, bezeichnet sonderbarer Weise diesen Taufbrunnen als einen sechsseitigen Stein.

leber Brauerei als Wassertrog gedient hatte, stark verwittert und beschädigt war, ist jetzt notdürftig wieder mit Cement ergänzt. Die Wassergrube ist, dem hohen Alter entsprechend, von grosser Weite und Tiefe, um das ganze Kind untertauchen zu können. Oberhalb scheint das Gesims nicht sehr erheblich, aber doch von einer gewissen Breite gewesen zu zein, welche die Aufnahme eines Schriftbandes in Majuskeln ermöglichte,[1] wie schwache Spuren anzudeuten scheinen. Jede Seite enthält eine flache Nische für die figürlichen Bilder, welche oben durch einen Halbkreis abgeschlossen ist, von denen einer zur Aufnahme einer Aureole etwas höher gezogen ist, damit die Spitze dieser den Halbkreis nicht überschneide.

Die Bilder sind von links nach rechts der Reihe nach folgende:

1. Die Geburt Christi, Nr. 8a.
2. Die Auferstehung oder die Himmelfahrt Christi, Nr. 8b.
3. Ein Heiliger mit erhobener Rechten, die Linke an den Kopf haltend, Nr. 8c.
4. Christus am Kreuz, Nr. 8d.
5. Ein Heiliger mit einem Gefäss in der Linken, die Rechte an den Kopf haltend, Nr. 8e.
6. Ein Engel mit einem aufgeschlagenen Buch, Nr. 8f.
7. Der thronende, auf einem Regenbogen sitzende Christus, Nr. 8g.
8. Ein Engel gleich dem vorigen, Nr. 8h.

Aus dieser Aufzählung ergiebt sich, dass keine historische Folge der Bilder aus dem Leben Christi beobachtet worden ist. Die Ausführung ist roh und ungeschickt, die Grössenverhältnisse sind verfehlt, die Köpfe ohne Ausdruck. Gleichwohl verdienen die Darstellungen wegen ihrer für die romanische Zeit ausserordentlich vorbildlichen, ihre Auffassung und ihren Geschmack abspiegelnden Eigenart eingehende Betrachtung.

In der Darstellung der Geburt Christi liegt unten, d. h. im Vordergrunde, Maria, bis an den Hals verhüllt, im Wochenbett; wie es scheint, schlummernd. Darüber sieht man eine kastenartige Krippe mit dem eingewindelten Kinde, dahinter den Stern der drei Weisen mit tief sich herabsenkenden Strahlen. Zu beiden Seiten des Sternes stehen Ochs und Esel, das Christkind anschauend. Das Bett der Maria ist mit einem faltenreichen Tuche bedeckt; die Wiege birgt das mit sehr breiten Zeugstreifen umwundene Christkind. Josef fehlt. Wenn auch aus verschiedenen Gründen die Darstellung der Maria im Wochenbette als unpassend getadelt worden ist,[2] so findet sie sich doch während des ganzen Mittelalters vom 10. bis zum 16. Jahrhundert auf vielen Bildern.

Die Darstellung der Kreuzigung Christi zeigt den Erlöser nicht sowohl mit Nägeln am Kreuze befestigt, als vielmehr — bei wagerechter Haltung der Arme und mit Nebeneinandersetzung der Füsse — vor demselben stehend, denn Hände und Füsse scheinen, so weit es die undeutliche Meisselung erkennen lässt, keine Wundenmale zu haben. Die schwachen Erhöhungen in den Wandflächen

[1] Der in dem Merseburger Dom aufgestellte, aus der Neumarktskirche S. Thomae stammende Taufbrunnen ist ähnlich gestaltet und hat eine obere Umschrift. (Neue Mitteil. I, 2, S. 34).

[2] So namentlich von Jacob, die kirchliche Kunst.

sind wohl nur Unebenheiten des Steines; die neben einander geradeaus gestellten Füsse, welche auf einem schrägen Brette ruhen, zeigen ganz deutlich keine Nägel. Der INRI-Streifen und die Dornenkrone fehlt, dagegen scheint ein wenn auch sehr schmaler Nimbus, aber ohne Kreuzflammen, vorhanden zu sein. Der Leib ist mit einem bis zu den Knieen reichenden Lendenrocke bedeckt; die Füsse sind gegenüber dem Haupt und den Händen auffallend klein und zierlich. Das im übrigen sehr einfache Kreuz zeigt Endvorsprünge, ist also ein sogenanntes Krückenkreuz (croix potencée, crux patibulata); doch wiederholen sich die Vorsprünge auch in den inneren Ecken. Eine Andeutung der tiefsten Erniedrigung Christi kann man in dieser Darstellung der Kreuzigung nicht wohl erblicken, vielmehr eine solche der göttlichen Majestät des Erlösers, der sich kraft dieser freischwebend am Kreuze erhält und darum auch keine Dornenkrone trägt.

Auch in der Kirche zu Unter-Röblingen am See fand sich ein ähnlicher, aber aus Holz geschnitzter Crucifixus, der aber leider bei einem jüngst stattgehabten Reparaturbau dieser Kirche zertrümmert worden ist. Die nähere Beschreibung desselben siehe unter Unter-Röblingen. Hier sei nur bemerkt, dass er zwar eine Krone trägt, aber keine Dornenkrone, sondern eine mehrzinkige Königskrone.

Die der Kreuzigung benachbarten Nischen enthalten in symmetrischem Verhältnisse zu ihrem Mittelbilde je eine Heiligenfigur mit Nimbus, von welcher die eine den rechten, die andere den linken Arm bis zum Haupte erhebt, ein Gebaren, das vielleicht Trauer ausdrücken soll. Die eine Figur trägt in der linken Hand eine topfartige Schale, und zwar, wie es scheint, auf einem in zahlreichen Falten von der Hand herabfallenden Tuche. Ob man in diesen beiden die Maria und den Apostel Johannes erkennen darf, bleibe dahingestellt. Maria wenigstens würde dann ein stark männliches Aussehen haben. Und wenn die jugendlichere Gestalt nicht Magdalena, sondern Johannes sein sollte, so wäre bei diesem die Ersetzung des Kelches durch eine Schale höchst auffallend, da Johannes sonst immer mit dem Kelche dargestellt wird. Die Füsse dieser Figuren sind unmässig gross.

Die Vorstellung von der göttlichen Majestät des Gekreuzigten und der Freiwilligkeit seines Leidens hat in mehrgliedrigen Compositionen häufig eine Darstellung der Auferstehung und Herrlichkeit Christi zum Gegenstück.[1] So auch hier. Denn das mittlere der auf die Kreuzigung folgenden drei Felder nimmt innerhalb einer Mandorla der mit einem Kreuznimbus geschmückte, bartlose, auf einem Regenbogen sitzende Christus ein. Dieses Thronen, das aufgeschlagene Buch in seiner Linken und seine in der Form der Schwurhand erhobene Rechte kennzeichnen ihn als Weltrichter. Links und rechts von ihm erblickt man in besonderen Nischen zwei Engel, jeder mit einem aufgeschlagenen Buche in der Linken sowie mit betend erhobener Rechten, deren innere Handfläche, ältestem Brauche beim Beten gemäss, nach aussen gekehrt ist. (Vgl. die altertümliche Darstellung des betenden Ehepaars auf der Conradsburg in der Beschreibung der Bau- und Kunstdenkmäler des Mansfelder Gebirgskreises S. 31.) Die nach dem bis zum 13. Jahrhundert gebräuchlichen Typus als reife Jünglinge dargestellten Engel-

[1] Otte, Handbuch der kirchl. Kunst-Archäologie 4. Aufl. I, S. 537.

figuren sind geflügelt, tragen Diakonentracht und gehen barfuss.[1] Die Zusammenstellung ist ähnlich der auf einem Teppich (gewirkter Tapete) im Dome zu Halberstadt, welchen Dr. Lucanus beschrieben und abgebildet hat[2]

Ob das zweite Bild zur Seite der Geburt Christi die Auferstehung oder die Himmelfahrt Christi darstellen soll, darf zweifelhaft erscheinen. Christus hält das Triumphkreuz mit der Siegesfahne in der Rechten und langt mit der Linken, deren innere Fläche wieder nach aussen gekehrt zu sein scheint, nach oben. Sein Haupt ist von dem Kreuznimbus umgeben, sein Gesicht scheint von einem Barte umrahmt zu sein. Allerdings pflegte man den verherrlichten Christus in der Regel als jugendlich und schön, und darum bartlos darzustellen, um seine siegreiche göttliche Natur anzudeuten, während der leidende und sterbende typisch als alt, ja oft auch als hässlich dargestellt wurde.

Angenommen, es wäre innerhalb der Mandorla, deren obere Spitze hier nach innen gedrückt ist, die Himmelfahrt Christi dargestellt, so müssten die beiden Köpfe in den unteren Ecken als Vertreter der nachschauenden Jünger gelten, und in der That spricht für diese Annahme die Haltung der Köpfe und der Umstand, dass beide von einem Nimbus umgeben zu sein scheinen. Andere jedoch[3] finden hier eine Darstellung des auferstandenen Christus in dem sogenannten Osterei und erklären demgemäss die beiden Köpfe für die der Wächter am Grabe, mit deren Andeutung sich der Bildner habe begnügen müssen. Diese sonst ganz ansprechende Auffassung wird nur durch den schon erwähnten Umstand nicht begünstigt, dass die beiden Köpfe einen Nimbus haben, der den Wächtern doch unmöglich beigelegt sein kann.

[G] Eine Abbildung des Stiftssiegels giebt v. Dreyhaupt in seiner Beschreibung des Saalkreises (II, 835).

Bemerkt mag werden, dass früher auf dem Turme der Stiftskirche nach v. Dreyhaupt drei Glocken hingen, die aber schon im Anfange dieses Jahrhunderts verschleudert worden sind. Auf der grossen stand:

ANNO DOMINI MCCCXVIII.

Auf der mittleren:

Cum tractor, audite nos, ad sacra venite in aedem.

Auf der kleinen:

Ave Maria gratiosa, dominus tecum.

Über dem Eingange der ehemaligen Kanzel der Stiftskirche standen[4] die Verse:[5]

---

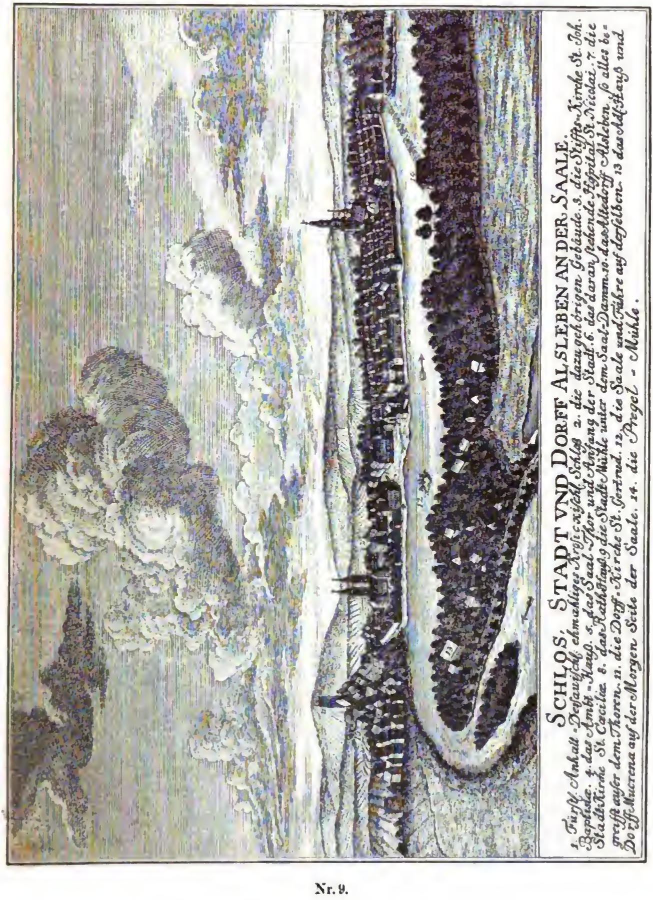
[1] Otte, a. a. O. I, S. 519.

[2] Kunstdenkmäler Deutschlands, 5. Lieferung, Schweinfurt 1845.

[3] So Otte a. a. O. S. 542.

[4] Nach von Dreyhaupt II, 835.

[5] Dieselben nur wenig veränderten Verse aus dem Jahre 1590 finden sich auch über dem Eingange der Kanzel der S. Annenkirche zu Eisleben. Vgl. Grössler, Inscriptiones Islebienses, Eisleben 1883. S. 40.


SCHLOS. STADT VND DORFF ALSLEBEN AN DER SAALE.
1. Fürstl. Anhalt-Dessauischl. ehmahliges Schloß 2. die dazugehörigen Gebäude. 3. die Stiffts-Kirche St. Joh. Baptistæ. 4. das Ambt-Hauß. 5. das Saal-Thor und Anfang der Stadt. 6. das daran stehende Hospital St. Nicolai. 7. die Stadt-Kirche St. Caeciliæ. 8. das Rath-Hauß. 9. die Stadt-Mühle unter dem Saal-Damm. 10. das Altedorff Alsleben, so alles begreifft außer dem Thoren. 11. die Dorff-Kirche St. Gertrud. 12. die Saale und Fähre auf derselben. 13 das Adl. Hauß und Dorff Mucrena auf der Morgen Seite der Saale. 14. die Pregel-Mühle.

Nr. 9.

Scandere qui cathedram cupis hanc, sis rite vocatus,
Et factis praesta neque ea sola doce;
Utque doces, vivas; persuadet vita docentis.
Sit Deus ecclesiae, sit populique salus.

Inwendig an der Kanzelthüre stand:

> Omnipotens Deus pater coelestis, ago tibi ingentes gratias, quod labia mea aperuisti, ut laudem tuam annunciaverim. Fac ut tuum verbum praedicatum fructificet apud auditores meos propter meritum tui filii Domini nostri Jesu Christi. Amen.

Alsleben (Stadt).

[G] Kleine Stadt, 21,5 km nordnordöstlich von der Kreisstadt Eisleben, mit im Jahre 1784: 917, 1867: 2882, 1875: 2790, 1880: 2888, 1885: 2643, 1890: 2514 Einwohnern, dicht an der Saale auf deren linkem Ufer gelegen. Im Mittelalter gehörte sie in den Schwabengau, bezw. in den geistlichen Bann Unter-Wiederstedt. Sie besteht im wesentlichen aus einer langen Strasse, welche von dem südöstlich gelegenen Schlossthore bis zu dem nordwestlich gelegenen Mühlenthore geht, während das Neue Thor dem Verkehre nach Südwesten zu dient. Sie war im vorigen Jahrhundert noch mit Stadtmauern und Türmen umgeben, die jetzt sämtlich abgetragen sind. 1589, 1590 und 1591 erlitt die Stadt zehnmal hintereinander Brandschaden, sodass sie bis auf die Kirche und das Rathaus abbrannte. In dem grossen Brande am 31. Mai 1667 brannte die ganze Stadt bis auf die Kirche und einige Häuser abermals ab; desgleichen verzehrten 1704 und 1718 Feuersbrünste beträchtliche Teile der Stadt. Infolge dieser häufigen Brände hat die Stadt, obwohl winklig gebaut, ein durchaus modernes Ansehen erhalten. Eine Ansicht der Stadt, des Schlosses und des Dorfes nach der Abbildung bei von Dreyhaupt (Beschreibung des Saalkreises II, S. 831) gewährt Nr. 9. Vor dem Mühlenthore im Stadtfelde stand eine alte Warte. Das Wappen der Stadt, welche in einem Magdeburgischen Lehnbriefe vom Jahre 1479 — ältere Belege sind nicht vorhanden — zum erstenmale als Stadt bezeichnet wird, da der Ausdruck civitas oder urbs Eleslebo auf das **Schloss** A. zu beziehen ist, zeigt auf zwei Stempeln aus den Jahren 1734 und 1831 auf einem mehrfach ausgeschweiften barocken Schilde drei ringförmig gewundene, zwei über einen gestellte Aale (von schwarzer Farbe im roten Felde). S. Nr. 10. Dieses Wappen ist ein redendes, welches andeuten soll, dass in der Saale bei diesem Orte viele Aale leben. Jedoch abgesehen von dieser albernen Etymologie waren es ursprünglich rote Aale in weissem Felde, diese aber sind missverständlich aus den drei roten Rosen in weissem Felde entstellt worden, welche



Nr. 10.

im Wappen der Herren von Alsleben sich finden und von der Stadt Alsleben in ihr Wappen aufgenommen wurden, wie ja auch anderswo kleine Städte ihre Wappenzeichen dem Wappen ihrer Grundherrschaft entlehnt haben.[1]

Das Rathaus der Stadt, welches 1667 den 31. Mai abgebrannt, 1699 wieder aufgerichtet, aber erst 1733 völlig ausgebaut worden war, ist vor wenigen Jahren abermals völlig neu erbaut worden. Anlässlich dieses Neubaues hat man die schönste Glocke der Stadtkirche auf das Rathaus als Uhrglocke genommen, wogegen man die bisherige Uhrglocke auf den Kirchturm brachte. Erstere[2] hat eine schöne gotische Majuskelinschrift, welche aus Nr. 11 ersichtlich ist,



Nr. 11.

mit dem leonischen Hexameter:

✠ **Laudis sum digna, vas nobile, dicta Benigna.**

Der Schriftductus gleicht dem in Nr. 4 so, dass man auf denselben Glockengiesser schliessen darf. Während diese Glocke früher bequem zu besichtigen war, ist sie jetzt schwer erreichbar. Es wird übrigens behauptet, dass ihr Ton besser mit dem ihrer früheren Genossinnen harmoniert habe, als der der für sie eingehängten; der Umtausch wird daher mehrfach bedauert.

Die der h. Caecilia geweihte Stadtkirche ist vor wenigen Jahren unter Beibehaltung des alten, aus romanischer Zeit stammenden, aller merkwürdigen Architektur ermangelnden Turmes, der übrigens im Jahre 1660 durch einen Sturm beschädigt und 1662 repariert worden ist, neu erbaut worden.

Beachtenswert, namentlich für eine Kirche, welche die h. Cäcilia zur Schutzpatronin hat, ist das Distichon, welches nach von Dreyhaupts Bericht (II, 838) vormals an dem den ehemaligen Orgelchor unterstützenden Pfeiler stand und folgendermassen lautete:

Non vox, sed votum, non Musica chordula, sed cor,
Non clamor, sed amor psallet in aure dei.

---

[1] Genaueres hierüber ist zu finden in: Grössler, die Siegel des Mansfelder Seekreises. (Zeitschr. d. Harzver. XIII, S. 279 u. 280.)

[2] Genauer beschrieben und abgebildet in: Grössler, die Glocken des Mansfelder Seekreises (Zeitschr. d. Harzver. XI, 37 u. Nr. 19 auf Tafel II.

Deutsch:

Weder der Stimme noch Saite Getön, nur Seufzer des Herzens,
Auch nicht lautes Geschrei, Liebe nur höret der Herr.

Die einzigen Merkwürdigkeiten im Besitz dieser Kirche sind ein kupfernes, vergoldetes Ciborium von 27 cm Höhe aus spätgotischer Zeit mit sieben eingravierten Medaillons und zwei Kelche von 17 und 19 cm Höhe und der gewöhnlichen mittelalterlichen Form. Der eine hat einen sechsblättrigen Fuss und einen Knauf mit sechs Buckeln, auf denen der Name **ihesus** verteilt ist; am Halse sind gotische Kirchenfenster nachgeahmt; am Fusse erblickt man den Crucifixus als signaculum und die Namen der Geber:

iakop ronus vn̄ margarete vn kort scherf.

Der andere Kelch dagegen vom Jahre 1402 trägt auf seinem sechsblättrigen Fusse einen Crucifixus mit Johannes und Maria zur Seite als signaculum und die Minuskelinschrift:

a° · dnī · m° · c°c°c°c° · ii · ꝛ iste · calix · ꝯfūdat9 · ad · vsū ·
eccē · scē · cecilie · ī · alslebin.

Nach Auflösung der Abkürzungen würde die Inschrift lauten:

Anno domini 1402 iste calix confundatus ad usum
ecclesie sancte Cecilie in Alslebin.

Das Wort confundatus soll offenbar besagen, dass der Kelch durch Beiträge von verschiedenen Gebern gestiftet worden ist. Der Sinn ist also:

Im Jahre des Herrn 1402 ist dieser Kelch für den Gebrauch
der Kirche der h. Cäcilia in Alsleben gestiftet worden.

Auf den Zapfen des Knaufes steht der Name **ihesus**; am oberen Halse:

ꝛ hilf ꝛ ma ꝛ ria;

am unteren:

ꝛ hilf ꝛ got. ꝛ

In der Kirche befinden sich übrigens fünf Grabdenkmäler der Familie von Krosigk, des Pastors Spicelius und des Bürgermeisters Reichard; ausserhalb der Kirche werden in der Oberpfarre als Kircheneigentum aufbewahrt verschiedene Ölbildnisse ehemaliger Prediger.

Auf dem Turme der S. Cäcilienkirche hängen jetzt fünf Glocken von 1,54, 1,23, 1,05, 0,62, und 0,35 m Durchmesser.

Die grosse vom Jahre 1482 zeigt folgende Inschrift in gotischer Minuskel:

Oben:

anno dni m cccc lxxxii.
consolor viva fleo mortua pello nociva.

Unten:

s. gerdrut. maria mater xpi mox sucurre isti
qui tuam felicem annam colit genitricem.
o sancta cecilia deum pro nob aro (statt: **ora**).

Deutsch:

Heilige Gertrud. Maria, Mutter Christi, hilf unverweilt dem,
der deine glückliche Gebärerin Anna verehrt.
O heilige Cäcilia, bitte Gott für uns!

Die Erwähnung der h. Gertrud und der h. Cäcilia zeigt, dass man auch der ersteren, als der Patronin in Dorf Alsleben, neben der h. Cäcilia, als der Hauptpatronin der Kirche, freundlich gedenken wollte. Beachtenswert ist, dass auch der h. Anna, der Mutter der Jungfrau Maria, gedacht wird. Die Glocke ist ein Zeugnis für den beginnenden Kultus der h. Anna, der gegen Ende des 15. und gegen Anfang des 16. Jahrhunderts seinen Höhepunkt erreichte. Die beiden von Alters her verehrten Heiligen nehmen die neu aufgenommene gleichsam als Ehrengeleite in die Mitte.

An der Wandung befinden sich sechs verteilte Heiligenbilder, darunter die der h. Maria und Anna. Die Trennungszeichen sind oben kleine Kreise, unten breite Rechtecke.

Die zweite Glocke vom Jahre 1828 trägt folgende Inschrift:

Zuerst gegossen im Jahre 1400, umgegossen im Jahre 1733. Auf Befehl und Kosten seiner hochfürstlichen Durchlaucht des regierenden Herzogs von Anhalt Dessau, Herrn Leopold Friedrich, unsres gnädigsten Kirchenpatrons, da der Justizamtmann Karl Friedrich Wiesing Respicient der herzoglichen Patronatsgerechtsame, Carl Friedrich Thiele Oberprediger, Friedrich Schaper Diaconus, Kreisamtmann Johann Christian Sander Bürgermeister, Aribert Lebrecht Friedrich Schmidt Rathmann, Carl Andreas Tischmeyer Kämmerer, Heinrich Andreas Apel Stadtsecretär waren,
Von neuem umgegossen im Jahre 1828.
Mich goss Friedrich See aus Creuzburg in Alsleben.
(Zuletzt folgt die Stelle Ps. 95, 6 ausgeschrieben.)

Die dritte, früher auf dem Rathause befindliche, ohne Jahreszahl, hat die Majuskelinschrift:

✠ AGLA[1]

Die vierte Glocke hat die Minuskelinschrift:

+ **ave maria gracia plena dominus tecum.**

Die kleinste Glocke trägt gar keine Schrift.

[1] Vgl. Otte, Glockenkunde S. 81.

Amsdorf.

[G] Kirchdorf, 14½ km südöstlich von Eisleben am Südgestade des salzigen Sees, mit im Jahre 1875: 344, 1880: 418, 1885: 451, 1890: 461 Einwohnern, Sitz eines gleichnamigen niedern Adelsgeschlechtes, welches bis ins 15. Jahrhundert im Mansfeldischen begütert war und dessen meissnischer Linie vermutlich Nicolaus von Amsdorf, der treue Freund Luthers, entstammt. Der Ort wird zuerst erwähnt im Hersfelder Zehntverzeichnis (8. Jahrh.) in der Form Amalungesdorpf, 1181 Amelungesdorf, 1216 Amulungesdorph, 1299 Amelungistorff, 1329 Amlingesdorf, 1400 Ambgesdorf in sede Rebenunge, 1494 Ampsdorff, zuletzt Amsdorf. Ob an eine Gründung dieses Dorfes durch die Amalungin Amalberg, die letzte thüringische Königin aus ostgotischem Königsgeschlecht, zu denken ist, bleibe dahingestellt, doch ist zu beachten, dass in dem nahen Helfta bei Eisleben das Andenken an ihre Nichte Radegundis sich erhalten hat. Andern Falls enthält der Ortsname den patronymischen Personennamen Amalung, abgeleitet von dem Personennamen Amalo, und bedeutet: Dorf des Amalung (d. h. des Nachkommen des Amalo).

Das Dorf lag im südlichen Hosgau im Burgbezirk Schraplau, (späterem Unteramt) und gehörte in geistlicher Hinsicht in den Osterbann des Bistums Halberstadt, und zwar in den Erzpriesterbezirk Röblingen. Das Kloster Kaldenborn hatte hier Besitzungen. Nach Bierings Angabe hatte das Dorf früher ein eigenes Pfarrhaus, also wohl auch einen eigenen Pfarrer. Die Gemeinde führt in ihrem älteren Siegel ein mehrmastiges Schiff mit der Umschrift: **Gemeinde Amsdorf**; in dem jüngeren einen im Kahne sitzenden Fischer, welcher mit der Angelrute einen Fisch aus dem Wasser zieht, mit der nämlichen Umschrift, eine Hindeutung auf den Fischfang im salzigen See als das ehemalige Hauptgewerbe der Einwohner.

Die alte romanische, nach den Einen dem h. Ambrosius, nach Andern dem h. Godehard geweihte Kirche hat eine Absis mit einem Bogenfries, aus Nr. 12a ersichtlich, dessen einzelne Bögen sich noch über den Halbkreis hinaus



Nr. 12a.

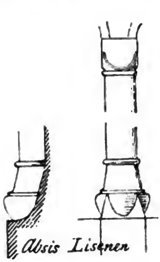
fortbewegen. Der Fries ist oben durch ein altes Hauptgesims abgegrenzt. An der Aussenwand der Absis erblickt man vier Halbsäulen mit Kapitäl und Basis, letztere mit Eckstegen, siehe Nr. 12b. Die Kämpfer, auf welchen die Rundbogen ruhen, zeigt uns Nr. 12c.

Der Turm steht zwischen Schiff und Absis. Auf ihm befand sich eine alte Glocke vom Jahre 1332, welche zur Vermeidung des Umgusses an den Provinzial-Ausschuss verkauft worden ist. In der Zeitschr. des Harzver. XI, S. 40 ist dieselbe beschrieben. Jetzt ist nur eine einzige Glocke noch vorhanden, von 1,05 m Durchmesser und ohne Schrift.

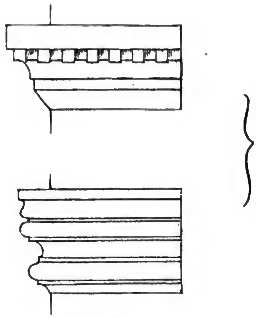
Östlich des Altarraumes ist eine kleine Sakramentsnische von spätgotischer Form, welche uns Nr. 13 zeigt, eingemauert.

Auf dem Altar steht eine Schnitztafel kleines Massstabes. In der Mitte die Maria zwischen vier Frauen, der Barbara, Katarina, Magdalena und Margareta; im linken Flügel S. Jacobus und S. Paulus, im rechten S. Andreas und S. Petrus.

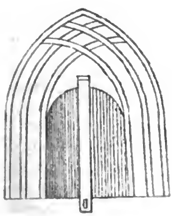
Auf der Predella zwei kleine alte Gemälde, das heilige Abendmal und die Verklärung darstellend. An der nördlichen Empore ist gleichfalls ein Gemälde, Christus auf Golgatha mit den beiden Schächern und der Jahreszahl 1699. Das Schiff erfuhr 1622 eine Erneuerung in Renaissanceformen. Nach der Kanzel führt eine steinerne Wendeltreppe.



Nr. 12b.



Nr. 12c.



Nr. 13.



Nr. 14.

Der Eingang in die Kirche zeigt noch die ursprünglichen, rohen romanischen Säulchen zur Seite, siehe Nr. 14, besitzt aber kein Tympanon. Neben demselben befindet sich etwa 1 m über dem Boden ein Weihwasserkessel mit abstehendem Deckel.

Auf der Dorfstrasse, südöstlich von der Kirche, liegt ein runder niedriger Taufstein ohne Schrift und Schmuck; unweit davon der trommelförmige Fuss, auf dem er gestanden.

Aseleben.

[G] Kleines Kirchdorf, 10 km ostsüdöstlich von Eisleben, zwischen dem salzigen und süssen See, unweit des letzteren, mit im Jahre 1875: 306, 1880: 293, 1885: 294, 1890: 257 Einwohnern. Es wird im Jahre 1120 in der Form Assleve zum erstenmale erwähnt, 1121 Aslibe, 1136 Asleve, 1191 Asleue, 1400 Asseleben in sede Rebeunnge. Es lag im südlichen Hosgau und zwar im Burgwartbezirk Seeburg, da die Kirche Filialkirche von Seeburg ist. In geistlicher Hinsicht gehörte es in den Halberstädischen Osterbann, in den Erzpriesterbezirk Röblingen. Im Jahre 1420 kam es an die mittelortischen Grafen v. Mansfeld, in deren Besitze es auch nach der Erbteilung von 1501 verblieb. Die Klöster Kaldenborn bei Sangerhausen und Eilwardesdorf bei Querfurt hatten hier Besitzungen. Der Ortsname enthält den Personennamen Aso und das verschollene Wort leba, leva mit der Bedeutung „hinterlassenes Besitztum“, bedeutet also: Erbgut des Aso.

In ihren beiden Siegeln führt die Gemeinde einen grossen Fisch und die Umschrift: **Gemeindesiegel zu Aseleben,** ersteren als Hindeutung auf das Fischereigewerbe als ursprüngliche Hauptnahrung der Einwohner.

Die alte, mitten im Dorfe gelegene, dem h. Bartholomäus geweihte Kirche rührte angeblich aus dem 10. oder 11. Jahrhundert her. Diese Annahme ist nicht unglaubhaft, da bereits im Jahre 1191 Erzbischof Wichmann von Magdeburg die Kirche zu Aseleben (ecclesiam Asleue) der Propstei zu Seeburg mit der Bestimmung übereignete, dass der Propst die Kirche mit einem Seeburger Stiftsherrn besetzen sollte. (Harzvereinszeitsch. III, 562.) Leider ist die Kirche im Jahre 1875 durch eine neue ersetzt worden, ohne dass jemand für nötig gehalten hätte, die Erinnerung an die alte durch eine Beschreibung oder Abbildung zu erhalten. Nur der alte, jedoch nichts Merkwürdiges aufweisende Turm ist beibehalten worden. Auf einem in das Kirchengemäuer eingemauerten alten Steine liest man die Minuskelinschrift:

Anno domini m° cccc° xxxix° est hoc opus completum.

Hiernach scheint die im Jahre 1875 abgerissene Kirche doch erst im Jahre 1489 erbaut gewesen und an die Stelle einer älteren romanischen Kirche getreten zu sein. Es müsste denn sein, dass sich obige Inschrift nur auf einen einzelnen Teil der alten Kirche, etwa den Chor, beziehen sollte. In der Turmhalle links hat man die übermalten Steinbilder der Evangelisten eingemauert, welche sich an der früheren Kanzel befanden und aus dem Jahre 1694 stammen, wie folgende Inschrift bekundet:

Im Jahre Christi 1694, d. 4. Julij zur Zeith Christoph Heylmanns pfarrers zu Seeburg und allhier ist diese Cantzel gebauet.

An der Nordwand des Turmes (früher unter dem Altar) befindet sich die Inschrift:

Anno 1595 den 4. Oktob. ist der Erbare und wolgeachte Herr Christoffel Ziebogen, Landtrichter im Ambt Seburgk christlichen ent-

**schlafen. Der Seelen got gnade, seins alters
74 jahr. Er ist entschlafenn mit seinen Vetern
und zu seinen Volck versamlet. Ich weis,
das mein Erlöser lebt u. s. w.**

Die jetzigen zwei Glocken sind aus Bochumer Gussstahl, während die früheren, angeblich unversehrten Glocken von gutem Glockenmetall waren und nach einer Mitteilung im Kirchenbuche folgende Inschriften hatten:

Die grössere vom Jahre 1491 zeigte die Minuskelumschrift:

**anno domini ⁊ m ⁊ cccc ⁊ lxxxxi
+ osanna ⁊ heis ⁊ ich ⁊ in ⁊ s ⁊ bartolomeus ⁊ ere ⁊ lut ⁊ ich
⁊ steffan ⁊ hofmann ⁊ gous ⁊ mich ⁊**

Die kleinere hatte die vermutlich nicht ganz richtig abgeschriebene und darum zweifelhaften Sinn gebende Majuskelinschrift:

+ MARIA + HILF + DE BO +

IOHANNES + WON + LABEDE

Es scheint fast, als ob die letzten Worte den von andern Glocken zu Pouch und Rösa, aber aus Minuskelinschriften bekannten Namen Johannes von Lobeda enthielten, dessen Zeit freilich nicht feststeht. (Kreis Bitterfeld S. 61.)

Asendorf.

[G] Kirchdorf, $18\frac{1}{2}$ km südöstlich von Eisleben, mit im Jahre 1875: 345, 1880: 341, 1885: 404, 1890: 370 Einwohnern. Der Ort wird bereits im 8. Jahrhundert im Hersfelder Zehntverzeichn. in der Form Asendorpf genannt, 932 Asundorf in pago Frisonoveld, 961 Asundorf in pago Hassingewi, 1120 Assendorp, 1136 Asethorp, 1321 Asendorf. Obwohl es in der Urkunde vom Jahre 932 als im Gaue Friesenfeld belegen bezeichnet ist, so lag es doch im südlichen Hosgau, wie die Urkunde vom Jahre 961 richtig bemerkt, indem in älterer Zeit öfter der Name des Gaues Friesenfeld, als des damals gesicherteren, auch für den südlichen Hosgau, welcher mit jenem unter demselben Gaugrafen stand, mitgebraucht wurde.[1] In geistlicher Hinsicht gehörte das Dorf, obwohl es in der Halberstädtischen Archidiakonatsmatrikel vom Jahre 1400 auffälligerweise nicht genannt ist, jedesfalls in den Erzpriesterbezirk Röblingen im Osterbanne, da das benachbarte Dornstedt ausdrücklich in denselben verlegt wird, und Asendorf Filial des in eben diesem Bezirk gelegenen Esperstedt ist. Die Mark Asundorf gab König Otto I. 961 an seinen Vasallen Herman Billung zugleich mit Dornstedt. Die

[1] Vgl. meine Beweisführung in der Zeitschr. des Harzvereins IX, S. 67.

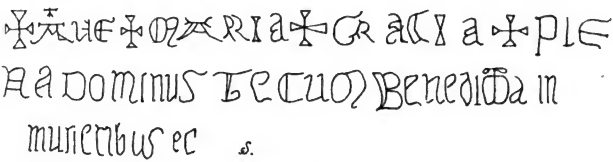
Klöster Hersfeld in Hessen, Kaldenborn bei Sangerhausen, Helfta bei Eisleben hatten hier Besitzungen. Der Ortsname enthält den vorher unter Aseleben erwähnten Personennamen Aso und bedeutet: Dorf des Aso.

In ihrem Siegel führt die Gemeinde einen auf einen Nadelholzbaum zuspringenden Hirsch, (Hindeutung auf Holzwirtschaft und Jagd als Beschäftigung der Bewohner in ältester Zeit?) mit der Umschrift: **Siegel der Gemeinde Asendorff.**

Die im Jahre 1869 erbaute, dem h. Nicolaus (einem der ersten sieben Diakonen zu Jerusalem? Act. 6, 5,) geweihte Kirche hat man an den beibehaltenen, ziemlich rohen Turm angebaut. Aus dem älteren Bau wird ein in der Nordwand des Schiffes nahe beim Turme eingemauerter Stein herrühren, welcher in einem Kreise ein abgestutztes griechisches Kreuz (als Symbol des Erlösers) zeigt. Die Glockenstube des Turmes hat dreifach gekuppelte romanische Fenster, die kein archäologisches Interesse abgewinnen.

Auf dem Turme hängen drei Glocken von 1,17, 0,96 und 0,58 m Durchmesser.

Die grosse ist im Jahre 1716 von Peter Becker in Halle gegossen worden. Bierings handschriftliche Topographie Fol. 640ᵛ berichtet über dieselbe folgendes: „Anno 1716 liess man von hier in Halle eine Glocke umgiessen, welche man in die vierzig Jahre nicht hatte brauchen können. Die alte Glocke hat gewogen 16 Ctr. weniger 5 Pf., die neue aber wiegt $16\frac{1}{2}$ Ctr. und 33 Pf., ist also die neue 88 Pf. schwerer, als die alte. Kostet in allem, wie des Glockengiessers Aufsatz lautet, 136 Tlr. 12 Gr." Die mittlere besitzt eine roh eingeritzte, aus einem Gemisch von gotischen Majuskeln und Cursivbuchstaben bestehende Umschrift, welche wegen ihrer Eigentümlichkeit bereits in der Zeitschrift des Harzver. XI, S. 29 beschrieben und auf Tafel I unter Nr. 3 abgebildet worden ist. Sie enthält den englischen Gruss und lautet wie folgt:



Nr. 15.

+ Ave + Maria + gracia + plena dominus tecum benedicta in mulieribus es.

Der letzte Buchstabe des letzten Wortes erscheint zweifelhaft, da er fast einem rohen c ähnlich sieht. Doch ist diese Form für das lange s am Ende der Wörter gar nicht selten. Da der obige Spruch häufig nur so weit verwendet worden ist, als der Platz im Umkreise der Glocke reichte, so schloss Dr. Otte — entgegen meiner Meinung — dass das letzte Wort et zu lesen sei, um den Satz

„et benedictus fructus etc." fortführen zu können. Die Möglichkeit ist zuzugeben, doch ist die Sache ganz unerheblich. Die Schriftart hat übrigens Ähnlichkeit mit der der Glocke vom Jahre 1234 in Helfta.

Die kleine Glocke besitzt keine Schrift. Doch soll die Kirche früher noch eine Glocke mit der Inschrift:

Dum trahor, audite.
Voco vos ad sacra, venite.

besessen haben.

Augsdorf.

[G] Kleines Kirchdorf, 8 km nördlich von Eisleben mit im Jahre 1875: 258, 1880: 255, 1855: 410, 1890: 559 Einwohnern. Es lag im nördlichen Hosgau, in dem Halberstädtischen Archidiakonat Eisleben. Der Name des Ortes erscheint vielleicht schon im 8. Jahrhundert zunächst im Hersfelder Zehntverzeichnis in der durch Mäusefrass verstümmelten Form . . . auchesdorpf, wenn diese zu Ostauchesdorpf ergänzt werden darf: 1060 lautet er Ost(a)gisdorff, 1229 Ostagestorp, 1346 Austorp, 1394 Ostorff, 1400 Ostorp in banno Isleve. Der jetzt merkwürdig zusammengeschrumpfte Name enthält den ahd. Personennamen Audistag, Odistag, zusammengezogen Ostag, bedeutet also: Dorf des Odistag. In ähnlicher Weise verwandelte sich der Name des eingegangenen Dorfes Odisfurt an der Unstrut bei Wendelstein in die Form Osfurt.

Das Erzstift Magdeburg und die Klöster Helfta und Wimmelburg bei Eisleben hatten hier Besitzungen. Das Siegel der Gemeinde zeigt einen mit einem Hute bedeckten Säemann, welcher über ein gefurchtes Feld schreitet und aus seinem Säetuche Samen ausstreut. (Hindeutung auf die vortreffliche Saatflur des Dorfes.)

Da bereits im Jahre 1230 Olricus, sacerdos de Ostagesdorff, als Zeuge erwähnt wird, so hat natürlich das Dorf damals auch schon eine Kirche besessen. Die jetzige, nach Aussage alter Leute dem h. Johannes, nach einer Notiz des Pfarrers Hesse vom Jahre 1682 der h. Anna geweihte, im Jahre 1859 neu erbaute Kirche ist ohne archäologisches Interesse. Nur sei bemerkt, dass die Notiz des Pfarrers Hesse keinen Glauben verdient, da die Kirche doch schon vor dem 13. Jahrhundert bestanden haben muss, also zu einer Zeit, in welcher noch nicht daran zu denken war, dass man die h. Anna zur Patronin einer Kirche genommen hätte. Dagegen befindet sich auf dem Turme eine sehr alte, mit Majuskelumschrift versehene Glocke von 1,04 m Durchmesser, welche von mir in der Zeitschrift des Harzver. XI, S. 31—33 beschrieben nnd auf Tafel I unter Nr. 6 und 7 abgebildet worden ist. Der Text ist in ungeschickt gezeichneten Buchstaben folgender:

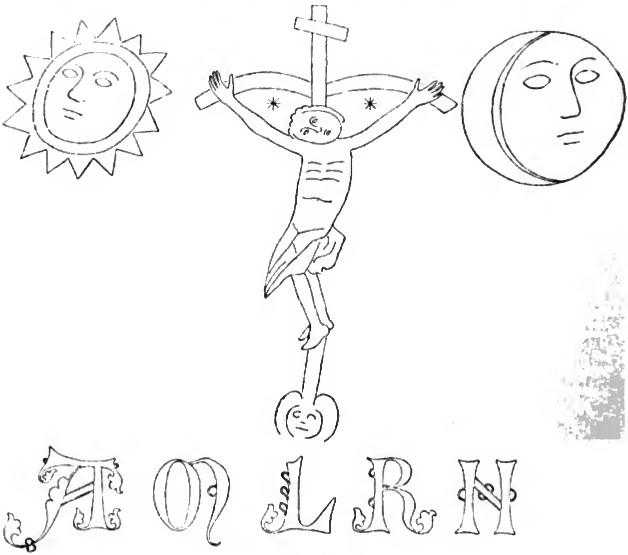
+ MAÞEV + LVCAS + MARCVS + IOhANES

Dem Namen des Evangelisten Matthäus fehlt das S. Eigentümlich ist die Schrift, aus Nr. 16 ersichtlich, auf der einen Wandseite, deren Formen nach Sommers Auffassung von den in der Zeitschrift des Harzvereins unter Nr. 7

abgebildeten etwas abweichen. Sollte es nicht zu gewagt erscheinen, so wäre vielleicht der Sinn:

A(nno) ML R(edemptoris) N(ostri).

Damit wäre freilich ein beispiellos hohes Alter der Glocke (1050) bekundet, was schon der Form der Buchstaben wegen nicht wahrscheinlich ist. Vermutlich haben letztere Beziehung auf die über denselben abgebildete Kreuzigung, siehe Nr. 16, welche gleichfalls von sehr roher Darstellung ist, da sie gekrümmte Kreuzesschenkel,



Nr. 16.

einen ganz zur Seite liegenden Christuskopf, von Sonne, Mond und Sternen umgeben, und einen Totenkopf am Fusse des Kreuzes zeigt, um durch denselben die Erde anzudeuten.

Besenstedt.

[G] Grösseres Kirchdorf, 14 km ostnordöstlich von Eisleben mit im Jahre 1875: 826, 1880: 882, 1885: 949, 1890: 904 Einwohnern und Sitz eines gleichnamigen niederen Adelsgeschlechtes, dessen bis ins 15. Jahrhundert gedacht wird.

Dasselbe hauste vermutlich auf dem Gute, welches später als gräflich mansfeldisches Vorwerk diente und jetzt wieder ein besonderes Rittergut bildet. Früher unterschied man neben Besenstedt auch noch Mark-Besenstedt, ursprünglich wohl eine besondere Gemeinde, welche nach Francke (Hist. d. Grafsch. Mansfeld S. 89) das Oberdorf war. Noch im Jahre 1609 wird Mark-Besenstedt neben Besenstedt als Zubehör von Seeburg genannt.

Das Dorf lag im nördlichen Hosgau (Burgbezirk Clotzenburg?) und gehörte in kirchlicher Hinsicht in den halberstädtischen Archidiakonat Eisleben. Der Ortsname lautet im 11. Jahrhundert: Bisinstidi, auch Bissinstide, 1144 Bisenstidi, 1156 Bisinstede, 1209 Besenstede, 1420 Beesenstedt, enthält also nicht etwa das Wort Besen (ahd. besamo), sondern vielmehr den Personennamen Bisino und bedeutet demnach: Wohnstätte des Bisino. Wahrscheinlich war der Gründer des Ortes wie auch der benachbarten Orte Bösenburg und Königswiek (1316 Koniges-wiek = Königshaus oder Königshof) der im fünften Jahrhundert lebende Thüringerkönig Bisino oder ein gleichnamiger Vorfahr desselben. (Vgl. hierzu das unter Bösenburg Gesagte.)

Das Kloster S. Petersberg bei Halle, die S. Marienkapelle zu Gerbstedt und die Klöster Helfta und Wimmelburg bei Eisleben hatten hier Besitzungen und Einkünfte. Merkwürdig ist der Ort dadurch, dass in seiner Nähe während des thüringischen Erbfolgekrieges am 23. Okt. 1263 ein entscheidendes Treffen zwischen dem Herzog Albrecht von Braunschweig und den Markgrafen Dietrich und Albrecht von Meissen geschlagen wurde. Die Markgrafen siegten; Herzog Albrecht und die Grafen von Anhalt, Schwerin und Eberstein wurden gefangen. In dem darauf abgeschlossenen Frieden wurde dem Markgrafen Heinrich dem Erlauchten der Besitz Thüringens gesichert. Es ist viel Streit darüber gewesen, wo denn eigentlich diese Schlacht geschlagen worden. Einige Chronisten nennen Halle, andere Wittin (Wettin a. d. S.). Der Streit wird entschieden durch das Chronicon episc. Merseburg., dessen einer Codex berichtet, die Schlacht sei geliefert worden in einem Thale bei Wettin, während der andere erklärend hinzufügt: „in campo Besenstedt," also im Besenstedter Felde. Die Stelle der Flur lässt sich aber noch ganz genau durch den Umstand bestimmen, dass das östlichste Stück der Flur des Dorfes Naundorf bei Besenstedt, welches im Besitz der Naundorfer Kirche ist, und die Südwestecke der Flur des Dorfes Zörnitz den Namen die Wahlstatt führen, wie auch ein dabei liegendes Stück die Soldatengrund heisst. Der Ort des Treffens liegt also gerade in der Mitte der Dörfer Naundorf, Zörnitz, Fienstedt und Gorsleben.

Die Gemeinde führt in ihrem Siegel eine Göttin der Gerechtigkeit mit verbundenen Augen, ein Schwert in der Rechten, eine Wage in der Linken haltend, vielleicht eine Hindeutung darauf, dass das ehemals in Bösenburg gehegte Landgericht der Gaugrafen im nördlichen Hosgau zeitweilig auch in dem grösseren Besenstedt abgehalten worden ist.

Dass in einem so alten und grossen Dorfe, wie Besenstedt ist, schon im früheren Mittelalter eine Kirche bestanden haben muss, versteht sich von selbst; doch wird erst im Jahre 1325 ein Pfarrer Rudolf und 1398 ein Pfarrer Hartung von Besenstedt urkundlich erwähnt.

Im Jahre 1415 ertauschte Erzbischof Günther von Magdeburg das Kirch-

lehen zu Besenstedt von den Grafen von Mansfeld gegen das von Vatterode.[1]

Die jetzige, nach Ausweis der an der Hinterseite der Kirche angebrachten Jahreszahl, nebst Turm im Jahre 1815 neu erbaute, eigentümlicherweise von Süden nach Norden gerichtete, dem Evangelisten Johannes geweihte Kirche hat ihren Turm mitten an ihrer Westseite stehen und bietet an sich gar nichts Merkwürdiges.

In der Vorhalle unter der Treppe liegt ein alter Taufstein. Ein neuer ist im Jahre 1869 von Marie und Luise Nette geschenkt worden, wie auch ein dreifaches Altargemälde, welches die Anbetung der drei Weisen, das Gespräch Jesu mit der Samariterin und den Gang nach Emmaus darstellt, im Jahre 1841 von dem Gutsbesitzer Franz Wendenburg geschenkt worden ist.

Auf dem Turme hängt eine einzige Glocke von 1,16 m Durchmesser mit der Majuskelumschrift:

+ O · REX · GLORIE · VENI · CUM · PACE,

welche sehr stark derjenigen des S. Clarenklosters zu Weissenfels ähnelt, sodass vielleicht beide von demselben Glockengiesser herrühren.

Belleben.

[G] Grosses Kirchdorf, 17 1/2 km nordnordöstlich von Eisleben, mit im Jahre 1875: 1273, 1880: 1266, 1885: 1332, 1890: 1271 Einwohnern. Dasselbe lag im Schwabengau und gehörte in geistlicher Hinsicht in den Halberstädtischen Archidiakonatbezirk Unter-Wiederstedt. Ursprünglich zur Grafschaft Alsleben gehörig, dann Besitz der Erzbischöfe von Magdeburg, wurde es 1489 vom Erzbischof Ernst dem Hans von Trotha zu Lehen gereicht, dessen Nachkommen es um 1550 an Adolf von Krosigk auf Alsleben verkauften, von dessen Nachkommen es 1612 durch Kauf an Ludwig von Lochau überging. Im Jahre 1684 verkaufte der Kurfürst Friedrich Wilhelm I. von Brandenburg das durch Aussterben der Inhaber erledigte Lehen erb- und eigentümlich, die Landesholieit ausgenommen, an den Fürsten Johann Georg zu Anhalt-Dessau für 14400 Thaler, worauf Fürst Victor Amadeus es mit Zeitz zu einem anhaltischen Fideicommiss machte. Der Name des Dorfes (in nicht näher zu bestimmender Zeit Beineleibe, 1305 Benleve, 1328 Bennenleve, 1376 Benleve, 1489 Belleben lautend) enthält den Personnamen Benno und bedeutet: Erbgut des Benno. In ihrem Siegel, welches die Umschrift hat: **Belleber Gemeindesiegel**, führt die Gemeinde eine Windmühle, was sich wohl nur durch die Annahme erklären lässt, dass dieses Dorf nach Erfindung der Windmühlen zuerst in weiterer Umgebung eine solche erhalten und darum dieselbe für wert erachtet hat, sein Siegelbild zu werden.

Die aus verschiedenen Bauzeiten stammende, im Jahre 1744 reparierte und mit neuem Altar, neuer Kanzel und Orgel versehene Kirche, welche von Dreyhaupt „sehr alt“ nennt — vielleicht stammte der ihm gegebene Bericht aus der Zeit

---

[1] von Dreyhaupt, Saalkreis I, S. 104.

vor der 1744er Reparatur — sieht heutzutage keineswegs alt, wohl aber sehr verwahrlost aus. Ihrer ersten Gründung nach ist sie aber sicherlich sehr alt, denn bereits im Jahre 1180 schenkte Erzbischof Wichmann von Magdeburg die Kirche zu Belleben (Benleue) nebst Zubehör, darunter viele Hufen in Belleben und andern Dörfern, der Propstei Seeburg, wobei er bestimmte, dass dem Priester von Belleben durch den Propst von Seeburg sieben Hufen überwiesen werden sollten, während die übrigen Einkünfte zur Versorgung der Stiftsherren zu Seeburg dienen sollten. Leider ist es bisher noch nicht gelungen, den ehemaligen Schutzpatron der Belleber Kirche zu ermitteln, dessen Name vielleicht noch weiteren Aufschluss über ihr Alter gegeben hätte. Der Turm mit seinem vierseitigen, mit Ziegeln bedeckten Pyramidaldache ist alt. Der Unterteil scheint der romanischen Zeit anzugehören, die Glockenstube aber mit ihren Spitzbogenfenstern der früheren Gotik. Auf dem Turme ist ein Greif als Wetterfahne zu sehen.

Das in gleicher Breite angebaute Schiff ist im wesentlichen modernen Ursprungs und nach Norden zu erweitert worden, um mehr Sitzplätze zu gewinnen. Doch scheint der ältere, halbachteckige Altarschluss bei dem Umbau beibehalten worden zu sein.

Neben der Kanzel finden sich einige weiss angestrichene Figuren, vermutlich Überreste aus einem mittelalterlichen Altarschrein, darunter die Mutter Gottes und vielleicht die h. Agnes (falls nämlich das Tier, welches die Heilige auf dem Arme trägt, ein Lamm ist).

Südlich vom Altare erblickt man den halb verwitterten, bis zur Unkenntlichheit überweissten Grabstein eines Geistlichen mit Rosenkranz in der Hand und kreuzgeschmückter Kette um die Schultern. Unter der Gestalt eine doppelte, krummstabförmige Verzierung.

Die beiden Glocken von 1,09 und 0,81 m Durchmesser sind im Jahre 1778 von den Gebrüdern Ulrich in Laucha und Apolda gegossen. Zu von Dreyhaupts Zeit (1750) hing auf dem Turme nur eine, etwa 18 Centner schwere Glocke, welche zu Ludwigs von Lochau Zeit im Jahre 1607 von Heinrich Borstelmann zu Magdeburg gegossen worden war.

Benkendorf.

[G] Kleines Kirchdorf an der Salza, 19 km östlich von Eisleben, mit im Jahre 1875 und 1880: 261, 1885: 250, 1890: 183 Einwohnern. Das Dorf lag im südlichen Hosgau, hart an der Grenze des nördlichen, von welchem es die Salza schied, und gehörte wahrscheinlich in den Burgwartbezirk Liudeneburg, auch Luttiniburg, Luttenburg genannt (Lettin a. d. Saale), möglicherweise auch zur Herrschaft Salzmünde, während die kirchliche Zugehörigkeit nicht bezeugt ist; vermutlich aber lag es in dem Erzpriesterbezirk Holleben, da alle benachbarten Dörfer östlich der Salze in denselben gehörten, jedesfalls aber in dem Halberstädtischen Osterbanne, welcher von dem Eisleber Banne durch die Salza getrennt war. Der Name des Ortes (979 Panicandorf, 1120 Paneckendorf, 1136 Panekendorp, 1323 Benckendorff, 1505 Penckendorff, 1521 Penickendorf) enthält den Personennamen Panico, Koseform von Pano, bedeutet also: Dorf des Panico.

Das Kloster Hersfeld in Hessen und das Kloster Neuwerk vor Halle hatten hier Besitzungen. Die Gemeinde führt jetzt ein Siegel ohne jedes Bild.

Die unweit der Salza gelegene Kirche, welche den Erzengel Michael zum Schutzheiligen hat, also sehr alt sein muss, enthält Bauteile aus sehr verschiedenen Zeiten. Am ältesten ist wohl der Turm, welcher sehr alte, rohe, gekuppelte Fenster hat und, wie die nachfolgende Skizze zeigt, der romanischen Periode angehört. Eigentümlich sind die sehr kurzen Schäfte der Säulchen und die Versuche den Schaft zu verzieren, siehe Nr. 17.

Beachtenswert sind auch die in der Westwand des Turmes angebrachten, durch Kreuzblumen von roher Arbeit ausgefüllten, inwendig Spitzbogen zeigenden Lichtlöcher unter den Schallöffnungen. Es sind zu denselben Steine von bläulichgrauem Aussehen verwandt, welche sich von dem übrigen Gestein des Turmes deutlich unterscheiden.

Im Innern des Altarschlusses ist eine in Gardinenbogen auslaufende Sakramentsnische mit eiserner Thür, wie aus Nr. 18 ersichtlich, und ausserhalb des Altarraumes an dessen Nordwand ein (ziemlich steif modellierter) Crucifixus aus dem Jahre 1499 mit der Unterschrift:

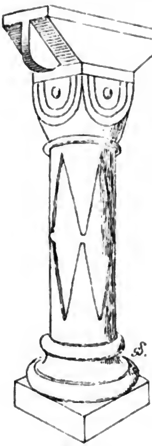
Anno ○ dni | M° cccc° lxxx | xix lapis anguli | die......

Zwischen dem Worte lapis und dem Worte **die** ist noch Raum für ein Wort, welches auf der Abbildung Nr. 19 nicht wiedergegeben ist, aber anscheinend **anguli** lautete. Die nach **die** folgenden Wörter waren nicht mehr zu lesen; ich wenigstens habe die von Sommer in der Zeichnung angebrachten Worte **inceptū** und **presens** nicht herausfinden können. Jedesfalls giebt eine Inschrift keinen Sinn, welche besagt, ein Stein sei angefangen worden. Die wahrscheinliche Bedeutung der Inschrift dürfte vielmehr diese sein: „Im Jahre des Herrn 1499 ist der Eckstein (= Grundstein) am Tage ...... (gelegt worden)." Sie würde also besagen, dass der Grundstein (zu dem erweiterten Chorbau) im Jahre 1499 gelegt worden.

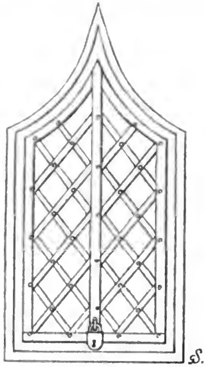
Der Altarschluss springt nur wenig vor, bietet also nur eine flache Nische innerhalb. Etwas westlich von dem besprochenen Crucifixus zeigt das Gestein in der Nordwand eine durchgehende Fuge, welche es unzweifelhaft macht, dass die Kirche von hier aus ostwärts erweitert worden.

Die beiden vorhandenen Glocken sind nicht alt. Die grössere vom Jahre 1651 hat die Inschrift:

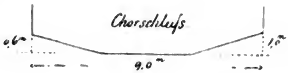
Erhalt uns Herr bei deinem Wort
Und gib uns Friede hier und dor(t).
Im dritten Jahr nachdem der Friede war geschlossen
In Deutzschland, wurde ich in Halle neu gegossen
Zur Zeit, als gleich hier Siegmund Zeidler Pfarrer wahr,
Fröhlich und Kemnutz dienten Kirchen und Altahr.
Soli Deo gloria.
Die Ehr allein dem lieben Gott
Geb ich vor und nach meinem Todt.
Simon Wildt in Hall.



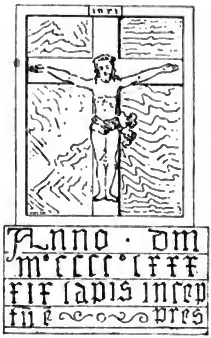
Nr. 17.



Nr. 18.



Kirche in Benkendorf.



Nr. 19.

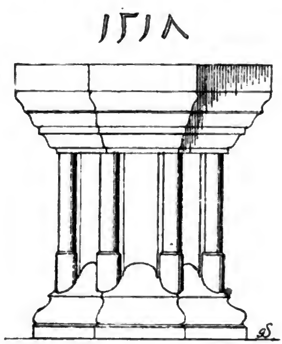
Die kleinere von 0,53 m Durchmesser aus dem Jahre des Thesenanschlags zu Wittenberg 1517, hat in Lapidarbuchstaben die Umschrift:

SB̂ TV̂A PROTECCIONÊ FVGIMVS
DEI GEÎTRIX. INTERCEDE PRO NOBIS.
1517.

Auf beiden Seiten befindet sich ausserdem Maria, von einer Strahlen-Mandorla umgeben. Diese Glocke dürfte übrigens eins der frühesten Beispiele für die Verdrängung der gotischen Minuskelschrift durch die römische Lapidarschrift im 16. Jahrhundert sein.

Benndorf.

[G] Kirchdorf, 6 km nordwestlich von Eisleben mit im Jahre 1875: 483, 1880: 596, 1885: 1115, 1890: 1364 Einwohnern und früher Sitz eines gleichnamigen Adelsgeschlechtes, welches bis ins 15. Jahrhundert im Mansfeldischen ansässig



Nr. 20.

war. Der Name des Ortes, welcher im nördlichen Hosgau lag und in den Halberstädtischen Archidiakonat Eisleben gehörte, (1121 Bennendorph, 1190 Benendhorp, 1400 Bennendorp, 1412 Bendorf) enthält zweifellos den Personennamen Benno, bedeutet also: Dorf des Benno. Die Klöster Wimmelburg und Gerbstedt hatten hier Güter oder Einkünfte. Nach Bierings Angabe hatte das jetzt kirchlich mit Helbra verbundene Dorf in katholischer Zeit einen eigenen Pfarrer, womit die örtliche Überlieferung übereinstimmt, welche noch heute die Stätte des Pfarrhauses bezeichnet. Auch das spricht für die Überlieferung, dass im Jahre 1275 ein Hermannus de Bennenthorp erwähnt wird, welcher nach dem Zusammenhange der Urkunde als capellanus scheint aufgefasst werden zu müssen.

Ausser einem Freigute befindet sich in Benndorf ein Rittergut, welches in neuerer Zeit im Besitz der Familien von Wülcknitz, Jerichow, Gelbke und Meier gewesen ist.

Die nach einer Angabe dem h. Georg (dem Schutzpatron der Grafen von Mansfeld), nach einer anderen der h. Katarina geweihte, im Jahre 1823 neu erbaute Kirche besitzt noch die Reste eines mittelalterlichen Altarschreins von guten Formen, welche hinter dem Altare lagern. Darunter befinden sich ausser den Figuren verschiedener Apostel Maria mit dem Jesuskinde, die h. Katarina mit dem Reste eines Rades u. a. nicht näher zu bestimmende Heilige. Der achteckige Taufstein ist dem zu Helbra befindlichen ähnlich, siehe Nr. 20, und zeigt Renaissanceformen sowie die Jahreszahl 1517.

Die beiden Glocken von 0,88 und 0,68 m Durchmesser sind im Jahre 1859 von den Gebrüdern Ulrich zu Apolda und Laucha gegossen worden.

Bennstedt.

[G] Grösseres Kirchdorf und Gutsbezirk mit zusammen im Jahre 1875: 1123, 1880: 1169, 1885: 1276, 1890: 1343 Einwohnern, 20 km östlich von Eisleben. Der Ortsname lautet im 8. Jahrhundert Bannungestat, seit 1246 Bennenstede, 1400 Benstede und bedeutet, da die Form Bannung hier offenbar eine patronymische ist: Wohnstätte der Nachkommen des Banno. Dem südlichen Hosgau bezw. dem Halberstädtischen Osterbanne angehörig, lag das Dorf höchst wahrscheinlich in dem Burgwartbezirk Lettin, sicher aber in dem Erzpriesterbezirk Holleben und war Sitz eines gleichnamigen niedern Adelsgeschlechtes. Das Deutschordenshaus in Halle besass hier einen Weinberg; etwas später (im Jahre 1298) erhielt das Kloster Helfta bei Eisleben von den Edlen Albrecht, Ludwig und Albrecht dem Jüngeren von Hackeborn das Patronatsrecht über die Kirche zu Bennenstede und durch einen Pfarrer dieser Kirche, Namens Heinrich, im Jahre 1310 Landbesitz in der Bennstedter Flur. Im Jahre 1403 kam das Paulinerkloster in Halle in den Besitz des bei Bennstedt gelegenen Lyntberges (Lindberg).

Um 1450 überliessen die Grafen von Mansfeld das Bennstedter Rittergut dem berüchtigten Stadthauptmann Henning Strobart zu Halle. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts gehörte es der Familie von Trotha. Später kam es an die Marschälle von Bieberstein, die es 1757 an König Friedrich Wilhelm I. von Preussen verkauften. Es wurde nun der prinzlichen Kammer überwiesen, von dieser aber der Familie, die es noch besitzt, käuflich überlassen.

Das jetzige Gemeindesiegel führt kein Bild. Ob es früher ein Merkzeichen gehabt, konnte nicht in Erfahrung gebracht werden; ebensowenig, welchem Heiligen die, wie oben gezeigt, schon 1298 erwähnte Kirche geweiht war.

Der in der Mitte der Kirche stehende, mit zwei Rundbogen östlich nach dem halbachteckigen Altarschlusse, westlich gegen das Schiff sich öffnende Turm ist sehr alt. Auch sind noch Spuren zu sehen, dass sich an denselben eine Absis anschloss. Dagegen ist das im Jahre 1682 von dem damaligen Patron Joachim Wilhelm von Bieberstein erbaute Schiff vielleicht nur ein Umbau eines älteren, aber auch nur spätgotischen Gebäudes; wenigstens deutet die Eingangsthüre desselben mit ihren verschlungenen Gewändestäben auf den Anfang des

16. Jahrhunderts als ihre Entstehungszeit. Zu beachten ist übrigens die auffallende Gleichheit oder doch Ähnlichkeit des Grundrisses der Kirchen zu Bennstedt, Eisdorf, Köchstedt, Seeburg und Rollsdorf.

Über den Anlass zu dem letzten grossen Umbau, eine teilweise Zerstörung der Kirche durch Brand und dessen Wirkungen, berichtet Biering: „Anno 1681 den 20. April ohngefehr um 1 Uhr Nachmittags ist eine Feuersbrunst in des Böttchers Hause entstanden. Es sind auf 20 mehrenteils neu erbauete Häuser, ohne Scheuern und Ställe, samt der Kirche und neuerbaueten Schule in Rauch aufgegangen, so dass nicht das Geringste aus der Kirche hat gerettet werden können. Weder Altar noch Taufstein, ob derselbe gleich steinern gewesen, ist verschont geblieben, sondern zersprungen; auch die Glocken sind zerschmolzen, und die Kirchmauern von der grossen Hitze sehr mürbe geworden.

Anno 1682 nach Ostern hat man wieder zu bauen angefangen und ist in $^{3}/_{4}$ Jahren damit zu Stande gekommen. Die Glocken sind bald nach dem Brande 1681, noch vor der Infektion der Pest, zu Halle umgegossen worden und hernach 1682 den heiligen Abend vor Pfingsten auf den Turm gebracht worden. Die grosse Glocke hat nach dem Umgiessen gewogen $8^{1}/_{2}$ Ctr. 30 Pfd., die kleinere aber $3^{1}/_{2}$ Ctr. 7 Pfd. Der Glockengiesser hat bekommen an Lohn und vor hinzugefügtes Metall 47 Thaler 18 Gr."

Ein altes Rundbogenfenster des Turmes auf der Südseite ist zugemauert zu Gunsten eines ziemlich geschmacklosen, mit dreissig Wappen ausgestatteten Epitaphiums, welches sich auf das Ehepaar Joachim Wilhelm Marschall von Bieberstein (1627—91) und Armgardt von Bieberstein, geb. Hahnin (1628—84) bezieht. Im Chor befinden sich noch mehrere Porträts von Mitgliedern derselben Familie.

Am nördlichen Gestühl nahe dem Altar erblickt man ein kleines ovales Gemälde: Gott Vater, über das auf dem Kreuze liegende Lamm die Hände breitend.

Eine achteckige, im Stil der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ausgeführte Taufschüssel von Messing enthält im Grunde, um einen verzierten Knopf angeordnet, acht Bilder, nämlich zwei Kreuzblätter, einen Herrn und eine Dame in spanischer Tracht, und vier Pfauen oder Paradiesvögel. Der Rand zeigt vier nackte, liegende weibliche Gestalten, noch einen Herrn und eine Dame und zwei Brustbilder. Über die Entstehung dieser sonderbar verzierten Schüssel und die Bedeutung ihrer Bilder ist nichts bekannt.

Der Turm enthält drei Glocken von 0,93, 0,71 und 0,54 m Durchmesser. Sie scheinen sämtlich im Jahre 1685 nach jenem mehrere Jahre zuvor stattgehabten grossen Brande, der auch das (nach demselben, wie schon bemerkt, im Jahre 1681 neu erbaute oder doch umgebaute) Schiff stark beschädigt hat, von Joh. Jakob Hoffmann in Halle gegossen zu sein.

Die Inschrift der grossen Glocke abzuschreiben blieb keine Zeit, doch trug sie den Namen des damals das Rittergut besitzenden Geschlechtes Marschall von Bieberstein und wird eine Nachricht über den Brand enthalten, auf welchen folgende Inschrift der zweiten Glocke hindeutet:

Preiset mit mir den Herrn und lasset uns mit einander
seinen Namen erhoben.

Insimui aequali proh sum deperdita sorte,
Sumptibus ast multis inde refusa sono.

(Das sinnlose Wort Insimui ist offenbar Insimili zu lesen.)

Deutsch:

Durch dasselbe Geschick bin auch ich zu Grunde gegangen,
Aber — ob's teuer auch war — töne nun wieder aufs neu.

M. Christian Sommer P.
Gos mich Johann Jacob Hoffmann in Halle.

Die Umschrift der kleinen Glocke lautet:

Durch das Feuer bin ich geflossen,
Johann Jacob Hoffmann in Halle hat mich gegossen.
Anno 1685.

Bischofrode.

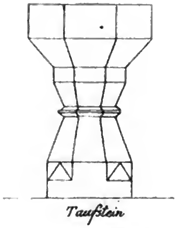
[G] Kleines Kirchdorf und Gutsbezirk, 5 km südlich von Eisleben mit im Jahre 1875: 460, 1880: 480, 1885: 485, 1890: 579 Einwohnern. Der Name des Ortes zeigt einen Wechsel des Grundwortes. In dem dem 8. Jahrhundert angehörigen Hersfelder Zehntverzeichnis lautet er Bisgofesdorpf, später dagegen (1400) Bisschoperode. Da jedoch in dem eine örtliche Reihenfolge beobachtenden Zehntverzeichnisse auf Osterhusa (Osterhausen), Scrinbechin (Rothen-Schirmbach) und Hornberc (Hornburg) Bisgofesdorpf folgt, und diesem weiterhin Hardabrunno (Erdeborn), Helpide (Helfta) und Luzilendorpf (Lüttgendorf), so kann kein Zweifel sein, dass unter Bisgofesdorpf das heutige Bischofrode zu verstehen ist. Ein derartiges Schwanken des Grundwortes ist übrigens keine gar so seltene Erscheinung. Dass der Ort ursprünglich eine Rodung war, beweist schon seine Lage auf dem breiten, noch heute zumeist bewaldeten Bergrücken der Heide. Es lag in dem südlichen Hosgau, im Burgwartbezirk Helfta und dem gleichnamigen Erzpriesterbezirke des Halberstädtischen Osterbannes hart an der Grenze des Gaues Friesenfeld, in deren Nähe nicht sehr weit vom Dorfe der Teufelsaltar, ohne Zweifel eine altheidnische Kultusstätte, Aufmerksamkeit verdient. Welcher Bischof die Rodung angelegt hat, darüber ist nichts bekannt, doch wird man bei dem Alter des Ortes auf einen Erzbischof von Mainz gewiesen, zu dessen Sprengel im 8. Jahrhunderte die Gegend gehörte. Das Siegel der Gemeinde zeigt in undeutlichen Zügen einen unbedeckten Mannskopf, ähnlich denen auf manchen römischen Münzen, und die Umschrift: **Die Gemeinde zu Bischofferode.** Der Kirchenheilige kann es wohl nicht sein, da die Kirche der h. Anna geweiht ist; ein Bischofskopf ebensowenig, da man den Kopf eines solchen doch wohl mit einer Bischofsmütze bedeckt hätte.

Das Dorf bezw. das gräfliche Vorwerk fiel in der Erbteilung von 1420 an die vorderortischen Grafen von Mansfeld, ward aber 1500 dem Kloster Wimmelburg übergeben, um dieses für den durch das Einschlagen von Schächten verursachten Ackerverlust zu entschädigen. 1525 that das Kloster das Vorwerk an den

Eislebischen Bürger Johann Schütze auf Erbenzins aus. Nachdem es infolge der bald darauf eingetretenen Säkularisation des Klosters wieder in den Besitz der Grafen gekommen, erwarben es im 17. Jahrhundert nacheinander die Familien von Pfuel und Vitztum von Eckstedt, bis es zuletzt (1755) mit dem königlich preussischen Amte Helfta als Vorwerk vereinigt wurde.



Nr. 21.



Nr. 22.

Die kleine Kirche S. Anna, welche erst gebaut sein wird, seitdem das Dorf durch den in der Nähe betriebenen Bergbau einigen Aufschwung erhalten, stammt aus dem Mittelalter, ist jedoch mehrfach restauriert und verändert. Sie besitzt keinen Turm und ist bei 25 Schritt Länge und 15 Schritt Breite sowohl östlich als westlich halbachteckig geschlossen, Nr. 21. Im westlichen Schlusse finden sich in Emporenhöhe Kragsteine, welche vielleicht eine Empore für die Sittichenbacher Mönche trugen, die nach der Ortssage auf Eseln geritten kamen, um nier Gottesdienst abzuhalten oder ihm beizuwohnen. Der frühere Taufstein befindet sich in zwei einzelnen Stücken an verschiedenen Stellen in der Vorhalle und würde, wieder zusammengesetzt, wie Nr. 22 zeigt, eine hübsche Form bieten.

An der Nordostwand des Chors ist ein alter Grabstein angeheftet, welcher einen vor dem Gekreuzigten knieenden, geharnischten Ritter darstellt, dem sein Wappen beigegeben ist. Die Inschrift in römischen Majuskeln lautet:

Hye · leidt · begraben · der · edel · vnd · Ernvhest ·
Wolff · von · Wanbach · welcher · ist · Sonabents · nach
· Maria · Gebvrt · Anno · 1559 in Got · vorschieden .
Der Selen · Got · gnedig · sey · Sprüche: Das ·Blut ·
Jhesu · Christi · macht · vns · rein von · allen · vnsern ·
Sunden · Herre · in · deine · Hende · befelhe · ich ·
meinen · Geist · vnd · gehe · nicht · ins · Gericht · mit
deinem · Knecht · Dan · vor · dir · wirt · kein ·
Lebendiger · gerecht ·

Die einzige Glocke von 0,60 m Durchmesser aus dem Jahre 1586 hat in zwei Zeilen folgende Inschrift:

Komm Gnad vnd Seegen überall,
So fern man hört den Glockenschall.
Peter Wildt Glockengiser von Hall.
M · D · LXXXVI.

(Das Wort „überall“ ist in der Inschrift durch Versehen des Giessers hinter das Wort Schall geraten.)

Auf der Südseite der Kirche eine alte Sonnenuhr mit gotischen Minuskeln anstatt der Ziffern.

Bösenburg.

[G] Kleines Kirchdorf, 11 km nordöstlich von Eisleben, mit im Jahre 1875: 166, 1880: 187, 1885: 201 Einwohnern, in enger Schlucht von sehr kurzer Krümmung verstreut und nur von dem hochgelegenen Kirch-, dem ehemaligen Burgplatze aus zu übersehen. Es gehörte im Mittelalter in den nördlichen Hosgau, in welchem es der Hauptort eines Burgbezirks war und stand in geistlicher Hinsicht unter dem Archidiakonus des Bannes Eisleben. Der Ortsname 1164 Bisinburg, 1180 Bisiniburg, 1265 Beseneborch, 1283 Besenburch, 1287 Bessenburgk, 1365 Beseneburch, 1400 Beseneborch, 1459 Besinburg, lässt keinen Zweifel, dass in ihm derselbe Mannsname Bisino enthalten ist, welcher schon in dem Ortsnamen Besenstedt nachgewiesen wurde. Wie schon der Dorfname bekundet, war die längst verschwundene Burg älter, als das Dorf. Obwohl die Geschichte der ersteren dunkel ist und fast nur noch von der Sage eine Erinnerung an dieselbe festgehalten wird, so unterliegt es doch kaum einem Zweifel, dass die ehemals auf dem Kirchberge vorhandene Burg, von der man namentlich nach Osten zu noch verschiedene Wallgräben verfolgen kann, welche auf ein grosse Ausdehnung der Burg schliessen lassen, einen in das früheste Mittelalter zurückreichenden Ursprung hatte. Denn es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, dass sie ebenso wie das benachbarte Besenstedt (Bisinistede) von dem in 5. Jahrhundert n. Chr. lebenden thüringischen Könige Bisino gegründet worden ist, da in der Nähe der Ort Königswiek (= Königshaus) liegt und durch die Gemarkung von Naundorf, Schochwitz, Besenstedt und anderer Dörfer nach Königswiek zu von Süden her der Königssteig führt. Falls diese Vermutung begründet ist, muss man Bösenburg als die älteste Burgstelle des nordthüringischen, ja des ganzen thüringischen Landes ansehen, zugleich aber auch als eine uralte heidnische Kultus- und Gerichtsstätte, da der Erzengel Michael, welchem die auf dem ehemaligen Burghofe erbaute, hochgelegene Kirche geweiht ist, fast überall seit Einführung des Christentums an die Stelle des Gottes Wuotan (Wodan), hier und da wohl auch an die des Donar getreten ist, und ferner, weil Bösenburg noch bis in das spätere Mittelalter hinein der Hauptsitz des Landgerichts oder Landdings im nördlichen Hosgau war. Nach einer Urkunde vom Jahre 1320 sollten die Dörfer Badendorp (wüst bei Wormsleben), Besenstede, Besenburch, Borchstorp, Dederstede, Gorewitz (wüst bei Neehausen), Hiligkendal, Helmerstorp, Honstede, Lochewitz, Niendorp, Nihusen, Rychardstorp (Ober-Risdorf?) Rysdorf (Unter-Risdorf?) Ponleve, Rotelendorp (Rottelsdorf), Rulistorp (Rollsdorf oder wüst Rulsdorf bei Polleben), Switterstorp, Volkmaritz, Welitz (wüst bei Dederstedt) und Wormsleben ihr Ding nirgend anders halten, als zu Hedersleben. Falls man sich aber dort über das Urteil nicht einigen könnte, sollte man es zu Besenburch holen[1], woraus sich klar ergiebt, dass selbst damals noch Bösen-

[1] Höfer, deutsche Urkunden, Seite 142.

burg die höhere Instanz, das Berufungsgericht für alle genannten Orte war. Mauerwerk von der alten Burg ist mit Ausnahme einiger Fundamentreste im Norden und Osten jetzt nicht mehr zu sehen, nachdem die Steine wohl zu anderen Zwecken, vielleicht zum Kirchenbau mit verwendet worden, obschon die Gewinnung herrlicher Sandsteinquadern unmittelbar am Fusse des im Süden und Westen als Steinbruch benutzten Berges — der Bösenburger Stein hat in der Umgegend einen gewissen Ruf — wohl bequemer gewesen sein möchte.

Unglücksfälle in den Bösenburger Steinbrüchen waren nicht selten. So berichtet Biering: „Anno 1694 den 18. April starb allhier ein Katholik, Steinmetz Jacob Dener, welchen 19 Wochen zuvor ein 100 Centner schwerer Stein sehr übel beschädiget, beyde Füsse und einen Arm zerschmettert hatte.“ Und ferner: „Anno 1701 ward den 5. Nov. begraben Bastian Delling, welcher Donnerstags zuvor von einem Erdberge im Steinbruche war zerschmettert worden.“

Die Klöster Gerbstedt und Helfta hatten in der Flur des Dorfes Besitz. Das Gemeindesiegel mit der Umschrift: **Gemeine Dorff Siegel zu Bösenburg 1740** zeigt ein Bauwerk mit einem viereckigen, ein pyramidales Dach tragenden Turme, das vermutlich eine nicht sehr geschickte Abbildung der S. Michaeliskirche sein soll.

Die dem Erzengel S. Michael geweihte Kirche, einst Mutterkirche der Kirche zu Elben, jetzt zur Filialkirche von Freist herabgesunken, hatte früher, wie schon die Erwähnung eines Pfarrers Hinrik zu Beseneburk im Jahre 1365 beweist, ihren eigenen Pfarrer und demnach auch ein eigenes Pfarrhaus. An der Stelle desselben stehen jetzt zwei Häuser, deren eines dem Rechtsnachfolger des Bösenburger Pfarrers, dem Pfarrer in Freist, bei jedem Lehnsfalle ausser einem Geldbetrage von 30 Groschen eine Holzaxt und mehrere Hühner, auch einige Frohnden leisten; das andere dagegen ausser einem jährlichen Erbenzins, bestehend aus einem silbernen Löffel mit dem Wappen und Namen des Pastors, 1 Stück Salz, 1 Pfund Pfeffer, 1 Pfund Ingwer, 1 Pfund Schwefel, 2 Hühnern und einer Gans, wunderlicher Weise auch 60 Besen entrichten musste.

Das Kirchengebäude stammt aus dem späteren Mittelalter, während der Turm wohl noch in die romanische Zeit zurückreicht. Doch findet sich in der Südostwand des Altarraumes auch noch ein kleines frühgotisches Fenster. Die östliche Wand des Turmes ist mit dem Schiffe durch zwei Kreisbogen verbunden, welche auf Kämpfergesimse sich aufsetzen. Das Schiff ist halbachteckig geschlossen und mit kleinen Spitzbogenfenstern versehen. Über der vermauerten Thüre der Südwand steht auf dem Schlusssteine:

G. H. S. T. 1732.

Ein alter achteckiger, trichterförmig ausgehöhlter Taufbrunnen von 21 Zoll Höhe und 36 Zoll Durchmesser liegt ausserhalb der Kirche an der NW-Ecke.

Auf dem Turme hängt nur eine kleine Glocke von 0,55 m Durchmesser, welche folgende Inschrift in gotischer Minuskel trägt, deren einzelne Wörter durch Glockenbilder von einander getrennt sind:

✱ ave ⩓ maria ⩓ gracia ⩓ plena ⩓ dominus ⩓ tecum

Diese Glocke soll aus dem Bornstedter Schlosse stammen, d. h. von dorther gekauft sein, nachdem sämtliche Glocken der Bösenburger Kirche mit Ausnahme einer auf dem Kirchhofe zerschlagen zurückgebliebenen und dann verkauften im dreissigjährigen Kriege geraubt worden waren.

Brucke.

[G] Sehr kleines Dorf ohne Kirche und sonstige beachtenswerte Baulichkeiten mit 1784: 69, 1875: 136, 1880: 125, 1885: 111 Einwohnern, dessen Untergerichte früher in den v. Steubenschen Hof zu Friedeburg gehörten. Der Name (1311 Broch) deutet nicht etwa auf das Vorhandensein einer Brücke, sondern auf bruchige Beschaffenheit des Bodens. Zwar behauptet Biering, der Ort habe seinen Namen von einer Brücke, die ehemals an dieser Stelle über die Saale nach Rothenburg gegangen, bemerkt aber gleich selbst, jetzt sei keine mehr vorhanden, bringt aber auch keinen Beweis bei, dass jemals eine vorhanden gewesen. Vermutlich hat er sich von der jüngern Form des Ortsnamens zu dieser Annahme verleiten lassen. Nur eine königliche Fähre über die Saale ist seit langer Zeit hier nachweisbar, darum zeigt auch das Dorfsiegel einen Fährmann. Die Fähre über die Saale war bereits 1784 vererbpachtet.

Burgisdorf.

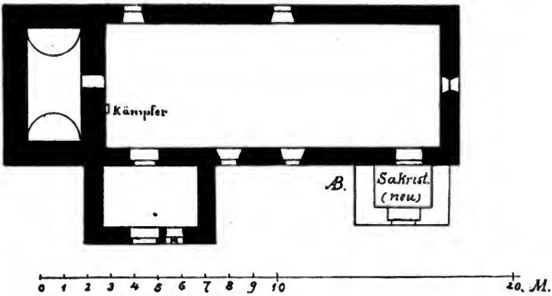
[G] Kleines hochgelegenes Kirchdorf, 9 km nordöstlich von Eisleben, mit im Jahre 1875: 217, 1880: 190, 1885: 199, 1890: 195 Einwohnern, vormals zum nördlichen Hosgau, bezw. zum Halberstädtischen Archidiakonatbezirke Eisleben gehörig. Der Ortsname (1021 villa Porkesdorp in pago Hassega, 1127 Porkestorp, 1238 Borchstorp in territorio castri Mannesvelt, 1400 Borgestorp, 1408 Porchstorp) enthält keine Beziehung auf eine Burg, da es eine solche beim Dorfe nicht gegeben hat, wenn auch das jetzt Weissesche Gut wegen der starken Gebäudegrundmauern von den Einwohnern für ein ehemaliges „Schloss“ gehalten wird, sondern vermutlich die Koseform Purko, Burko oder Buricho von einem der Personennamen Burgwart, Burchart oder Borchart, bedeutet also Dorf des Porko oder Burgo.

Die Klöster Fulda in Hessen, Corvey a. d. Weser, (statt desselben wohl eigentlich das mit letzterem verbundene Kloster Gröningen), das Hochstift Merseburg, das Kloster Hersfeld in Hessen, und auch das Kloster Wimmelburg bei Eisleben hatten in Burgisdorf Güter oder doch Einkünfte.

Von dem Gemeindesiegel giebt es zwei Stempel. Der ältere zeigt einen minder, der jüngere einen stärker belaubten Baum; ersterer hat die Umschrift: **Gem. i. Borgesdorf**; letzterer: **Gem. Burgsdorf.** Nach der Ortsüberlieferung ist es der wilde Birnbaum am Eisleber Wege, der das einzige Überbleibsel des ehemals das Dorf umgebenden Waldes sein soll und darum als Wahrzeichen des Ortes gilt.

Die dem Apostel Andreas geweihte Kirche weist nicht nur durch den Namen ihres Schutzheiligen auf eine frühe Gründungszeit zurück, sondern auch durch ihre Formen.

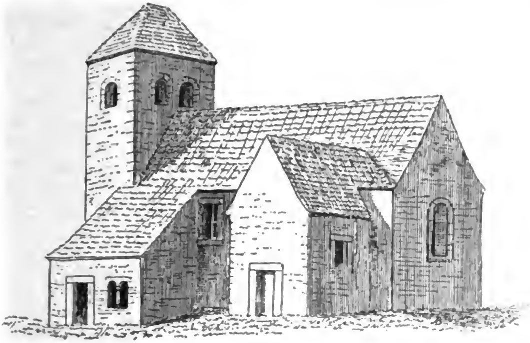
[B] Ihr Grundriss, siehe Nr. 23, hat die einfachste Gestalt, die sich denken lässt: ein Langhaus mit gradem Chorschluss und vorgelegtem Turm, dazu kommt jedoch noch eine Vorhalle an der Südseite. Der Turm erweist sich in jeder Beziehung als eine sehr alte Anlage; besonders bezeichnend ist hier das Tonnengewölbe, mit dem das untere Geschoss gedeckt ist. Die Thür, die zum Langhause führt, ist infolgedessen nur schmal und niedrig. Die Schallöffnungen, vergl. Nr. 24, zwei auf jeder Breitseite, eine auf jeder Schmalseite, haben keine Säulchen in der Mitte; wegen ihrer grossen Einfachheit könnte man sie für noch älter halten als die Kirche, wenn es nicht denkbar wäre, dass sie erst in späterer Zeit so einfach gestaltet wären[1]. Auffallend ist es auf jeden Fall, dass hier die Zwischensäulen fehlen, während das Fenster der südlichen Vorhalle der Kirche genau so gestaltet ist, wie sonst in altromanischer Zeit die Schallöffnungen. Seine Mittel-



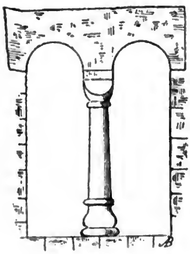
Nr. 23.

säule hat eine sehr altertümliche Form, die Basis ist hochgezogen und die Plinthe etwas abgerundet; das Kapitäl ist ein einfaches Würfelkapitäl, aus Nr. 25 ersichtlich. Das Langschiff hat von ausgeprägten romanischen Formen nur noch das Südportal behalten und das Fenster an der Ostseite, die den graden Schluss des Chores bildet. Die übrigen Fenster haben alle neue Einfassungen mit wagerechtem Sturz erhalten, wahrscheinlich im 18. Jahrhundert. Dieselbe Einfassung zeigt jetzt die Thür der Vorhalle; wahrscheinlich war sie früher regelrecht rundbogig; denn dass diese Vorhalle mit der Kirche zugleich gebaut ist, scheint mir ziemlich sicher, sonst müsste man annehmen, dass ihr gekuppeltes Fenster dem Turm entnommen und hier eingesetzt wäre; das ganze Aussehen der Vorhalle macht jedoch einen sehr alten Eindruck, der dieser Annahme widerspricht. Ganz rätselhaft ist ein altromanischer Kämpfer, siehe Nr. 26, der sich 0,97 m vom Fussboden an der Ostseite des Turmes befindet, 30 cm breit und 18 cm hoch. Wenn er ursprünglich hier gesessen und im Verein mit einem andern einen Bogen

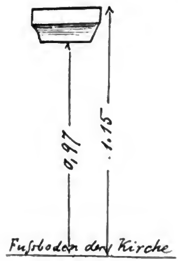
[1] *[G]* **Zu beachten ist jedesfalls, dass auf der Ostseite des Turmes unter dem Dache die Jahreszahl 1815 steht.**



Nr. 24.



Nr. 25.

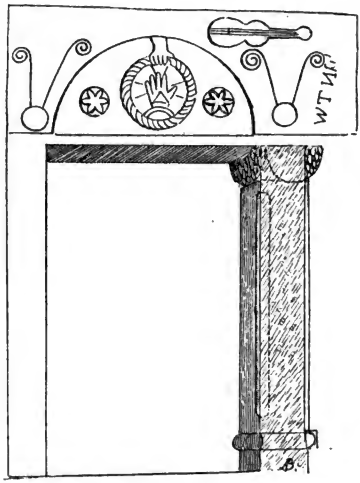


Nr. 26.

getragen hat, so kann dieser nach Osten zu vorhanden gewesen sein; es ist aber auch möglich, dass früher ein Bogen, der den Eingang zum Turm überspannte, zu dem also an der Nordhälfte der Ostseite des Turmes ein entsprechender Kämpfer gehört haben müsste, vorhanden gewesen ist.

Am interessantesten ist das Portal an der Südseite, wie aus umstehender Nr. 27 ersichtlich. Zwei schwere kapitälgekrönte Pfosten — man kann sie weder Säulen noch Pfeiler nennen, tragen als wagerechten Sturz einen gewaltigen rechteckigen Stein. Doch hat man den Eindruck eines halbkreisförmigen Tympanons, da die Fläche eines Halbkreises, dessen Durchmesser ungefähr der Thüröffnung gleich ist, aus dem Steine etwas vertieft herausgearbeitet ist. Ausgefüllt ist er in der Mitte von einem zu einem Kreise geschlungenen Tau, das von einer rechten Hand von oben gehalten wird, ein Kreuz füllt das Innere dieses Kreises aus und, auf dem Kreuze aufliegend, eine nach oben gestreckte

Hand, die mit ihrer Wurzel auf einem regenbogenartigen Bande steht. *[G]* Es ist in dieser Form weniger die segnende Rechte des welterlösenden Heilands, als vielmehr die flehend erhobene Hand eines Beters. (Vgl. die Darstellung des betenden Ehepaares an einer Scheune zu Conradsburg im Mansfelder Gebirgskreise.) Sie soll also wohl den Eintretenden zum Gebet auffordern. Zu beiden Seiten erblickt man zwei sechsblättrige Rosetten, von denen die eine vertieft, die andere erhaben ausgearbeitet ist. Zu beiden Seiten des Rundbogenfeldes sind zwei merkwürdige Figuren eingegraben; jede besteht aus einem Kreise, von welchem zwei krummstabförmige Linien emporschiessen, die in Spiralen enden *[B]* Ich möchte annehmen, dass sie leierartige Instrumente vorstellen sollen, zumal da über der einen eine deutliche Violine mit drei Saiten eingegraben ist. Alle drei sollen demnach wohl die Aufforderung enthalten



Nr. 27.

Gott zu preisen. Die Inschrift rechts enthält nur fünf nicht mehr deutlich erkennbare Buchstaben.

Die Pfosten der Thür bestehen aus viereckigem Schaft, dessen der Thüröffnung zu liegende Ecken durch einen Rundstab ersetzt sind, (siehe Nr. 27) und Kapitälen mit roher Verzierung, die wohl als Blätterwerk zu deuten ist. Der Sockel besteht aus einfachem Block mit rohem Wulst. Leider ist die Aussenseite abgemeisselt, doch lässt sich das Ganze auf Grund des Vorhandenen sicher er-





Nr. 28.

gänzen, was in Nr. 27 geschehen ist. Die mit Schrägstrichen bedeckte Fläche ist abgemeisselt und jetzt eben.

[G] Es bleibt noch übrig zu bemerken, dass der gerade Chorschluss nicht etwa auf eine späte Zeit deutet. Gerade im östlichen Teile des Seekreises findet sich nahe beieinander eine ganze Gruppe romanischer Kirchen von hohem Alter, die ebenfalls geraden Chorschluss aufweisen, so inHeiligenthal, Freist, Schwittersdorf, Neehausen, Cölme, Seeburg, Erdeborn, Unter- und Ober-Teutschenthal, Asendorf, Helbra und ausserhalb des Kreises in Kloster Mansfeld, Thondorf, Beyernaumburg, Rotenschirmbach u. a. a. Orten. *[B]* Doch scheint derselbe sich auch sonst zu finden; ich möchte hier die uralte Ägidienkirche in Quedlinburg erwähnen, bei welcher Nachgrabungen dargethan haben, dass niemals eine Absis geplant gewesen ist. Diese Form des Altarschlusses, die romanische Vorhalle mit dem schönen Fenster, das eigenartige Südportal der Kirche und der unten mit einem Tonnengewölbe versehene Turm machen somit, auch abgesehen von den seltenen, weiter unten beschriebenen Freskogemälden, die Burgisdorfer Kirche zu einer der allermerkwürdigsten im Kreise.

Die Sakristei an der Südseite ist ganz neu.

[G] An dem Gewände der Kirchenthür sind noch die Spuren zerstörender Thätigkeit zu sehen, über welche das Kircheninventarium vom Jahre 1634 folgendes berichtet:

> „Anno (16)31, da Hans Vogel Altarmann gewesen, ist die Kirche unterschiedlich mal von den keyserlichen erbrochen, der altarschmuck sambt der Kirchbibel geraubt und die Kirchthür sambt dem Schloss am Boden zu nichte gemacht worden. Der Kirchenkelch aber ist noch vorhanden.“

Der hier erwähnte Kelch muss jedoch inzwischen abhanden gekommen sein, da der jetzige im Jahre 1694 von Michael Elis Felgentreff geschenkt worden ist.

Eigentümlich ist auch der eiserne Beschlag der Kirchenthür.

Reichen Schmuck besass die Kirche einst in grossen Wandmalereien, die ehedem wohl sämtliche Wände bedeckten. Sie sind aber bedeutend jünger, als die vorhandene Kirche selbst, fallen jedoch noch in die spätromanische Zeit, siehe Nr. 28.[1]

Am besten und vollständigsten sind dieselben unter der deckenden Tünche an der Ostwand des Altarraumes, wo sie gelegentlich einer vor mehreren Jahren vorgenommenen kleinen Reparatur zum Vorschein gekommen sind, erhalten geblieben; doch auch an dem Gewänd der Südseite, so z. B. an der Wand zur Seite des Kanzelaufganges und, noch umfangreicher und besser, zwischen den beiden Fenstern der Südseite des Schiffes sind Reste derselben wahrzunehmen. Diese mittelalterlichen Malereien verdienen um so mehr Beachtung, als sie die einzigen sind, welche in beiden Mansfelder Kreisen bisher aufgedeckt worden sind. Die Malereien an der Ostwand des Altarraumes werden durch das romanische Chor-

[1] Die rechte (südliche) Seite des Gemäldes Nr. 28 ist von Herrn Maler Schmucker in Eisleben aufgenommen, die linke (nördliche) von Dr. Brinkmann.

fenster in zwei Hälften geteilt und sind eingefasst von bunten, ziekzackförmige Farbenstreifen bildenden Kanten, die sich durch die ganze Wandlänge fortsetzen. Ursprünglich waren zwei Reihen von Darstellungen, durch eine Kante oder einen Fries geschieden, über einander vorhanden. Jetzt ist nur die obere Reihe noch ziemlich gut erhalten; die untere ist auf der nördlichen Strecke unter Tünche und Putz verschwunden; auf der südlichen dagegen zum grösseren Teil noch erkennbar, was um so erfreulicher ist, als gerade hier eine höchst seltene, mir sonst noch nicht vorgekommene Darstellung der Kreuzigung Christi wahrzunehmen ist.

Betrachten wir zunächst die Bilder der oberen Reihe, so sehen wir links vom Fenster unter einem von schlanken Säulen getragenen, mehrteiligen Baldachin mit Kleeblattbogen vier Heiligenfiguren, zumeist stehend, dargestellt. Am weitesten links ist eine weibliche Figur mit Barett auf dem Haupte, von welchem ein Schleier herabfällt, zu erkennen. Die Form des Baretts ähnelt derjenigen, welche an den Frauenstatuen im Westchor des Naumburger Domes zu sehen ist. In der Rechten trägt die Heilige ein kantiges Gefäss. Anscheinend ist das, worauf auch die im darüber befindlichen Saume früher noch erkennbare Inschrift in schwarzen gotischen Majuskeln noch hindeutet, die h. Magdalena. Ihr folgt die eine Krone tragende h. Margareta mit Turm oder Kirche und säbelförmigem Schwert; dieser die gekrönte Gottesmutter Maria, das in ein Hemd gekleidete und von einem Nimbus umgebene Jesuskind, welchem sie einen Apfel reicht, auf dem linken Arme haltend; zuletzt die h. Katarina mit Krone, Buch und breitklingigem, stark gekrümmtem Schwert, welches sie auf der rechten Schulter trägt. Rechts von dem Chorfenster erblickt man eine grössere, zusammengehörige Gruppe. Auf einem Thronsessel von altertümlicher Form sitzt Christus mit nimbusumgebenem Haupte, von welchem beiderseits das Haar herabwallt. Zu seiner Rechten knieet der durch die tonsura Petri (Glatze mit kranzförmiger Haareinfassung) gekennzeichnete und mit einem Nimbus geschmückte Apostel Petrus, welchem Jesus zwei riesige Schlüssel mit viereckigen Griffen, langen Stangen und nach oben stehenden, auswärts gekehrten Bärten überreicht, die Petrus mit beiden Händen ergreift. Zur Linken Jesu knieet der Apostel Paulus, welcher aus Jesu Hand anscheinend ein Kreuz in der ägyptischen T Form empfängt. In den oberen Ecken dieses Gruppenbildes über den Häuptern der Apostel zeigen sich fliegende (in Posaunen stossende?) Engel.

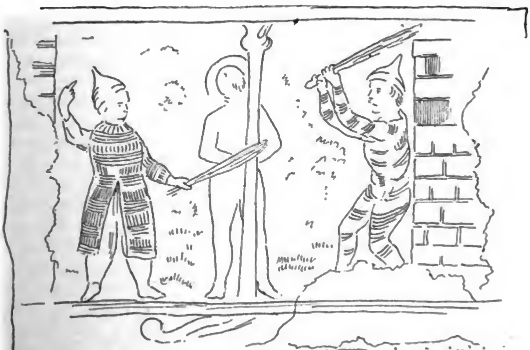
Von den bildlichen Darstellungen der unteren Reihe ist, wie schon bemerkt, nur auf der rechten Seite unter dem beschriebenen Gruppenbilde etwas erhalten, nämlich eine ganz eigentümliche Darstellung der Kreuzigung Christi. Christus erscheint hier barhaupt — ohne Dornen- oder Königskrone —, in einen lang herabwallenden, mit Ärmeln versehenen, roten Rock gekleidet, und ist an dem Kreuzstamm mit wagerecht erhobenen Armen ohne Nagelung durch Taue befestigt, welche mit den Kreuzarmen zugleich seine Handgelenke umschlingen. Der untere Teil des Körpers und die Art der Befestigung der Füsse ist nicht mehr sichtbar, wohl aber der Körper bis in die Gegend der Kniee. Höchst auffälligerweise ist derselbe durch einen breiten hellfarbigen Riemen, der sich scharf von dem roten Leibrock abhebt, an das Kreuz in mehrfacher Windung festgeschnürt; das Ende dieses Riemens wird von einer zur Rechten befindlichen Gestalt

gehalten und straff angezogen; doch sind von dieser Gestalt fast nur die Hände noch zu erkennen. Zur Linken des Kreuzes (vom Beschauer aus) oder zur Rechten desselben (vom Gekreuzigten aus) hebt eine nicht näher zu bestimmende Figur, (anbetend?) die Hände empor. Die eigentümliche Darstellung des Gekreuzigten, welcher nicht mehr als freischwebend, wie es die Auffassung der ältesten Zeit verlangte, aber auch noch nicht als angenagelt, wie es seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts Brauch wurde, sondern nur als angebunden am Kreuze sich zeigt, dürfte meine Vermutung berechtigt erscheinen lassen, dass die beide Auffassungen vermittelnde Anbindung der Übergangszeit vom romanischen zum gotischen Stile angehört, dass also die Malerei etwa dem Anfange des 13. Jahrhunderts ihre Entstehung verdanken mag. Dafür spricht auch noch die Kleeblattform der Arkaden oder Baldachine, sowie die Form der schattenhaft über den Heiligenbildern in einem Bandstreifen erscheinenden schwarzen gotischen Majuskeln, welche die Namen

(M)AGDALENA . (M)ARGARETA . MARIA . CATERINA .
PETRVS . PAV...

erkennen liessen, die freilich jetzt fast völlig verblasst sind.

Die Malerei ist einigermassen handwerksmässig, entbehrt aber nicht einer gewissen Würde des Stils und geschickter Anordnung.



Nr. 29.

Wenden wir nun der an der Südwand der Kirche zwischen den beiden Fenstern angebrachten Bildnerei unsere Aufmerksamkeit zu, welche leider nur undeutlich erkennbar ist, die aber gleichwohl der Ortspfarrer anzuerkennenderweise mit einer Schutzdecke hat versehen lassen. Dieses Bildwerk, siehe Nr. 29, zeigt im Hintergrunde grünes Laubwerk und davor drei Figuren. In der Mitte des Vordergrundes steht eine Säule und an dieser eine, wie man aus der Haltung

der Arme schliessen muss, an dieselbe angefesselte, und wie die Umrisse andeuten, nackte Gestalt. Da die Säule ihrer ganzen Länge nach vor dem Körper zu sehen ist, so muss man annehmen, dass der Gebundene der Säule und dem Beschauer des Bildes den Rücken zukehrt. Doch ist auch möglich, dass die ursprünglich untermalte Säule im Laufe der Zeit durch den Körper hindurch wieder zum Vorschein gekommen ist, dass also nach Absicht des Malers die gefesselte Gestalt dem Beschauer zwar den Rücken zuwendet, aber vor der Säule steht. Zu beiden Seiten des Gefesselten erblickt man je eine männliche Figur, dem ersteren zugekehrt. Beide tragen spitze, fast trichterförmige Kopfbedeckungen, haben grün- und blaugestreifte Röcke und Hosen an und halten grüne Ruten in ihren Händen. Die Figur zur Linken hat eben einen Schlag gethan, denn die Rute, welche sie hält, liegt noch auf dem Körper des Gefesselten auf; die zur Rechten holt eben mit beiden Händen zu einem Schlage aus. Bei der Figur zur Linken ist die Verbindung der rechten Hand und des linken Fusses mit dem Körper verschwunden. Dass hier ein Vorgang aus der Leidensgeschichte Jesu dargestellt ist, ist unverkennbar. Alle Umstände sprechen dafür, dass der Maler die Geisselung Christi nach Matth. 26, 28 in dem Augenblicke dargestellt hat, in welchem er von den ihn verhöhnenden Kriegsknechten gefragt wird: „Weissage uns, Christe, wer ist es, der dich schlug?“

Herr Pastor Görne in Ihlewitz, dem ich die Abbildung dieses an der Südwand der Kirche angebrachten Bildes verdanke, ist der Meinung, die grünblaue Kleidung der Spötter habe etwas Narrenhaftes und habe diesen Eindruck auch wohl hervorrufen sollen, um das Thörichte und Verwerfliche der Handlung jedem Betrachter auf höchst wirksame Weise nahe zu legen. In der That, ein schneidender Gegensatz: die in Jesu verkörperte göttliche Weisheit von narrenhaften Menschen in alberner und brutaler Weise verspottet! — Im Besonderen neigt Herr Pastor Görne zu der Annahme, die Tracht der Kriegsknechte sei slavisch. Der lange Rock derselben habe Ähnlichkeit mit dem der Obotriten auf den Bildern im Schweriner Dome, ihre spitze Kopfbedeckung aber mit einem in der Lisch'schen Sammlung in Schwerin aufbewahrten, bei Sehlstorf in Mecklenburg gefundenen Eisenhelme. Vermutlich habe der christliche Maler den Kriegsknechten absichtlich die Tracht der von den Deutschen gehassten und verachteten Slaven gegeben, um damit zweierlei zu erreichen, erstens das Mitleid und die Zuneigung zu dem leidenden Heiland, der sich von solchen Menschen musste misshandeln lassen, zu erhöhen, und zweitens das Nationalgefühl der Deutschen zum Hass und Fanatismus gegen die Feinde des Volks und des christlichen Glaubens zu steigern. Der Zweifel, ob eine so geartete Darstellung für ein Gotteshaus passe, ob der kirchliche und christliche Sinn des Mittelalters eine solche Auffassung habe zulassen können, sei nicht angebracht, wenn man bedenke, dass das Bild für die Kirche eines Grenzlandes, welches lange Zeit den Vorstoss der Slaven auszuhalten hatte, bestimmt gewesen sei. Im Gegenteil liege gerade in dieser Darstellung des Vorganges ein Anhalt, um auf die Entstehungszeit der Burgisdorfer Wandgemälde einen Schluss wagen zu können.

Mag man nun diesen ansprechenden Vermutungen beitreten oder nicht, so ergiebt sich doch aus den architektonischen Formen, ferner aus den erst wenig gotisierenden Formen der Majuskelbuchstaben und aus der Art der Dar-

stelluug der Kreuzigung, ja auch aus manchen Einzelheiten der Tracht (z. B. der Form des weiblichen Baretts), dass die Burgisdorfer Wandgemälde noch der Übergangszeit vom romanischen zum gotischen Stil, also etwa dem Anfange des 13. Jahrhunderts angehören, und dass sie demnach das einzige Überbleibsel der kirchlichen Malerei der Übergangszeit, ja des Mittelalters überhaupt in den Kirchen der beiden Mansfelder Kreise sind.

Die achtzehn Ölbilder an den Emporenbrüstungen, welche unrichtig geordnete Scenen aus der biblischen Geschichte darstellen, sind ohne besonderen Wert und neuerdings durch Retouchierung nicht besser geworden. Unter denselben befinden sich viel ältere Gemälde auf Holz, deren Farbe aber infolge des hohen Alters so stark verblasst sind, dass man hier und da kaum noch erraten kann, was der Maler hat darstellen wollen. Wider das hohe Alter dieser letzteren, jetzt nicht sichtbaren, weil durch die jüngeren verdeckten Gemälde spricht der Umstand nicht, dass die Säulen der jetzigen Emporen verhältnismässig jung sind, denn diese sind erst im laufenden Jahrhundert an die Stelle alter, ganz mürbe gewordener gesetzt worden.

Über dem Altar befindet sich ein altes, kleines Gemälde, das h. Abendmahl darstellend. Links (h. rechts) von demselben ist das Mansfelder Gesamtwappen, rechts ein anderes angemalt, welches in blauem Felde 14 goldene Buckel oder Kugeln, in 4 Reihen zu 4, 4, 3, 3 gestellt, sehen lässt. Als Helmschmuck dienen Büffelhörner und goldener Flug; zwischen diesem ein Papagei oder anderer Vogel. Jedesfalls beweisen schon diese Wappen, dass dieses Gemälde nicht von demselben Geber gewidmet worden ist, wie das folgende. Über dem als Predella dienenden Abendmahl nämlich erblickt man eine Kreuzigung — Jesus mit den beiden Schächern auf Golgatha darstellend. Vor Jesu Kreuz halten die Kriegsknechte den ungenähten Rock betrachtend aus einander, offenbar in Verlegenheit, was sie damit anfangen sollen. Das tüchtige Werk ist von dem aus einer namhaften sächsischen Künstlerfamilie stammenden Maler Hans Anderes Bottschiltt im Jahre 1662 angefertigt, wie dessen in der unteren Ecke links angeschriebener Name nebst Jahreszahl beweist. Der Rahmen des Gemäldes ist mit diesem gleichzeitig.

Über der Kreuzigung befindet sich noch eine fast verblichene Auferstehung.

Unter dem Abendmahl steht die jedesfalls nur auf die Kreuzigung bezügliche Inschrift:

Anno 1662 hat Gott zu Ehren, der Kirchen zur Zierrath | undt
andern zur Christlichen Nachfolge der Erbahre undt geachte Hans
Sachße benebenst Seiner Hausfraw Anna | Da Er sein Kirchvater
Ambt das Jahr Rühmlich verwaltet | diesen Altar der Kirchen
verEhret | pastore Rev. Dno̅ Christiano RHenio.

Der Ahnherr der noch jetzt in Burgisdorf eingesessenen Familie Sachse ist nach der Familienüberlieferung im Jahre 1466 aus Mecklenburg in das Dorf eingewandert. Gewiss ein seltenes Beispiel von Ortsständigkeit, das sich aber bei etwas geringerer Zeitdauer auch in anderen Dörfern des Seekreises wiederholt. Auch finden sich auf dem Kirchhofe eine Menge Grabsteine, welche sich auf

Mitglieder dieser Familie beziehen, z. B. der Grabstein des im Jahre 1664 geborenen, 1693 mit Magdalena Barth verheirateten und 1719 gestorbenen Caspar Sachse; ferner der der im Jahre 1698 zu Rotlendorf (so!) geborenen und 1733 verstorbenen Frau Anna Sachse, geb. Printz, welche mit Johann Christian Sachse verheiratet war. Auf der Kehrseite ihres Grabsteines stehen folgende Verse:

Wenn Treu und Redlichkeit,
Wenn still und frommes Wesen
Den Tod abhalten könt,
So wär hier nicht zu lesen,
Daß unter diesem Stein
Ein Ehe-Weib gelegt,
Daß gleiche Tugenden
in Ihrer Brust gehegt.

Jedoch, weil der nicht stirbt,
Der hier der Welt gestorben,
So ist sie ebenfalls
im sterben nicht verdorben.
Die Seele lebt bey Gott,
Nur hier in dieser Grufft
Ruht der erblaßte Leib,
Biß ihn sein Jesus rufft. ꝛc.

Der in Roccocostil und Pokalform mit Cherubimköpfen ausgeführte Taufstein vom Jahre 1617 trägt folgende Inschrift:

Dieser Taufstein ist gesetz(t) worden Anno MDCXVII, da Johan Schmalwasser Pfarrer und Martin Nap Kirchvater waren. Tit. am III. cap. Nach seiner Barmherzigkeit macht etc.

Von kunstgewerblichem Standpunkte beachtenswert sind zwei, nach dem Muster der Kanten zu schliessen, zusammengehörige Stücke eines in Gobelinweberei ausgeführten Antependiums, welche zumteil stark beschädigt, zumteil noch ziemlich gut erhalten sind. Um dieselben vor weiterer Schädigung zu sichern und allgemeiner zugänglich zu machen, hat der Kirchengemeinderat von Burgisdorf sie dem Provinzial-Museum in Halle überwiesen, ein dankenswertes Beispiel, das auch anderwärts Nachahmung finden sollte. Das Gewebe zeigt allerlei Blumen, Vögel und Früchte von vermutlich mystischer Bedeutung, namentlich sind Papageien und Paradiesvögel vertreten; doch auch Schnecken schauen aus ihren Häusern hervor. Unter den Früchten fehlt der Granatapfel nicht. Die Entstehungszeit des Gewebes ist wahrscheinlich das 15. Jahrhundert.

Auf dem Turme hängen zwei Glocken von 1,02 und 0,86 m Durchmesser. Die grössere von beiden hat gar keine Schrift, ist aber ihrer Form nach alt. Die kleinere vom Jahre 1615 trägt ausser dem zweimal angebrachten mansfeldischen Wappen (Mansfelder Rauten, Querfurter Balken, Arnsteiner Adler und Heldrunger Löwe) auf der einen Seite folgende Inschrift:

Alleyne Gott in der Höhe sey Ehre.
Die Zeit war Johan Schmalwasser Pfarrer zu Borgisdorf.
Anno MDCXV, da gos mich Melchior Möringk zu Erffurdt
im Namen Gottes.
Friedrich Christoffel, Graff und Herr zu Mansfeldt, edeler
Herr zu Heldtrungen, Seburgk und Schraplaw.

Auf der anderen Seite steht:

David Graff und Herr zu Mansfeldt,
Edeler Herr zu Heldtrungen und Schraplaw.

Closchwitz.

[G] Closchwitz mit im Jahre 1875: 135, 1880: 124, 1885: 128, 1890: 129 Einwohnern, ist ohne Kirche und bauliche Merkwürdigkeiten. Ein seltsamer Leichenstein auf dem kleinen Gottesacker.

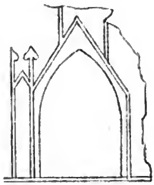
Cöllme.

[G] Kirchdorf, 19 km östlich von Eisleben an der Mündung des Würdebachs in die Salza, mit im Jahre 1875: 493, 1880: 539, 1885: 556, 1890: 536 Einwohnern, ehemals im südlichen Hosgau bezw. im Halberstädtischen Osterbanne gelegen. Zweifelhaft ist, ob der Ort in den Burgwartbezirk Lettin oder Schraplau, in den Erzpriesterbezirk Holleben oder Röblingen gehörte, doch ist Ersteres wahrscheinlich, da Teutschenthal und Bennstedt in die sedes Holleben gehörten, und Cöllme Filial von Bennstedt ist. Der Ortsname (im 8. Jahrhundert Collimi, 1244 Kellem, später Kolme und Kelme) gehört zu dem oberserbischen khołm poln. chełm, chełmo (Hügel, Bergkopf) und bezeichnet die eigentümliche Lage des Dorfes, welches am Fusse zahlreicher Kalkkogel liegt. (Vgl. Archiv für slav. Philol. V, S. 360.)

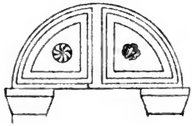
Die Klöster Gerbstedt, Sittichenbach bei Eisleben, Neuwerk vor Halle hatten hier Güter oder Einkünfte, das Kloster Helfta bei Eisleben erhielt im Jahre 1419 von dem Erzbischof Günther von Magdeburg das Dorf Kellem selbst geschenkt. Das Gemeindesiegel (mit der Umschrift: **Gemeinde Coellme**) zeigt einen Laubbaum, auf dessen Gipfel ein Vogel sitzt, welcher einen Zweig im Schnabel hält. Ersterer ist vermutlich eine Linde, als Symbol der Dorfgemeinde, letzterer vielleicht dem Wappen einer ehemaligen Grundherrschaft entlehnt.

Die im Altarraum gerade geschlossene, der Jungfrau Maria geweihte Kirche ist modern umgebaut, hat aber die alte Sakramentsnische hinter dem Altar, so hässlich sie ist, siehe Nr. 30, beibehalten; doch finden sich auch noch Spuren der ehemaligen romanischen Bauart, namentlich ist das Nordportal mit seinem in zwei Quadranten geteilten, in jedem derselben eine Rosette oder Blume enthaltenden Tympanon erhalten, wie aus Nr. 31 ersichtlich. Darüber erblickt man ein längliches, achtseitiges, offenbar für eine Inschrift bestimmtes, aber völlig übertünchtes Feld. (Ein ganz ähnliches Tympanon besitzt die Kirche zu Freist.)

Der im Westen stehende alte, aus romanischer Zeit stammende Turm besitzt gekuppelte Fenster mit Würfelkapitälen und Basen rohester Form. Die weit ausladenden Konsolen darüber sind durch Knaggen unterstützt. Das Erdgeschoss



Nr. 30.



Nr. 31.

des Turmes öffnete sich früher in zwei auf einem Mittelpfeiler ruhenden Rundbogen nach dem Schiffe.

Hinter der Kanzel liegt der Rest einer grösseren Holzschnitzerei, nämlich eine sitzende und in einem Buche lesende weibliche Gestalt, zu deren Füssen die gekrönte Maria kauert, mit dem Jesuskinde spielend. Wahrscheinlich also eine eigentümliche Darstellung der h. Anna selbdritt.

Auf dem Turme zwei Glocken von 0,90 und 0,78 m Durchmesser. Die grössere hat die Inschrift:

Meines Lebens Anfang und Ent
Steht alles in Gottes Hent.
Eckhart Kucher gos mich 1594.

Die kleinere war wegen des massenhaft auf ihr lagernden Taubenmistes nicht zu entziffern. Doch waren die Worte Ehr Andreas Zahn Pastor zu erkennen. Da dieser A. Zahn nach Biering (Clerus Mansfeldicus S. 159) um 1615 in Cöllme, Bennstedt und Köchstedt Pastor war, sein Vorgänger aber 1597 gestorben ist, so ist die Glocke wohl nach 1597 und vielleicht auch von Eckhart Kucher gegossen.

Dederstedt.

[G] Grösseres, an der Lawêke 10 ½ km östlich von Eisleben gelegenes Kirchdorf mit im Jahre 1875: 688, 1880: 698, 1885: 685, 1890: 731 Einwohnern, vormals zum nördlichen Hosgau, bezw. zum Halberstädtischen Archidiakonatbezirke Eisleben gehörig, welches zeitweilig auch Sitz eines niedereren Adelsgeschlechtes gleiches Namens mit dem Zunamen Stör war. Der Ortsname (1127 Diderstidi, 1212 Dederstede, 1230 Dhederstedten, 1272 Diderstedten, 1395 Dederstedten) enthält den Personennamen Diotheri, Deotheri, Diether und bedeutet: zur Wohnstätte des Diether. Die Abtei Corvey a. d. Weser, das Hochstift Merseburg und die Klöster Helfta und Wimmelburg bei Eisleben hatten hier Güter und Einkünfte. Die Dorfsiegel, (das ältere mit der Umschrift: **Dederstedt**, das jüngere mit der

Umschrift: **Gemeinde Dederstedt**) zeigt ein Storchnest auf einem Dache und auf ersterem einen Storch.

Die ursprünglich alte Kirche S. Susannae — schon 1230 kommt Pfarrer Albert zu Dhederstedten als Zeuge vor — hat im Jahre 1708 nach einem grossen Brande einen Neubau des im Altarraume halbachteckig geschlossenen Schiffes erfahren, wobei der alte Turm beibehalten, jedoch mannigfach verändert worden ist. Geblieben ist namentlich die Verbindung desselben durch zwei Rundbogen mit dem Schiff der Kirche, da es bekanntlich typisch war, den Westturm nicht mit einer westlichen Eingangsthür in die Kirche zu versehen. Die letzten Spuren des ehemals romanischen Schiffes sind die beiden vermauerten romanischen Fenster in der Ostwand des Altarraumes.

Die Kirche besass ohne Zweifel früher einen Altarschrein, dessen Figuren jetzt an verschiedenen Stellen des Schiffes angebracht sind. Die grösseren des Mittelfeldes, Jesus und Maria, beide gekrönt, sitzen jetzt in den zwei vermauerten, nunmehr als Nischen dienenden romanischen Fenstern des Altarraumes. Die Nebenfiguren haben an den Emporen ihren Stand erhalten, darunter S. Barbara mit dem Kelch, S. Paulus mit Buch und Schwert, S. Judas Thaddäus mit weissem Mantel und Keule, der Ritter S. Georg, S. Moritz als Mohrenritter, ein anderer bärtiger Ritter mit schwarz-goldenem Schild und ein Abt oder Bischof mit Buch.

Ein altes Messingtaufbecken trägt im Grunde eine grosse Rosette mit zwei Reihen Schrift, nämlich die häufig vorkommende rätselhafte, und um dieselbe die fünfmal wiederholte:

ICH · BART · GELVK · ALZEIT.
(Ich brachte Glück allzeit)

Ausserdem sind zwei silberne, vergoldete Kelche vorhanden, welche ums Jahr 1500 gefertigt zu sein scheinen und das gleiche Muster haben. An dem einen finden sich an dem sechsseitigen Halse und Nodus (mit den üblichen Buckeln) in Minuskeln die Legenden:

hilf ⁊ got ⁊ v
ihesvs
hilf ⁊ maria

an dem andern in gleicher Weise:

cristvs ⁊
iheuss (statt **ihesvs**)
maria hif ⁊ (statt **hilf**).

Die drei Glocken sind 1875 neu beschafft und von Ulrich in Laucha für die Töne F, A, C mit bezw. 16, 8, 5 Ctr. Gewicht gegossen.

Die Dederstedter Kirche ist nach Biering 1708 neu erbaut, 1711 gemalt und 1718 eine neue Orgel eingesetzt worden.

Im Jahre 1716, den 1. Dez. abends 7 Uhr, kam bei starkem Winde Feuer aus, durch welches die Dekanei, der Gasthof und 44 Häuser, unter welchen 14 Anspännerhäuser, in Asche gelegt wurden. Erst 1723 fing man an die Dekanei wieder aufzubauen.

Auch am 18. Januar 1725 brannten wieder 11 Häuser ab.

Dornstedt.

[G] Kirchdorf, 19 km südöstlich von Eisleben, mit im Jahre 1875: 353, 1880: 391, 1885: 474, 1890: 431 Einwohnern, jetzt Filial von Steuden, ehemals selbständiges Pfarrkirchdorf. Es lag im südlichen Hosgau, im Burgbezirke Schraplau, in kirchlicher Hinsicht gehörte es in den Erzpriesterbezirk Röblingen des Halberstädtischen Osterbannes. Der Ortsname (im 8. Jahrhundert Dornstat, 961 Dornsteti, 1170 Dornestede, 1250 Dornstede) enthält wahrscheinlich nicht den Personennamen Toro, sondern das ahd. dorn, und bedeutet, „Wohnstätte im Dorngebüsch“, ein Hinweis auf die ehemalige Beschaffenheit der Flur. Ähnliche Bildungen sind: Riestedt (Wohnstätte im Riet), Fienstedt und Höhnstedt. (Vgl. daselbst.) Doch wäre auch möglich, dass der Ortsname den Volksnamen der Duren oder Doren, von welchem der der Toringe, Doringe abgeleitet ist, enthält.

Im Jahre 961 überliess König Otto I. seinem Vasallen Hermann Billung die Mark Dornstedt. Später hatte das Kloster Eilwardesdorf (Marienzelle) bei Querfurt hier Besitz.

Die in reiner Kreuzesform erbaute mittelalterliche, im wesentlichen noch romanische Kirche S. Pancratii, siehe Nr. 32, welcher in gleicher Flucht der

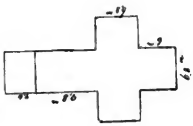


Fig. 32.

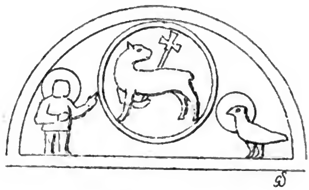


Fig. 33.

ebenfalls mittelalterliche, unten rechteckige, oben achteckige Turm angebaut war, ist in beiden Gemeindesiegeln abgebildet, von welchem die Umschrift des älteren nicht lesbar ist, während die des jüngeren lautet: **Dornstedtisches Gemeindesiegel 1710.** Im Jahre 1250 wird der Pfarrer Friedrich von Dornstede als Zeuge erwähnt, was zugleich beweist, dass Dornstedt früher seinen eigenen Pfarrer hatte. Das Dorf samt Kirche muss zu den Gütern gehört haben, die der Edle Otto von Rebeningen im Jahre 1131 aus seinem Erbgut dem Kloster Gottesgnade überwies, und welche mehr als $1\frac{1}{2}$ hundert Jahr diesem Kloster gehört haben, denn im Jahre 1300 trat das Kloster Gottesgnade dem Erzstift Magdeburg die Kirche zu Dornstede samt dem Patronatsrecht und allem Zubehör ab. Später erscheinen noch als Zeugen (1347) der Pfarrer Wedekind und (1419) der Pfarrer Johannes in Dornstedt.

Ursprünglich mag der innere Fussboden in der Höhe der natürlichen Erdoberfläche gelegen haben. Da aber die umgebenden Friedhöfe, wenn sie sehr lange in Gebrauch sind, im Laufe der Jahrhunderte sich beträchtlich zu erhöhen pflegen, so musste man drei Stufen in das Innere hinabsteigen, welches daher sehr feucht

und schwammig war. Anstatt nun durch eine sorgfältige Drainage, die ihren Zweck wohl nicht verfehlt haben würde, die eigentümliche Kirchenform und die inneren Merkwürdigkeiten des Gebäudes zu erhalten, hat man einen völligen Neubau der Kirche ins Werk gesetzt.

Über dem alten Eingange der Kirche, deren Ostgiebel eine Kreuzblume schmückte, erblickte man ein Tympanon von eigentümlicher Komposition, vergl. Nr. 33, dessen Figuren offenbar die Dreieinigkeit darstellen sollen. Das den göttlichen Erlöser symbolisierende, den Kreuzstab führende Gotteslamm, von einem Kreise umschlossen, wird von Gott Vater — der einem Bauer gleicht — den ins Gotteshaus Eintretenden gleichsam vorgestellt und dargeboten, während der durch eine mit Nimbus versehene Taube dargestellte h. Geist dem Erlösungswerke assistiert.

Im Osten des gerade geschlossenen Altarraumes standen drei schlanke Fenster nebeneinander, deren mittleres die anderen überragte. Im Innern des Altarraumes befand sich an gewohnter Stelle, auf achtseitigem Fuss und Säule stehend, ein Sakramentshäuschen, etwa vom Jahre 1500.

Kanzel und Taufstein waren von Stein in zopfigen Formen im Jahre 1695 ausgeführt; erstere enthielt Sprüche und stand auf der Figur eines Moses.

Die drei Glocken auf dem Turme haben 1,30, 0,95 0,72 m Durchmesser. Die grosse vom Jahre 1506 trägt die Minuskelinschrift:

Anno domi m°ccccc°. vi + ihs +
nasare . rex . iudeoru . ianna . maria.

Dann folgt ein kleines Heiligenbild und das Glockengiesserzeichen:



Die Mittelglocke vom Jahre 1661 hat die Inschrift:

Soli Deo Gloria.

Joachim Janken me fudit Anno DCLXI. Hans Ginter. Heute, so ihr meine Stimme horet, so verstocket eure Hertzen nicht. Tomas Schumann. M. Theodorus Faschius P. in Steuden u. Dornstadt. Martinvs Georgi Svbstitutus P. Hans Fischer und Christoph Egler, Kirchv.

(Die Namen Hans Ginter und Tomas Schumann sind nachträglich an freien Stellen des Inschriftbandes eingeschnitten.)

Weiter unten steht:

Ex legato H. Michael Hoffmanns hundert Gulden. Ex liberalitate ist das übrige von der gantzen Gemeine zugeschossen worden.

Die kleine Glocke vom Jahre 1580 hat die Inschrift:

Luc. IX. Diser ist mein liber Son, den solt ir horen.
Gorge Beinroth gos mich zu Esleben. MDLXXX.

Ein Farnkrautblatt vertritt die Stelle des Punktes hinter dem Namen Eisleben, war also vermutlich das Giesserzeichen Beinroths.

Eisdorf.

[G] Grösseres Kirchdorf, 20 km ostsüdöstlich von Eisleben an dem Würdebache, mit im Jahre 1875: 564, 1880: 662, 1885: 680, 1890: 689 Einwohnern, ehemals im südlichen Hosgau und zwar wahrscheinlich im Burgwartbezirk Lettin, in kirchlicher Hinsicht aber im Halberstädtischen Osterbann in dem Erzpriesterbezirk Holleben gelegen. Der Name des Ortes (1121 Hisdorph, 1385 Eyszdorff, 1447 Eisdorff) enthält denselben Personennamen, wie der Name Eisleben, und bedeutet demnach: Dorf des Iso.

Von den Gemeindesiegeln zeigt das eine einen gekrönten Adler, das andere mit der Umschrift: **Gemeinde Eisdorf** einen Vogel auf dem Zweige eines abgestutzten Baumes, anscheinend einer Weide oder Linde, welchen die Bewohner, unter Beziehung auf den Ortsnamen, für einen Eisvogel erklären. Da jedoch dieses Dorf längere Zeit im Besitze des Geschlechtes derer von Rebeningen (jetzt Röblingen) gewesen ist (v. Dreyhaupt, Saalkreis II, 898), dieses Geschlecht aber fast zweifellos mit dem bekannten Geschlechte von Trotha derselben Abstammung ist und darum auch fast völlig dasselbe Wappen hat, indem der auf einem Hügel stehende Vogel (mit einem Ringe im Schnabel) in dem redenden Wappen derer von Rebeningen (unter Anlehnung an den zu Grunde liegenden Namen Hraban = Rabe) offenbar der Rabe des Trothaer Wappens ist, so wird auch der Vogel im Eisdorfer Siegel dem Wappen der mehrhundertjährigen Grundherren von Eisdorf, nämlich der Herren von Rebeningen, entlehnt und ein Rabe sein, der zu dem ursprünglichen Zeichen der Bauerschaft, der Dorflinde, hinzugefügt wurde.[1]

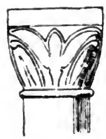
Im Jahre 1121 besass das Kloster Wimmelburg 4 Hufen in Eisdorf (Hisdorph). 1385 wurden Gerhart und Heinrich von Reveningen von dem Erzbischof Albrecht von Magdeburg mit Eyszdorff beliehen. 1467 erhielten Heinrich und Jürge von Reveningen von dem Erzbischof Johannes, 1478 Heinrich und Martin von Reveningen von dem Erzbischof Ernst das Dorf Eyssdorff mit Gerichte und Rechte über Hals und Hand im Felde und im Dorfe, auch mit dem Zehnten daselbst zu Mannlehen. In demselben Jahre wurden auch die von Trotha zu Teutschenthal mit einigen Zinsen und Lehen zu Eisdorf beliehen. Nach dem Aussterben der Herren v. Reveningen fiel Eisdorf an das Erzstift Magdeburg, als den Lehnsherrn, zurück und wurde nun zum Amte Giebichenstein geschlagen.

[1] Meine eingehende Ausführung und Begründung dieser Deutung siehe in der Zeitschr. des Harzvereins XIII, S, 271, 276 u. 277.

Der alte romanische Turm der dem h. Täufer Johannes geweihten Kirche steht, wie in den benachbarten Kirchen zu Bennstedt und Köchstedt, zwischen Altarraum und Schiff, nach ersterem mit grossem Spitzbogen, nach letzterem mit Rundbogen sich öffnend, so dass man auf ein älteres Schiff romanischer Anlage schliessen darf, wie auch in der Nordostwand des Altarraumes ein kleines romanisches Fenster sich noch findet. Überdies findet sich über der Thür der Kirche ein romanisches Tympanon, vergl. Nr. 35, von eigentümlichem Inhalt: Christus, das Haupt von einem Strahlenkreuz umgeben, mit drei emporgestreckten Fingern der rechten Hand nach oben weisend, mit der linken ein Buch (das Evangelium) an seine Brust drückend, sitzt mit geschlossenen Knieen, höchst einfach bekleidet, auf einer ganz rohen Bank und zwei Ungetüme nähern sich ihm von beiden Seiten; links von ihm eine Bärengestalt, (denn an dem Schwanze ist nicht etwa ein Lamm zu erkennen, wofür manche es ansehen wollen), rechts ein aufgerichtetes, aber dabei doch sich zusammenduckendes Tier, das seinen Schwanz zwischen die Hinterbeine geschlagen hat. Der Erlöser in der Mitte ist das Symbol der



Nr. 35.



Nr. 36.

trostreichen, frohen Botschaft von der Erlösung; die Tiere aber stellen die Heiden dar, welche teils vertrauensvoll, teils zerknirscht sich nahen, um die Segnungen des Evangeliums zu empfangen, wofür auch der Umstand spricht, dass die dem h. Täufer geweihte Kirche offenbar zu einer Taufkirche für die Heiden bestimmt war. Allerdings könnte man unter Bezugnahme auf das Tympanon im Naumburger Dome, wo Jesus in derselben Haltung wie hier, dargestellt und die Umschrift gegeben ist:

„Arbiter hic sedet, agnos distinguit ab oedis.
Dura sit an grata, tenet hic sententia lata."

Christum im Eisdorfer Tympanon auch als Weltrichter fassen, von welchem ein Teil der Heiden die Segnungen des Christentums, ein anderer ein Verdammungsurteil empfängt. Dann würde das Bild auf die Notwendigkeit der Bekehrung hinweisen und Christum als den Richter hinstellen, der beseligen, aber auch verdammen kann.

Auf ein hohes Alter der Kirche deutet auch ein romanisches Kapitäl im Turme hin, siehe Nr. 36.

Auf dem Kirchboden lagen die wurmzerfressenen Reste eines Altar-

schreines aus dem XV. Jahrhundert, der sich jetzt, nach Möglichkeit wiederhergestellt, im Provinzialmuseum zu Halle a. S. befindet.

S. Christoph	*S. Katarina*	*S. Stephan*	*Gottesmutter*	*S. Barbara*	*S. Urban*	*S. Sebastian*
S. Martin	*S. Godehard?*				*S. Antonius*	*S. Wigbert?*

Die Mittelfigur des Mittelfeldes ist eine scepterführende Maria mit dem Jesuskinde. Ihr zur Seite stehen links S. Stephanus mit drei Steinen und rechts S. Barbara mit dem Kelch. Im oberen Fach des linken Flügels (vom Beschauer aus) erblickt man links S. Christophorus mit dem Christkinde und dem als Stab dienenden Baume, und rechts S. Katarina mit Schwert und zerbrochenem Rad; im unteren Fach links S. Martin, wie er von seinem Mantel einem Bettler ein Stück abschneidet, rechts neben ihm einen Bischof oder Abt mit doppeltgekreuztem Stab und einer Kirche, vielleicht S. Godehard. Das obere Fach des rechten Flügels nimmt links der Papst S. Urban ein, durch dreifache Krone und messerartiges Schwert gekennzeichnet; und ausserdem rechts S. Sebastian, mit Pfeilen gespickt; im unteren Fach finden wir links den „Abt" S. Antonius, den Einsiedler, — kenntlich an dem ihm beigegebenen Schwein und dem ägyptischen T Kreuz — nebst einem Bischof oder Abt, der ein ägyptisches Kreuz trägt und zu dessen Füssen man einen kranken (an den Schenkeln Beulen zeigenden) Bettler erblickt. Welcher Heilige in dieser Figur eigentlich dargestellt ist, das bleibt noch zu ermitteln. Ähnliche Darstellungen finden sich zu Helbra, Polleben und Stedten.[1]

Die Rückwand des Schreines zeigt rechts das Bild des h. Laurentius (mit dem Rost); links das Johannis des Täufers.

Als Predella dient ein Gemälde, die Verehrung der h. drei Könige aus dem Morgenlande darstellend.

Auf dem Turme hängen zwei Glocken von 0,96 und 0,84 m Durchmesser, deren grössere keine Schrift besitzt. Die kleinere vom Jahre 1400 (?) hat eine fehlerhaft angeordnete, ziemlich undeutliche Minuskelinschrift folgendes Inhalts:

✠ anno ❀ dñ mi imo lcl cccc osana,

welche wohl, richtiger geordnet, zu lesen ist:

✠ anno ❀ dñ milcsimo cccc osana.

[1] Anscheinend dieselben beiden Heiligen stehen in einem Altarschreine der Kirche S. Mariae Magdalenae zu Wolmirstedt bei Wiehe nebeneinander. Nur fehlt dort dem Bischof oder Abt das ägyptische Kreuz; über dem rechten Arme trägt er ein Tauftuch (oder einen Verband?); zu seinen Füssen krümmt sich ein Bettler oder Täufling. Vielleicht ist hier S. Wigbert dargestellt. Vgl. dessen mehrfache Darstellung in Cölleda auf dem Stadtbrunnen und in der Marktkirche.

Eisleben.

[G] Eisleben[1], die Hauptstadt des Mansfelder Seekreises, liegt am westlichen Ende der Mansfelder Mulde und wird von der bösen Sieben, welche im früheren Mittelalter Wilder Bach (Vuildarbach) hiess, durchflossen. Während des Mittelalters gehörte die Altstadt Eisleben nebst den nördlich von der bösen Sieben gelegenen Stadtteilen zu dem nördlichen Hosgau, dessen Südgrenze die böse Sieben, der süsse See und die Salza bildeten, während der südlich von der bösen Sieben gelegene Stadtteil in den südlichen Hosgau gehörte. In kirchlicher Hinsicht war es der Hauptort des mit dem nördlichen Hosgau zusammenfallenden Bannes Eisleben, welchem ein Halberstädtischer Archidiakonus vorstand; doch war vorher ohne Zweifel das nahegelegene Wormsleben der Sitz des Archidiakonats oder Bannes. Die südlich von der bösen Sieben gelegene Petri-Pauli-Gemeinde dagegen gehörte in den Erzpriesterbezirk Helfta des Halberstädtischen Osterbannes (bannus orientalis).

Die früheste urkundliche Erwähnung des Ortes fällt in das 8. Jahrhundert n. Chr. G., denn in dem damals aufgesetzten Hersfelder Zehntverzeichnis wird unter den Burgen und Dörfern in Sachsen, welche nach einer Anordnung Karls des Grossen den Zehnten an das in Hessen gelegene Kloster Hersfeld zu zahlen hatten (civitates ac ville in partibus saxonie site, que dant decimationem monasterio Hersfeldensi), zum erstenmal auch Eisleben in der Form Eslebo genannt. Wie die später folgenden Namensformen (994 Islevo, 1045 Gisleva, 1121 Hislevo maior, 1179 Ietleue (Iesleue), 1203 Isleven, 1222 Ysleve, 1227 Ysleiben, 1229 Ysleben, 1286 Isleue, 1294 Eisleibin, 1327 Isleben, 1357 Ysleben, 1362 Ysleibe, 1373 Isslebin, 1442 Isleubin, 1444 Islewben, 1505 Iseleuben und Iszleuben, 1524 Eissleben, 1541 Eyslebenn) beweisen, enthält der Ortsname als Bestimmwort den Personennamen Iso und bedeutet: Hinterlassenschaft oder Erbgut des Iso. Das in einigen Namensformen vor den Namen Iso tretende anorganische G oder H kann nicht befremden, da diese Eigentümlichkeit in thüringischen Ortsnamen sich öfter zeigt.[2]

Im Jahre 994 begabte König Otto III. das S. Servatiuskloster zu Quedlinburg mit Münze, Zoll- und Handelsfreiheit in den Gauen der südlichen Hälfte des Bistums Halberstadt, nahm jedoch ausdrücklich mehrere Orte aus, für welche diese Befreiungen des Quedlinburger Klosters nicht gelten sollten, weil dieselben schon vor Erlass dieser Verordnung in aller Form Rechtens erbaut worden seien (exceptis his locis, que prius quam istud inciperet preceptum, legaliter constructa esse cernuntur), was nur heissen soll und kann, dass denselben schon zuvor

---

[1] Zur Geschichte Eislebens vergleiche: H. Grössler, Urkundliche Geschichte Eislebens bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1875. Kl. 8°. und H. Grössler, das Werden einer deutschen Stadt, veranschaulicht an der Entstehung der Stadt Eisleben. Beitrag zur Behandlung der Heimatskunde, in: Frick und Meier, Lehrproben und Lehrgänge, Halle a S. 1888. Heft XIV, S. 92—99; XV, S. 67—76; XVII, S. 72—84. H. Grössler und Fr. Sommer, Chronicon Islebiense, Eisleber Stadt-Chronik aus den Jahren 1520—1738. Eisleben, O. Mähnert, 1882.

[2] Über die durchweg unsinnigen älteren Erklärungen des Ortsnamens vgl. Grössler, Erklärung der deutschen Ortsnamen des Mansfelder Seekreises. (Harzzeitschr. XVI, S. 112. 1883.)

städtische Freiheiten oder doch Marktgerechtsame verliehen worden seien, welche eine Bevorzugung des Quedlinburger Klosters daselbst unmöglich machten. Unter diesen schon früher mit Marktgerechtigkeit ausgestatteten Flecken (loca legaliter constructa) nennt König Otto an erster Stelle Islevo, sodass man annehmen muss, dass Eisleben etwa schon um das Jahr 950 mit Markt-, Münz- und Zollgerechtigkeit ausgestattet gewesen ist, d. h. städtisches oder doch Marktfleckenrecht empfangen hat.

Bestätigt wird diese Annahme durch eine Urkunde des Kaisers Heinrich III. vom Jahre 1045, in welcher derselbe dem Bischof Bruno von Minden und dessen Mutter Outa, den letzten Überlebenden aus dem bis zum Jahre 1038 im Hosgau als Gaugrafen gebietenden, erlauchten Geschlechte der Pfalzgrafen von Sachsen, das auf ihrem Eigengute (praedium) in dem Flecken (locus) Gisleva (Eisleben) ruhende Markt-, Münz- und Zollrecht mit denselben Befugnissen, wie diese schon ihre Vorfahren und dann auch sie selbst durch die Gnade seiner Vorgänger im Reiche besessen und ausgeübt hätten, abermals erteilt und zu weiterer Ausübung bestätigt.

Im Jahre 1121 erscheint neben dem Flecken Eisleben, welcher nunmehr Gross-Eisleben (maior Hislevo) heisst, noch ein Dorf Klein-Eisleben (minor Hislevo), wie auch ein Fleckenvogt von Gross-Eisleben (ipsius loci advocatus), als erster urkundlich nachweisbarer Träger desjenigen Titels, welchen die Bürgermeister von Eisleben nicht nur das ganze Mittelalter hindurch, sondern auch bis in das laufende Jahrhundert geführt haben.

Obwohl nun Stadtmauern von Eisleben zum erstenmal erst im Jahre 1286 urkundlich erwähnt werden, so werden doch Bürger von Eisleben (cives) und die civitas Eisleben schon mehr als 100 Jahre früher, um 1180, erwähnt, woraus folgt, dass Eisleben, da das Wort civitas im Latein jener Zeit stets einen ummauerten Ort bedeutet, schon vor dem Jahre 1180, also etwa um die Mitte des 12. Jahrhunderts ummauert worden sein muss. Etwa um dieselbe Zeit, wahrscheinlich aber schon erheblich früher, nämlich im 11. Jahrhundert, ist auch schon das S c h l o s s an der Nordostecke der Altstadt erbaut worden, wofür sehr starke Wahrscheinlichkeitsgründe sprechen. (Vgl. später das über das Schloss Bemerkte.)

Nachdem sich Eisleben so zu einer eigentlichen Stadt entwickelt hatte, wurde es infolge seiner günstigen Lage für den Verkehr und aus Anlass kriegerischer Ereignisse, welche es den Einwohnern umliegender Dörfer rätlich erscheinen liessen, ihre bisherigen Heimstätten aufzugeben und sich dicht vor der einen besseren Schutz gewährenden Stadt Eisleben anzusiedeln, in den folgenden vier Jahrhunderten mit einem Kranze von Vorstädten umgeben, von denen die meisten schon vor dem Beginn der neueren Zeit zu der Stadt gezogen worden sind. Dieses allmähliche Wachstum und die Entwickelung zu einer aus mehreren Pfarrgemeinden bestehenden Stadt ist in folgender Weise vor sich gegangen.

Ursprünglich bestand das Dorf bezw. die Stadt Eisleben nur aus der Altstadt im engeren Sinne, ein sehr kleines Gemeinwesen, da sie im wesentlichen nur aus dem Markte und den nächst anstossenden Gassen bestand. Ihr Umfang ist fast überall noch jetzt genau zu bestimmen durch die mehr oder minder erhaltenen, im Jahre 1286 zuerst urkundlich erwähnten S t a d t m a u e r n, welche durchweg aus dem sogenannten blauen Stein, welcher am Hutberge gebrochen wurde, aufgeführt

sind und ein von Osten nach Westen gerichtetes Rechteck einschliessen. Vgl. den Plan der Stadt Nr. 37 und die Merian'sche Ansicht der Stadt Nr. 38.

Die Ostseite bildete ein noch jetzt zum grössten Teil erhaltener Mauerzug, der, von der hinteren Ecke des Florstedtschen Gehöfts am Schlossplatze beginnend, bis an den Gasthof zum goldenen Ring reichte, wo sich das älteste östliche Thor befand, welches nach dem Ausdruck einer alten Urkunde, welche dasselbe als „valva, qua itur Helpede" bezeichnet, das Helftaer oder Helftische Thor geheissen haben muss, vielleicht aber auch Viehweider Thor, weil es auf die am Plan beginnende Viehweide (die jetzige Lindenstrasse) führte. Die südliche Strecke ging von diesem Thore zwischen den Grundstücken der Badergasse und Grabenstrasse einerseits und der Südseite des Marktes andererseits bis zum Sperlingsberge, sodass die Vikariatsgasse mit ihrer nördlichen Häuserreihe gerade noch in die Altstadt fiel, während diese Gasse selbst ein Teil des ehemaligen Zwingers war. In dem westlichen noch recht gut erhaltenen Teile dieser Strecke sind mehrfach noch Schiessscharten in den Mauern wahrzunehmen. Die westliche Mauer ging in nördlicher Richtung vom Sperlingsberge nach der südwestlichen Ecke des Entenplanes, des jetzigen Schulplatzes, die Sangerhäuserstrasse unweit der S. Andreaskirche durchschneidend. Ihr nördliches Ende bezeichnete der Winzerturm, der jedoch im Jahre 1526 im Chronicon Islebiense Wyntzkerthorm und 1559 Wintzkenthorm genannt wird, (während das unweit davon gelegene Thor das Wyneckerthor hiess), eine Form, die der Volksmund festhielt, wogegen Eusebius Christian Franke ihn 1726 Wiltzer-Turm schreibt. Vermutlich ist letzterer Name der echte, da er gut zu dem benachbarten Entenplan (1646 Endten-Blahn) der wohl ursprünglich Wendenplan hiess und eine kleine wendische Ansiedelung gewesen sein dürfte, passt. (Ein „Wendenplan" findet sich auch in Naumburg a. S. dicht vor den Mauern der Altstadt nach Norden zu.) Nicht ganz sicher festzustellen ist der Zug der nördlichen Mauereinfassung, da hier spätere Anbauten jeden Mauerrest beseitigt haben. Entweder lief sie in gerader Linie nach dem Beginn der unteren Freistrasse dicht hinter der Löwenapotheke weg, sodass die Buchergasse noch ausserhalb der Mauer blieb, oder auf der nördlichen Seite der Herrenstrasse durch die anstossenden Gärten bis zu der Stelle, wo sich die untere Freistrasse am Knocheschen Hause auffällig verengt und auch die Haupteinfahrt in das unmittelbar an die Nordostecke der Stadt angebaute gräfliche Schloss war.

Euseb. Chr. Franke behauptet 1726, sie sei durch den Entenplan hinter der Münze durch des Archivarii Albani Hof bis nach Herrn Pastor Schöpfers Pastoratwohnung gegangen, woselbst das andere (nördliche) Thor.

Diese älteste Mauer war in gewissen Abständen mit Türmen und befestigten Thoren versehen, deren Spuren sich am besten an der südlichen Mauer haben ermitteln lassen, in welcher sich ein Thor und drei Türme befanden. Hier und da sind Reste dieser Türme noch über der Erde sichtbar, zumteil aber nur unter derselben als Fundamente in den Kellern der dicht daran und darüber gebauten Wohnhäuser nachweisbar.

In der südlichen Mauer befand sich das Glockenthor an der Stelle, wo das

Meyesche Haus als Ecke der Vicariatsgasse hervortritt.[1] Etwa in der Mitte der westlichen Mauer war das Winzerthor, die jetzige Sangerhäuserstrasse in der Nähe des Fleischer Pfisterschen Hauses überspannend. Nach Norden zu gewährte das unweit der Nordostecke der Stadt gelegene Friesenthor, welches, wie schon bemerkt, entweder dicht hinter der Löwenapotheke oder beim Knocheschen Hause gestanden haben muss, einen Ausgang. Die Altstadt Eisleben oder, wie man sie später nannte, das Marktviertel, Stadtviertel (weil es die eigentliche oder alte Stadt umfasste) oder S. Andreasviertel hatte sonach vier Thore und war von jeher innerhalb des Umfangs ihrer Mauern bischöflich Halberstädtisches Lehen der Grafen v. Mansfeld, während aller Grund und Boden ausserhalb der Mauern der Altstadt erzbischöflich Magdeburgisches Lehn war. Bis zur zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts wird aber auch die Altstadt zu den erblichen Besitzungen des Erzbischofs Wichmann, eines geborenen Grafen von Seeburg, gehört haben, aber um diese Zeit von ihm an das Bistum Halberstadt verkauft oder vertauscht worden sein, weil den Bischöfen von Halberstadt, die eben um jene Zeit den Archidiakonatsitz des nördlichen Hosgaues von Wormsleben nach Eisleben verlegten, daran gelegen gewesen sein muss, innerhalb des neuen Archidiakonatsitzes auch die landesherrliche Gewalt zu erlangen. Die Verwaltung der Stadt leitete ein gräflicher Vogt, der advocatus loci, ein Beamter, dessen Titel bis in unser Jahrhundert stets Stadtvogt lautete. Erst seit dem Aufkommen der preussischen Herrschaft griff die Bezeichnung desselben als Bürgermeister Platz.

Sehr früh schon, jedesfalls früher als an einer anderen Stelle, fanden Anbauten vor dem nördlichen Thore, dem Friesenthore, statt, vermutlich, weil das dicht vor diesem Thore gelegene Schloss, dessen Alter sich freilich nicht unbedingt sicher bestimmen lässt, das aber schon im 11. Jahrhundert vorhanden gewesen zu sein scheint, grösseren Schutz gewährte. Diese Vorstadt kann bereits im 11. Jahrhundert entstanden sein, muss aber spätestens in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts gesetzt werden, da bereits um das Jahr 1180 laut einer Urkunde des Erzbischofs Wichmann von Magdeburg zu Eisleben zwei Pfarrgemeinden bestanden, eine obere und eine untere, die sich um die Grenzen ihres Pfarrbezirkes stritten. Auf alle Fälle hatten beide schon geraume Zeit zuvor bestanden, zumal ausdrücklich gesagt wird, dass die obere Pfarre, mit welcher nur die S. Andreasgemeinde der Altstadt gemeint sein kann, von Alters her höhere Bedeutung gehabt habe, als die untere. Diese untere kann nur die spätere Nicolaigemeinde gewesen sein, da nur sie unterhalb der unzweifelhaft das höchste Alter habenden S. Andreasgemeinde liegt. Nur hatte zur Zeit der Ausstellung dieser Urkunde die Pfarrkirche dieser nördlichen Vorstadt noch nicht den h. Nicolaus zum Schutzheiligen, da dieser erst im 12. Jahrhundert im östlichen Deutschland als Kirchenpatron in Aufnahme gekommen ist. Ihr ursprünglicher Patron war der h. Godehard, dem zuerst eine kleine Kirche innerhalb des Schlosses geweiht war, die aber beim Zunehmen der Bevölkerung durch eine ausserhalb des Schlosses erbaute Kirche S.

[1] Im Jahre 1563 stand dasselbe noch, da das Chronicon Islebiense zu diesem Jahre berichtet, das Wasser der bösen Sieben habe am 25. Mai dieses Jahres „bis ins Glockenthor" gestanden. Dagegen wird ebendaselbst berichtet: „Anno 1583 bey Regirung stattvoits Valten Blanckenbergs ist das glockenthor abgebrochen."

Godehardi ersetzt wurde, welche bereits im Jahre 1191 urkundlich erwähnt wird. Der Hauptzuwachs der Bevölkerung dieser Vorstadt ist ohne Zweifel dem Erzbischof Wichmann von Magdeburg zu verdanken, der den ganzen Grund und Boden von Eisleben als erbliches Eigentum besessen zu haben scheint, aber mit seinem übrigen Erbe auch diesen Besitz dem Magdeburger Erzbistum schenkte. Wie nun Wichmann nachweislich viele Ansiedler aus den Niederlanden, aus Flandern, Holland und Friesland auf seinen Besitzungen, bezw. denen der Magdeburger Kirche angesiedelt hat — so z. B. verdankt der die mittlere Elbe begleitende Höhenzug des Flämings diesem Erzbischof seine flämischen Bewohner und diesen letzteren seinen Namen — so hat er auch als Grundherr von Eisleben friesische Ansiedler auf dem sumpfigen Auengebiete nördlich und östlich von Eisleben angesetzt, um durch sie dasselbe trocken legen zu lassen. In der Entwässerung und Urbarmachung solcher Ländereien waren die Niederländer bekanntlich ausserordentlich erfahren; sie verstanden sich vortrefflich auf das Ziehen von Gräben und die Anlage von Dämmen; friesische Ansiedler werden die Gräben und Dämme angelegt haben, die noch jetzt zur Entwässerung der feuchten Aue unterhalten werden. Als aber dann, wohl den zahlreichen niederländischen (friesischen) Ansiedlern zuliebe, deren Lieblingsheiliger der h. Nicolaus war, dieser Schutzherr dem alten hinzugefügt worden war, nannte man die Pfarre S. Godehardi und Nicolai, bis zuletzt die Bezeichnung S. Nicolaipfarre die allein herrschende blieb. Dieser Namenwechsel ist ein auch an anderen Orten wahrgenommener Vorgang, denn auch an anderen Orten hat nicht selten ein später hinzugefügter Heiliger den ursprünglich verehrten verdrängt. Der Name dieser Vorstadt nun war in der ältesten Zeit platea Frisonum d. h. Friesenplatz oder Friesenstrasse vor Issleben, und wurde erst ziemlich spät aus der Form „freisische Strasse" in die Form Freistrasse entstellt; noch später nannte man sie Friesenstrassen- oder Freistrassen-Viertel. Einmal (1468) heisst sie auch „die Vorstadt vor Isleben nach Seeburg us". Ebenso gebräuchlich, wie der Name Friesenstrassenviertel, war jedoch auch, mit Beziehung auf den Heiligen der Pfarrkirche, der Name Nicolaiviertel.

Nicht viel jünger, wenn auch lange Zeit etwas kleiner, dürfte die Ansiedelung auf dem südlichen Ufer des wilden Baches (der jetzigen Bösen Sieben) sein. Zwar lässt sich nicht sicher bestimmen, seit wann hier zuerst menschliche Wohnstätten erbaut worden sind; da aber bereits gegen Ende des 13. Jahrhunderts (zwischen 1282 und 1309) der Kirchhof S. Petri ausserhalb der Mauern (cimiterium sancti Petri extra muros)[1] urkundlich erwähnt wird, so ist der Schluss gerechtfertigt, dass mindestens schon im 13. Jahrhundert hier eine zweite Vorstadt erwachsen ist. Da sie von der Altstadt durch das Bett des wilden Baches oder der Bösen Sieben geschieden war, so ist die übliche Bezeichnung derselben im Mittelalter „civitas Isleve ultra" oder „trans aquam" oder „Eisleben über dem Wasser". Einen starken Zuwachs erfuhr dieser Stadtteil allem Anschein nach gegen Ende des 14. oder zu Anfang des 15. Jahrhunderts dadurch, dass die Bewohner des unweit von Eisleben nach dem Hutberge zu an der unteren Glume gelegenen Dorfes Lüttchen- oder Klein-Eisleben (Isleve minor oder parvum),

[1] Mansf. Urkundenbuch S. 678.

dessen Kirche S. Pauli (ecclesia S. Pauli in parvo Isleve) wie die S. Petrikirche vor Eisleben dem Kloster Wimmelburg gehörte, schon im Jahre 1325[1] dasselbe aufgaben und sich in der Nähe der Petrikirche ansiedelten, wie auch um dieselbe Zeit ihre S. Paulikirche der S. Petrikirche vor Eisleben einverleibt wurde, ein Umstand, welcher bewirkte, dass seitdem die den beiden vereinigten Gemeinden gemeinsame Pfarrkirche die S. Petri-Paulikirche genannt wurde. Auch die Bewohner eines kleinen, vormals in der Gegend der jetzigen Scharfrichterei am sogenannten Hünischen Borne gelegenen Dörfchens namens Börnicke mögen sich damals in dieser ihnen am nächsten gelegenen Vorstadt angebaut haben, da von einem Bestehen desselben in den späteren Jahrhunderten des Mittelalters nichts bekannt ist.

Weil nun aber der Raum für die neuen Ansiedler etwas beengt gewesen sein muss, so suchte man sich dadurch Baustätten zu verschaffen, dass man (vermutlich gegen Ende des 14. oder gegen Anfang des 15. Jahrhunderts) das Bett des wilden Baches, der bis dahin dicht an den Stadtmauern der Altstadt vorbei über den Plan die Viehweide hinab geflossen war, weiter nach Süden verlegte durch Grabung eines Bettes. Dieses neue Bett, welches etwa in der Gegend der Klippe anfing und bis vor die Stadt geführt wurde, wo der Bach innerhalb der (im Jahre 1441 zum ersten mal urkundlich nachweisbaren) Landwehr weiterfloss, nannte man demgemäss den Graben. Auf dem zugefüllten Bette entstand nunmehr die nördliche Seite der jetzigen Grabenstrasse und die Badergasse[2], welche letztere, da sie ganz entschieden auf dem ehemaligen Stadtgraben erbaut worden ist, auch kirchlich zur Pfarre der Altstadt gezogen wurde. Letzteres war auch mit dem östlich von der Stadt an und auf dem zugeschütteten Bette der Bösen Sieben erbauten Häusern der Viehweide der Fall, so dass also nach Osten hin eine neue Pfarrgemeinde nicht entstand. Weil nun aber südlich des Wassers die alte Petri-Pauli-Kirche für die grössere Zahl der Eingepfarrten nicht mehr ausreichte, so ging man im Jahre 1447 an den Neubau eines Turmes und 1486 an den einer grösseren Pfarrkirche, der jetzigen Petri-Paulikirche. Natürlich muss auch schon in frühester Zeit eine Brücke über den wilden Bach vorhanden gewesen sein, um den Verkehr der Altstadt mit der Vorstadt über dem Wasser herzustellen; es ist das die Brücke, welche, vor dem südlichen Ende der Glockenstrasse liegend, über den Graben einerseits in die Petrigasse, anderseits in die Ramgasse führt.[3] Ihretwegen wurde die südliche Vorstadt über dem Wasser auch Brückenviertel genannt, ein Name neben welchem, unter Bezugnahme auf den ersten Schutzheiligen der Pfarrkirche, auch der Name Petri-Viertel herging.

Eine dritte Vorstadt konnte nunmehr nur an der Westseite der Altstadt entstehen, wo noch freier Raum genug zur Besiedelung vorhanden war, während die Ostseite, soweit sie nicht schon von Angehörigen des Nicolaiviertels oder Marktviertels bebaut worden war, wegen ihrer sumpfigen Beschaffenheit zunächst nicht in Betracht kam. Die traurigen Erfahrungen, welche die Bewohner der nach

---

[1] Mansf. Urkundenbuch S. 627.

[2] Im Chronicon Islebiense wird dieselbe 1529 als badegass erwähnt.

[3] Von ihr berichtet das Chronicon Islebiense: „Anno domini 1529 ist der Eyne Schwebogen an der Brücken vorm Glockenthore vbers Wasser grösser gemacht worden."

Nordwesten hin gelegenen Dörfer während zweier Belagerungen, mit denen die beiden Halberstädter Bischöfe Albrecht v. Braunschweig und Ludwig v. Meissen in den Jahren 1342 und 1362 die Stadt Eisleben und deren Umgebung heimsuchten, hatten machen müssen, gaben ohne Zweifel den Anstoss, dass die Einwohner dieser fast völlig zerstörten Dörfer sich entschlossen, sich ebenfalls dicht vor Eisleben anzubauen. Zumteil dürften sich dieselben freilich in der nördlichen Vorstadt angesiedelt haben, da diese sich im 14. und 15. Jahrhundert immer weiter nach Norden ausgedehnt hat, wie man daraus erkennt, dass man bereits im 15. Jahrhundert ein unteres, mittleres und äusserstes Friesenstrassenthor unterschied, von denen das mittlere südlich vom Klosterplatze in der Nähe der jetzigen Nicolaipfarre stand, während das „äusserste" ziemlich am nördlichen Ende der jetzigen Freistrasse erbaut wurde. Bewohner der drei kleinen Dörfer Ober-, Mittel- und Unterfaulensee, welche in der Gegend der Ober-, Mittel- und Unterhütte nach Volkstedt zu vor dem Hutberge lagen, werden durch ihre Anbauten die Freistrasse verlängert haben. Vor dem westlich gelegenen Winzerthore dagegen fanden sich Bewohner des an der oberen Glume gelegenen Dörfchens Zerzendorf oder Kirchendorf, ferner des in der Nähe des Katharinenholzes unweit des Mönchsrains und der sogen. Münze gelegenen Dorfes Rothardesdorf oder Rossdorf und endlich Bauern aus dem nach Helbra und Klostermansfeld zu gelegenen Dorfe Eikendorf ein, welche sich um das schon im 13. Jahrhundert vorhandene, vor dem Winzerthore gelegene S. Katharinenhospital anbauten und die dabei befindliche S. Katharinenkirche zu ihrer Pfarrkirche erhoben. So entstand das Neuedorf, welches im wesentlichen aus der jetzigen Sangerhäuser Strasse, welche im Mittelalter die Mittelreihe (mittelryge) hiess, und ihren Nebengassen bestand, auch eine Zeitlang eine besondere Pfarrgemeinde zu S. Katharinen und ein besonderes Stadtviertel, das Neuendorfer Viertel, bildete, aber im 16. Jahrhundert, nachdem die S. Katharinenkirche (1561) durch einen Brand völlig zerstört worden war, der Altstadt einverleibt wurde.

Natürlich machte sich bei diesem erheblichen Wachstum der Stadt sehr bald das Bedürfnis geltend, auch diese Vorstädte zu besserem Schutz derselben mit Befestigungen zu versehen. In den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts scheint dieses Werk begonnen zu sein; vollendet wurde es in den ersten beiden Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts. Mit dieser Erweiterung des Mauerringes verloren natürlich die alten Thore ihre Bedeutung und weiter nach aussen liegende traten an ihre Stelle. Der Zug der neuen Befestigung wird durch die Lage folgender Thore angedeutet. Nach Osten zu erbaute man dicht vor der Brücke über die Böse Sieben am Beginne der Landwehr das Heilige-Geistthor, so genannt, weil es nach dem unweit davon liegenden Hospital zum heiligen Geist führte, wobei nicht ausgeschlossen ist, dass an der Stelle, wo das westliche Ende der jetzigen Hallischen Strasse auf den Plan stösst, an der dortigen Strassenenge bereits ein älteres Heiliges-Geistthor gestanden haben mag, für dessen Dasein freilich keine Belege beigebracht werden können. Inmitten der Viehweide (der jetzigen Lindenstrasse) erbaute man etwas unterhalb der Mündung der Klosterstrasse ein zweites Viehweiderthor, welches später, nachdem man noch weiter abwärts an der Stelle, wo die grüne Gasse auf die Lindenstrasse stösst, ein drittes erbaut hatte, das mittlere Viehweiderthor genannt wurde, während das später

erbaute dass äusserste hiess.[1] Das Totenregister von S. Andreas erwähnt zum 17. Januar 1575 übrigens geradezu das „Mittelviehweidethor“ und am 4. Oct. 1576 den Thorwirth von der Unterviehweide. Nach Norden zu entstand, wie schon bemerkt worden, kurz vor dem Klosterplatze und dicht unterhalb der Nicolaipfarre das mittlere Friesenstrassenthor,[2] dem später an der Stelle, wo jetzt die Freistrasse ihr Ende hat, noch ein äusserstes Friesenstrassenthor[3] nachfolgte. An der Nordwestecke des Neuendorfs erbaute man in der Richtung nach Helbra zu das Hohe Thor, dessen Name sich dadurch erklärt, dass es am höchsten von allen Thoren der Stadt liegt, überdies aber nach einem alten Gemälde aus dem 16. Jahrhundert auch ein hochragendes Thor war.[4] Westwärts führte aus dem Neuendorfe das Neuendorfer Thor heraus, der Verbindung mit Wimmelburg dienend. Nachdem jedoch vor demselben auch noch die Neustadt entstanden war, erhielt es als das nach dieser führende Thor den Namen Neustädter Thor. Es lag kurz vor dem Beginn des Breitenwegs am Ende der Sangerhäuser Strasse bei dem Hause des Buchdruckereibesitzers Winkler. Unterhalb des Neuendorfes waren die Wohnhäuser am Graben bezw. der Bösen Sieben westwärts bis zur Klippe, einer engen, felsigen Stelle des Bachbettes, vorgeschoben worden; darum erbaute man dort das kleine, mehr einer Pforte gleichende Klippenthor,[5] während das südlich von der Bösen Sieben am westlichen Ende der südlichen Vorstadt erbaute Thor, welches auf den Ramberg oder die damals noch unbebaute Breite „zu den Rähmen“ der damals zahlreich in Eisleben ansässigen Tuchmacher führte, von diesen den Namen Ramthor empfing. Dasselbe stand da, wo die eigentliche Ramgasse ihr Ende hat, d. h. wo sie, aus der inneren Stadt kommend, an die Anlagen des Stadtgrabens herantritt. Übrigens wurde die Strecke von hier an bis ans Heiligegeistthor nicht nur durch einen doppelten (durch einen schmalen Zwinger geschiedenen) Mauerzug, welcher längs des Nordrandes der Stadtgraben-Anlagen hinlief, sondern auch durch einen doppelten, noch jetzt erhaltenen Erdwall von sehr beträchtlicher Höhe geschützt, den man

---

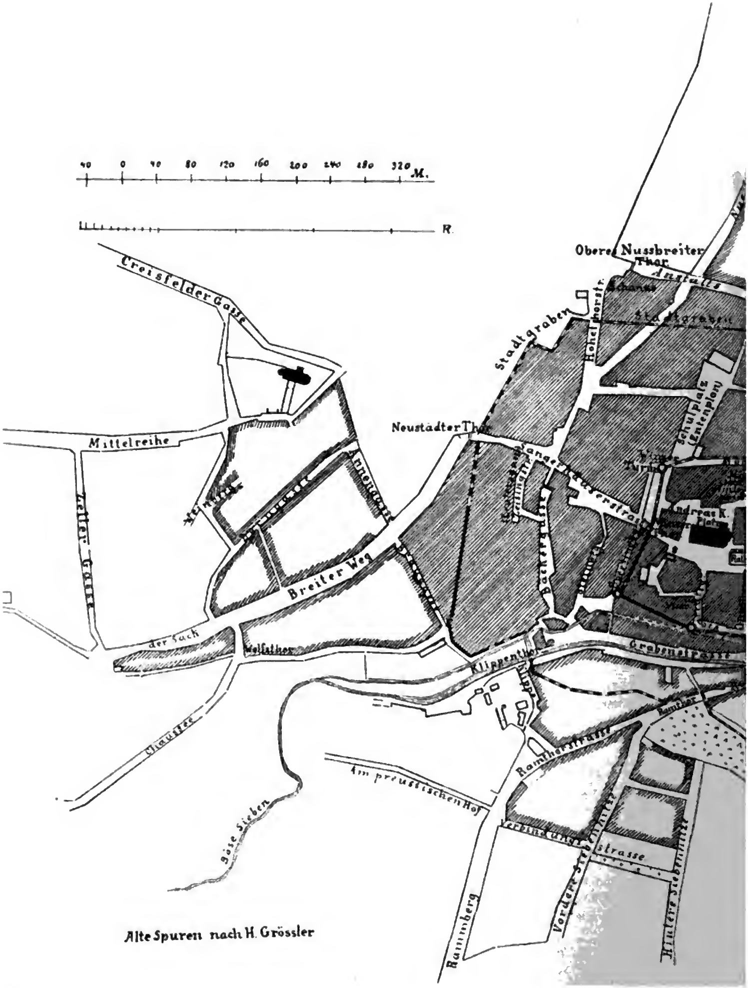
[1] Das Chronicon Islebiense berichtet zum Jahre 1530: „Anno 1530 ist der Steynweg vff der eussersten viheweiden zwuschen beiden thoren neu gemacht, dan zeuvorhyn keyn steynweg daselbest gewest;“ und zum Jahre 1558: „Eodem anno hat man gebauett . . . die Brücke vorm neuen Thore nach der Viehweiden.“

[2] Im Chronicon Islebiense anno 1555 folgendermassen erwähnt: „in der Friesenstrassen am thore bey der Schwemme gegen Sant Niclas pfar vber.“

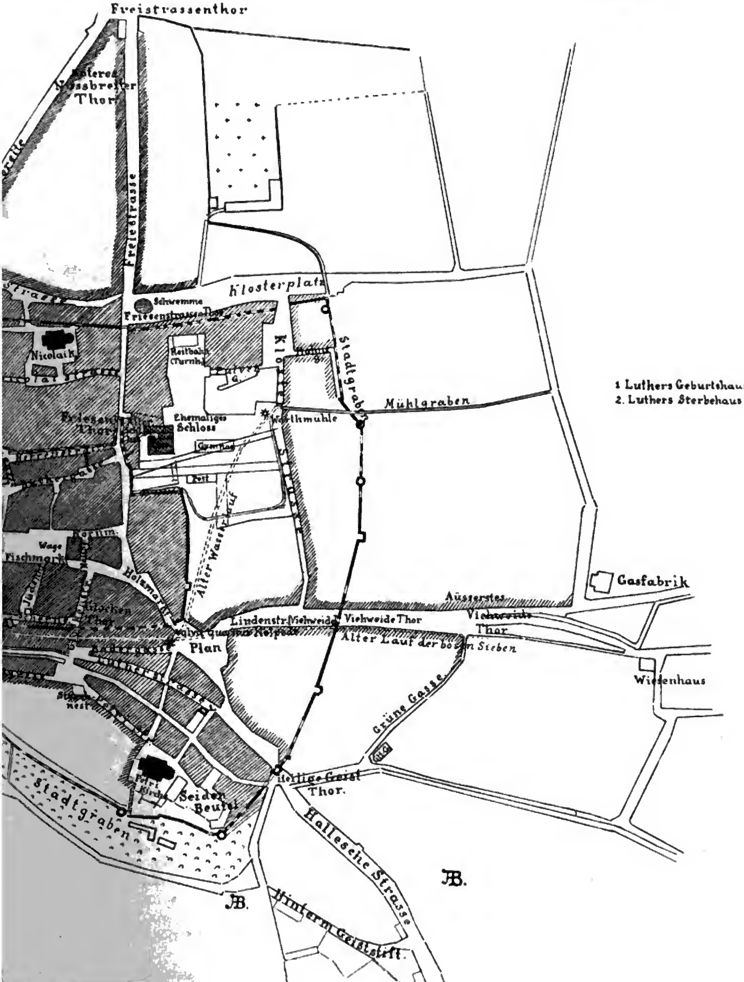
[3] Das Chronicon Islebiense berichtet: „Anno domini 1526 ist das eusserste Friesenthor neu gemachtt worden.“ 1533 baute man vor diesem Thore nach derselben Quelle eine steinerne Brücke. Übrigens zählt das städtische Werderungsbuch (Lehrerbibl. des Kgl. Gymn. zu Eisleben) im Jahre 1433 bereits etwa 60 Häuser „vsswendig dem frisenstore“ auf, welche also zwischen dem mittleren Thore (am Klosterplatze) und dem „äussersten“ gelegen haben müssen.

[4] Im Jahre 1524 erwähnt das Chronicon Islebiense das hohe Thor als vorhanden und berichtet zum Jahre 1534: „Anno domini 1534 ist das hohe thor neue gebauett worden,“ ein Zeichen, dass es schon lange zuvor bestanden haben und baufällig geworden sein muss. In der That wird es schon in einer Urkunde vom Jahre 1498 erwähnt.

[5] Das Chronicon Islebiense berichtet über dasselbe: „Anno domini 1528 hatt man das Clippenthor vnd etzliche wachen neu gemachtt.“



Nr. 37. (Plan der



tadt Eisleben.)

nach einer Mitteilung des Chronicon Islebiense[1] in den Jahren 1524 und 1525 aufschüttete, und welcher die Stadtwand hiess, jetzt aber ganz unzutreffend der Stadtgraben genannt wird.

Diese Thore wurden nun durch eine in gewissen Zwischenräumen mit Türmen versehene Mauer, vor welcher ein Stadtgraben ausgeworfen war, verbunden, und noch heute bezeichnen in Erinnerung daran die Anwohner manche Stellen als Stadtgraben, wo keine Spur eines solchen mehr wahrzunehmen ist; nämlich, abgesehen von dem noch heute sogenannten Stadtgraben südlich vom Petri-Viertel, eine Stelle östlich von der Klosterstrasse und Hahnegasse, ferner gewisse Strecken zu beiden Seiten des hohen Thores. Die älteste Strecke dieses äusseren Mauerringes scheint die östliche Mauer vom Heiligen-Geistthore bis zum Klosterplatze zu sein, da die erhaltenen Reste derselben durchaus aus dem schon zur ältesten Mauer verwendeten blauen Steine erbaut sind, während die Überbleibsel der übrigen Strecken zum Teil aus dem in den Neckendorfer Brüchen gebrochenen Rotliegenden erbaut sind; die als die entfernteren doch wohl erst in Angriff genommen worden sind, als die näher liegenden am Hutberge erschöpft worden waren.[2] (Vgl. hier und weiterhin den Plan der Stadt, Nr. 37.)

Einige kleinere Ansiedelungen waren freilich noch ausserhalb des neuen Mauerringes verblieben, namentlich das gar nicht auf dem Grund und Boden der Stadt Eisleben gelegene Dörfchen Neu-Helfta oder die Siebenhitze an den Abhängen des Rambergs. Wann dasselbe gegründet worden, lässt sich nicht mit Sicherheit bestimmen; aber wenn dasselbe auch erst 1546 in Doktor Luthers Vertrag als „die Schenke, die Siebenhitze genannt" zum erstenmal urkundlich erwähnt wird, während es 1579 im Permutationsrezesse als das „Dorf Neuen Helfta, sonst Siebenhitz genannt" bezeichnet wird, so ist es doch kaum zu bezweifeln, dass dasselbe slavischen Ursprungs ist und somit spätestens am Anfang des 13. Jahrhunderts entstanden sein muss, zu welcher Zeit es in der Nähe nachweisbar noch Slaven gab. Für den slavischen Ursprung spricht auch der Umstand, dass der Name Siebenhitz für Dörfer auf ehemals slavischem Boden gar nicht selten ist. Auch muss man beachten, dass ähnliche kleine Vororte desselben Namens Siebenhitze sich in den benachbarten Dörfern Kloster-Mansfeld und Pölsfeld sowie vor der Stadt Allstedt finden, die man ebenfalls als kleine wendische Sonderdörfer oder Vorstädte wird ansehen müssen.

Wenn übrigens heutzutage eine vordere und eine hintere Siebenhitze unterschieden wird, so ist zu beachten, dass es ursprünglich nur eine gab, nämlich die hintere; als aber neben derselben noch andere Anbauten entstanden waren,

---

[1] S. 5. Die Worte lauten: „Anno domini 1525, auch im vergangenen jare, ist die Stadtwantt vorm Ramthor bis an des heiligen Geists thor vmb den stadttgraben gemachtt wurden."

[2] Einige Mitteilungen über diesen Mauernbau verdanken wir ebenfalls dem Chronicon Islebiense. Dasselbe bemerkt zum Jahre 1524: „Auch ist die maur am hohen thore nach dem neuen margtt werts angefangen zeu bauen." Ferner: „Anno domini 1525 ist die Stadtmaur hinter der Müntz in der Stadtt gebauett." Und zum Jahre 1602: „Es warff auch dieser wutente Windt ein gross stuck von der Stadtmauer am Klippenthore ein."

nannte man dieselben „vor der Siebenhitze“, woraus sich durch Missverständnis sehr bald die Bezeichnung „Vordersiebenhitze oder die vordere Siebenhitze“ entwickelte. Die notwendige Folge dieses Missverständnisses war, dass man nun im Gegensatze zu der vermeinten „vorderen“ die ältere, alleinige Siebenhitze die „hintere“ nennen musste.

Nachdem durch die neue Ummauerung die genannten drei Vorstädte samt dem im Jahre 1346 vor die Mauern der Altstadt Eisleben verlegten Kloster Helfta in die Stadt selbst aufgenommen worden waren, sodass seitdem die Kirchen dieser Vorstädte und das Kloster nicht mehr, wie früher, als extra muros Isleve, sondern als in oppido Isleve belegen bezeichnet werden, empfingen die Bewohner dieser zu Stadtvierteln gewordenen Vorstädte auch ihre Vertretung im Rat und vier Viertelsmeister traten dem Rate zur Seite als Vertreter der Bürgerschaft.

Aber während man noch mit der anscheinend abschliessenden Arbeit der Ummauerung der Vorstädte beschäftigt war, entstand ganz plötzlich vor dem neuen Dorfe noch eine neue Ansiedelung, die sogar auf den Namen einer neuen Stadt Anspruch erhob und diesen Anspruch, wie die Folge zeigte, auch allen Anfechtungen zum Trotz durchzusetzen verstanden hat.[1]

Weil sich nämlich gegen Ende des 15. Jahrhunderts der Bergbau im Mansfeldischen ausserordentlich gehoben hatte, ein Umstand, der offenbar auch Luthers Vater veranlasst hat, sein stilles Thüringer Walddorf mit Eisleben und später mit der Stadt Mansfeld zu vertauschen, kam Graf Albrecht von Mansfeld hinterortischer Linie, nachdem er durch die Teilung des Jahres 1501 selbständig geworden war, auf den Gedanken, auf seinem Grund und Boden eine neue Bergstadt zur Erweiterung und zu verstärktem Betrieb des guten Erfolg verheissenden Bergbaues zu gründen.

Im Jahre 1511 gab er den mehrfach geäusserten Wünschen fremder Bergleute nach und bestimmte die ihm gehörige, vor dem Eisleber Neuendorfe nach Wimmelburg zu gelegene Breite, sowie den westlich von der Friesenstrasse und nördlich vom Neuendorfe gelegenen „Vogelgesang“, der von mehreren Schock Nussbäumen, die Graf Albrecht als Knabe daselbst gepflanzt haben soll, seitdem den Namen „Nussbreite“ empfing, zu Stätten der neuen Ansiedelung. Der Zuzug fremder Bergleute muss sehr bedeutend gewesen sein, da nicht nur die Nussbreite bald von Ansiedlern besetzt wurde, sondern auch die Breite nach Wimmelburg zu, sodass Graf Albrecht schon wenige Jahre später (1513—1516) an die Erbauung einer Pfarrkirche und eines Augustinereremitenklosters ging, welche beide der Schutzpatronin der Bergleute, der h. Anna, geweiht wurden, während er der neuen Gemeinde, die er kecklich seine neue Stadt nannte, zum grossen Ärger der Altstädter und der übrigen Grafen von Mansfeld auf eigene Faust, ohne die Zustimmung des Kaisers einzuholen oder diesen um die Verleihung zu bitten, Stadtrecht erteilte. Der Pfarrer der S. Andreaskirche, der bisher Parochialrecht über den neuen Anbau ausgeübt, wurde mit seinen Ansprüchen gegen eine Entschädigung abgefunden, behielt aber die Parochialrechte über die dicht unter dem

[1] Vgl. hierzu K. Krumhaar, Die Gründung der Neustadt Eisleben und ihre Geschichte bis Ende des 16. Jahrhunderts in der Festschrift zur Bewillkommnung des Harzvereins f. G. u. A. 1874. Eisleben 8°.

neuen Dorfe gelegenen fünf Mühlen. Obwohl nun bereits im Jahre 1514 auf Veranlassung der mit der Neuerung Unzufriedenen Kaiser Maximilian dem Grafen Albrecht ernstlich gebot, sein „unbillig Fürnehmen des Stadtrechts in dem gemeldeten Dorfe wiederum abzustellen,“ um seine und des Reiches Ungnade zu vermeiden; obwohl ferner die juristischen Fakultäten zu Ingolstadt und Tübingen (1535) einen Spruch dahin abgaben, dass Albrecht von Rechts wegen verbunden sei, die beiden Dörfer Neustadt und Vogelgesang abbrechen und zerstören zu lassen, da das sächsiche Recht sage, es dürfe keine Stadt in dem Umkreise einer Meile von der andern erbaut werden, so gab Albrecht allen diesen Forderungen doch keine Folge. Erst durch Luthers unablässige Bemühungen kam im Jahre 1546 kurz vor seinem Tode betreffs der Neustadt ein Vergleich zustande, aus welchem hervorgeht, dass der neue Anbau den Namen Neustadt behalten, auch einen besonderen Rat und Bürgermeister erlangt hatte, dagegen anderer städtischen Rechte noch entbehrte. Der noch in demselben Jahre gemachte Versuch Albrechts, gewaltsam die Vereinigung der alten und neuen Stadt durch Aufnahme mehrerer Neustädter Bürger in den Rat herbeizuführen, hatte nur kurzen Bestand; vielmehr unternahm seine Schwiegertochter Margareta, die zweite Gemahlin seines Sohnes Hans, den Bau eines eigenen Rathauses für die Neustadt, der von 1571—1589 währte, und sorgte auch anderweitig für die Neustadt, die ihr Witwensitz war. Im Laufe der Zeit nahm die Selbständigkeit der Neustadt immer mehr zu; sie erhielt eigene Märkte und führte ihr besonderes Siegel.[1] Ob und wann sie eigentliches Stadtrecht erhalten hat, hat sich bisher nicht feststellen lassen. Während der westfälischen Herrschaft ist dann die Neustadt der Altstadt einverleibt worden.

Übrigens müssen auch diese beiden jüngsten Anbauten ummauert oder irgendwie geschützt gewesen sein. Was zunächst die Nussbreite angeht, so bestand dieselbe aus einer Doppelzeile von Häusern, die durch zwei Thore, ein oberes und ein unteres, abgeschlossen war. Das obere Nussbreiter Thor befand sich dicht neben dem hohen Thore am Beginn der jetzigen Anstaltsstrasse, welche ursprünglich „Nussbreiter Gasse“ hiess[2] und den Verkehr zwischen dem hohen Thore und der Freistrasse vermittelte, die Nussbreite südlich begrenzend. Noch früher jedoch, als die Nussbreite noch nicht bebaut war, wurde dieselbe nach einer Angabe des städtischen „Werderungsbuches“ vom Jahre 1433 (fol. 20ª) „die nuwe gasse hinder Sent Nicolaus“ genannt. Dass diese Gasse bis an die Freistrasse reichte, beweist der Umstand, dass im Jahre 1656 „in der Freystrassen ahn der Nussbreiter gassen“ ein Ermordeter ausgeliefert wurde.[3] Das untere Nussbreiter Thor lag westlich unweit des äussersten Friesenstrassenthores und führte, wie dieses, auf die Heerstrasse nach Siersleben. Ausserdem war aber auch an der Stelle, wo die Grenze zwischen der Nussbreite und der Freistrasse auf die Anstaltsstrasse stiess, noch ein drittes Thor, welches, weil es aus der Nussbreite in das Nikolaiviertel führte (und umgekehrt), einfach das

---

[1] Vgl. Grössler, die Siegel der Ortschaften des Mansfelder Seekreises, (Harzzeitschrift XIII, S. 288 und 289).

[2] Vgl. das Chron. Islebiense zum Jahre 1656, S. 228.

[3] Chron. Isleb. S. 228.

Nussbreiter Thor geheissen zu haben scheint. Bereits im Jahre 1546 war dasselbe vorhanden, denn in „Doktor Luthers Vertrag" von diesem Jahre wird ausdrücklich folgendes festgesetzt: „Das Thor so itzt in dem Vogelgesang geschlossen wird, soll verordnet werden, dass es der Rat in der alten Stadt zu schliessen habe; aber mit dem Zu- und Aufschliessen soll es mit demselben, wie mit den anderen Thoren gehalten werden", eine Bestimmung, welche nur dann begreiflich wird, wenn dieses Thor zwischen der Nussbreite (Vogelgesang) und der Altstadt lag. Im Jahre 1618 wurde, wie das Chronicon Islebiense berichtet[1]: „auf instendiges anhalten der Nachbarn vndt gemeine auf der Nussbreite Simon Wiedemans witbin behausung hinder der Niclauskirchen von Ihren zusammengelegten Geldern erkauft, abgenommen unndt eine neue Gasse, dadurch die Einwohner auf der Nussbreite zur Niclauskirchen kommen können, an selben orth gemacht worden." Es ist dies das Gässchen, welches aus der ehemaligen Nussbreiter Gasse (der jetzigen Anstaltsstrasse) auf den Nikolaikirchplatz führt.

Ob die Neustadt eine eigentliche festungsmässige Ummauerung gehabt hat, ist fraglich. Wahrscheinlich ist jedoch, dass irgendwelche Umfriedigung durch Mauern dagewesen, da man mehrere Thore hatte, nämlich am Ende der Creisfeldergasse das Hirtenthor; ferner am südlichen Ende der Braugasse auf dem Klippenberge das Brauthor, welches 1611 erwähnt wird[2]; und endlich an der Südseite das Breitenwegsthor, welches im Jahre 1666 urkundlich erscheint[3], aber wohl dasselbe ist, wie das heutige Wolfsthor nach Wimmelburg zu, da das obere Ende des Breiten Wegs keinen Ausgang hafte und darum der Sack heisst.

Bei der bisher geschilderten Ausdehnung der Stadt hat es seit dem 16. Jahrhundert im wesentlichen sein Bewenden gehabt, denn erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist wieder ein beträchtlicher Zuwachs von Anbauern und die Entstehung neuer Stadtteile zu verzeichnen. Dafür aber entfaltete sich in dieser Zeit räumlichen Stillstands — und zwar bereits seit dem 15. Jahrhundert eine rege Bauthätigkeit von kirchlicher, gemeindlicher und privater Seite innerhalb der Stadt, welche nunmehr auch ihrer Grösse entsprechend und würdig in die Erscheinung zu treten suchte. Nachdem schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts (im Jahre 1346) das Nonnenkloster Beatae Mariae virginis von Helfta dicht vor die Stadt an den jetzigen Klosterplatz verlegt worden war, liess man es sich im 15. Jahrhundert angelegen sein, die in Verfall geratenen oder nicht mehr zureichenden Kirchen der Stadt durch grössere Neubauten zu ersetzen; namentlich gilt das von den drei Hauptkirchen der Stadt, der Andreas-, der Petri-Pauli- und der Nikolaikirche. Das 16. Jahrhundert brachte dann noch die Erbauung der Annenkirche und des Augustinerklosters S. Annen in der Neustadt. Ein steinernes Rathaus hatte die Stadtgemeinde zwar schon im 15. Jahrhundert besessen, desgleichen ein Kaufhaus, die sogenannte Wage, aber auch sie wurden im 16. neu und vermutlich in grösserem Massstabe aufgebaut. Mehr als eine

---

[1] S. 100.
[2] Chron. Isleb. S. 89.
[3] Ebenda S. 233.

Wasserleitung wurde gelegt, um der Stadt ihren Bedarf an gutem Trinkwasser zuzuführen, für den die bisherigen Brunnen nicht mehr ausreichten. Je ergiebiger der Bergbau wurde, um so mehr arbeiteten sich die Bürger zu auskömmlichen Verhältnissen, ja nicht wenige zu Wohlstand, einige sogar zu bedeutendem Reichtum empor, und manche Sage von den reichen Unterthanen der Grafen von Mansfeld hat sich erhalten; ich erinnere nur an die Namen Bucher, Stahl und Zörner. Noch war die gräfliche Familie nicht allzutief in Schulden geraten; Stadt und Land fand seitens der noch nicht sequestrierten Grafen eine fürsorgliche Teilnahme und fühlte sich ihnen durch das Band der Pietät verbunden, ein Bild, das erfreulich absticht von der in späteren, schlimmeren Zeiten auftretenden Liebedienerei. Zahlreiche, durch Selbständigkeitssinn und gerechten Stolz ausgezeichnete Familien beschäftigten Künstler aller Art und förderten Kunst und Wissenschaft. Noch bergen die Kirchen und öffentlichen Gebäude von Eisleben manches wertvolle Erzeugnis der Kunst, welches dem 15. und 16. Jahrhundert entstammt, freilich ohne Zweifel ein dürftiger Rest der einst vorhandenen Fülle. Auch die Häuser der wohlhabenderen Bürger am Markte und in den Hauptstrassen werden das eigenartige Gepräge einer altertümlichen norddeutschen Stadt gehabt haben, wie es manche besonders begünstigte Städte noch jetzt tragen, wenn auch dasselbe ein spätgotisches gewesen sein muss, da nach einer hinreichend verbürgten Nachricht[1] im Jahre 1498 die ganze Stadt Eisleben ausgebrannt war, so dass die Bürger nur durch besondere Begünstigungen seitens der Grafen veranlasst werden konnten, den Wiederaufbau in Angriff zu nehmen. Derselbe muss verhältnismässig schnell von statten gegangen sein, da in dem ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts auch die Bauthätigkeit an Mauern, Thoren u. dgl. m. eine lebhafte war. Aber gegen Anfang des 17. Jahrhunderts traf Eisleben abermals ein ausserordentliches Unglück. Der grosse Brand, welcher am 18. August des Jahres 1601 und den folgenden Tagen den bei weitem grössten Teil der Stadt in Asche legte, wurde nicht nur zu einem Wendepunkte des Eislebischen Glückes und Wohlstandes, so dass die Stadt, die dann noch von Pest und Krieg furchtbar heimgesucht wurde, Jahrhunderte brauchte, um sich wieder auf die Höhe des Wohlstandes zu erheben, die es gegen Ende des 16. Jahrhunderts eingenommen, sondern gab der Stadt auch ohne Zweifel einen durchaus anderen baulichen Charakter, der sicherlich nicht zu ihrem Vorteil war. Denn nicht weniger als 253 Wohnhäuser, „unter welchen der vornehmsten burger heusser am marckte und sonsten begriffen,“ wurden „zu grunde in die aschen gelegt,“ von vielen öffentlichen Gebäuden ganz abgesehen.[2] Da begreift es sich, warum heutzutage nur ganz vereinzelt sich noch Häuser aus älterer Zeit in Eisleben vorfinden, zumal noch einige ebenfalls sehr beträchtliche Brände jenem am stärksten in der Erinnerung der Nachkommen haftenden nachfolgten, namentlich der grosse Brand am 19. Juli 1689, welcher abermals 115 Häuser in Asche legte.[3] Ausser den furchtbar verwüstenden Bränden hat aber

[1] Chron. Isl. S. 35.

[2] Vgl. die ausführliche Darstellung des Chron. Islebiense zum Jahre 1601; sowie: Grössler, der grosse Brand der Stadt Eisleben im August des Jahres 1601. (Beilage zu Nr. 125 des Eisleber Tageblattes vom 1. Juni 1877.)

[3] Vgl. die genaue Beschreibung der von demselben angerichteten Verwüstung in: Grössler, Mitteilungen aus Eislebischen Kirchenbüchern, (Bd. II der Mansfelder Blätter 1888).

auch die wiederholt, namentlich in den Jahren 1598, 1626 und 1681, sehr heftig auftretende Pest, welche die städtische Bevölkerung gewaltig verminderte, zum Niedergange des städtischen Wohlstandes beigetragen. Im Jahre 1626 z. B. starben mehr als 3000 Menschen an derselben, wie durch die Aufzeichnungen in den Kirchenbüchern feststeht; im Jahre 1681 aber sollen gar, ebenfalls nach Kirchenbuchsnachrichten — gegen 9000 Menschen dieser furchtbaren Seuche zum Opfer gefallen sein, welche also beinahe die völlige Entvölkerung der Stadt herbeiführte.

Drittens haben auch die langdauernden Kriege, von deren Schrecken Eisleben mitbetroffen wurde, namentlich der dreissigjährige, der siebenjährige und die Drangsale der napoleonischen Zeit, während deren Eisleben die stärksten Erpressungen und Plünderungen zu erleiden hatte, den mühsam wiedergewonnenen dürftigen Wohlstand der Bürger aufs neue zerrüttet und ihre Unternehmungslust und Thatkraft merklich geschwächt.

Erst in der langen Friedenszeit des 19. Jahrhunderts hat Eisleben unter der segensreichen Herrschaft der Hohenzollern diejenige Höhe des Wohlstandes wieder erreicht, die es bereits gegen Ende des 16. Jahrhunderts besessen hatte. Seit Eröffnung der Halle-Casseler Eisenbahn und mit dem in bisher nicht dagewesenem Masse verstärkten Betriebe des Bergbaues, durch welchen viele Fremde, namentlich viele Polen und Italiener herbeigezogen worden sind, hat eine Zeit neuen Aufschwunges begonnen, so dass sich innerhalb der letzten zwei Jahrzehnte die Bevölkerung fast verdoppelt hat. Im Jahre 1784 hatte Eisleben erst 5328, 1840: 8158 Einwohner, 1849: 9311, 1861: 11,031, 1867: 12,539, 1871: 13,436, 1875: 14,379, 1880: 18,180, 1885: 23,142 und 1889: 23,474, 1890: 23,903.[1]

Schon früher vorhandene Strassen sind infolge dieser Bevölkerungszunahme beträchtlich verlängert worden und viele neue sind entstanden. Im Zusammenhange mit diesen Neubauten hat auch die Feldflur von Eisleben durch die Hinzufügung eines Teils der Helftaer Flur eine ansehnliche Erweiterung erfahren. Somit steht Eisleben nach dreihundertjährigem Stillstande seines Wachstums jetzt wieder an der Schwelle einer neuen Entwickelung, eines neuen kräftigen Aufschwunges. (Eine Ansicht der Stadt im 16. Jahrh. giebt der Merian'sche Stich, Nr. 38.)

Es folge nun eine Aufzählung der einzelnen Plätze und Strassen nebst Erklärung ihrer Namen und einer kurzen Andeutung ihrer Geschichte, sofern eine solche gegeben werden kann. Wir beginnen, dem geschichtlichen Werden gemäss, mit der ältesten Altstadt.

Der Markt (mercatus, Kaufplatz). Bei der bedeutenden Länge desselben unterschied man seine einzelnen Teile durch besondere Namen. Fischmarkt hiess der Platz vor der südlichen Häuserreihe unweit des Rathauses, wo noch heutzutage der Verkaufsstand der Fischer ist; Kornmarkt heisst der nordöstliche Teil noch heute, wie früher; Holzmarkt dagegen der südöstliche Teil in der Nähe des Gasthofs zum goldenen Ring.

[1] Die genauesten Angaben hierüber giebt C. Gelbke: Die Bevölkerungszahl der Stadt Eisleben von Mitte des 15. Jahrhunderts bis zur Gegenwart (in den Mansfelder Blättern IV, S. 85—114, 1890.



Nr. 33. (Stadt) Eis



(…rhundert nach Merian.)

Eine platzartig sich erweiternde Nebengasse an der Südseite des Marktes, welche durch ein Thor abgeschlossen werden konnte und im Laufe der Zeit bei zunehmendem Marktverkehr mit zu dem Markte hinzugezogen wurde, ist der Jüdenhof, der im 15. Jahrhundert (1451) als „der yoden hof" erwähnt wird, aber damals längst keine jüdischen Bewohner mehr gehabt zu haben scheint. Kennzeichnend ist jedoch, dass schon bei der Anlage der Stadt auf die Unterbringung der Juden Bedacht genommen ist, die hier jedesfalls, von der übrigen Bevölkerung abgeschlossen, wohnen mussten, wie wir es in so vielen deutschen Städten des Mittelalters finden. Zu beachten ist die Nachricht des Chron. Islebiense[1]: „Anno domini 1523 ist das Brauhaus vffen Judenhoffe abegethan vnd enaussen bass in die mauren eyn anders gebauett vnd auffgerichtt, das man also den Judenhoff zum margte brauchen möge."

Dem gleichen Zwecke diente die Verbindungsstrasse zwischen dem Judenhofe und der Glockenstrasse, wie schon ihr Name bekundet, welcher noch jetzt im Volksmunde „die Schirne" oder „die Scherne" (Mehrzahl von „Scharren" = Verkaufsstand, Bude) lautet.

Weiter östlich mündete auf den Markt vom Glockenthore her die Glockengasse, offenbar nach dem Glockenthore benannt, auf welchem eine Glocke hing; westlich vom Jüdenhofe dagegen mündete auf den Markt die auf das Rathaus stossende Rathausgasse, deren älterer Name jedoch „Armesündergasse" war, „als durch welche die Maleficanten zum hochnotpeinlichen Halsgerichte auf den Markt (aus dem an der südlichen Stadtmauer gelegenen Stadtgefängnisse) mehrenteils geführet werden."[2] Der jetzige Name Rathausgasse ist erst in diesem Jahrhundert aufgekommen. Der Durchbruch dieser Gasse nach dem Graben zu, der über die Rambrücke führt, war ursprünglich, da in ältester Zeit hier kein Thor war, nicht vorhanden, sondern ist erst im 16. Jahrhundert bewirkt worden, da „die neue gasse, so hinder dem Ambt auf den Graben gehet", zwar erst 1613 gebaut[3], aber doch schon in den Brauordnungen von 1542 und 1582 erwähnt wird.

Innerhalb der südlichen Stadtmauer und längs derselben zieht sich die Vikariatsgasse hin, zuletzt im rechten Winkel nach Norden umbiegend und westlich von der Rathausgasse der S. Andreaskirche gegenüber mündend. Der älteste Teil derselben, welcher ursprünglich allein diesen Namen führte, ist ohne Zweifel die Strecke, welche der Rathausgasse parallel läuft, da in ihr das ehemalige Vikariat (die jetzige Linnertsche Brauerei) liegt, von dem sie den Namen hat. Unter Vikariat ist die Behausung des Pfarrers zu S. Andreas in katholischer Zeit zu verstehen, da der eigentliche Inhaber dieser Pfarre, ein Halberstädter Domherr und als solcher zugleich Archidiakon des Eisleber Bannes, das Pfarramt nicht selbst verwaltete, sondern durch einen niederen Geistlichen als Vikar verwalten liess, der also der eigentliche Andreaspfarrer war, wie ja auch in bischöflichen Städten die Domvikare die eigentlichen Pfarrgeschäfte der Domkirche verwalten. Der von Osten nach Westen führende Teil der Vikariatsgasse war in ältester Zeit ohne Zweifel nur ein Zwinger zwischen der äusseren und inneren

---

[1] Seite 3.
[2] Euseb. Christ. Francke, Beschreib. v. Eisleben, fol. 9[b].
[3] Chron. Isleb. Seite 95.

Stadtmauer und wird erst mit Häusern besetzt worden sein, nachdem in der inneren Stadt die Baustätten selten geworden waren.

Westlich vom Rathause erstreckt sich um die Andreaskirche her der hochgelegene Andreaskirchplatz, der in ältester Zeit wirklicher Kirchhof für die kleine Kirchgemeinde der Altstadt war, wie die erst vor einem Jahrzehnt noch dort ausgegrabenen Schädel und Gebeine von Menschen bewiesen haben. Der Stadtschreiber im Werderbuche bezeichnet diesen Platz durch die Worte „trans ecclesiam."

Wie die vom Markte nach der nördlichen Stadtmauer führenden Gässchen geheissen haben, ist nicht mehr bekannt, doch steht zu vermuten, dass das am weitesten nach Westen gelegene, vom Rathaus ausgehende der im Chron. Isleb. mehrfach erwähnte Beckershof ist, während die östlich davon gelegene vielleicht das ebenfalls nicht mehr nachweisbare Uhrmachergässlein war.[1]

Wie nun aus dem längs der südlichen Stadtmauer laufenden Zwinger der jüngere Teil der Vikariatsgasse entstanden ist, so scheint aus dem die nördliche Stadtmauer begleitenden Zwinger die Buchergasse (1569 Bochers gesslin) entstanden zu sein, die ihren Namen laut der Ortsüberlieferung dem reichen Eisleber Bürger Bucher oder Buchner zu verdanken hat, dem sie völlig zu eigen gehörte, wie auch „Puchers Hüttengraben" im Faulenseeer Felde vor Eisleben, (nach einem Örtlichkeitsverzeichnis von Euseb. Christ. Francke, 1726) noch an diese Familie erinnert. (Eine Abbildung des reichen Buchner mit seinen zwei Frauen, neun Söhnen und fünf Töchtern, sämtlich knieend dargestellt, aus dem Jahre 1558, findet man auf einem Gemälde in Luthers Geburtshause, welches die Kreuztragung Jesu auf dem Wege nach Golgatha darstellt und aus dem Buchnerschen Erbbegräbnis auf dem alten Gottesacker stammt.)

Vielleicht auch schon zur ältesten Altstadt gehört die dem nördlichen Mauerzuge parallel laufende Herrenstrasse, deren Alter sich bisher nicht hat feststellen lassen, die aber schon früh in der Nähe des nördlichen Mauerzuges entstanden und von Burgmannen des Eisleber Schlosses oder von gräflich mansfeldischen Beamten bewohnt worden sein mag, von denen sie vermutlich den Namen hat.

Der obere Teil der Herrenstrasse heisst die Münzgasse, nach der ehemals auf dem Boden des jetzigen Amtsgerichts gelegenen Münze genannt. Doch behaupten ältere Einwohner, dass früher die ganze jetzige Herrenstrasse den Namen Münzgasse geführt habe, und kennen den Namen Herrenstrasse gar nicht.

Dicht vor dem südlichen Mauerzuge der Altstadt, vor der östlichen Strecke desselben liegt die Badergasse, die jedesfalls schon im Anfange des 15. Jahrhunderts auf dem zugeschütteten ehemaligen Bette der bösen Sieben, bezw. eines Armes derselben entstanden ist, wenngleich sie erst 1529 zum erstenmale ausdrücklich erwähnt wird. Da sie ehemaliges Flutbett war, so hatte sie beim Austreten der bösen Sieben aus ihrem neuen Bette jedesmal arg zu leiden, wie es nachweislich z. B. in den Jahren 1529, 1563, 1672 u. a. m. der Fall war[2]. Den

[1] Chron. Isleb. Seite 75.

[2] Chron. Isleb. Seite 8, 31, 238.

Namen hatte sie wohl davon, dass an dem hier bis in die neueste Zeit verbliebenen Nebenarme der bösen Sieben, dem Mühlgraben, Badestuben erbaut oder aus älterer Zeit verblieben waren, wie sich daraus ergiebt, dass im Jahre 1537 ein unter des Münzmeisters Mühle (in der Gegend der jetzigen Klippe) in den Mühlgraben gefallenes Weib den dritten Tag darnach „bey den badestuben" gefunden wurde.[1]

Ihre westliche Fortsetzung längs des Bettes der bösen Sieben bildet die Grabenstrasse, welche nach Ausweis des städtischen Werderbuches[2] schon im Jahre 1433 unter dem Namen „vff dem graben" mit 17 Häusern vorhanden war und bei ihrer Lage fast noch mehr als die Badergasse von den Überschwemmungen der bösen Sieben zu leiden hatte, wie deren in den Jahren 1529, 1538, 1563, 1571, 1655, 1672 u. s. w. stattfanden.[3]

Noch weiter nach Westen an der bösen Sieben führen die am Graben oder der bösen Sieben gelegenen Häuserreihen heutzutage den Namen die Klippe oder an der Klippe, ohne Zweifel der im Flutbette der bösen Sieben dort hervortretenden klippigen Erhöhung wegen. Doch scheint der Namen Klippe erst in neuerer Zeit als Strassenbezeichnung gebraucht worden zu sein; während des Mittelalters scheint dieser stark angebaute Stadtteil (1433 werden 36 Häuser daselbst aufgezählt) den Namen „auf dem Sande" geführt zu haben, wie man aus verschiedenen Umständen schliessen muss. Die Lage am Wasser brachte es mit sich, dass auch hier verschiedene Badestuben angelegt wurden, wie denn das erwähnte städtische Werderbuch im Jahre 1433 berichtet: „hir hat der bader eyn hus vff des rats frihet gebaut" und ferner: „dy middelbadestobin liet sente katherina." Aber auch eine Mühle, wohl dieselbe, die bereits im Jahre 1121 in einer Wimmelburger Urkunde als molendinum in maiori Hislebo gelegen erwähnt, 1286 als molendinum prope muros civitatis, und 1343 als molendinum super rivulum sub muro Ysleven; 1343, 1362 und 1376 als dy mole auf dem Sande bezeichnet wird, gab es daselbst. Später wurde dieselbe nach den Besitzern (1537 und 1542) als „des Münzmeisters Mühle am Mühlgraben" und 1563 sowie 1582 als „der Preuwen mhule" und „Bruen mühl" bezeichnet, zuletzt die Zickertsche Mühle, dicht neben der zweiten Bürgerschule am Mühlgraben, jetzt nicht mehr im Betriebe.[4] Seit wann der Name „auf dem Sande" von dem Namen „an der Klippe" als Strassenbezeichnung verdrängt worden ist, ist erst noch festzustellen.

Folgen wir nun dem alten Laufe der bösen Sieben von der Badergasse abwärts, so führte derselbe über den jetzigen Plan die jetzige Lindenstrasse hinab. Beide Namen sind jüngeres Ursprungs. In älterer Zeit bezeichnete man beide Örtlichkeiten zusammen als die Viehweide (seit 1380 in Urkunden), wobei man jedoch Ober- und Unter-Viehweide unterschied. Bereits 1395 werden ausdrücklich Höfe „auf der Vyweyde" erwähnt.[5] Der jetzige Plan, eine Bezeichnung, die erst seit dem Jahre 1617 auftaucht, in welchem der neue Rossmarkt zu

---

[1] Chron. Isleb. Seite 15.
[2] In der Bibliothek des Königl. Gymnasiums, Plümickesche Abteilung. Fol. 28[b].
[3] Chronic. Isleb. Seite 8, 16, 21, 40, 223, 238.
[4] Harzzeitschr. III, 557. Chron. Isleb. Seite 31.
[5] Mansf. Urkundenbuch S. 198.

Reminiscere hier abgehalten wurde, während im Jahre 1689 die Planmühle zum erstenmale erwähnt wird,[1] scheint in ältester Zeit die Bezeichnung „über dem Wasser auf der Viehweide" (1433: trans aquas vff der vyweide) oder auch Ober-Viehweide geführt zu haben, während die Bezeichnung Lindenstrasse erst erheblich später für die Unterviehweide gebraucht wurde, 1433 scheint darunter diejenige Örtlichkeit verstanden zu werden, welche „vsswendig der vyweyden" genannt wird. Während des 16. Jahrhunderts muss auch noch ein Arm der bösen Sieben die Lindenstrasse oder Viehweide hinab gelaufen sein, da sie nicht nur von den Überschwemmungen der bösen Sieben heimgesucht wurde, sondern auch ausdrücklich berichtet wird, man habe im Jahre 1533 eine steinerne Brücke auf der Viehweide gebaut, sowie es sei im Jahre 1537 ein in den Mühlgraben gefallenes und ertrunkenes Kind auf der Viehweide in der Klosterstrasse aufgefunden worden.[2] Allerdings ist zuzugestehen, dass unter der erwähnten steinernen Brücke die Brücke verstanden werden kann, welche früher vom Schlossplatz in die Klosterstrasse führte und dass man zeitweilig als Viehweide das ganze weite Gebiet zwischen der heutigen Landwehr und dem Mühlgraben bezeichnete. Erst in der neuesten Zeit übrigens sind in der nunmehrigen Lindenstrasse wieder Linden angepflanzt worden, damit der Name derselben bei dem fast völligen Fehlen von Linden nicht gar zu sehr der Wirklichkeit widerspreche.

Südlich der bösen Sieben zieht sich das nach der Brücke am Glockenthor benannte Brücken- oder S. Petriviertel hin, auch Eisleben über dem Wasser genannt (1325 civitas Isleven ultra aquam oder trans aquam), dessen Strassennamen zunächst besprochen werden mögen.

Zwischen der Badergasse und dem Graben erstreckt sich von der Glockenthorbrücke bis zum Beginn der Hallischen Strasse die Dr. Luther Strasse, die bekanntlich erst in neuester Zeit (1872), obwohl schon früher diese Namensänderung vorgeschlagen worden war, diesen Namen erhalten hat, weil am östlichen Ende derselben Dr. Martin Luthers Geburtshaus steht. Der alte, 1433 zuerst begegnende Name derselben ist „lange Gasse," ein Zeichen, dass dieser Name, wie die Gasse selbst sehr alt sein muss, da letztere sonst nicht wohl als die lange hätte bezeichnet werden können.

Ihre Fortsetzung nach Südosten zu ist die Hallische Strasse, ebenfalls ein ganz neuer Name, der darin seinen Grund hat, dass die zu beiden Seiten dieser Strasse stehenden Häuser an der alten Heerstrasse nach Halle liegen. Der alte Name derselben lautet „vor dem heiligen Geist" oder später Heiligegeiststrasse; er erklärt sich einfach dadurch, dass sie, von der Altstadt aus gerechnet, an der nach dem Hospital zum h. Geist (S. Spiritus) führenden Strasse lagen. Die erste mir bekannte Erwähnung dieser Strasse unter ihrem alten Namen findet im Jahre 1522 statt.[3] Ursprünglich, und noch im 19. Jahrhundert, erstreckte sich dieselbe nur bis zur bösen Sieben; erst seit etwa 1860 sind die Häuser südlich der bösen Sieben bis zur kleinen Landwehr hinzugebaut worden und auch noch

[1] Chron. Isleb. S. 99 und 251.
[2] Chron. Isleb. S. 11 und 15.
[3] Chron. Isleb. S. 3.

eine andere, zwischen Bahnhofsstrasse und Hallischer Strasse sich hinziehende Häusergruppe ist neuerdings hinzugekommen, die ihrer Lage gemäss den Namen „hinter dem Geiststift“ führt. Nur der frühere Gasthof zum deutschen Hause und das Stiftsgut sind älteres Ursprungs.

Der Kern des Petri- oder Brückenviertels war der Kirchhof von S. Petri, auf welchem schon gegen Ende des 13. Jahrhunderts eine öffentliche Rechtshandlung stattfand. (Zwischen 1282—1309: Actum et datum Isleiben in cimiterio sancti Petri extra muros[1].

Wie früh derselbe mit Häusern besetzt worden, ist nicht zu sagen, doch wird 1521 haus und hof auf sanct Peters kirchof,[2] auch 1523 „eyn hauss vff sant Peters kirchhoffe“ erwähnt;[3] 1569 brannten daselbst drei Miethäuser „ahn der Pfarre S. Petri“ samt Scheunen, Ställen und Brauhaus ab, so dass das Pfarrwohnhaus nur mit Not gerettet wurde. Die Hauptstrasse, welche den Petrikirchhof mit der „Brücke vorm Glockenthor“ und durch dieses letztere mit der Altstadt verband, darum aber 1529 geradezu „die Brucke vbers wasser“ und 1563 „die Brucke, da mhan vberfertt“ genannt wird, war die Petristrasse, welche jedesfalls die älteste eigentliche Strasse im Brückenviertel ist, zumal in derselben im Jahre 1433 (in sente Petersgasse) allein schon gegen 40 Lehnshäuser erwähnt werden. Auch sie war, wie die benachbarten Gassen, häufigen Überschwemmungen durch die böse Sieben ausgesetzt; so in den Jahren 1529, 1563, 1672; desgleichen ist sie durch Feuersbrünste wiederholt heimgesucht worden. Besondere Beachtung verdienen die beiden Grundstücke, zwischen denen sich der Petrikirchhof und die Petristrasse erstrecken. Zunächst das heutige Königl. Lehrerseminar, an dessen Stelle früher der sogenannte seidene Beutel sich befand, ein Name, der auch in anderen Städten, z. B. in Sangerhausen, Breslau und Dessau vorkommt und richtiger wohl Seitenbeutel (im Sinne von Sackgasse) geschrieben werden müsste, da er thatsächlich eine Sackgasse war. (In dem hier gelegenen Wohnhause des Obersten der damals in Eisleben stehenden Husaren nahm am 2. Okt. 1830 der damalige Prinz Wilhelm von Preussen, der spätere ruhmreiche Kaiser Wilhelm I., anlässlich einer Truppenbesichtigung sein Absteigequartier.) An der Nordwestecke der Petristrasse liegt das „Storchsnest,“ dessen Name sich am einfachsten durch die Annahme erklärt, dass lange Zeit hindurch ein Storch in diesem noch jetzt geräumigen Gehöft genistet, zugleich ein Merkmal, dass die nächste Umgebung einst weit sumpfiger gewesen sein muss, als heutzutage.

Im Petriviertel bleibt an älteren Strassen nun nur noch die Ramthorstrasse, d. h. das älteste Stück derselben (die ramegasse oder Ramgasse) zu erwähnen, in welcher schon 1433 28 Lehnhäuser aufgeführt werden; eins der jetzt stehenden Häuser (Nr. 8) trägt sogar noch die Jahreszahl 1507 nebst dem Namen des Erbauers Lorenz Itelheim.[4] Ihren Namen verdankt dieselbe, wie schon einmal angedeutet wurde, dem Umstande, dass vor dem Ramthore die damals noch unbebaute Breite „zu den Rähmen“ lag, auf welcher die damals in Eisleben

[1] Mansf. Urkundenbuch S. 678.
[2] Mansfelder Urkundenbuch.
[3] Chron. Isleb. S. 3.
[4] Vgl. Grössler, Inscriptiones Islebienses S. 98, Nr. 132.

zahlreich ansässigen Tuchmacher ihre Tuchrahmen aufgestellt hatten. Vermutlich waren daher die meisten Bewohner der Ramgasse während des Mittelalters Tuchmacher.

Die aus der Altstadt, bezw. der Rathausgasse über die böse Sieben in die Ramgasse führende Rambrücke kann, wie schon angedeutet wurde, erst seit dem im 16. Jahrhundert an dieser Stelle bewirkten Durchbruch der Stadtmauer erbaut worden sein.

Noch erheblich später aber ist die von dem ehemaligen Ramthor als Verlängerung der Ramgasse sich südwestlich hinziehende Ramthorstrasse und noch später die die weitere Fortsetzung dieser bildende Häusergruppe auf dem Ramberge erbaut worden, welche der Mehrzahl nach erst dem 19. Jahrhundert ihre Entstehung verdanken.

Die übrigen Strassen des Petriviertels südlich vom Stadtgraben sind, wenn von der schon besprochenen Siebenhitze abgesehen wird, sämtlich jüngsten Ursprungs, denn sie sind erst seit dem Jahre 1883 entstanden. Ihre Namen haben zumteil den Zweck als Ehrendenkmal für verdiente Eisleber oder Mansfelder zu dienen. So ist die Hessestrasse zum Andenken an den Rentier Jeremias Hesse benannt, welcher der Stadt Eisleben ein nicht unbeträchtliches Vermächtnis hinterliess; die Königstrasse ist benannt nach dem am 17. April 1774 in dem Hause Lindenstrasse Nr. 32 geborenen Erfinder der Schnelldruckpresse Friedrich König, welchem an der Knickung der jetzigen Königstrasse in der Nähe des Stadtgrabens ein Denkmal errichtet worden ist; die Albrechtstrasse dagegen, welche die Erinnerung an den Freund Luthers, den Grafen Albrecht von Mansfeld, auffrischen sollte, ist zur Einziehung bestimmt worden, weshalb es sich empfehlen dürfte, eine auf dem Boden seiner eigensten Gründung, nämlich der Neustadt, entstehende Strasse mit seinem Namen zu belegen, der dorthin viel besser passen würde, als auf die Breite am Stadtgraben. Sehr nüchtern sind die Namen der beiden ebendort angelegten Strassen, der Verbindungsstrasse und der Feldstrasse.

Gehen wir nun zum Nikolaiviertel über, so ist der Kern und zugleich die älteste Strasse desselben ohne allen Zweifel die Freistrasse, die ursprünglich, wie schon gezeigt worden, die Friesenstrasse oder der Friesenplatz (platea Frisonum) hiess. Dieselbe war ohne Zweifel gleich anfangs eine Doppelzeile von Gehöften, welche die alte Heer- und Handelsstrasse über Siersleben nach Hettstedt beiderseits begleitete und sich allmählich immer weiter nach Norden zu ausdehnte, so dass im Laufe der Zeit ein äusseres und noch später ein äusserstes Friesenthor erbaut wurde, deren Stelle schon früher nachgewiesen ist. Im Laufe der Zeit verwandelte sich der Name friesische Strasse unter Dehnung des Wurzelvokals in die Form freisische Strasse und schliesslich seit 1521[1] in den Namen freie Strasse. In dem städtischen Acht- und Werderbuche sind noch im Jahre 1433 die echten Formen Frysenstrasse und Frisentor gebräuchlich.

Die zweitälteste Strasse ist sicherlich die Nikolaistrasse (platea S. Nicolai) oder, wie sie in dem Registrum censuum et feudalium der Nikolaikirche mit älterem Namen noch häufig genannt wird, die S. Gotthartstrasse (platea

[1] Mansf. Urkundenbuch S. 260.

S. Godehardi). Die allmähliche Verdrängung dieses Namens durch den späteren erhellt klar daraus, dass die Kirche noch 1348 als ecclesia S. Gothardi Islewben extra muros, später als ecclesia S. Gothardi nec non Nicolay, noch später (1390) als ecclesia S. Nicolai Eyslewbin bezeichnet wird. Hand in Hand mit diesem Wechsel des Kirchennamens ging natürlich der Wechsel des Namens der an der Kirche vorüberführenden, nach ihr benannten Strasse. Übrigens reichte ursprünglich diese Gotthart- oder Nikolaistrasse nur bis zum jetzigen Schulplatze, dem früheren Entenplan, da nachweisbar die heute sogenannte obere oder hohe Nikolaistrasse diesen Namen erst in der neueren Zeit empfangen hat. Doch wird schon im Jahre 1615 ein Haus im Neuendorf „an der hohen Niclausgassen" erwähnt.[1] Die südlich von der ersten Bürgerschule sich hinziehende und auf dem Nikolaikirchhofe endende Gasse ist die 1645 und 1701 erwähnte kleine Niklausgasse; man rechnet dieselbe heutzutage mit zum Schulplatze, aber offenbar ohne guten Grund, da sie nichts weniger als ein Platz ist. Dass das Gässchen, welches aus der ehemaligen Nussbreiter Gasse, der jetzigen Anstaltsstrasse, auf den Nikolaikirchhof führt und die neue Gasse hiess, erst 1618 durchgebrochen worden ist, ist schon früher bemerkt worden. Der an die Freistrasse ostwärts stossende Klosterplatz hat seinen Namen von dem in den Jahren 1343—1346 hierher verlegten Kloster Neuen-Helfta erhalten, vor dessen Gebäuden der Platz sich hinzog, wie auch die den Klosterplatz mit der Lindenstrasse (Viehweide) verbindende Klosterstrasse, welche auf der Ostseite das Klostergrundstück berührte, von demselben ihren Namen führt. Wovon die sackartig verlaufenden Nebengassen der Klosterstrasse, die Hahnegasse und die Pulvergasse, ihren Namen haben, ist nicht bekannt.

Wir wenden uns nun zu dem Neuendorf, dessen Entstehung bereits erzählt worden ist. Ausser der die Fortsetzung des Marktes nach Westen zu bildenden Sangerhäuserstrasse (oder im Mittelalter: Mittelreihe), welche die älteste und zugleich die Hauptstrasse des Neuendorfes ist, sind hier zu nennen als nach Süden abzweigende Gassen: Der Sperlingsberg, der Steinweg, die Bäckergasse und die Zeisingstrasse. Der Steinweg wird zum erstenmale 1559 erwähnt, in welchem Jahre eine grosse Feuersbrunst den grössten Teil dieser Strasse vernichtete, wie auch der grosse Brand des Jahres 1601 von hier, aus dem Hause des Bergrichters Caspar Ulrich, seinen Anfang nahm. Die Zeisingstrasse, welche erst im laufenden Jahrhundert einem Wohlthäter der Stadt, dem Senator Zeising zu Ehren, ihren jetzigen Namen empfangen hat, hiess früher Leutersgasse und wurde 1529 zum ersten male gepflastert.[2] Nach Norden zu zweigt sich die zum hohen Thor führende Hohethorstrasse ab.

Die Hauptstrasse der Neustadt führt (in Fortsetzung der Sangerhäuser Strasse) den Namen Breiter Weg und endet in dem früher keinen Ausgang gewährenden Sack. Südwärts zur bösen Sieben hin zieht sich die Braugasse, nordwärts die zum S. Annenkirchhof führende Annengasse hin. Vom Annenkirchplatze läuft, von der Südseite des Platzes ausgehend, die Mittelreihe; von der Nordseite beginnend, die Creisfelder Gasse, beide in westlicher Richtung. Die Verbindung

[1] Chron. Isleb. S. 96.
[2] Chron. Isleb. S. 7.

zwischen Annengasse und Sack heisst die Borngasse, die zwischen Sack und Mittelreihe die Zellergasse. Zwischen den letztgenannten Strassen liegt der Weinberg. Der grüne Weg endlich begrenzt und verbindet die westlichen Enden der Mittelreihe und der Creisfelder Gasse. Die übrigen Strassen und Gassen sind neuesten Ursprungs.

I. Die Kirchen und geistlichen Gebäude der Stadt.

1. Die S. Andreaskirche, auch Marktkirche genannt.[1]

[G] Die Pfarrkirche der Altstadt Eisleben ist ohne Zweifel die älteste Kirchenanlage der Stadt, wenn sie auch nicht zuerst unter ihren Schwestern urkundlich erwähnt wird. Für ihr höheres Alter spricht nicht nur der Umstand, dass sie eben Pfarrkirche der Altstadt ist, welche letztere städtische Bedeutung und Rechte bereits erlangt hatte, ehe die übrigen Stadtteile vorhanden waren, und darum spätestens schon im 10. Jahrhundert auch eine Kirche erhalten haben muss, sondern auch ihre Lage am Westende der Altstadt auf einem ausgezeichnet erhöhten, mit seiner Stirn nach Osten gewendeten Hügelvorsprunge, eine Lage, welche fast ausnahmslos nur Kirchen ältester Gründung eigen zu sein pflegt. Wenn ferner in einer um das Jahr 1180 fallenden Urkunde berichtet wird, dass es zu dieser Zeit schon zwei Pfarrgemeinden zu Eisleben gegeben habe, eine obere und eine untere, und ausdrücklich hinzugefügt wird, die obere habe von Alters her höhere Bedeutung gehabt, als die untere (parochia superior, que de antiquitate inferiori preminet), so zeigt auch dies, dass die obere Pfarrgemeinde, die von S. Andreas, in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts bereits für eine alte und angesehene Kirche galt. Diese hervorragende Bedeutung der S. Andreaskirche kam etwa gleichzeitig — um das Jahr 1190, wenn nicht schon früher — dadurch zu entschiedener Anerkennung, dass die Kirche des h. Kreuzes zu Wormsleben, welche nicht nur bereits zur Zeit Karls des Grossen vorhanden war, sondern auch im Jahre 948 als die Hauptkirche des mit dem nördlichen Hosgau sich deckenden geistlichen Bannes bezeichnet wird und diese Primatstellung bis zu dem bezeichneten Jahre behauptet zu haben scheint, nun dieses Vorzugs beraubt und dagegen die S. Andreaskirche der weit wichtiger gewordenen Stadt Eisleben zur Hauptkirche des den ganzen nördlichen Hosgau umfassenden Bannes, den man von nun an als den Eisleber Bann (bannus Islevensis) bezeichnete, erhoben wurde. Seit dem Jahre 1193 nämlich erscheint wiederholt in den Urkunden der Bischöfe von Halberstadt ein Archidiakonus des Bannes Eisleben, d. h. ein dem Halberstädter Domkapitel angehöriger geistlicher Würdenträger, dem als dem Stellvertreter des Bischofs die geistliche Verwaltung und Gerichtsbarkeit in einem grösseren Bezirke des Bistums verliehen war, der also in der Kirche jener Zeit eine ähnliche Stellung einnahm, wie später der Generalsuperintendent der Grafschaft Mansfeld. Infolge dieser Verlegung des Archidiakonatsitzes von Wormsleben nach Eisleben ging das Patronatsrecht über die Pfarrkirche zu Wormsleben der Art mit nach

[1] Eingehendere Nachricht über diese Kirche giebt: H. Grössler, die Schicksale der S. Andreaskirche zu Eisleben seit ihrer Gründung. Zeitschrift des Harzvereins XII, S. 27—45.

Eisleben über, dass der jedesmalige Archidiakonus von Eisleben das Recht hatte, für Besetzung jener Pfarre Vorschläge zu machen, ein Recht, welches bis zum Jahre 1317 bestehen blieb, dann aber durch Tausch an das Kloster Helfta überging. Man würde sich übrigens eine falsche Vorstellung von der Stellung des damaligen Archidiakonus machen, wenn man annähme, dass derselbe immer in Eisleben, dem Sitze seines Archidiakonats, residiert und die Amtspflichten eines Pfarrers der Andreaskirche verrichtet habe; vielmehr wird derselbe zur Ausübung der pfarramtlichen Thätigkeit einen besonderen Priester als seinen Vikar an der Kirche bestellt haben, der ihn aber auch in kirchenregimentlichen Sachen vertreten haben wird. Durch dieses Verhältnis erklärt sich der Name der Vikariatsgasse und des darin gelegenen Hauses Nr. 4, welches das Vikariat heisst und demnach in katholischer Zeit die Pfarrwohnung des Vikars an S. Andreas war.

[B] Der jetzt vorhandene Bau der Andreaskirche zeigt das Bestreben des Baumeisters, mit Benutzung einiger aus früherer Zeit vorhandenen Teile ein im Ganzen einheitlich wirkendes Gebäude herzustellen. Die Aufgabe war keine leichte, denn die zu benutzenden älteren Teile waren schwer mit dem grossartiger angelegten neuen Plane zu vereinigen, zumal auch sie schon verschiedenen Zeiten angehörten, wie weiter unten gezeigt werden wird. Jetzt stellen sich dem Auge fünf verschiedene Teile dar, wenn man von einigen Einzelheiten absieht, auf die besonders eingegangen werden wird. Es sind die Westtürme, das Langschiff von den Westtürmen bis zum Chor, der Chorraum, der grosse Nordturm und die den Chor begleitenden Seitenkapellen. Die Türme im Westen haben, altromanischer Bauweise entsprechend, einen gemeinsamen oblongen Unterbau, von dem sich erst in beträchtlicher Höhe die beiden Einzeltürme, und zwar in achteckiger Form, ablösen. Diese bestehen jetzt aus drei Geschossen, von denen die beiden unteren durch einen Rundbogenfries nach oben hin abgeschlossen werden, während das oberste Geschoss ein schlichtes, gotisch profiliertes Gesims trägt. Aus dieser Verschiedenheit ergiebt sich, dass das oberste Geschoss später erbaut ist, wahrscheinlich, als man der Kirche das hohe Dach aufsetzte, das sie heute trägt. Das oberste Geschoss hat grössere Schallöffnungen in Gestalt von Spitzbogenfenstern; sie trugen einst Masswerk, das längst herausgebrochen ist, wie denn überhaupt dieser Teil verwahrlost aussieht, den Tauben ein gern besuchter Zufluchtsort. Die Ecken der beiden Türme sind in allen drei Geschossen durch Rundstäbe ersetzt. Die Rundbogen des Frieses sind durch Stege getrennt, die lilienartig nach unten abschliessen. Eine Verschiedenheit zeigt sich insofern, als in die Rundbogen nur an einem Turme nach unten zu offene Dreipässe eingespannt sind, also der Gotik schon mehr angehören, als der romanischen Zeit. Dasselbe lässt sich auch von den einfachen Gesimsen sagen, die den Abschluss über dem Rundbogenfriese bilden. Die meisten Fenster und ebenso das Portal des Turmbaues sind spitzbogig, doch muss man annehmen, dass das Westportal erst später, als der gotische Hauptbau ausgeführt wurde, eingebrochen, oder wenigstens in seine heutige Form gebracht ist; denn diese ist spätgotisch. Die Türme aber gehören der Übergangszeit an. An der Westseite befinden sich im oberen Teile zwei kleine kreisrunde Fenster.

Zwischen den beiden Einzeltürmen erhebt sich als teilweise Fortsetzung des breiten Unterbaues ein giebelgekröntes Geschoss mit Satteldach, dessen First

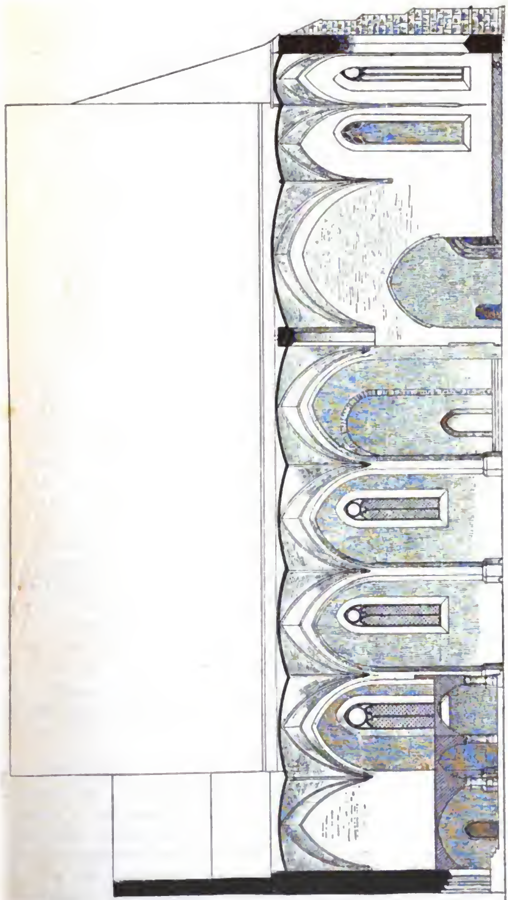
wohl in früherer Zeit mit dem Hauptdachfirst in gleicher Höhe lag. Vielleicht ist dieses Giebelgeschoss nicht zugleich mit dem Unterbau aufgeführt; es harmoniert schlecht mit den beiden Türmen. (Siehe die Aussen-Ansicht Nr. 39.)

Die jetzigen Hauben mit durchbrochener Laterne sind erst spät, wahrscheinlich im 17. Jahrhundert aufgesetzt. Bei Merian sieht man noch die alten schlanken Spitzen aufragen, die in halber Höhe durch eine kronenartig sich um den Helm herumziehende Reihe von spitzgiebligen Dachluken unterbrochen wurden.



Nr. 39. S. Andreaskirche.

Das Erdgeschoss der beiden Türme bildet jetzt eine Vorhalle zur Kirche, die mit einem die Gewölbe der Kirche fortsetzenden Kreuz-Gewölbe überspannt ist. (Siehe den Grundriss Nr. 40 und die Ansicht Nr. 41.) Doch ist dies nicht von der Vorhalle aus sichtbar, da seit dem 16. Jahrhundert der auf einem dreiteiligen Gewölbe ruhende Teil der Orgelempore dazwischen getreten ist. Von hier aus ist die Wendeltreppe zugänglich, die im nördlichen Turme angebracht ist. Glocken



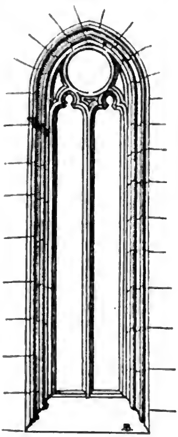
Nr. 41.
Längsdurchschnitt der S. Andreaskirche.

sind nicht mehr in den beiden Türmen vorhanden; sie hängen alle in dem Glockenturm im Nordosten.

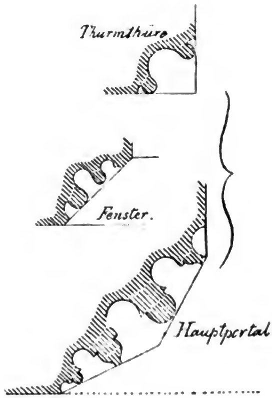
Das jetzige dreiteilige Langschiff ist nicht organisch mit dem Turmbau verbunden, denn sonst würde das Mittelschiff nicht breiter sein, als die schon aussergewöhnlich breite Vorhalle zwischen den Türmen. Die Umfassungswände haben aussen dieselbe Fluchtlinie mit den Türmen. Von vornherein hatte man es auf ein möglichst breites Mittelschiff (9,4 m im Lichten) abgesehen, sodass die Seitenschiffe kaum die Hälfte seiner Breite erreichen (4,63 m im Lichten). Da die Scheitelhöhe der Gewölbe nur 11,7 m erreicht, so sind die Raumverhältnisse des Mittelschiffes keine günstigen zu nennen; es fehlt der schlanke, aufstrebende Charakter, den man sonst bei gotischen Kirchen selten vermisst. Die drei Schiffe sind gleich hoch, der ganze Bau ist also eine Hallenkirche. Je drei freistehende achteckige Pfeiler tragen ohne Vermittelung eines Kapitäls die Scheidbogen. Die Pfeiler steigen auf hohen einfach gegliederten Sockeln empor, deren Höhe jedoch verschieden ist. Der nüchterne Eindruck, den diese Pfeiler mit ihren Bogen machen, wird durch die Hohlkehle in den letzteren nicht gemildert. Den freien Raum des Langschiffes bedecken nun im Ganzen zwölf Kreuzgewölbe, deren Rippen auf Konsolen aufsetzen, die aus den Pfeilern an der Nord- und Südseite heraustreten. Die Gewölberippen zeigen das magere, nur aus Hohlkehlen gebildete Profil der späten Gotik. Wie schon oben gesagt, überspannt ein gleiches Gewölbe die Turmhalle, unter welcher auf einer im 16. Jahrhundert errichteten steinernen Empore die Orgel steht. Die Orgelempore ragte aber noch über die Turmhalle hinaus und ruhte im ganzen auf acht Kreuzgewölben. Bei dem Wiederherstellungsbau 1877 ist sie sogar bis an das erste Pfeilerpaar vorgeschoben und zählt jetzt 13 Gewölbe. Die Umfassungswände sind im ganzen durch sieben lange Spitzbogenfenster durchbrochen, deren Gewände und Masswerk in ihrer geschmackvollen Einfachheit an frühgotische Muster erinnern, (siehe auf Seite 83 Nr. 42). Die Fenstergewände sind aussen durch Rundstäbe, die mit Hohlkehlen wechseln, gegliedert. Auf der Nordseite reicht übrigens der Anfang der Fensterbank um 30 cm tiefer herab, als auf der Südseite. In der nördlichen Umfassungsmauer ist ein mächtiger Rundbogen sichtbar, dessen Bedeutung nicht recht zu erkennen ist; vielleicht war er blos als Entlastungsbogen aufgeführt. In das ihn ausfüllende Mauerwerk ist die nördliche Thür eingebrochen. Der Haupteingang ist an der Südseite, deren Portal dieselbe Gliederung des Profiles zeigt, wie jene und wie das Turmportal, nämlich einen ganzen Birnenstab, umgeben von Hohlkehlen und Rundstäben und einem halben Birnenstabe (wie gleichfalls aus der nachstehenden Nr. 43 ersichtlich ist). Die Strebepfeiler dieses Teiles sind einfach mit gradliniger Dachschräge.

Noch weniger als Turm und Hauptschiff harmoniert das letztere mit dem Chorraume, der ohne Querschiff sich an jenes anschliesst. Das Hauptschiff des Chores besteht aus zwei von ungleich hohen Spitzbogen und je einem Fenster durchbrochenen Wänden, die nach Osten geschlossen werden durch drei Seiten eines Achtecks, die eben solche Fenster haben. Ganz besonders ungeschickt erscheint die Verbindung mit dem Langschiffe. Da die alten Pfeiler, die mit der Wand des Chores zusammen die erwähnten niedrigen Spitzbogen tragen, nicht stark genug waren, die Scheidbögen und den Schub der Gewölbe zu tragen, so

hat man ihnen Vorlagen gegeben, die den beabsichtigten Zweck erreichen, aber ästhetisch ein Unding sind, (vergleiche den vorstehenden Längsdurchschnitt Nr. 41). Die Verbindung des Mittelschiffes mit dem Chorraum ist durch einen massigen Spitzbogen hergestellt, während die Seitenräume des Chors mit den Seitenschiffen durch jene Spitzbogen von ungleicher Höhe und Gestalt verbunden sind. Eine gewisse Zusammengehörigkeit von Langschiff und Chor wird nur durch die beide überspannenden Gewölbe zum Ausdruck gebracht; diese zerfallen im Chor in zwei Gruppen, von denen die östliche in gewöhnlicher Weise den polygonalen Schluss überspannt, während die westliche ein Sterngewölbe von schönen Verhältnissen bildet, als ob eine Vierung und ein Kreuzschiff ihm zu Grunde läge. Die fünf



Nr. 42.



Nr. 43.

Fenster des Chores sind von denen des Hauptschiffes ganz verschieden, sowohl im Gewände als im Masswerk. Doch haben das letztere nur noch die drei Fenster der Absis vollständig. Sie sind dreiteilig und ihr Masswerk ist gefällig. Die beiden andern Fenster sind jetzt zwecklos, denn sie gehen nicht mehr ins Freie, sondern in die Seitenkapellen, ein Beweis, dass diese ursprünglich nicht geplant waren und dass der Schluss der Seitenschiffe sich westlich von diesen Fenstern befunden hat. Letztere haben jetzt überhaupt kein Glas mehr und von Masswerk ist nur noch im nördlichen ein Rest vorhanden, in dem das Fischblasenmotiv eine übertriebene und nicht glückliche Anwendung gefunden hat. Der Chorraum ist anscheinend älter als das Langschiff. Doch wird auf die Baugeschichte, soweit sie aus den eben beschriebenen Formen zu erkennen ist, weiter unten eingegangen werden. Die an der Nordseite den Chor begleitende Kapelle verdankt ihre Gestalt

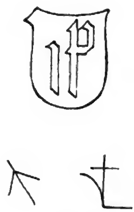
offenbar dem Glockenturme, der nachträglich erbaut ist, jedesfalls weil man grössere Glocken nicht in den schwachen Westtürmen unterzubringen wagte. */G/* Über diesen mächtigen Turm sind urkundliche Nachrichten vorhanden, so dass wir seine Baugeschichte verfolgen können. Eine an seiner Ostseite eingemauerte Minuskelinschrift lautet:

Anno milleno quadring . . . . .
turris posita nec non d. consociata
[e]st quadratura presens que edificata
sanctor. primi natali felici[ter] am[en]

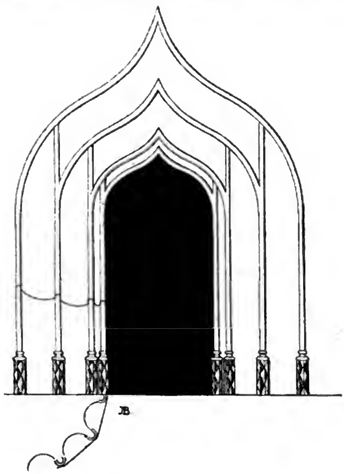
Die Inschrift ist zwar zum Teil zerstört und darum nicht ganz festzustellen; auch der Versuch, sie mit Hilfe Bergers (Kurze Beschreibung der Merkwürdigkeiten Eislebens, Merseburg, Kobitzsch, 1827) der sie weniger verwittert gesehen haben kann, zu ergänzen führt zu keinem befriedigenden Ergebnisse, erstlich weil Berger in seinen Lesungen nicht ganz zuverlässig ist, und zweitens weil auch er ohne Vermutungen nicht auskommen kann. Fest steht eigentlich nur die Angabe milleno quadring . . . — Berger liest zu Anfang: quadring(entesimo) q(uingentesimo) turris posita. Also: „Im Jahre 1450 ist der Grund zu dem Turme gelegt und auch der gegenwärtige Viereckbau dazugefügt worden, welcher glücklich errichtet worden ist am Geburtstage des ersten der Heiligen (S. Andreastag, 30. Nov.) Amen.“ Da aber schon im Jahre 1433 (vergl. Grössler, das Werder- und Achtbuch der Stadt Eisleben S. 16, Eisleben 1890) dy calandes capelle erwähnt wird, so dürfte die Grundsteinlegung des Turmes und die Aufführung wenigstens des unteren Viereckbaues doch wohl schon vor dieses Jahr gehören, vorausgesetzt, dass die 1433 erwähnte Kalandskapelle die nordöstliche war und früher nicht an anderer Stelle gestanden hat. Wäre letzteres der Fall, so würde man annehmen dürfen, dass der Bau des Turmvierecks erst in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts fällt. Doch rückte er ungemein langsam vor, da gelegentlich der jüngsten Reparatur am obern Teile des Viereckbaues unterhalb des später aufgesetzten Achtecks die Zahl 1X86 (1486) in Stein gehauen gefunden worden ist. Zur Vollendung scheint er zunächst überhaupt nicht gekommen zu sein; er brannte vielmehr bald nach oder noch vor derselben (im Jahr 1498) bei einem fast die ganze Stadt verwüstenden Brande ab, ein Schicksal, das ihn im Jahre 1601 noch einmal betraf, so dass er sich bis zum Jahre 1715 mit einem Schindeldache behelfen musste. Auf allen älteren Bildern der Stadt erscheint daher der Glockenturm nur als bis zur Dachhöhe der Kirche reichend. Doch empfand man schon lange vorher die Unfertigkeit desselben als einen Mangel. Denn im Jahre 1595 überwies der Rat der Stadt Eisleben der Kirche zu S. Andreas 525 Thaler Strafgelder, welche Heinrich Buchner wegen eines von ihm verübten Mordes hatte erlegen müssen, „zur Erbauung eines neuen Glockenturmes“ und im Jahre 1621 vermachte Frau Anna, Heinrich Bertrams Witwe, der Kirche 300 Gulden „zum Glockenturm in der Kirche S. Andreae.“ (Akten des Superintendentur-Archivs zu Eisleben Loc. IX, Nr. 5 und 13.) Erst im Jahre 1715 aber kann das obere achteckige Geschoss des Turmes fertig geworden sein, da an dem Gesims über demselben diese Jahreszahl steht, und bis zum Jahre 1718 erhielt er seine jetzige Haube samt Beschieferung. Der Knopf wurde erst 1723 aufgesetzt.

[B] Die Verhältnisse des Turmes sind ganz bedeutend. Die Stärke der Mauern beträgt zu ebener Erde 3,2 bis 3,7, da wo die Wendeltreppen eingefügt sind, sogar 4,2 m. Von den beiden Wendeltreppen führt die nördliche zu einem unmittelbar über dem als Sakristei benutzten Untergeschosse gelegenen Raume, in dem sich nicht wenige Kunstgegenstände befinden, die einst die Kirche schmückten, aber bei der 1877 erfolgten Reparatur der Kirche leider beseitigt wurden. Die Verstümmelung des Hauptaltars, dessen gemalte Klappen in diesem Turmgeschoss eine unwürdige Zuflucht fanden, ist hierbei besonders zu beklagen.

Die südliche Wendeltreppe führt auf die Höhe des Turmes zur Glockenstube und wird durch ein geripptes Kreuzgewölbe geschlossen, dessen Schlussstein ein Schild mit Steinmetzzeichen Nr. 44 enthält. Das Portal Nr. 45, auf Nr. 41 zur Hälfte sichtbar, durch welches man von der Nordkapelle in den Turm eintritt,



Nr. 44.



Nr. 45.

ist ein gutes Beispiel der ausartenden Gotik. Das abgeschrägte Gewände ist durch tiefe Hohlkehlen gegliedert, die durch verhältnismässig dünne säulenartige Rundstäbe auf hohem Sockel von einander getrennt sind. Diese Rundstäbe vereinigen sich oben zu einem Schluss in Gestalt eines sogen. Eselsrückens.

Nach aussen ist der Viereckbau durch ein Gesims in zwei Geschosse geteilt; den oberen Abschluss bildet ein Spitzbogenfries. Das folgende Geschoss gehört schon dem achteckigen späteren Aufsatze an. Es trägt eine stattliche, weit ausgebauchte Haube mit doppelter Laterne. Die Öffnungen in diesem Achteck sind sämtlich im Rundbogen gedeckt; im Viereckbau tritt noch der Spitzbogen auf.

So stattlich dieser Turm an sich auch ist, die Schönheit der Kirche erhöht er nicht. Die Disharmonie zwischen dem Kirchengebäude und dem Turme ist in jeder Hinsicht so gross, dass der Anblick das Gesamtbild des Gotteshauses noch unerfreulicher macht.

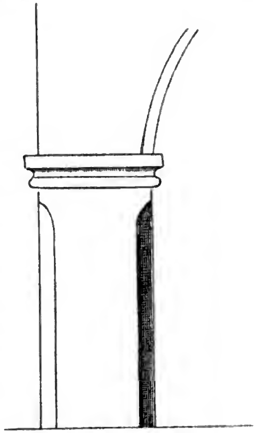
Die Südseite des Turmes begrenzt die nördliche Seitenkapelle, von der schon die Rede war. Sie ergab sich infolge des Turmbaues von selbst; man brauchte nur den Raum im Osten zu schliessen. Das ist nun auf eine recht unvollkommene Weise geschehen, indem man den nordöstlichen Strebepfeiler des Chores verlängerte und diesem von der Südostecke des Turmes her in gleichem Winkel wie ihn jener Strebepfeiler zu seiner Wand bildet, eine Wand entgegenführte, so dass der Schluss der Kapelle durch zwei Seiten des Sechsecks gebildet wird, eine Form, die sich zwar ausnahmsweise auch sonst findet, wie z. B. in der Pfarrkirche S. Maria in Gransee (s. Zeitschrift für Bauwesen, Mittelalterl. Backsteinbauten des Preuss. Staates von H. Adler, Supplement Heft VIII, Blatt LXXVI), aber doch, zumal hier zu Lande, eine Seltsamkeit ist. Zwei Kreuzgewölbe überspannen die Kapelle, deren Rippen auf Konsolen ruhen; die nordwestliche ist mit einem Widderkopf geschmückt.

Noch ungewöhnlicher ist die Anlage der Südkapelle. Auch hier hat man an den einen Strebepfeiler des Chores sich angeschlossen, aber versucht, den Schluss der Kapelle aus drei Seiten des Achtecks zu ermöglichen. Die Lösung ist noch kläglicher ausgefallen als in der nördlichen Kapelle; denn man musste, da der Strebepfeiler nicht den verlangten Winkel bildet, die nordöstliche Seite des Schlusses knicken. Die Südwand der Kapelle tritt weit über die Flucht der Umfassungsmauer des Langschiffes hinaus, läuft auch mit dieser nicht parallel. Die Decke ist auch hier gewölbt und zwar durch ein Netzgewölbe von ungeschickter Konstruktion. Das Masswerk der Fenster ist dürftig; dasjenige des westlichen Fensters zeigt den gotischen Stil in voller Auflösung; es gehört wohl erst neuerer Zeit an, als man überhaupt jede Kenntnis gotischer Formen verloren hatte.

Alle diese Teile, so wenig sie auch zu einander passen, hat man schliesslich unter ein einziges ungeheures Dach gebracht, dessen Ostgiebel sogar die vielfachen Ungleichmässigkeiten der Kapellenschlüsse rücksichtslos ausgleicht; nur der Schluss des Chorraumes hat ein angemessenes Dach, das sich an jenen Ostgiebel anlehnt.

Wenn man nun aus der jetzt vorhandenen Kirche auf die Baugeschichte der einzelnen Teile schliessen will, hat man die eben beschriebenen Teile zeitlich zu ordnen und es ergiebt sich folgende Reihenfolge: 1. Westtürme, 2. Chor, 3. Langhaus, 4. Glockenturm, 5. die beiden Kapellen. Es giebt jedoch einen Rest aus noch älterer Zeit, als die ist, welcher die Türme in ihrer jetzigen Gestalt angehören. Es sind dies die beiden Pfeiler, welche das Langschiff nach Osten hin abschliessen und den Triumphbogen tragen (a und b des Grundrisses). Ihre Formen stehen in grellem Widerspruch mit denen des Langschiffes. Diese Pfeiler sind einander nicht gleich; der nördliche ist ursprünglich einfach viereckig; an der Westseite hat er noch einen Sockel von einfacher Form und oben ladet er in profiliertem Übergange um 13 cm aus. Ein Kämpfer oder dergleichen fehlt ganz. Der südliche Pfeiler dagegen, siehe Nr. 46, hat ein ganz romanisches Gepräge; der Sockel ist zwar nicht sichtbar und steckt jedesfalls unter dem Fussboden; der Kämpfer aber, der gemeinsam mit der Südwand des Chorraumes einen Bogen trägt, besteht aus

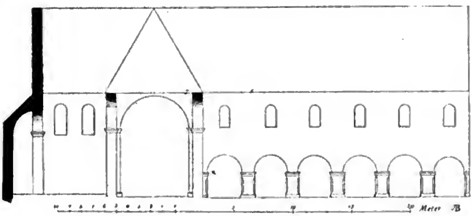
Platte, Hohlkehle und Wulst. Die Ecken des Pfeilers sind abgeschrägt, eine keineswegs ungewöhnliche Erscheinung in romanischer Zeit. Es ist zweifellos, dass dieser Pfeiler viel älter ist als jener; ja ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich ihn als Rest einer frühromanischen Kirche bezeichne, vielleicht der ersten aus Stein erbauten überhaupt. Die westlichen rechteckigen Vorlagen, welche, wie schon oben erwähnt, beiden Pfeilern eigen sind, gehören dem letzten Gewölbebau an.



Nr. 46.

Der romanische Pfeiler scheint seine ursprüngliche Stelle behalten zu haben, denn seine Entfernung von den Türmen beträgt 22,3 m. Nimmt man die bei altromanischen Kirchen fast stets vorhandenen drei Quadrate an, in die das Mittelschiff zerfiel, und dementsprechend sechs Bogen auf jeder Seite, die auf Pfeilern ruhend, die Wände des Mittelschiffs trugen, so ergiebt sich für die Pfeiler von Mitte zu Mitte gerechnet ein Abstand von 3,7 m. Durch Hinzurechnung des Vierungsquadrates und des Altarquadrates mit der Absis würde man auf eine Gesamtlänge von 38 bis 40 m kommen, ein bei den meisten romanischen Kirchen der weiteren und näheren Umgebung gewöhnliches Mass (Sangerhausen 38,8 m, Ballenstedt 40,0 m, Gernrode 38,6 m, Frose 40,6 m).

Die so hypothetisch gewonnene Länge der ganzen Kirche ohne die Türme ist auch heute noch dieselbe (38,7); infolgedessen erscheint ihr Grundriss kurz und



Nr. 47.

gedrungen, da die Breite bedeutender geworden ist. Man würde vielleicht auch die Länge vergrössert haben, wenn der Platz es erlaubt hätte. Die frühromanische Kirche würde nach dem Gesagten etwa die in Nr. 47 dargestellte Gestalt haben;

es ist hier die Südwand des anzunehmenden Mittelschiffes rekonstruiert und mit x ist der romanische Pfeiler bezeichnet, von dem oben die Rede war. Wenn die hier vorgetragene Annahme richtig ist, lehnte er sich an die Südseite des einen Vierungspfeilers an und auf ihm ruhte mit das Gewölbe des niedrigen Seitenschiffes.

Die jetzt stehenden Türme können diesem Kirchenbau kaum angehört haben; denn die Breite des Mittelschiffes würde nach der gegebenen in drei Quadrate zerfallenden Länge nur 7—8 m betragen können, die Breite der Vorhalle zwischen den Türmen, der doch mindestens die Breite des Mittelschiffes gleich sein müsste, misst aber schon 9,41 m; eine Weite, die sich bei altromanischen Kirchen mit 40 m Gesamtlänge bei einheitlicher Anlage niemals findet.[1] Die Türme, welche dem eben rekonstruierten Baue nicht gefehlt haben werden, haben aber wahrscheinlich auch ein breites Querhaus gebildet.

Die jetzt stehenden Türme darf man nach dem Gesagten als eine aus der Übergangszeit stammende neue Anlage betrachten, die einem geräumigeren Kirchenbau, der sich im Laufe der Zeit als eine Notwendigkeit herausgestellt hatte, entsprach. Von diesem Neubau sind heute anscheinend noch vorhanden die Nord- und Südwand des Chorraumes (ohne dessen Abschluss) und die das nördliche Seitenschiff abschliessende Wand, durch welche ein 5,23 m hoher Spitzbogen zur Nordkapelle neben dem Chor führt. Ähnliche Spitzbogen, der nördliche 5,80 m hoch, der südliche 5,07, durchbrechen die Chorwände. Alle drei passen in keiner Weise zu den Hauptteilen der heutigen Kirche. Sie sind also als Überreste des vorhergehenden Baues anzusehen. Die beiden Spitzbogen des Nord- und Südschiffes lassen vermuten, dass das ganze Mittelschiff der Kirche ebenso gestaltet war, dass also seine Nord- und Südwand von Pfeilern getragen wurde, auf denen ebensolche Spitzbogen ruhten. Diese Pfeiler müssen ungefähr an derselben Stelle gestanden haben, wie die jetzt vorhandenen, da die erhaltenen alten Bogen dieselbe Spannweite haben wie die Scheidbögen des Langschiffes. Die ganze Kirche hatte demnach drei Schiffe und jede Wand des Mittelschiffes ruhte auf vier freistehenden Pfeilern und fünf Bogen, von denen der östliche erhalten ist. Vom alten romanischen Bau wurde nur der oben erwähnte Pfeiler in der Südwand beibehalten; die Südwand behielt überhaupt ihren ursprünglichen Ort, während die Nordwand über die Stelle der früheren hinausgerückt wurde; sonst würde man vielleicht auch in ihr noch Spuren des romanischen Baues erkennen. Die Spannweite der beiden erhaltenen Spitzbogen ist übrigens wie ihre Scheitelhöhe verschieden (3,43 m im Süden, 4,71 m im Norden).

Bei diesem Neubau ist demnach das Querschiff verschwunden, dessen Vorhandensein wir oben, weil in keiner grösseren romanischen Kirche fehlend, angenommen haben. Der Grund hierfür wird die keine Erweiterung der ganzen Kirche nach Osten zulassende Enge des Bauplatzes gewesen sein. Man schloss also an den letzten Bogen des Langschiffes, welcher an der Stelle der als früher vorhanden

[1] Die Stiftskirche in Gernrode darf hier nicht herangezogen werden; denn sie hat ihren verschrobenen und allen normalen Verhältnissen widersprechenden Grundriss besondern Umständen zu verdanken, wie ich an anderer Stelle ausgeführt habe. (Centralblatt der Bauverwaltung, XIII. Jahrg. Nr. 26, 27.)

anzunehmenden Vierung steht, den Chorraum an. Ob dieser denselben Schluss gehabt hat, wie der jetzige, lässt sich nicht sagen; die Fenster aber in demselben sind erst später, so wie sie jetzt sind, ausgeführt. Die den Chorraum begleitenden, die Seitenschiffe des Langschiffes fortsetzenden Räume können nicht weit nach Osten gereicht haben, da sonst die Fenster der Nord- und Südwand des Chores nicht möglich gewesen wären. So wird es wahrscheinlich, dass die östliche Wand des romanischen Querschiffes als Abschluss der Seitenschiffe beibehalten wurde, wenn auch nur bis zu der für die Seitenschiffe erforderlichen Höhe.

Es war demnach an die Stelle einer dreischiffigen Pfeilerbasilika mit Querschiff eine etwas erweiterte frühgotische (oder auch dem Übergangsstile angehörende) dreischiffige Pfeilerbasilika mit jedesfalls polygonalem Chorschluss, aber ohne Querschiff getreten. Die Decke dieses Baues wird, wie die der vorhergegangenen romanischen Kirche, eine flache Holzdecke gewesen sein. So stand die Kirche bis in das 15. Jahrhundert. Ein Brand wird sie vernichtet haben, dem das ganze Langschiff zum Opfer gefallen sein wird. Denn auch die Umfassungswände des jetzigen Baues gehören dieser späteren Zeit an. Die Wiederherstellung betrifft denn auch hauptsächlich das Langschiff. Die auf gedrungenen Pfeilern ruhenden Wände des Mittelschiffs verschwanden und machten sechs hohe Kreuzgewölbe tragenden Pfeilern Platz; nur das östliche alte Bogenpaar blieb bestehen, und der Chor erhielt wahrscheinlich seinen jetzigen Abschluss. Die Umfassungswände mögen wohl erst damals der Gewölbe wegen die Strebepfeiler bekommen haben, ja diese Umfassungswände gehören an ihrer jetzigen Stelle jedesfalls diesem Neubau an. Ob der östliche Abschluss der Seitenschiffe damals geändert ist, lässt sich nicht einmal vermutungsweise aussprechen; die später errichteten Kapellen haben jede Spur davon verschwinden lassen. Dass die jetzige Nordkapelle erst durch den Turmbau möglich geworden ist, ist schon oben erwähnt. Vielleicht ist man erst infolgedessen auf den Gedanken gekommen, auch im Süden eine Kapelle zu errichten, die den Chorraum begleiten sollte. Da nun schon 1433, wie oben erwähnt, und auch 1463, einer „Kalandis-Kapelle in der Santh Andreas Kirchen zu Issleven“ gedacht wird, so fragt sich's, ob hiermit die Nord- oder Südkapelle gemeint ist. Die Formen der letztern sind nun derart, dass man sie der allerspätesten Zeit der Gotik zuweisen muss. Die Kalandskapelle wird also die nördliche sein; lange kann sie freilich damals auch noch nicht gestanden haben, weil der Turm, dessen Südwand die Kapelle mit bildet, nicht viel früher begonnen worden ist. Da der viereckige Unterbau des Turmes erst 1486 fertig wurde, so ist es wahrscheinlich, dass man ihn zunächst soweit aufführte, dass die Wände hoch genug waren für die zu bauende Kapelle. Ihre Formen widersprechen der sich so ergebenden Bauzeit nicht. Als nach Anfügung dieser Kapellen der ganze Bau seine heutige Gestalt erhalten hatte, waren Emporen jedenfalls noch nirgend angebracht. Das geschah zuerst im Jahre 1616, wo nach einem gefährlichen Brande bei der Wiederherstellung des Innern, das freilich nicht viel gelitten haben kann, wie aus dem unten Gesagten hervorgeht, die gewölbte Westempore, die zum Teil im Zwischenbau der Türme liegt, und eine ebenso gestaltete Empore an der Nordseite errichtet wurde. 1877 ward die letztere wieder beseitigt, dafür aber die Westempore um ein Bedeutendes nach Osten zu vergrössert. Dass die Emporen von Anfang an Spitzbogen hatten, die auf Renaissancepfeilern ruhten, beweist die

Darstellung des Inneren der Kirche bei Puttrich. Man hat demnach damals doch in etwas dem Stile der Kirche Rechnung getragen.

[G] Wenn nun eine Urkunde der Grafen von Mansfeld vom Jahre 1498 besagt, dass in diesem Jahre ihre Stadt Eisleben „durch Feuersnot, so sie übergangen, erbärmiglichen und ganz ausgebrannt“ sei, und eine spätere Überlieferung dazu bemerkt, im Leipziger Ostermarkte anno 1498 sei der Glockenturm zu S. Andreas nebst der Kirche abgebrannt, so mag wohl die Kirche samt ihren Türmen von jener grossen Feuersbrunst arg mitgenommen worden sein, doch kann sich die Vernichtung im Wesentlichen nur auf das Holzwerk und die Bedachung erstreckt haben. Die Reparatur scheint aber erst ziemlich spät beendet worden zu sein.[1] Auch der Bericht des städtischen Chronikons, dass bei dem grossen Brande am 18. Aug. des Jahres 1601 auch „S. Andreä-Kirche sampt fünf Glocken und dem Glockenturm ab, ingleichen beyden Haussmanns Thürmen, beneben einem Seiger und einer Sturmglocke zu grunde gegangen und in die asche gelegt worden“[2], ist nicht ganz buchstäblich zu nehmen, da aus derselben Quelle erhellt, dass das Kirchengebäude in seiner Hauptmasse stehen geblieben und sogar die Wölbung noch erhalten war. Bei der darauf folgenden Reparatur, welche in den beiden nächstfolgenden Jahrzehnten stattfand,[3] wurde, wie schon erwähnt, im Jahre 1616 das Innere der Kirche mit zwei gewölbten Emporen, einer nördlichen und einer westlichen, ausgestattet. An der jetzt wieder beseitigten nördlichen Empore nämlich befand sich eine nunmehr an der (im Westen gelegenen) Orgelempore angebrachte Inschrift, welche folgendermassen lautet:

D · O · M ·
Auspicio
Syncer · pietat · amore
Ecclaeqe · et schol · patro-
cinio excitatus
Dn · Volradus
Dn · et comes in Mans-
feld, nobil · dn · ac dy-
nasta in Heldrungen
in certa · remunerois · div ·
spem hoc qcquid est e
Saxo p · c ·
Anno Epochae Chraae MDCXVI.

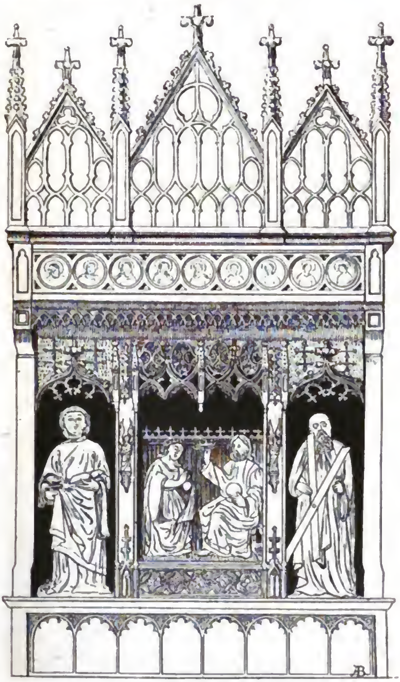
Im Jahre 1670 endlich wurde noch eine dritte Empore im südlichen Seitenschiffe für den Rat der Altstadt errichtet, wie man auch um dieselbe Zeit die südliche Abseite des Chors durch den Einbau einer Sakristei — „ein fein Stübchen, von Brettern erbauet“ — verunstaltete. Im Jahre 1719 setzte man auf die nördliche Empore noch „derer Herren Bergbeamten Empore,“ und neben dieselbe im

[1] Vergl. Chronicon Islebiense herausgeg. von Grössler und Sommer, S. 7 und 12.

[2] Chronicon Islebiense S. 55.

[3] Näheres darüber in: Grössler, die Schicksale der S. Andreaskirche zu Eisleben seit ihrer Gründung (Zeitschrift des Harzvereins XII, S. 36 u. 37).

Jahre 1723 auch noch einen „Kirchenstand für den Churfürstlich Sächsischen Herrn Oberaufseher." In diesem hässlich verbauten Zustande blieb die Kirche im wesentlichen bis zum Jahre 1877, in welchem sämtliche Einbauten mit Ausnahme der Orgelempore, welche nun bis an die ersten westlichen Mittelpfeiler vorgerückt wurde, wieder beseitigt wurden. Die Einweihung des innerlich und äusserlich renovierten Gebäudes fand am 2. Dezember 1877 statt.



Nr. 48.

Die Ausstattung der Kirche.[1]

[G] Die Rückwand des Hauptaltars bildet ein gut erhaltener Schrein von schönem Schnitzwerk und charaktervoller Darstellung, (vergleiche Nr. 48 und

[1] Ältere Nachrichten über die Merkwürdigkeiten in den Kirchen S. Andreas, ferner S. Peter und Paul, und in Luthers Geburtshause findet man in: Gottfried Vogler, Irmensula

Nr. 49,) welcher in der Mitte die Krönung der Maria, links (vergl. Nr. 49) ihr zur Seite den h. Stephanus, den Patron des Bistums Halberstadt, zu welchem Eisleben gehörte, rechts dagegen den h. Andreas, den Schutzheiligen der



Nr. 49.

Lutheri oder Ehrengedächtnis des grossen Luther. Eisleben 1693. Fol. Francke, Evangelisches Eisleben 1718. 4°. Chr. G. Berger, Kurze Beschreibung der Merkwürdigkeiten etc. in Eisleben, Merseburg 1827.

Kirche zeigt. Als Predella dienen die Medaillon-Brustbilder von acht gemalten Heiligen, links männliche, rechts weibliche. Die erste Figur der unteren Kante links vom Beschauer stellt einen barhäuptigen, jugendlichen Heiligen mit geschorener Glatze (tonsura Petri) in grüner Casula oder Überrock mit rotem Kragen dar, welcher in der Linken eine grüne Palme trägt. (S. Franziscus von Assisi?) Dann folgt ein Papst mit dreifacher Krone auf dem Haupte, der ein aufgeschlagenes Buch mit Schrift in der Linken, einen Kreuzstab in der Rechten hält. (S. Sixtus?) Zu dritt erblickt man einen jugendlichen Heiligen mit rotem Barett auf dem Haupte, der mit beiden Händen anscheinend eine Zange gefasst hat. (S. Pelagius?) Der vierte barhäuptige Heilige trägt auf einem Buche in der Linken das von einem Goldnimbus umgebene Gotteslamm, auf welches er mit der Rechten weist.

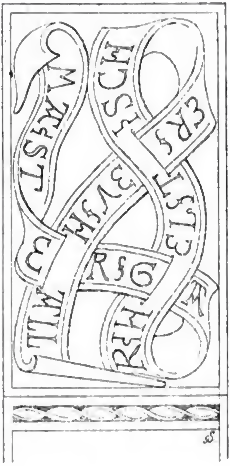
<table>
<tr><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td></tr>
<tr><td colspan="2">S. Stephanus.</td><td colspan="4">Krönung der Maria.</td><td colspan="2">S. Andreas.</td></tr>
<tr><td>S. Franciscus?</td><td>S. Sixtus?</td><td>S. Pelagius.</td><td>S. Johannes. Bapt.</td><td>S. Magdalena.</td><td>S. Margareta.</td><td>S. Ursula.</td><td>S. Elisabeth.</td></tr>
</table>

(Johannes der Täufer.) Die fünfte Figur ist eine Heilige mit Kopftuch, welche in beiden Händen eine (Salben-?) Büchse hält. (Die h. Magdalena.) Die sechste, eine jugendliche Heilige, barhaupt, ersticht einen Drachen. (Die h. Margareta.) Die siebente, ebenfalls eine jugendliche Heilige, hält in der Rechten einen Pfeil. (Die h. Ursula.) Die achte Heilige hält in beiden Händen einen Korb mit Rosen gefüllt. (Die h. Elisabeth oder die h. Dorothea.)

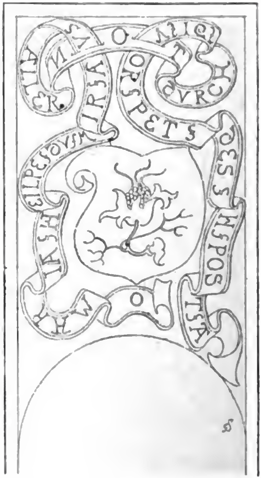
Diesen acht unteren Darstellungen entsprechen acht obere, deren Personen sich aber wegen der beträchtlichen Entfernung und ungünstigen Beleuchtung nicht feststellen liessen.

Die Ausführung scheint um das Jahr 1500 erfolgt zu sein. Die gemalten Klappen, welche an diesem Schrein ursprünglich befestigt waren, sind bei der Reparatur der Kirche im Jahre 1877 abgenommen und in dem über der Sakristei im Glockenturm gelegenen „Museum" aufbewahrt worden. Dieselben sind zum Teil erheblich beschädigt, verraten aber noch grosse ehemalige Schönheit. Eins der Bilder ist nach geschehener Reinigung seitens der S. Andreas-Gemeinde der neuerbauten Kirche zu Molmeck bei Hettstedt als Altarbild geliehen worden.

Von gleich schöner Holzschnitzerei, jedoch frei von Anstrich, waren **mittelalterliche Chorstühle**, welche sich an den Seitenwänden des Altarraumes befanden. Bei der 1877 erfolgten gründlichen Wiederherstellung der Kirche jedoch, welche sich auf den ganzen Fussboden, die Wände, die Glasfenster samt Masswerk, die Emporen, die Kanzel und auch auf die ebengenannten Chorstühle erstreckte, behielt man nur die alten Rückwände und einige Einfassungsleisten bei, das Übrige ergänzte man durch Neues, zumteil Abstechendes. Die Darstellung



Nr. 50.



Nr. 51.

der Chorstühle möge durch einige Muster gekennzeichnet werden, nämlich drei Rückenstücke und ein (zurückgestelltes) Deckenstück. (Siehe die geschnitzten Füllungen Nr. 50, 51, 52, 53.)

Ungefähr die Hälfte der Tafeln enthält reiche Verschlingungen von Blattwerk; die andere Hälfte zeigt wappenartige Symbole, umflattert von Bändern, oder auch nur Bänder, welche sich in Aufschlitzungen kreuzen und Einschnitzungen von Namen oder Anrufungen enthalten, z. B. Nr. 51:

O MARIA HELPE DV MIR AVS ALLER NOT
DVRCH DIE VORPETT DES H(eiligen) (A)POST(els) A(ndreas).

Die Abkürzungen am Schlusse sind geeignet den Sinn des Gebetes zu verdunkeln.

Ferner Nr. 52:

H(elpe) DV HELIGE FRAW SANT ANNA SEWL S D A

Das H am Anfange ist offenbar so zu ergänzen, wie geschehen; unklar ist dagegen die Bedeutung der Schlussbuchstaben. Vermutlich ist zu lesen SELW



Nr. 52.



Nr. 53.

und zu ergänzen dritt, so dass die h. Anna selbdritt angerufen wäre: die Buchstaben SDA sind eine noch zu lösende Sigle. Endlich Nr. 51:

GA(B)RIHEL TISCHER MAISTER ZV HALL.

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, dass der Name des Hallischen Tischlermeisters so, wie geschehen, zu ergänzen ist. Da derselbe als Verfertiger der Stühle angesehen werden muss, so wäre es sehr erwünscht, wenn die Lebenszeit desselben festgestellt werden könnte.

Ähnliche, aber vermutlich ältere Chorstühle finden sich auch in Hergisdorf im Gebirgskreise, unter welchem Namen man das dort Bemerkte vergleichen möge.

In dem über der Sakristei befindlichen „Museum" lagern noch zahlreiche geschnitzte Figuren, die nicht ohne Wert sind. Unter denselben zeichnen

sich folgende aus: einige Statuen von 1,5 m Höhe, von stilvoller Bildung und gut gemalt; die gekrönte Margareta, die gekrönte Barbara, S. Nikolaus, S. Laurentius; letzterer mit einem offenen Buche, auf dessen aufgeschlagenen Blättern folgender Text zu lesen ist:

Igne examinatus · sum et inventa
in me non est iniquitas ·:·
Levita Laurencius bonū · opus ·
operatus est.

Ferner zeichnet sich aus ein (beschädigter) sitzender Christus, ein hölzerner Taufständer (Renaissance) mit guter Schnitzerei, sowie die vorher erwähnten gemalten Altarklappen. In der darunter befindlichen Sakristei befindet sich ein zwar altes, aber nicht sonderlich wertvolles Ölbild, Christus mit der Dornenkrone, Maria und Magdalena zur Seite. Unter den ebendaselbst befindlichen Bildern mehrerer Geistlichen ist das merkwürdigste das von Johann Arnd, dem Verfasser des wahren Christentums.

Innerhalb der Kirche selbst verdient die Beachtung jedes Besuchers die an einen der südlichen Pfeiler des Mittelschiffs gelehnte Lutherkanzel.[1] Die Felder der Kanzel und die Rückwand sind mit hübschen Arabesken und Figuren in Blau geschmückt, die der Reformationszeit angehören. Älter ist der Schalldeckel, der reiche spätgotische Formen zeigt. Auch in den Farben sticht er von der einfachen Malerei der Kanzel vorteilhaft ab, und Spuren der Vergoldung sind noch wahrzunehmen. Von den Figuren ist besonders das Bild der Maria mit dem Seraph zu erwähnen, das sich an der Rückwand findet. (Dagegen ist das Bild der h. Katarina im Jahre 1877, als der Aufgang um eine Bildfüllung verlängert wurde, neu hinzugefügt.) Früher war die zu ihr führende Wendeltreppe ausserordentlich steil und eng, denn über einer Basis von nur 5 Fuss stieg dieselbe mit 12 (nur 1 ½ Fuss breiten) Stufen in einem Winkel von 70° auf. Wegen dieser ihrer Unbequemlichkeit, ja Gefährlichkeit ist die früher nur selten benutzte Kanzel, nachdem man bei der Restauration ihre Basis verlängert und den Anstieg bequemer gemacht, nach Beseitigung einer jüngeren zweiten Kanzel wieder in regelmässigen Gebrauch genommen worden. „Als ein überaus wertvoller Schatz muss dem protestantischen Beschauer diese Kanzel erscheinen, wenn er erwägt, dass hier der hochbegnadigte Gottesmann Martin Luther nicht nur in seiner früheren Lebenszeit wiederholt das lautere Wort Gottes verkündet, sondern auch von dieser Stelle herab als ehrwürdiger Greis sein letztes öffentliches Bekenntnis der Religion Christi hat erschallen lassen. Bei seinem letzten dreiwöchigen Aufenthalte in Eisleben im Jahre 1546 hat er auf dieser Kanzel noch vier herrliche kraftvolle Predigten gehalten, welche Aurifaber sofort nachgeschrieben und im Juni desselben Jahres im Druck hat erscheinen lassen“.[2] Joh. Gustav Büsching, welcher im

[1] Vgl. Dr. Schütze und Dr. Grössler, Drei Lutherstätten (Geburtshaus, Sterbehaus, Lutherkanzel), und das Lutherdenkmal in Eisleben. Mit Abbildungen. Eisleben, Druck von E. Schneider. S. 9—12.

[2] Der Inhalt derselben ist mitgeteilt in dem eben angeführten Werkchen von Schütze.

Spätjahr 1817 die Andreaskirche besuchte, hat seinen Empfindungen an dieser geweihten Stelle folgendermassen Ausdruck gegeben:[1] „Ein eigenes Gefühl muss jeden ergreifen, der diesen engen Raum betritt, von dem die machtvolle Rede einst Europa erschütterte und deren Wiederhall in allen Weltteilen sich verbreitete. Man fühlt, dass die Stelle, die ein grosser Mann betrat, geheiligt ist und ewig geheiligt bleibt, wenn auch Jahrhunderte über sie hinweggehen."

Ein überaus wertvolles Besitztum der Kirche ist der zu dieser Kanzel einstmals gehörige, jetzt in der südöstlichen Abseite in einem Glasschranke aufbewahrte, reichgestickte Kanzelbehang von rotem Sammet mit darauf gestickten Scenen aus dem Neuen Testament und den Figuren vieler Heiligen, in bunten Farben mit Gold gestickt, von Arabeskenzierraten in hochroter Farbe unterbrochen. Diese Bekleidung ist das Werk und Geschenk einer Gräfin von Mansfeld. Die grösseren der darauf gestickten Gestalten sind ungefähr 14 Zoll hoch und zum Teil en relief auf die Weise gearbeitet, dass die Körper, Hände, Füsse u. s. w. durch Unterlagen von Holz gebildet werden, über welche die Fäden der Stickerei sich hinwegziehen. Die Gewänder dieser Figuren prangen in bunten Farben; ihre Heiligenscheine und manche Teile der Gewandungen sind mit Goldfäden gestickt. Der untere Teil dieser Kanzelbekleidung[2] zerfällt in vier Hauptfelder, von denen jedes in dem Mittelraume eine Scene aus dem Leben der Mutter Gottes darstellt; den oberen Raum jedes Feldes nehmen drei Gestalten von Heiligen, den unteren Arabeskenzüge ein. Diese vier Hauptfelder sind von einander durch je einen langen verzierten Streifen getrennt, der ebenfalls drei übereinander stehende Gestalten von Heiligen enthält. Ein eben solcher Streifen ist auf den beiden schmalen Seiten des Tuches angebracht, so dass die vier Hauptfelder von fünf Streifen eingefasst werden. Die vier grossen Bilder in diesen Feldern stellen vor: links die Anbetung der heiligen drei Könige, daneben die Krönung der Maria in zwei nur wenig verschiedenen Darstellungen; rechts endlich die Mutter Gottes, das Christuskind auf den Armen, in einer Glorie stehend. Im oberen Teile der Felder und in den fünf erwähnten Streifen sind 26 heilige Männer und Frauen abgebildet; jede dieser Gestalten steht in einer Art von Rahmen, der oben mit einem Baldachin überwölbt ist. Einige Heiligengestalten wiederholen sich; unter ihnen sieht man S. Andreas. Sämtliche Figuren zeigen einen edlen und erhabenen Charakter; die Gestalten sind von schönem Ebenmass, die Köpfe von grossartigem und würdevollem Ausdruck, die Gewänder in einfachem Stil, kurz man überzeugt sich, dass die Zeichnung von einem tüchtigen Meister herrühren müsse. Alles dies aber stempelt diese Stickerei zu einem wirklichen, aber auch wegen seines vorzüglichen Stoffes seltenen Kunstwerke. Seine Entstehung möchte in das Ende des 15. Jahrhunderts zu setzen sein. Die Farben dieses Kanzeltuchs sind zwar

[1] Reise durch einige Münster und Kirchen des nördlichen Deutschlands im Spätjahre 1817. Leipzig 1819, S. 333.

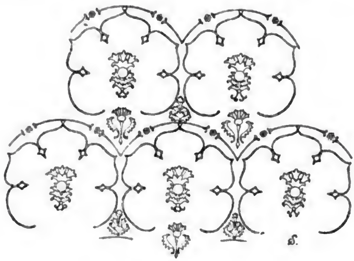
[2] Dieselbe ist in ihrer ganzen Ausdehnung in Puttrichs Denkmalen der Baukunst in Sachsen, II. Abteilung, II. Bd., 15. Lieferung, Blatt 8 abgebildet. Auch in A. A. Arnold, Die Beschreibung der Lutherkanzel, Eisleben 1845, einem Schriftchen, das mir noch nicht zu Gesicht gekommen ist, soll eine Abbildung auf einem beigegebenen lithographierten Blatte zu finden sein.

teilweise sehr verblichen, indessen ist das Ganze noch wohl erhalten und lässt eine längere Dauer hoffen.[1] Ein neuerer Kunstkritiker freilich, Georg Buss, bemerkt in seinem Berichte über die Hallische Kunstgewerbe-Ausstellung (1881), auf welcher der Kanzelbehang ausgestellt war, sehr richtig Folgendes: „(Die Arbeit dieses Teppichs) liefert den besten Beweis dafür, dass die künstlerische Vollendung in einzelnen Kunstzweigen schliesslich zu Ausartungen schreitet, und dass auch jene des Mittelalters sich hiervon nicht fern hielten. Es ist der natürliche Verlauf der Dinge, dass jede Vollkommenheit der Kunst nur eine Zeit lang währt, um, auf der Höhe der ästhetischen Entwickelung angelangt, wiederum bergab zu gehen. In der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts hatten die Leistungen der Stickerei diese Höhe erreicht; dann aber förderte das Vertrauen auf das Können Naturwidriges und somit auch Unschönes und Unkünstlerisches zu Tage, denn die Bildsticker überschritten die Grenze, welche ihnen die Natur ihres Materials setzte; sie gaben sich nicht mehr damit zufrieden, in ihren bildlichen Darstellungen mit den Malern zu wetteifern, sie bestrebten sich sogar, die Skulptur zu imitieren, um durch Haut-relief-Stickereien plastische Effekte hervorzubringen. Schon am Schluss des 14. und am Beginn des 15. Jahrhunderts traten in der kirchlichen Stickerei, veranlasst durch die Technik, ganz figürliche Scenen in orientalischen oder in farbigen Schmelzperlen zu sticken, die ersten unscheinbaren Versuche hervor, plastische Bildungen in Reliefstickerei wiederzugeben. In der Folgezeit nahmen diese stilistischen Fehler zu. Man legte auf das zu schmückende Gewebe eine dicke Unterlage, meistens bestehend aus einem skulpierten Holz, das die Figur des menschlichen Körpers nachahmte, oder aus einer Polsterung von Stoffen, und überstickte diese Unterlage mit Gold und Seidenfäden. Die Bekleidung der Lutherkanzel lässt diese Technik genau erkennen; die Heiligenfiguren, welche unter zierlichen spätgotischen Baldachinen stehen, sind erst durch zusammengeklebte und genähte Polster und durch Draht, welcher den Faltenwurf giebt, vorgebildet, dann zum Teil mit farbigen Stoffen überdeckt und schliesslich mit Gold- und Seidenfäden überstickt worden. Wer diese Hochrelief-Arbeiten sieht, wird in der That gestehen müssen, dass sie in ihrer Art meisterhaft ausgeführt sind und zu den vollendetsten ihrer Art gehören. Die treffliche Modellierung der Figuren, besonders sei auf Maria mit dem Kinde, umgeben von einer Glorie, aufmerksam gemacht —, die Gesichtszüge und der freie Faltenwurf der Gewandung lassen der Vermutung Raum, dass wir nicht ein Werk, welches um 1500 entstanden ist, vor uns haben, sondern ein solches, dessen Entstehung mindestens in die Glanzzeit der Kunst unseres Dürer fällt.“ (Also etwa um 1510.)

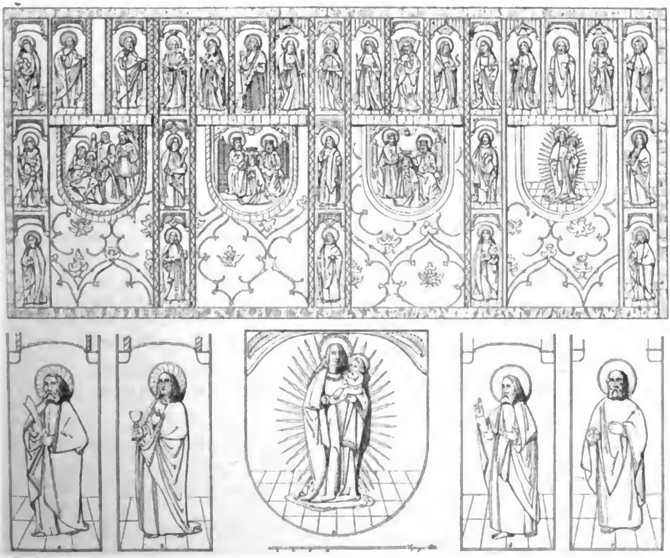
Die sämtlichen Stickereien haben, wie schon erwähnt, eine Unterlage von purpurfarbenem Sammet, auf welchem die im Mittelalter so beliebte Figur des Granatapfels, welche als Symbol der fruchtbaren Barmherzigkeit und der werkthätigen Liebe dienen soll, tapetenartig eingepresst ist. (Vergl. das Pressungsmuster Nr. 54; Nr. 55 stellt den Kanzelbehang selbst dar.)

Auf einer am nördlichen Pfeiler des Triumphbogens befestigten Tafel erblickt man eine Inschrift in gotischer Minuskel, welche sich auf die Weihung

[1] Puttrich, a. a. O. S. 4 u. 5.



Nr. 54.



Nr. 55.

eines jetzt nicht mehr vorhandenen, vormals „in der Calandeskapellen to Isleven, gewiget in de ere Marien der Mutter goddes samt andern liven hilligen", d. h. in der nördlichen Abseite stehenden Altar[1] bezieht und nach Auflösung der Abkürzungen folgendermassen lautet:

Anno domini m° cccc° lxxxııı° feria
quinta poſt Lucie providus andreas
beckmann dotavit preſens altare,
quod conſecratum eſt in honorem
omnipotentis dei et glorioſiſſime
virginis matris marie ſicud (!) preſen-
tata fuit in templum, et ſanctorum
apoſtolorum philippi et iacobi, andreae,
bartholomei, mathei et ſanctorum marty-
rum oſwaldi, criſtofori, georii, mauricij
et ſanctorum confeſſorum martini, auguſti-
ni, franciſci, bernhardini ac ſanctarum
virginum dorothee, apollonie, criſtine,
otilie, barbare, katherine, marie magda-
lene, cuius dedicatio celebretur dominica
proxima poſt preſentacionis marie.

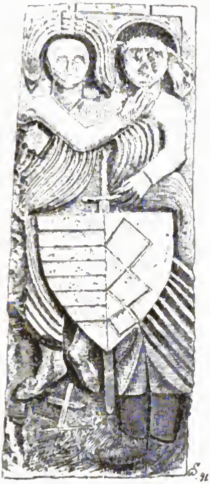
Ausserdem besitzt die S. Andreaskirche eine Anzahl von bemerkenswerten Grabsteinen und Grabdenkmälern. Das älteste Stück, zugleich der älteste Grabstein des ganzen Mansfelder Seekreises, steht, durch Eisenstangen gehalten, frei in der nördlichen Abseite des Chors und ist merkwürdigerweise auf beiden Seiten mit Bildwerk bedeckt. Es ist dies der Grabstein der Gründer des Klosters Mansfeld-Rothardesdorf-Helfta, des Grafen Burchard von Mansfeld aus Hoyerschem Stamm († 13. Dez. 1229) und seiner Gemahlin Elisabeth, geb. Gräfin von Schwarzburg († 1240). Siehe Nr. 56. Der verhältnismässig schmale Stein zeigt auf der einen Seite eine rohe Skulptur; nach der Ortsüberlieferung bemüht sich die Gräfin durch Liebkosungen den Grafen zur Gründung des Klosters zu bewegen. Die andere Seite ist mit der eingeritzten Figur des Grafen bedeckt, welcher barhaupt mit dem (Mansfelder) Rautenschild und Schwert dargestellt ist. Vergl. Nr. 57. Die Figur umgiebt folgende Majuskelinschrift:

+ hIC FUNDATORUM SUNT CORPORA CLAUSA PIORUM
+ BURCHARDI COMITIS AC ELISABETh COMITISSE.[2]

Der nächstälteste Grabstein in der Kirche, welcher nach Stil und Schriftart dem 14. Jahrhundert angehört und sich auf die Äbtissin Oda (v. Hadmersleben), welche während der Jahre 1348—1351 dem Kloster Helfta vorstand, bezieht, siehe die Nr. 58, welcher also im Jahre 1351 oder doch bald darnach angefertigt

[1] Eingehende Mitteilungen über denselben in: Grössler, Inscriptiones Islebienses, Eisleben 1883, S. 6 u. 7.

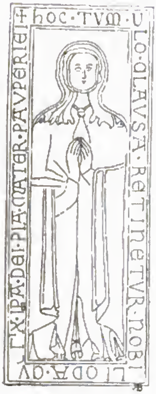
[2] Über die eigentümlichen Schicksale dieses Steines vgl. Grössler, Inscriptiones Islebiens. S. 4.



Nr. 56.



Nr. 57.



Nr. 58.



Nr. 59.

sein wird, steht in der südlichen Abseite des Chors. Auf seiner verhältnismässig schmalen Fläche erblickt man das ziemlich ungeschickt eingemeisselte Bild der Äbtissin, welches von folgender Inschrift in gotischen Majuskeln umgeben ist:

HOC TVMVLO CLAVSA RETINETVR NOBILIS ODA
CVLTRIX IPSA DEI PIA MATER PAVPERIEI.

Auch dieser Grabstein muss, wie der vorher erwähnte, mit anderen geschätzten Denkmälern während des Bauernaufruhrs im Jahre 1525 aus dem vor die Mauern von Eisleben verlegten Kloster Neuen-Helfta in die Andreaskirche geflüchtet und dort verblieben sein. Leider hat sich von den Grabsteinen anderer berühmter Nonnen des Klosters Helfta, der Äbtissin Gertrud (v. Hakeborn), der Nonnen Mechtild (von Magdeburg), Mechtild (von Hakeborn) und der „grossen“ Gertrud weder in der Andreaskirche zu Eisleben, noch in der Klosterkirche zu Helfta irgend eine Spur entdecken lassen.

Noch der Minuskelzeit angehörig ist der neben dem vorigen in der südlichen Chorabseite stehende Grabstein der Gräfin Barbara von Mansfeld, einer geborenen Edlen von Querfurt, der ersten Gemahlin des Grafen Ernst (II.) von Mansfeld-Vorderort († 1511). Vergl. Nr. 59 auf S. 101. Derselbe zeigt die Gestalt der Gräfin, von folgender zum Teil beschädigten Inschrift in gotischen Minuskeln umgeben:

Barbara genita de querufort, comitissa
ac uxor domini ernesti in mansfelt
et heldrungen, vixit cum er(nesto) . . .
. . . habuit novem pueros. O(biit) anno
XV° XI° V. h(ora) de(sponsationis?) marie.

Auch noch gotische Minuskelschrift, wenn auch zwei Jahrzehnte später entstanden, zeigt ein Grabstein, welcher neben dem der Gräfin Magdalena von Mansfeld, geborenen Gräfin von Schwarzburg, in der südöstlichen Kapelle steht und eine weibliche Gestalt darstellt. Die die Randleiste erfüllende Umschrift ist leider an vielen Stellen zerstört, so dass ein unbedingt sicheres Urteil über die Zugehörigkeit dieses Steines nicht abgegeben werden kann. Soweit die Schrift noch zu erkennen bezw. erhalten ist, zeigt dieselbe folgenden Inhalt:

Anno dni ◊ m . . . . . xxxii ist die wolgebornne Etele fraw
Agnes geborn . . . . . greffin v . . . . . n . . . . . verscheidē
der . . . gnad.

Auf dem oberen Teile des Steins zu beiden Seiten des Kopfes der weiblichen Figur erblickt man (her.) rechts das Mansfeld-Querfurter Wappen und (her.) links ein achtfach quergeteiltes Wappen. Ob dies als das Querfurter anzusehen ist oder als ein anderes, jenem ähnliches, mag dahingestellt bleiben.

Die untere Hälfte des Steins zeigt das die Füsse der Figur verdeckende gevierte Mansfeld-Querfurter Wappen, in welches ein Herzschildchen mit grimmendem Löwen eingesetzt ist. Da der Name der Gräfin — Agnes — völlig deutlich erhalten ist, so fragt sich, auf welche der verschiedenen Gräfinnen dieses

Namens die Inschrift zielt. Da die Buchstaben noch gotische Minuskeln sind, da ferner die erkennbare Zahl XXXII (32) auf das Jahr 1532 als das Todesjahr deutet, da endlich das Herzschildchen in dem letzterwähnten Wappen recht wohl das Wappen der Grafen von Gleichen sein kann, welche einen gekrönten Löwen, weiss in blau, im Schilde führten, so nehme ich an, dass wir hier den Grabstein der Gemahlin des im Jahre 1526 verstorbenen und in der Schlosskirche zu Mansfeld begrabenen Grafen Günther IV. von Mansfeld-Vorderort (vgl. Mansfelder Gebirgskreis S. 144) vor uns haben, welche Agnes hiess, eine geborne Gräfin von Gleichen war,[1] ihn überlebte und in der S. Andreaskirche beigesetzt sein dürfte, wenn auch eine ausdrückliche Nachricht hierüber mir nicht bekannt geworden ist. Die Inschrift wird also ungefähr so zu lesen und zu ergänzen sein:

Anno domini ..... 15)32 ist die wolgebornne Etele fraw
Agnes geborn ..... greffin v(on Gleiche)n (seliglich)
verscheiden, der (got) gnad.

Unter den eigentlichen Grabdenkmälern zeichnet sich ein in der nordöstlichen Kapelle stehender Sarkophag mit vier Pfeilern und ebensoviel schon wegen der Trachten beachtenswerten Figuren-Gruppen und Leuchter haltenden Genien aus, siehe umstehende Nr. 60, auf welchem das in Bronze gegossene Porträtbild des Grafen Hoyer (IV.) von Mansfeld liegt, vgl. Nr. 61, S. 105, welches, wie die Inschrift zur Rechten der Figur bekundet, im Jahre 1541 angefertigt worden ist. *[S]* Diese prachtvolle Arbeit wird von einigen für ein Werk Peter Vischers ausgegeben; jedoch einer der gründlichsten Kenner von P. Vischer, der verstorbene Oberbaurat Döbner in Meiningen bestritt ganz entschieden, dass dieser oder seine Söhne die Urheber der reichgeschmückten Figur Hoyers sein könnten, wenn er auch dieselbe als „nicht schlecht" bezeichnete. *[B]* Dieses Urteil wird dem Denkmal nicht gebührend gerecht. Es ist nicht bloss die ungemeine Sorgfalt, mit der alle, auch die unbedeutendsten Teile der Rüstung ausgeführt sind, was uns zur Anerkennung zwingt, sondern vor allem der Gesichtsausdruck, der in voller Lebenswahrheit uns entgegentritt. Es kann nicht zweifelhaft sein, dass wir ein ganz treues, mit aller Liebe und Sorgfalt ausgeführtes Porträt vor uns haben. Die Figur ruht, den federgeschmückten Helm zu Füssen, auf der mit einer Lorbeerguirlande eingefassten Deckplatte des Sarkophags. Die zwanglos übereinander gelegten Hände lassen den Eindruck des Steifen und Unnatürlichen, der leicht solchen Werken anhaftet, nicht aufkommen. Von gutem Geschmack und reicher Erfindungsgabe zeugt aber auch der Schmuck des Sarkophags und die vier leuchterhaltende Gestalten tragenden Säulen, die an den Ecken des Sarkophags stehen. Ihre Formen sind so eigenartig, dass sie verdienen, näher betrachtet zu werden. Auf viereckigem Sockel, dessen Basis mit delphinartigen Wesen und Ornamenten geziert ist, während Füllungen und Gesims mit blattähnlichen Ornamenten belebt werden, erhebt sich die Säule, die aber nicht bis zum Kapitäl ununterbrochen aufschiesst, sondern in der Höhe des Sarkophagdeckels durch einen vielfach zusammengesetzten Ring in zwei Teile gegliedert wird. Sowohl der untere als der dessen

[1] Francke, Historie der Grafsch. Mansfeld, Leipzig 1723, S. 274.

doppelte Länge messende obere Teil ist mit flachen, ziemlich weit von einander ab stehenden Kannelierungen versehen. Zwei kräftig ausladende einfache Ringe fassen



Nr. 60.

den Schaft oben zusammen, der ein Kapitäl trägt, das in seiner Gestaltung an die romanische Kunst erinnert, besonders durch einen Abakus, der als Träger der Leuchterfigur mit ziemlicher Ausladung auf dem eigentlichen Kapitäl aufruht. Auch die Art des Schmuckes erinnert an die romanische Weise, wenn auch antike Motive überwiegen. Merkwürdig ist die Gestaltung des mittleren Blattes, das

Kapitäl und Abakus zugleich bedeckt, obgleich diese beiden Teile durch eine Platte von einander geschieden sind, während die Eckverzierungen beide als gesonderte Teile erscheinen lassen. Ob diese Anklänge an die romanische Kunst auf bewusster Anlehnung beruhen, lässt sich nicht feststellen; jedenfalls stehen solche Anklänge im 16. Jahrhundert nicht vereinzelt da, so besonders in der Holzarchitektur, wie an anderer Stelle nachgewiesen ist. (s. Harzzeitschrift XXVII, 1894.) Auf den Abaken steht je eine Figur mit Leuchter; in der Diagonale stehen sich so zwei Engel und zwei Kinderfiguren gegenüber.

Die Ecken der Fusssockel, auf denen die Säulen stehen, sind von derb anmutigen Rundgestalten besetzt, die sich an den Schaft anlehnen. Die Arbeit ist überall eine sorgfältige; der Faltenwurf der Gewänder meist geschickt geordnet.

Der Sarkophag selbst ist ganz mit Reliefschmuck bedeckt in den kräftigen Formen der deutschen Renaissance. Am untern Teile sind zwischen Knabenfiguren an den Enden und einem phantastischen Ungetüm in der Mitte zwei Wappenschilder mit den mansfeldischen Wappen angeordnet. [G] Ein Künstlerzeichen ist nicht aufzufinden. Am Fussende des Sarkophags aber steht folgende Inschrift:



Nr. 61.

Nach Christi unsers Seligmachers Geburt tausend fünfhundert und im vierzigsten jare vff Freytagk nach trium regum den newenden Tag Januarij ist in Gott vorschieden der Edle Wollgeborne Herr Hoyer, Graf und Herr zu Mansfeldt, Rö: Kay': und Rö: Mayt. Radt. dem Got genade.

Der Tod dieses eifrig katholisch gebliebenen Grafen Hoyer war für die Reformation insofern von Bedeutung, als nach demselben der Rest der Grafschaft sich dem Lutherschen Bekenntnis zuwandte, welches Hoyer bis dahin von seinem Herrschaftsgebiete fern zu halten bemüht gewesen war.

[B] An der Südwand dieser nördlich vorgelegten Kapelle verdient noch ein Grabmal von fast gleicher Grösse und Anlage, wie das des Grafen Hoyer, Beachtung. Es ist ein Marmorwerk und zeigt dieselbe sorgfältige Ausführung wie das ebenbeschriebene, s. Nr. 62. Die Figur des Verstorbenen liegt mit gefalteten



Nr. 62.

Händen da; wir haben also nicht die Empfindung, dass da ein Müder ausruht von der Arbeit des Lebens, wie bei der Figur Hoyers. Das Gesicht hat aber edle Formen. Die Ecken der Platte, auf welcher die Gestalt ruht, sind von niedlichen liegenden Kinderfiguren ausgefüllt; der Sarkophag hat senkrechte Wände, von denen aber nur drei sichtbar sind, da das Ganze eng an die Nordwand des Mittelschiffes angeschlossen ist. Die freistehenden beiden Ecken sind durch Nischen gebrochen, deren Höhlungen je eine Figur aufnehmen; eine figurgeschmückte Nische ist auch in der Mitte; leider ist deren Figur verstümmelt und nur noch der elegante Faltenwurf sichtbar. Die beiden Eckfiguren sind im Ganzen unversehrt, zeigen zwar eine ausgebildete Technik, sind aber manieriert, besonders die an der Nordostecke; die andere ist von besserer Wirkung. Wappenschilder mit Helmen und schön stilisierten Helmdecken nehmen, vier an der Zahl, die freien Flächen ein; den Übergang zur Deckplatte bildet ein ranken- und rosengeschmücktes weit ausladendes Gesims von kräftiger, fast derber Bildung.

Zwei unter den Figuren verkröpfte Stufen bilden den Fusssockel des Ganzen.

[G] Wen die Hauptfigur darstellt, hat bisher noch niemand ermittelt; doch

wird bei der Besprechung eines anderen Grabdenkmals eine bestimmte Vermutung von mir ausgesprochen und ihre Begründung versucht werden.

An einem an der Ostwand der südlichen Kapelle befindlichen, mit Bildhauerarbeit und vielen Wappen geschmückten, der Renaissancezeit angehörigen Grabdenkmale der Gräfin Magdalene von Mansfeld vom Jahre 1565 befindet sich folgende Inschrift in römischer Majuskel, die aber, der bequemeren Lesung halber, wie schon öfter, in gewöhnlicher Schrift wiedergegeben wird.

Generosae et inclytae dd. Magdalenae, natae de Schwartzburg, comitissae et dominae in Mansfelt, nobilis d. in Heldrungen, cum filiola eiusdem nominis hic sepultae.

Hoc cum prole sua tegitur sub marmore mater,
Utraque Magdalidis nomine dicta fuit.
Nobilitat matrem Schwartzburg, Mansfeldia natam;
Omni laude parens foemina maior erat.
Alberti comitis coniunx generosa Joannis
Per ternos annos et duo lustra fuit.
Sed toto decies facta est hoc tempore mater.
Coelica mens Christi munere regna tenet.

In vera fide et agnitione filii Dei decessit die VII. Septemb: Anno MDLXV, aetatis XXXV.[1]

Job: XIX: Scio quod redemptor meus vivat et in novissimo die de terra resurrectura sum et rursum circumdabor pelle mea et in carne mea videbo Deum.

Auf dem Grabe selbst lag ein Stein mit folgender Inschrift:

Von Schwartzburg Magdalen geborn,
Grevin v. Mansfelt auserkorn,
Lig nhun alhie mitt meine kind
Und schlaff mit fride fein gelind.
Zum sichern ort furt uns mein gott
Durch einen sanfften suessen Tod.
Ps. IIII v. 9.

Anno 1565, d. VII. Sept. ist in Gott seelig entschlaffen die Wohlgeb. und edle Fraw Magdalen, geborne Grevin von Schwartzburg, Grevin zu Mansfelt, edle Fraw zu Heldrungen, und zu ihr gelegt F. Magdalenen, ihr Tochter, Anno MDLXIII. d. XXV. Jun. vorschieden.

Zu beachten ist, dass Graf Johann Albrecht zwar mit seiner Gemahlin Magdalene zusammen knieend dargestellt ist, aber er als noch lebend, wie schon daraus hervorgeht, dass zur Angabe seines Todestags für eine künftige

[1] Über die überraschende Übereinstimmung dieses Grabdenkmals und der Todeszeit mit einem andern in der Stadtkirche zu Thal-Mansfeld, auf den Grafen Ernst von Mansfeld und die Gräfin Sara bezüglich, vgl. Grössler, Inscriptiones Islebienses, S. 16.

Inschrift eine Tafel auf dem Denkmale frei gelassen ist, auf welcher nur die Worte stehen: „Wann Gott will." Dieser Graf Johann Albrecht, welcher meist auf dem Arnsteine residierte, ist erst erheblich später, im Jahre 1586, verstorben, wie ein Schild berichtete, welches früher in der südöstlichen Kapelle über dem Predigerstande in der Kirche hing und dessen Inschrift lautete:

Anno 1586 den 8. Juli zwischen 5 und 6 Uhr nachmittag ist der Wohlgebohren und Edle Herr, Herr Hanns Albrecht G. und H. z. M., E. H. z. H., allhier in Eisleben in Gott seelig entschlaffen. Der Seelen Gott gnediglich geruhen und eine fröl. Auferstehung verleien wolle.[1]

Da er in Eisleben gestorben und demnach auch wohl begraben ist, so wäre es sehr verwunderlich, wenn ihm nicht ein würdigeres Denkmal gesetzt worden wäre, als die erwähnte Inschrift auf einem Holzschilde; doch hat ein solches bisher nicht nachgewiesen werden können. Ich glaube aber, dass jenes jetzt an der Südwand der nördlichen Kapelle stehende Grabmal ohne Jahrzahl und Inschrift, welches sicher der Renaissancezeit angehört und einen Grafen in Lebensgrösse in Stein gehauen auf einem Sarkophage liegend zeigt, das Grabmal des Grafen Johann Albrecht von Mansfeld-Vorderort, des Stifters der Arnsteiner Linie ist. Dieser hatte sich nämlich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Magdalene von Schwarzburg mit der Gräfin Katharina, der Tochter des Grafen Karl von Gleichen vermählt, welche ihn überlebte, und das bisher so rätselhafte Denkmal errichtet haben wird, welches übrigens früher in der südlichen Kapelle, wo auch das oben erwähnte Holzschild hing, seinen Platz gehabt hat. Für diese Annahme sprechen die an dem Sarkophage angebrachten Wappen, die freilich zugleich von einem Verfall der heraldischen Darstellung Zeugnis ablegen. Am Kopfende des Sarkophags nach Westen zu befindet sich 1. ein Wappen, welches einen leopardierten, gekrönten, zweischwänzigen Löwen (g. in b.) zeigt und darüber ein Helmschmuck, der das Schildbild wachsend wiederholt. Es ist dies höchstwahrscheinlich der gräflich Schwarzburgische Wappenschild. Auf der nach Norden zu gelegenen Langseite erblickt man zwei Wappen. Das nach Westen zu befindliche ist quadriert und in der Mitte mit einem Herzschilde belegt. Während die Felder 1 und 4, welche mit einem Schrägbalken überdeckt sind, zu jeder Seite desselben je drei Rauten zeigen, sind die Felder 2 und 3 leer. Das Herzschild zeigt einen gekrönten Löwen. Bekrönt ist das Gesamtwappen von einem dreifachen Helmschmuck: heraldisch links ein offener Flug aus einer Krone wachsend, in der Mitte zwei aus einer Krone hervorwachsende, oben durch eine Krone zusammengefasste Büffelhörner, heraldisch rechts eine Mütze mit rundem, scheibenförmigem, (ursprünglich vermutlich achteckigem) Schirmbrett, welches rundum mit acht oder neun Pfauenfedern besteckt ist und in seiner Fläche einen Schrägbalken zeigt, auf dessen beiden Seiten je drei Rauten unregelmässig verteilt sind.

Dieses sonderbare Alliancewappen dürfte Mansfeld und Gleichen (im Herzschild) darstellen sollen; der Helmschmuck ist der der Grafschaft Mansfeld (Flug), der Burggrafschaft Querfurt (Büffelhörner) und der Burggrafschaft Meissen

[1] Grössler, Inscriptiones Islebienses S. 31, Nr. 35.

(Schirmbrett mit Pfauenfedern). Der östliche Teil der Langseite zeigt unverkennbar das Querfurter Wappen (5 Querbalken); als Helmschmuck dient ein gekrönter Helm, aus welchem 2×4 Fähnchen hervorwachsen. Auf der östlichen Giebelseite (Fussseite der liegenden Gestalt) erblickt man einen Wappenschild mit breitem Schrägbalken, in welchem neun Doppelranten über einander stehen, so dass jedes Paar von dem andern durch einen Zwischenraum getrennt ist. Der gekrönte Helm dieses Wappens zeigt einen doppelten Flug, zwischen welchem ein (h.) von rechts nach links springendes Pferd emporwächst. Zwar ist der Kopf des Pferdes abgeschlagen, aber die erkennbar angedeutete Mähne und die ebenso deutlichen Hufe kennzeichnen das Tier als ein Pferd. Ob die an der Wand stehende südliche Langseite auch Wappen hat, lässt sich, da sie unzugänglich ist, nicht sagen. Wenngleich nun offenbar die Wappen in mancher Beziehung noch weiterer Erklärung von kundiger Seite bedürfen, so spricht doch nicht nur das Beisammensein der Wappen von Mansfeld-Querfurt, Schwarzburg und Gleichen, sondern auch die durch den Renaissancestil angedeutete Entstehungszeit des Grabmals dafür, dass dies Denkmal dem Grafen Johann Albrecht von Mansfeld von der überlebenden Witwe Katharine, geb. Gräfin von Gleichen, gesetzt worden ist. Die Porträtfigur des Grafen ist mit Sorgfalt ausgeführt.

Erwähnt möge aber immerhin werden, dass der Eisleber Kalender vom J. 1787, in einem Aufsatze über die gräflich-Mansfeldischen Begräbnisgewölbe in der S. Andreaskirche „ein steinernes Monument mit dem liegenden, in Stein gehauenen Bildnisse des Grafen Bruno II. (richtiger des I.) oder des Älteren aus der Bornstedter Linie“ erwähnt. Da nur zwei solcher liegenden Bildnisse in der Kirche vorhanden sind, nämlich das des Grafen Hoyer und das hier besprochene, so muss Graf Bruno gemeint sein. Aber weder passen zu dieser Behauptung die Wappen des Denkmals, noch verträgt sich mit ihr der Umstand, dass Graf Bruno, geb. 17. Nov. 1545, gest. 4. April 1615, nach derselben Quelle in einem unterirdischen Gewölbe beigesetzt ist, und zwar in einem Sarge von Zinn, auf dessen Deckel folgende Inschrift stehen soll:

D. O. M. C.

Bruno Senior.

Comes generosus in Mannsfeldt, Nobilis Dominus in Heldrungen, Bornstedt et Friedeburg. Natus Bornstedtii XVII. Novembr. MDXLV. Patre Philippo Comite Mansfeldiaco, Matre Amabilia, Burggravia Leisnicensi. Ann. juvenil. peregrin. perlustravit regiones, Adultior vero Anno MDLXXI. Dominic. Exaudi Vxorem duxit Generosam et inclytam Dm. Christinam ex illustri Barbyensi et Mulingensi stemmate ortam, cui, cum prius familiam ipsius undena sobole ampliasset, Anno MDCV. IX. April. non sine multis lacrymis iusta funebria persolvit.

(Hier folgt das Wappen.)

Tandem denatus Anno MDCXV. IV. April. Islebii, postquam annos LXX. min. XXXII. hebdom. in terris confecisset, generosi corporis exuvias sub spe resurrectionis subsecuturae hic deposuit.

Ferner steht auf einem mit dem Mansfeld-Querfurtischen Gesamt-Wappen geschmückten Grabsteine an der südlichen Wand der südlichen Kapelle (an dem Renaissance-Denkmal des Grafen Hans Georg († 1579) und der Gräfin Katharine vom Jahre 1582), welche sich an der Nord- und Südwand der Kapelle gegenüberstehen, folgende Inschrift in römischen Majuskeln:

(ANNO) 1582 · SONABENT · (VO)R · (EXAU)DI · DEN · 26. MAII · IST · DES · WOLGEBORNEN · VND · EDLEN · HERREN · HERRN · HANS · GEORGEN · GRAVEN · VND · HERRN · ZV · MANSFELT · EDLEN · HERREN · ZV · HELDRVNG · EHEGEMAHL · VND ANNO 79 · DEN · 14. AVGVST · ZV · DRESDEN · VORLASSEN · WITWE · DIE · AVCH · WOLGEBORNE · FRAV · FRAV · KATHARINA · GEBORNE · GRAEVIN · VND FRAV · ZV · MANSFELT · E. F. Z. H. IN GOT SELIG-LICH · VORSCHIEDEN · IRES · ALTERS · IN · 61 · IAR ALHIR · BEGRABEN. ↩ DER · GOT · EINE · FRO-LICHE · AVFERSTEHVNG · VORLEIHE. ↩

Eine grosse Zahl von Grabsteinen mit Inschriften, welche früher in der Kirche vorhanden waren, ist jetzt verschwunden, doch sind die Inschriften wenigstens gerettet. Hervorzuheben sind unter denselben die der ehemaligen Superintendenten bezw. Generalsuperintendenten Johann Spangenberg († 1550), Hieronymus Menzel († 1590), Förster († 1613), Leonhard Rechtenbach († 1628), Joh. Gottfried Nicander († 1681), Ehrenfried Dürr († 1715), ferner Heinrichs v. Watzdorff (XVI Jahrh.) und des Kanzlers Joh. Mühlmann († 1730), welche sämtlich nebst kurzen Lebensbeschreibungen der in Betracht kommenden Personen in: Grössler, Inscriptiones Islebienses veröffentlicht sind. Ebenda finden sich auch noch andere Inschriften über andere Personen und an ehemals vorhandenen Ausstattungsstücken der Kirche (zweite Kanzel, Taufstein, Orgel u. dergl. m.)

Vormals in der Kirche selbst (an einem der nördlichen Pfeiler des Mittelschiffs), jetzt in dem über der Sakristei befindlichen Museum wird die messingene Grabtafel des am 13. Juli 1547 zu Eisleben gestorbenen Herzogl. Sächs. Amtmanns Christoph von Ebeleben aufbewahrt, auf welcher in römischer Majuskel folgende Inschrift steht:

EPITAPHIUM NOBILISSIMI ET ORNATISSIMI VIRI CHRISTOPHORI AB EBELEBEN.

CHRISTOPHORUS CELEBRI MAIORUM SANGUINE NATVS,
NOBILE CUI NOMEN STIRPS EBELEBNA DEDIT.
PLVRIMA PRO MERITIS CUI PATRIA DEBET HONESTIS,
UNICA CUIQUE FUIT CURA IVVARE BONOS,
PUBLICA SOLLICITO DUM TRACTAT MUNERA CORDE
A SIBI MAURITIO CREDITA NEMPE DUCE,
PECTORIS INSURGENS ILLI PARS LEVA TUMORE
ULCERE PESTIFERO CORDA PROPINQUA PREMIT,
CUIUS AB ASSIDUO POST TEMPORA PAUCA DOLORE

VIR SUMMAE DIGNUS LAUDIS HONORE PERIT.
ILLIUS HAC IGITUR CORPUS PUTRESCIT IN URNA.
HEU PREMIT EXIGUUS PECTORA QUANTA LAPIS.
TU TAMEN, UT SCIRES HAEC PERLECTURUS AMICE,
HIC TAM LAUDATI MEMBRA LATERE VIRI,
ANNA DOLENS CHARI CASU GENEROSA MARITI,
QUAE DE PFLUGORUM NOMINA STIRPE TRAHIT,
HAEC MONUMENTA PIO COMMOTA LOCAVIT AMORE,
CONDECORANS MANES HAC PIETATE VIRI,
TU FAELIX IGITUR, MI LECTOR AMICE, VALETO,
HUIUS VIRTUTES AC IMITARE VIRI
HOC AGE SI FACIES, NON A VIRTUTIS ABIBIS
TRAMITE, NON VERUM TE FUGIETQUE DECUS.
RURSUS, AMICE, VALE, VIVATQUE, PRECARE, SEPULTI
CUM SEMPITERNO MENS GENEROSA DEO.
AMEN.
ANNO 1547.

Innerhalb der Kirche selbst müssen noch erwähnt werden die von Schadow entworfenen bronzenen Büsten Luthers und Melanchthons (in der südlichen Kapelle), welche König Friedrich Wilhelm III. der Litterarischen Gesellschaft der Grafschaft Mansfeld als eine Art von Ersatz für den der Stadt Eisleben durch Hieronymus Napoleon zugefügten Verlust geschenkt hat, nachdem dieser die zur Errichtung eines Lutherdenkmals eingesammelten Gelder auf dem Wege einer (niemals zurückgezahlten) Zwangsanleihe sich angeeignet hatte.

Auf dem oberen Sockelrande steht:

König Friedrich Wilhelm III. der Mansfeldischen Litterarischen Gesellschaft und diese der Sct. Andreaskirche hier 1817.

Auf dem Sockel der Lutherbüste steht:

vorn: **Gottes Wort ist nicht gebunden. 2. Tim. 2, 9.**
links: **Hier gebohren den 10. November 1483.**
rechts: **Worms den 5. April 1521.**
hinten: **Hier gestorben den 18. Februar 1546.**

Auf dem Sockel der Melanchthonbüste:

vorn: **Alles in der Liebe. Eph. 4, 16.**
links: **Gebohren zu Bretten den 16. Februar 1497.**
rechts: **Augsburg, den 25. Juni 1530.**
hinten: **Gestorben zu Wittenberg den 19. April 1560.**

Einige Grabdenkmäler befinden sich auch noch an der südlichen und südöstlichen Aussenseite der Kirche. Das älteste, welches an der Südseite angebracht und dem aus einer alten Eisleber Familie stammenden Stadtvogte (= Bürgermeister) Berndinnus Blanckenberg († 1531) gewidmet ist, zeigt unter einer Kreuzigung folgende Inschrift:

Anno 1531 mitwochen in Ostern . . den 12 tag Aprilis ist vorscheidē der ehrsame vn̄ weiße Berndinnus Blanckēberg · Stadtvogt hie begrabē · dem Got genat · amē.

Darüber steht:

1540 ist die Arbeit gemacht.

Nicht weit von dem vorigen Denkmal erblickt man — als Fensterfüllung eingesetzt — eine männliche Figur im Prunkanzuge, barhaupt, mit Knebel- und Kinnbart, pelzbesetztem Mantel und Pluderhosen. Die rechte Hand hält den Mantel zurückgeschlagen, die Linke den Degen mit grossem Stichblatt aber schmaler Scheide. Die Pluderhosen sind dicht unter dem Knie zusammen gebunden; die Beine stehen schrittlings auswärts gespreizt. Der jetzt inschriftlose Stein ist dem im Jahre 1631 zu Eisleben verstorbenen Oberaufseher der Grafschaft Mansfeld Sigmund von Hagen gewidmet, wie sich aus folgender, ursprünglich vorhandenen, erhabene Majuskeln zeigenden Inschrift desselben ergiebt:[1]

ANNO ...... GESTRENG U. VESTE HERR SIGMUND V. HAGEN VF NEULIN SEBEN U. BINDORF WEILAND OBERAUFSEHER IN DER GRAFSCHAFT MANSFELT VND HAUBTMANN V. SANGERHAUSEN GEBOHREN, ANNO 1631 DEN 15. SEPTEMB. ALHIER SELIG ENTSCHLAFFEN. AETAT. 67. JAHR 3 MONAT.

An der östlichen Aussenseite des Chors steht auf einem eingemauerten, wappenförmigen Steine:

MAUSOLEVM REVSCHIANUM.
VIATOR, DISCE MORI, MORS TUTISSIMA QUIES. QUIESCE IN CHRISTO, HIC SALUS, HIC VITA, HIC RESURRECTIO. IN HOC HYPOGEO QUIESCANT OSSA IN PACE.
MDCCXXI.

Als wertvollere Geräte der Kirche sind folgende Kannen, Kelche, Leuchter u. s. w. hervorzuheben:

1) Eine 1470 gr. schwere, 26 cm hohe, grosse silberne Abendmahlskanne mit in Feuer vergoldetem Rand und Schildern zeigt unter dem weit vorstehenden, nach oben strebenden Ausgusse S. Andreas mit Kreuz und Buch in vergoldeter Gravierung; auf der einen Wange erblickt man das mansfeldische Gesamtwappen (Rauten, Balken, Adler, Löwe) mit der Jahreszahl 1628, auf der andern ein Familienwappen mit der Inschrift in römischen Majuskeln:

EX LEGATO DN. ABRAHAMI DÖRING AD D. ANDREAM CURATORIS ET REI PUBLICAE SENATORIS.

Den Henkel ziert, auf der äusseren Fläche sich hinziehend, ein Perlstab, der an beiden Enden in Engelsköpfe ausläuft. Das Mittelfeld des Deckels füllt ein silbernes Medaillon, Christum mit der Dornenkrone darstellend. Darüber die Inschrift (in römischer Majuskel):

EGO SUM VIA VERITAS ET VITA.

Darunter die kleineren Buchstaben: **C. PRI. CÆ.** Auch die Innenseite des

[1] Lebensgeschichtl. Nachrichten über denselben in: Grössler, Inscript. Islebiens. S. 3.

Deckels zeigt auf einem Medaillon den kreuztragenden, sich ausruhenden Christus mit der Umschrift in römischer Majuskel:

ET LIVORE EIUS SANATI SUMUS ESA. 53.

Darunter: **C · PRI · C.** (= Cum privilegio Caesaris?)

Auf dem äusseren Boden steht: **Wigt 6 M. 3 lott.**

2) Eine kleinere, 630 gr. schwere, 20 cm hohe Abendmahlskanne mit feuervergoldeten Rändern. Der Henkel ist mit einem Perlstab verziert. Unter dem Ausguss sind neben einander zwei Wappen eingegraben. Die Umschrift des einen, dreigeteilten, welches in der Mitte zwei rote Querbalken, links eine Schafschere, rechts zwei Kesselhaken oder Fischangeln, als Helmzier dagegen einen doppelten Flug zeigt, neben welchem rechts noch einer dergl., aber mit zwei roten Balken belegt, zu sehen ist, lautet:

Heinrich · von Hagen · Maiour · Inhaber · Des ·
Oberambts · Eisleben ·

Das andere, welches drei grüne Pflugscharen und als Helmzier eine gekrönte, einen Blumenstengel haltende Jungfrau zeigt, hat die Umschrift:

Catarina · Elisabeth · von · Königsmark ·

Unter beiden Wappen steht die Jahreszahl 1670. Im Mittelfelde ist das Lamm Gottes mit dem Labarum eingraviert.

3) Ein grosser silberner, im Feuer vergoldeter Kelch, 1060 gr schwer, 25 cm hoch, mit sechsblättrigem, nicht sehr hohem Fuss. Auf einem Blatte desselben ist die kleine Kreuzigung schwach eingraviert. Auf dem gegenüberliegenden Blatte sieht man die am Kreuz erhöhte Schlange im Lager der Israeliten. Auf dem Blatte links von letzterem steht auf grün emailliertem Grunde ein Doppelwappen mit der Jahreszahl 1550, links das mansfeldische Gesamtwappen, rechts ein gleichfalls gevierteiltes Wappen mit zwei Löwen auf Goldgrund und zwei quer geteilten, rot und gold tingierten Feldern. Der Knauf des Kelches ist kreisförmig, oben und unten sonnenartig verziert, mit vier Edelsteinen auf dem lotrechten Umkreis, welcher die Inschrift trägt:

IESVS NASARENVS REX IVDEORV̄.

Über die Herkunft dieses Kelches ist mitzuteilen, dass die Witwe des am 1. Januar 1710 gestorbenen Grafen Johann Georg von Mansfeld, die spätere Herzogin Louise Christine von Sachsen (Weissenfels), wie sie in einem Anschreiben vom 23. Sept. 1714 erklärt, „aus Unsers hertzlich geliebten Ersten gemahls, des weylandt hochgebohrnen Graffen und Herrn, Herrn Johann Georgs, Graffen undt Herrn zu mansfelt, Edlen H. zu Heldrungen, Seeburg und Schraplau, Erbe und Verlassenschaft Einen ganss vergülten mitt 4 hiacinten besetzten Kelch mit der Jahreszahl 1550 undt mansfeldischen Wappen bezeichnet, nebst einer vergülten patene undt Hostien Schachtel zum heiligen Gebrauch in die Haupt Kirche zu St. Andreas in Eissleben aus Gnadten zu verehren“ entzündet und erwecket worden ist.[1]

[1] Grössler, Mitteilungen aus Eisleb. Kirchenbüchern in den Mansfelder Blättern II, S. 111. 1888.

Der dazu gehörige silberne, feuervergoldete Hostienteller, 435 gr schwer, zeigt als signaculum ein griechisches Kreuz auf schraffiertem Grunde.

Die ferner dazu gehörige Hostienschachtel, 150 gr schwer, trägt eingestochen das gräflich mansfeldische Wappen mit der Umschrift:

IOHANN GEORG, GRAF V. H. Z. MANSF. E. H. Z. H.

Auf der andern Wange steht: ihs und die Jahreszahl 1620.

4) Ein silberner, feuervergoldeter Kelch, 990 gr schwer und 25 cm hoch, hat sechsblättrigen Fuss. Auf demselben steht die kleine Kreuzigung als signaculum. Das Kreuz ist geästelt und trägt den Inri-Streifen. Die Füsse Christi sind übereinander gelegt. Der Knauf ist von je sechs fensterartigen Öffnungen, die mit gotischem Masswerk erfüllt sind, oben und unten durchbrochen. Auf den sechs Buckeln des Knaufes steht in gotischer Minuskel iesus; auf den Feldern des unteren Halses ❀ hilf ◊ auf dem des oberen Halses ❀ maria ◊ Ohne Jahreszahl.

Die dazu gehörige Patene zeigt in ihrem Innern den Vierpass, der Rand dagegen als signaculum einen innerhalb eines Kreises sich flach erhebenden Crucifixus in gotischer Form.

5) Ein mittelgrosser silberner Kelch, 605 gr schwer und 18 cm hoch. Der sechsblättrige Fuss zeigt auf einem Blatte den Crucifixus als signaculum. Das sehr breite (ägyptische) Kreuz mit der Triumphaufschrift ist nur eingraviert, die Gestalt Christi dagegen ist aufgenietet. Auf den übrigen Blättern erblickt man nach links zu: 1. Johannes den Täufer, das Gotteslamm in der Rechten haltend und mit der Linken darauf weisend; 2. S. Petrus mit Schlüssel und Buch; 3. einen Bischof mit Krummstab, Buch und Heiligenschein; 4. S. Magdalena, eine Frauengestalt mit gefaltetem Kopftuch, einen Schwamm oder ein Tuch in der Rechten, eine Kanne oder ein ähnliches Gefäss in der Linken haltend; 5. S. Paulus mit Schwert und Buch. Auf dem Zapfen des Knaufs steht ihesus, über dem Knaufe oben: hilf mara (so!), darunter: hil maria. (so!) Den unteren Teil des Bechers umfasst ein blattartiges geschwungenes Ornament.

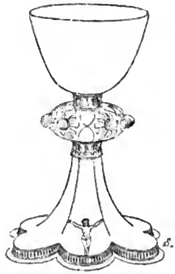
6) Ein mittelgrosser, silberner feuervergoldeter Kelch, 540 gr schwer, 17 cm hoch, im Fusse etwas mit Blei ausgegossen, zeigt auf allen sechs Blättern seines Fusses Gravierungen, welche nur Masswerk darstellen. Auf den Zapfenschildern des Knaufes steht in gotischer Majuskel:

IHESVS, darüber MARIA, darunter AVE.

7) Ein mittelgrosser silberner, feuervergoldeter Kelch, siehe Nr. 63, S. 115, 505 gr schwer, 17 cm hoch, der schönste unter den älteren, zeigt auf einem Blatte seines sechsblättrigen Fusses einen Crucifixus ohne Kreuz als signaculum. Auf dem rechts davon befindlichen Blatte steht eine dreizeilige, anscheinend eingeschlagene, aber bei ihrer Undeutlichkeit kaum zu entziffernde Inschrift, deren Buchstabenformen auf die erste Hälfte des XV. Jahrhunderts weisen. Aus dem Knaufe treten statt der sonst üblichen Zapfen goldene Erdbeeren mit ausgebreiteten Kelchblättern hervor. Am oberen Rande des Ständers steht in gotischer Minuskel:

ihesus, am unteren: maria.

8) Ein mittelgrosser silberner Kelch, 420 gr schwer, 19 cm hoch, zeigt auf seinem sechsblätterigen Fusse weder ein signaculum, noch sonst ein Ornament. Auf dem schmalen Saume desselben erblickt man jedoch das Eisleber Stadtwappen (offener Flug), welches zugleich Abzeichen der Eisleber Goldschmiede-Innung ist, darunter die Zahl 10, andeutend, dass der Kelch aus zehnlötigem Silber gemacht ist. Die Buchstaben I S M deuten vermutlich den Namen des Goldschmiedes an. Auf den Zapfenschildern des Knaufes steht **IHESVS.** Der Kelch ist ein geringerwertiges Eisleber Fabrikat.



Nr. 63.

9) Ein kleiner silberner, feuervergoldeter Kelch zur Krankencommunion, 160 gr schwer, zeigt auf seinem sechsblättrigen Fusse den Namen **Hans · Philip · Koburg ·** und die Jahreszahl **1 · 6 · 3 · 4.** Auf dem inneren Rande steht: **Gott gelobt!**

Die dazu gehörige Patene trägt die Aufschrift: Johann Philip Koburgk, Muntzmeister † 1652.

10) Ein kleiner Kelch aus Bergsilber, für den gleichen Zweck bestimmt, 260 gr schwer, trägt am innern Rande die Buchstaben **C. F. L. P.** (Bergmeister Plümicke war der Geber), die Jahreszahl 1825 und ausserhalb die Inschrift: **Aus Mansfeldischen** (so!) **Bergsilber. Koch. 12. Eisleben.** Dazu gehört eine kleine Patene, ebenfalls von Bergsilber.

Die zu Nr. 5—8 gehörigen Patenen sind nicht besonders merkwürdig.

11) Eine grosse silberne Hostienschachtel, 225 gr schwer, stellt inmitten des Deckels einen seine Jungen ätzenden Pelikan dar, mit der Umschrift: **Daniel Werner Amptschösser. Anno 1670.** Auf der Rückseite erblickt man das Naumburger Stadtwappen (Schlüssel und Schwert). Die Schachtel ist daher vielleicht in Naumburg gefertigt.

12) Ein Löffel, 25 gr schwer, hat die Aufschrift:

— DEI —
A
1684.

Mehrere Taufkannen und Taufbecken sind neueres Ursprungs.

13) Erwähnenswert ist jedoch noch eine Bibel vom Jahre 1665, zu Lüneburg gedruckt, reich mit Silber beschlagen und mit silbernen Bändern versehen. Dieselbe ist ein Geschenk des Grafen Johann Georg von Mansfeld und enthält dessen eigenhändig eingeschriebene Widmung.[1]

14) Besondere Beachtung verdient ein grosser bronzener, in dem Schiff der Kirche hangender Kronleuchter.

[1] Vgl. Grössler, Mansfelder Blätter II, S. 110. 1888.

Auf einem Kreisbogen, der als Träger einer Weintraube mit Rosette dient und den untersten Teil des Leuchters bildet, steht die Jahreszahl 1610. Auf der anderen Seite liest man:

DeVs hoMo faCtVs est.

Die Zahlbuchstaben, zusammengerechnet, ergeben ebenfalls die Jahreszahl 1610. Eins von den drei Wappenschildern zeigt das alte Nürnberger Wappen: drei schwarze Wolfsangeln in weissem Felde.

In einem Ringe, den S. Johannes in der Hand hält, erblickt man auf drei Wappen: 1. den goldenen Reichsadler auf schwarzem Grunde (Siegel des Reichsschultheissen zu Nürnberg); 2. den Reichsadler mit ausgebreiteten Flügeln und gekröntem Frauenkopf (seit 1243 das Hauptsiegel der Stadt Nürnberg). 3. Auf längsgespaltenem Schilde rechts einen halben schwarzen Adler, links wechselnd blaue und braune (richtiger rote und weisse) Balken. (Ebenfalls Wappen der Stadt Nürnberg.)

Der Kronleuchter ist ein Geschenk der Stadt Nürnberg oder einer Nürnberger Handelsgesellschaft, welche das Mansfeldische Kupfer in Verlag hatte.

15) Ein kleiner Kronleuchter, ebenfalls im Schiff der Kirche hangend, zeigt drei Wappen; im ersten einen von einem palmenartigen Gewächs umwundenen Löwen; im zweiten einen Turm mit zwei ausspringenden Ecktürmen, im dritten ein halbiertes rechts geteiltes Rad, links eine geteilte Löwin. Die Geber sind unbekannt.

16) Zwei messingene oder bronzene Altarleuchter. Auf dem Fusse derselben steht in Majuskeln:

DIESE LEVCHTER VEREHRET ZACHARIAS SCHMIT IN
DIE S. ANTRE KIRCHE AO 1686.

Von dem inneren Raum der Kirche führt eine sehr enge Wendeltreppe, mit Stufen von nur 0,9 m Breite und einer spiralförmigen Spindel von nur 0,12 m Dicke, zu den Glocken des Turmes hinauf. Die geringe Breite der Stufen erklärt sich dadurch, dass von der Sakristei aus neben der hier erwähnten noch eine andere Wendeltreppe emporführt, welche in das über der Sakristei im ersten Geschoss des Turmes gelegene Museum mündet. Beide Wendeltreppen befinden sich innerhalb des Mauerwerkes derselben Wand des Glockenturmes. Am Schlusssteine der ersterwähnten Wendeltreppe befindet sich ein Schildchen mit den Minuskeln **jp**, und an einigen Steinen sind Steinmetzzeichen, (vgl. Nr. 44, welche hier wiederholt wird), angebracht. Die Thür- und Fenstergewände, soweit sie bei der Restauration unverändert geblieben sind, haben diejenige Form, welche dem Ende des XV. Jahrhunderts entspricht.





Nr. 44.

Auf dem Glockenturme hängen fünf Glocken, deren grösste 1,96 1,63 1,41 m Durchmesser haben.

Die grösste oder Sonntagsglocke vom Jahre 1602 zeigt auf der vorderen Seite einen Crucifixus, darüber den Namen יהוה

(Jehovah), darunter die Aufforderung: הללו אל בלצלי שמע (= lobet Gott mit lauten Klängen);[1] ferner in römischen Majuskeln die Aufschrift:

MELCHIOR MOERINCK GOS MICH ZV ERFFVRT
ANNO MDCII.

Die hintere Seite zeigt den h. Andreas, über dem Bilde steht sein Name: **S. Andreas.** Darunter erblickt man das mansfeldische Wappen. Die Doppelreihe des Kranzes füllt ein Bibelspruch aus (Ps. 150, 1—4). Lobet den Herrn etc.

Die zweite (grosse) Glocke zeigt auf der Vorderseite in römischen Majuskeln die Inschrift:

ICH BIN IN DEM GROSSEN BRANDE 1601 DEN 18. AUGUST
GESCHMOLZEN, 1603 UMGEGOSSEN, GESPRUNGEN 1715,
VON NEUEM GEGOSSEN 1845 VON H. ENGELCKE IN
HALBERSTADT.

Die Hinterseite trägt das Bild des h. Andreas. Unter demselben ist zu lesen:

Allen Christen rief ich! Nun rufe ich wieder: kommt, denn
es ist alles bereitet!

Am Rande unten steht (geschmackloser Weise in französischer Sprache):

Executé par Guillaume Engelcke.

(Die ältere Inschrift dieser Glocke lautete nach Francke:

Wohl dem, der nicht wandelt im Rate der Gottlosen
noch tritt auf den Weg der Sünder.
In Eissleben hang ich,
Meinen Klangk gebe ich,
Allen Christen rufe ich,
Melchior und Hieronymus Möringk gossen mich
Anno MDCIII.

Da übrigens diese Glocke bereits 1715 gesprungen ist, so dürfte die Sage unbegründet sein, dass sie im Jahre 1780 beim Trauergeläute anlässlich des Todes des letzten Grafen von Mansfeld geborsten sei.

Die dritte Glocke, auch Eilf-Glocke genannt, zeigt vorn unter einem Crucifixus die römische Majuskelinschrift:

MELCHIOR MOERINCK GOS MICH ZV ERFFURT 1602.

Hinten erblickt man das mansfeldische Wappen; in der Doppelreihe des Kranzes stehen die Bibelstellen: „Ehre sey Gott in der Höhe etc.“ und: „Also hat Gott die Welt geliebt etc.“

Die vierte (kleine) Glocke trägt die römische Majuskelinschrift:

ANNO MDCIIII · GOS · MICH · MELCHIOR · MOERINCK · ZV ·
ERFFURDT · IM · NAMEN · GOTTES ·

---

[1] Dieselbe hebräische Aufschrift findet sich auf dem unteren Rande einer Glocke vom Jahre 1593 zu Gross-Corbetha (Kreis Weissenfels), welche ebenfalls von Melchior (und Geronimus) Möhringk in Erfurt herrührt. (Sommer, Kreis Weissenfels, S. 7)

Die Rückseite zeigt Bild und Namen des h. Andreas.

Die fünfte oder Uhr-Glocke, welche früher auf dem Turme des Wagegebäudes (des Kaufhauses der Stadt) hing und deren Nachrichten sich daher auf dieses Gebäude beziehen, hat folgende Inschrift (in römischer Majuskel):

SECHZEHN HUNDERT NEUN UND ACHTZIG
BIN DURCH BRAND ICH FAST ZERSPRUNGEN,
SECHZEHN HUNDERT VIER UND NEUNZIG
WIEDER MICH EMPORGESCHWUNGEN
WILLSTU WISSEN, WIE DIE HEISSEN,
DEREN SORGE ZUM GENESEN
MICH GEBRACHT, SO KANSTU ES HIER
AUF DEN BEIDEN SEIDEN (so!) LESEN.

Rathsglieder: Gottfried Voigler, Andreas Arnold Rather, Martin Leisring, Zacharias Schmid, Carol Samuel Albanus.

Rathsglieder: Johann Christoph Aesghard, Georg Grasshoff, Lorentz Jerrse, Friederich Bräutigam, Johann Bernh. Schuhmacher, Rutolph Stosnack, Johann Georg Hermanstat.

2. Die Kirche S. Nikolai.

[G] Diese Pfarrkirche der ehemaligen, nördlich und tiefer als die Altstadt gelegenen Vorstadt von Eisleben ist zwar nicht so alt, als die Andreaskirche, welche um 1180 bezeichnet wird als parochia superior, que de antiquitate inferiori preminet, gleichwohl aber, wie schon die mittelbare Erwähnung um das Jahr 1180 zeigt, ebenfalls sehr alt und zufälliger Weise am frühesten urkundlich bezeugt. Allerdings führte sie ursprünglich nicht den Namen des h. Nikolaus, der ja im östlichen Deutschland erst im 12. Jahrhundert in Aufnahme gekommen zu sein scheint, sondern den des heiligen Godehard, wie sich nicht nur aus späteren urkundlichen Aufzeichnungen, in denen die Kirche beiden Heiligen zugeschrieben wird, sondern auch daraus ergiebt, dass auf einer der jetzt noch vorhandenen Glocken vom Jahre 1509, wie später gezeigt werden wird, der h. Godehard ausdrücklich noch als Patron der Kirche erscheint. Zum ersten Male ist ihrer in einer Urkunde des Jahres 1191 namentlich Erwähnung gethan; denn damals übereignete der Erzbischof Wichmann von Magdeburg aus Liebe zum Sohne seines Bruders, dem Propste Konrad von Seeburg, der Propstei zu Seeburg ausser andern Gütern auch das Patronatsrecht über zehn Kirchen, unter diesen auch über die Kirche S. Godehardi in Eisleben (ecclesia S. Godehardi in Isleve).[1] Da nun der h. Godehard erst am 5. Mai 1131 kanonisiert worden ist, so kann die Kirche erst nach 1131 gegründet worden sein, aber auch nicht viel später, da bereits um 1180 gesagt wird, es habe schon lange zwischen den Priestern der obern (S. Andreas) und untern (S. Godehards) Parochie ein Streit über die Grenzen der Pfarreien geschwebt (litigium, quod diu inter sacerdotes parrochiarum superioris uidelicet et inferioris de terminis parrochialibus vertebatur.) Die älteste Godehardikirche stand nach örtlicher und schriftlicher

[1] Zeitschr. des Harzvereins III, S. 562 (1870).

Überlieferung im Schlosse zu Eisleben, dessen Vorhandensein im 11. Jahrhundert kaum zu bezweifeln ist. Sicher ist dagegen, dass die jetzige Kirche S. Nikolai (bzw. Godehardi) ursprünglich nicht auf dem jetzigen Platze stand, und dass, falls die älteste Godehardikirche thatsächlich im Schlosse war, diese (gewiss nur kleine Kirche) nach Zunahme der vorstädtischen Bevölkerung durch eine ausserhalb des Schlosses erbaute Pfarrkirche S. Godehardi ersetzt worden ist.

Der Hauptzuwachs der Bevölkerung dieser Vorstadt ist ohne Zweifel dem Erzbischof Wichmann von Magdeburg, der damals, wenn nicht Eisleben selbst, so doch sicher die Umgegend der Stadt vor den Mauern derselben erblich besass und mit seinem übrigen Erbe auch diesen Besitz dem Magdeburgischen Erzbistum schenkte, zu verdanken. Wie dieser nachweislich viele Ansiedler aus den Niederlanden, aus Flandern, Holland und Friesland auf seinen Besitzungen, bzw. denen der Magdeburger Kirche angesiedelt hat, so hat er gewiss auch als Grundherr des Bodens, auf dem die Nikolai-Parochie liegt, friesische Ansiedler herbeigerufen, um durch dieselben das sumpfige Auengebiet nördlich und östlich von Eisleben trocken legen zu lassen. In der Entwässerung und Urbarmachung solcher Ländereien waren die Niederländer ausserordentlich erfahren; sie verstanden sich vortrefflich auf das Ziehen von Gräben und die Anlage von Dämmen. Friesische Ansiedler müssen die Gräben und Dämme angelegt haben, die noch jetzt zur Entwässerung der feuchten Aue dienen, weil die neubegründete Vorstadt schon in alter Zeit den Namen platea Frisonum, d. h. Friesenplatz oder Friesenstrasse, führte. Erst spät wurde aus Unkenntnis dieser Name (aus der Form „freisische Strasse oder Freis-Strasse") in die ganz unrichtige Form freie Strasse oder Freistrasse entstellt.

Den friesischen Zuzüglern zu Liebe, welche offenbar die Mehrzahl der vorstädtischen Bevölkerung ausmachten, wurde nun auch deren Lieblingsheiliger, der h. Nikolaus, dem älteren Schutzherrn S. Godehard zugesellt, und die Pfarrkirche trug seitdem den Namen SS. Godehardi und Nikolai, bis schliesslich S. Godehard in Vergessenheit geriet und die Bezeichnung Kirche S. Nikolai die allein herrschende blieb.

Nicht unerwähnt möge bleiben, dass eine zweifellos gefälschte Urkunde, welche abschriftlich in einem ehemals der S. Nikolaikirche, jetzt aber dem Verein für Gesch. u. Altert. der Grafsch. Mansfeld gehörigen Registrum censuum ac feudalium S. Nicolai Isleb. aufbewahrt ist, in mehrfachem Widerspruch zu anderweitig erwiesenen Thatsachen behauptet, ein Graf Ernst von Mansfeld habe im Jahre 1109 den ersten Stein zu einer dem h. Gotthard geweihten Kapelle in seinem Schlosse zu Eisleben von dem Bischof Wicperth von Halberstadt legen und weihen lassen, Gott, unserer lieben Frau, S. Georg und S. Gotthard zu Ehren und zwar an der Stätte, wo er mit Hilfe unserer lieben Frau, der er eine Wallfahrt nach Welfesholz gelobt, und des heiligen Ritters S. Georg über 20000 ungläubige Friesen mit 800 Mann den Sieg davongetragen und 10000 Feinde erschlagen habe. Die Weihung der Kapelle habe stattgefunden zu der Zeit, wo Bischof Borchard in seiner Not bei dem Grafen Ernst Zuflucht gesucht und auf seinem Schlosse zu Eisleben sich aufgehalten habe. Der Inhalt dieser Urkunde bekundet nun zwar eine krasse Unwissenheit des überaus frechen Fälschers in geschichtlichen Dingen, z. B. wenn der fabelhafte Graf Ernst schon vor 1109 eine Wallfahrt nach der Marienkapelle am Welfesholz gelobt haben soll, die doch erst nach der Schlacht

am Welfesholze, welche bekanntlich erst 1115 stattfand, zum Andenken an dieselbe erbaut worden ist, u. v. a. der Art mehr. Gleichwohl muss man aber doch annehmen, dass ortsbekannte Verhältnisse von ihm nicht entstellt werden konnten, dass also der jeweilige Pfarrer S. Godehardi zugleich Schlosskapellan war, wie die gefälschte Urkunde behauptet.

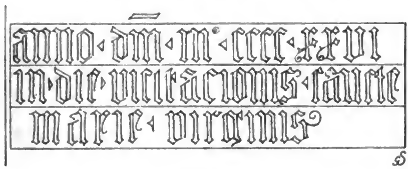
Das erwähnte Registrum enthält nun aber auch noch andere Urkunden in Abschrift, denen man natürlich ebenfalls mit Misstrauen zu begegnen Anlass hat. In einer derselben berichtet 1298 Rudulffus Herschfelt, der sich nicht nur als kurfürstlich Mainzischer, sondern auch kaiserlichen Notar und zugleich als Kapellan der neuen S. Gotthardskapelle in Eisleben vorstellt, Näheres über den Bau der neuen Kapelle. Ein ritterliches Bruderpaar, namens Friedrich und Gotthart von Tham, von denen der jüngere an der Schwemme im Winkel ausserhalb der Mauern Eislebens (junior in sterquilino in angulo extra muros heyslebenn), der ältere in der Nähe des Friesenthores gewohnt habe (senior fridricus prope portham frisonum), sei übereingekommen, dass einer von ihnen einen schönen Platz für eine neue Kapelle zu Ehren des h. Gotthard hergeben solle (quod unus eorum daret locum amenissimum ad novam capellam ad laudem dei omnipotentis et specialiter in honorem gotthardi). Das Loos sei dann auf den älteren Bruder Friedrich gefallen, der einen sehr geeigneten Platz besessen habe, während das Grundstück des jüngeren Bruders Gotthart an der Schwemme wasserreich gewesen sei, und so habe denn der Neubau zu Ehren des Hauptherrn S. Gotthart auf dem Hofe des älteren Bruders (Friedrich v. Tham) stattgefunden. (Et sic cappella et noua structura fabricata est in curia senioris in honore summi patroni Sancti Gotthardi). Der jüngere Bruder Gotthart aber habe kurz vor seinem Abscheiden sein Haus an der Schwemme in der S. Gotthartsstrasse (domum suam in sterquilino in platea Sancti Gotthardi in angulo) zur neuen Pfarre (ad nouam parrochiam) bestimmt und eine Hälfte davon zum Neubau der S. Gotthardskirche (aliam dimidietatem ad nouam structuram sancti Gotthardi) vermacht. Ausserdem habe er für die Pfarre noch eine Hufe im Helftischen Felde und für den Neubau noch 100 rhein. Gulden geschenkt. Der ältere Bruder, ein Rat des Grafen von Mansfeld und Ritter, habe nach dem Abscheiden des jüngeren dafür gesorgt, dass der Bischof von Halberstadt die Weihung des Neubaues in die Ehre des h. Gotthart übernommen habe. Der Bischof Theoderich von Halberstadt habe auch sofort zugesagt, sei gekommen und habe die Kirche unter grossem Zulauf von Menschen und in Beisein der Grafen Ernst und Günther von Mansfeld, sowie ihrer Kapitäne (!), von denen am Rande einige genannt werden (z. B. Ditterich von Arrenstein) geweiht. Seitdem sei Eisleben in drei Drittel geteilt worden, von welchem jeder Pfarre eins zugewiesen worden sei. Auch diese Nachricht ist ohne Zweifel aus der Hand eines Fälschers hervorgegangen, da sich gegen Einzelnes sehr begründete Bedenken erheben lassen; dennoch mag das richtig sein, dass die jetzige Nikolai-, frühere Godehardi-Kirche gegen Ende des 13. Jahrhunderts auf ihrer jetzigen Stelle in dem Gehöfte eines Herrn v. Tham erbaut worden ist.

Im Jahre 1327 wird in gesicherter Urkunde der erste Pfarrer als Zeuge erwähnt: Johannes plebanus in platea Frisonum extra muros Isleben;[1] kurz darauf,

[1] Mansf. Urkundenbuch S. 304.

am 4. April 1329 wird derselbe Johannes als plebanus sancti Nicolay extra muros Isleven in platea Frisonum bezeichnet, doch hat es lange gedauert, bis der Name Nikolaus den Namen des älteren Schutzherrn Godehard völlig verdrängte.

Dieser Bau hat nur bis in das fünfzehnte Jahrhundert bestanden. Denn da die vor dem Friesenthore gelegene Gemeinde gleich den übrigen stark angewachsen war, so war auch eine Vergrösserung des Gotteshauses notwendig geworden, und man begann daher einen Neubau, dessen Chor am 2. Juli 1426 eingeweiht wurde, wie sich aus einer, an einem der östlichen Pfeiler desselben angebrachten Inschrift in gotischen Minuskeln ergiebt, vgl. Nr. 64, welche lautet:



Nr. 64.

Dass an dem genannten Tage der Bau des Chores nicht erst begonnen, sondern vollendet worden ist, dass also der 2. Juli der Tag der Einweihung des Chors war, ergiebt sich aus einer schriftlichen Nachricht, die 1854 in dem Knopfe des Betglockentürmchens über dem Altarraume vorgefunden wurde. Da in dieser gesagt wird: Hoc pinnaculum anno MCCCCXXVI positum[1], so muss der darunter befindliche Chor im Jahre 1426 bereits fertig gewesen sein. Jedesfalls war der Neubau der ganzen Kirche in den nächsten 40 Jahren noch nicht beendet, wie sich aus einigen anscheinend glaubwürdigen Urkunden ergiebt. In der einen vom 5. Mai 1447 (in die S. Gothardi) bekundet Heyso Spielemann, Pfarrer der Kirche SS. Godehardi und Nicolai, dass die hinterlassene Witwe des Hans Stotzike eine halbe Hofstätte auf dem Kirchhofe S. Nicolai (in cimiterio sancti Nicolai in acie) nebst 7 Äckern zum Neubau der Kirche (ad novam structuram ecclesie) und zum Lobe Gottes und zur Ehre der seligen Schutzherren Godehard und Nicolaus (in honore beatorum patronorum Gothardi et Nicolay), sowie die andere Hälfte dem Altar des heiligen Kreuzes in derselben Kirche auf ewige Zeiten überwiesen habe,[2] eine Schenkung, die der Pastor Kaspar Gotzigke zu S. Nikolai am 22. Juli 1469 nochmals bezeugt, nachdem er das Vermächtnis aus dem Nachlass der vorerwähnten Witwe erhalten.[3]

Ungefähr aus dieser Zeit rühren folgende sechs Steinmetzzeichen her, siehe Nr. 65, die einzigen, die sich an der Kirche bisher haben finden lassen. Eins von ihnen kommt auch an der Andreaskirche vor.

[1] Grössler, Inscriptiones Islebienses 1883. S. 72.

[2] Registrum censuum cum feudalibus ecclesiae SS. Godehardi et Nicolai S. 63 u. 64

[3] A. a. O. S. 82.



Nr. 65.

Zu der Zeit des Pfarrers Kaspar Gotzigke wurde am 31. Mai 1462 der Bau des westlich vorliegenden T u r m e s begonnen, wie eine an der nordwestlichen Ecke desselben angebrachte, stark beschädigte, zumteil kaum noch lesbare Inschrift in gotischen Minuskeln berichtet, welche folgendermassen lautet:

Anno dm m° cccclxii f(e)
ria fcda post exaudi
fuit hec turris icepta
dno jaspar tūc pleb. q
pmū posuit lapidem
bartolō kulbe et ia
cobo iobst kol vitr.

Nach Auflösung der Abkürzungen: Anno domini 1462 feria secunda post Exaudi fuit hec turris incepta domino jaspar tunc plebano, qui primum posuit lapidem bartolomeo kulbe et iacobo iobsst kol vitricis.

Deutsch: Im Jahre des Herrn 1462 am zweiten Tage nach Exaudi (31. Mai) ist dieser Turm begonnen worden, als Herr Jaspar Pfarrer war, welcher den ersten Stein gelegt hat, und Bartholomäus Kulbe und Jakob Jobst Kirchväter waren.

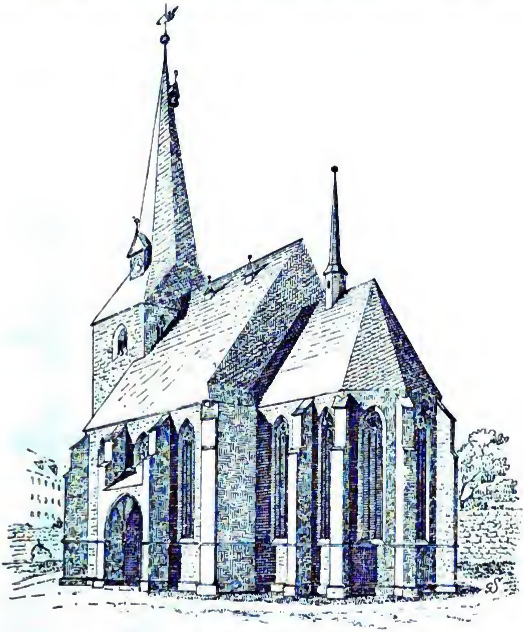
Das vorletzte Wort der Inschrift, wenn es nicht etwa die Kirchväter zugleich als Kalandsherren bezeichen soll, bleibt dunkel. Vielleicht ist es eine aus Irrtum des Steinmetzen hervorgegangene Entstellung des Wortes eccl(esie). Im übrigen ist diese Inschrift wegen ihrer Schwierigkeit bisher von jedem, der sie zu lesen versucht hat, falsch gelesen worden. Schöpfer und Francke, die in ihren Schriften dieselbe wiedergaben, lesen Casparo Menartinio plebano! Wann der Turm vollendet worden ist, lässt sich nicht mit Sicherheit bestimmen.

[B] Das K i r c h e n g e b ä u d e (vgl. Nr. 66), ist zwar in einheitlichem Stile aufgeführt, sein Grundriss, siehe Nr. 67 auf S. 124, zeigt aber manche Unregelmässigkeiten. Das Langhaus bildet ein Trapez, in welchem die Nordwand und Südwand einander parallel laufen; die letztere ist aber 1,30 m länger als jene. Das Mittelschiff, das sich im Chorraum fortsetzt, ist im Westen schmäler als im Osten; diese Verjüngung geht schon vom Chor an und beträgt 40 cm. Das Mittelschiff legt sich ferner nicht achsenrecht in die Breite des ganzen Langschiffes hinein, sondern hat eine nach Nordosten ausweichende Achse. So kommt es, dass das nördliche Seitenschiff im Westen breiter als im Osten, das südliche dagegen im Osten breiter als im Westen ist. Alle diese Unregelmässigkeiten sind kaum beabsichtigt gewesen; sie beweisen nur, wie wenig man sich um strenge Masse kümmerte, wenn nur das Ganze dem Auge wohlgefällig war.

[S] Die Schiffabteilungen sind durch drei Spitzbogen über achteckigen glatten Pfeilern getrennt, welche zwar ein einfaches Plinthengesims, aber kein Kämpfergesims

besitzen. Die Arkadenbögen laufen deshalb mit ihrer tiefen Hohlkehle in die Pfeilerschäfte aus Die einfach mit zwei Hohlkehlen profilierten Rippen der Kreuzgewölbe dagegen stützen sich auf kleine Gesimskonsolchen.

Das Mittelschiff setzt sich in gleicher Breite in den halbachteckigen Altarraum fort, dessen Kreuzgewölbe ganz ebenso ausgeführt sind, wie im Schiff, nur

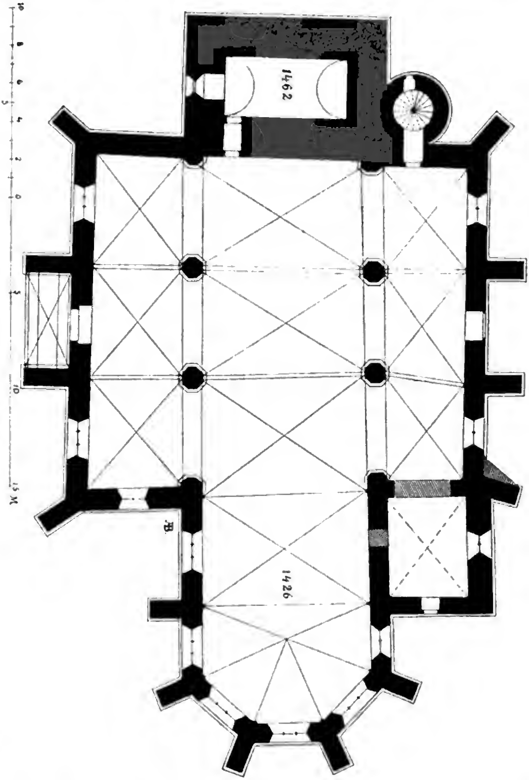


Nr. 66. S. Nikolaikirche.

ruhen ihre Rippen nicht auf Konsolen, sondern auf Wanddiensten, die bis zum Fussboden reichen, vgl. Nr. 68 auf S. 125, und auf hohem Sockel stehen. Aussen treten rechteckige Strebepfeiler vor, von denen die zwei mittleren auf der Südseite für eine offene Thürvorhalle auf halber Höhe zierlich überwölbt sind.

[B] Die Einzelheiten haben grosse Ähnlichkeit mit denen der Andreaskirche. Hier wie dort ruhen die achteckigen Pfeiler auf hohen Sockeln, deren unterer Teil viereckig ist und in das Achteck umsetzt. Die Vermittelung mit dem Schafte geschieht jedoch in der Nikolaikirche durch eine Hohlkehle inmitten zweier abgeschrägter Platten; in der Andreaskirche ruhen diese Teile auf einem weitaus-

ladenden kräftigen Wulst. Ähnlich ist in beiden Kirchen die Auskehlung der auf den kapitällosen Pfeilern ruhenden Schildbogen. Ferner ruhen in beiden Kirchen



Nr. 67. Grundriss der S. Nikolaikirche.

die Rippen der Gewölbe in dem Langhause auf Konsolen, im Chor auf Wanddiensten, die freilich in der Andreaskirche nicht bis zur Erde reichen. Diese Ähnlichkeiten sind so gross, dass man wohl annehmen kann, dass der eine Bau durch den andern beeinflusst worden ist. Ich glaube, dass die Nikolaikirche für den Innenraum des Langschiffes der Andreaskirche das Muster abgegeben hat.

Es hat sich an der letztern ein Steinmetzzeichen gefunden von genau derselben Form, wie an dem Turme der Nikolaikirche deren sechs vorhanden sind. Dieser Turm ist um 1462 angefangen, der Chor der Nikolaikirche aber schon 1426 fertig gewesen. Die Formen des Hauptschiffes der Andreaskirche sprechen zudem an sich mehr für eine spätere Zeit. Nur die Umfassungsmauern der Andreaskirche zeigen andere Formen, wie aus dem oben angeführten Einzelheiten hervorgeht. Der Gesamteindruck des Innern der Nikolaikirche ist übrigens ein guter, zumal auch die Einzelformen noch gefällig sind. Das Masswerk der Fenster ist noch nicht ganz entartet, wenn auch die Fischblase meistens angewandt ist. Vom südlichen Seitenschiffe gilt dies besonders; hier ist das Masswerk schöner als im nördlichen, so dass man vermuten könnte, dass die südliche Umfassungswand früher aufgeführt wäre als die nördliche; das Masswerk wird in dieser jedenfalls später angebracht sein. Auch sonst zeigen sich Unterschiede bei den beiden Umfassungswänden. Die Fensterbänke der Fenster der Nordwand fangen erst 5,08 m vom Fussboden an, während die der Südwand nur 3,34 m Entfernung vom Boden haben. Eine bestimmte Absicht scheint man mit dieser Unregelmässigkeit nicht verfolgt zu haben. In der Andreaskirche und in der Petrikirche sind denn auch umgekehrt die nördlichen Fenster etwas länger als die südlichen. Auffällig könnte schliesslich noch erscheinen, dass die innere Länge der Nordwand der Nikolaikirche mit ihren drei Jochen genau gleich ist den westlichen drei Jochen der Nordwand der Andreaskirche, während die Breite des ganzen Hauptschiffes der Nikolaikirche, — übrigens bedeutender als seine Länge — von der der Andreaskirche übertroffen wird. Die Wirkung des Äussern wird auch hier sehr beeinträchtigt durch das unförmige Dach des Langhauses, das sich zur Höhe des Mauerwerkes verhält wie 4 zu 3. Auch der Turm kommt dadurch nicht recht zur Geltung. Die Nordseite wird etwas belebt durch den bedeutenden runden Treppenturm zwischen nördlichem Seitenschiff und Hauptturm. Diese aussen angebauten Treppentürme sind überhaupt eine Eigentümlichkeit vieler Kirchen der Umgegend derselben Zeit. Bei älteren Bauten kommen sie noch nicht vor. Ganz gleiche Anlage hat die Wendeltreppe der Petrikirche.



Nr. 68.

Wenn auch die Kirche eine romanische Vorgängerin auf demselben Platze gehabt hat, so ist davon doch keine Spur mehr übrig geblieben; diese frühere Kirche ist wahrscheinlich nur nach Art der Dorfkirchen der Umgegend gebaut gewesen, wie z. B. die in Ihlewitz, höchstens wie die in den beiden Röblingen.

[G] Veränderungen des Innern sind in den Jahren 1588 und 1589 vorgenommen worden. Denn eine nicht mehr erhaltene Inschrift an der Aussenseite des Schülerchors besagte:

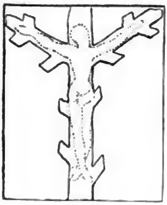
> Anno 1588 ist mit Erbauung der neuen Porkirche der Schüler Chor an diese Stelle unter der Orgel transferiret worden. Anno 1615 sind diese Porkirchen gemahlet worden. Laus soli Deo.[1]

[1] Inscriptiones Islebienses 1883, S. 70.

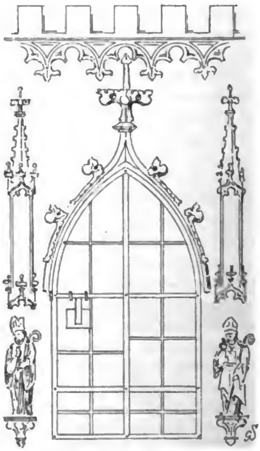
Andere Inschriften ähnliches Inhalts siehe in den Inscriptiones Islebienses. Der auf der Westseite angesetzte Turm, ohne alle Strebepfeiler, sehr massig von Form, hat keine quadratische, sondern oblonge Grundform und zeigt in der Glockenstube kurze Spitzbogenfenster mit einfachem Masswerk, zwei auf der Ost- und je eins auf der Nord-, West- und Südseite. Das Erdgeschoss hat ein Tonnengewölbe.

Gegenwärtig ist über dem Schiff ein so hohes Dach, dass dessen First in die schlanke Schieferspitze des Turmes hineinwächst, so dass die östlichen Fenster fast ganz verdeckt sind und der Turm ein etwas gedrücktes Verhältnis hat. Über dem Altarraum befindet sich noch ein Dachreiter für das Messglöckchen in katholischer Zeit. Den Turm ersteigt man auf einer angebauten massiven Wendeltreppe.

[S] Von eigentümlicher Gestalt ist ein Crucifixus ausserhalb des Altarraums, der einen geästelten Baumstamm mit nach oben gerichteten Zweigen zeigt. Von dem Christus ist nur der Umriss noch zu sehen, weil dessen Leib entweder abgewettert oder abgeschlagen ist. Siehe Nr. 69.



Nr. 69.

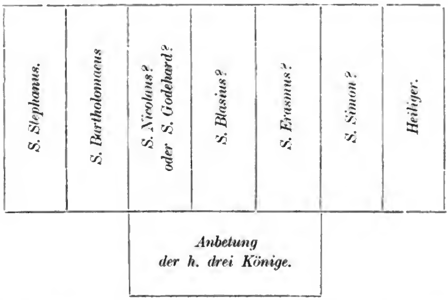


Nr. 70.

Im Innern des Altarraumes ist eine sehr schön verzierte Sakraments-Nische, vergl. Nr. 70, zu sehen, welche auf dem Fussboden aufsteht und zur Seite zwei kleine Bischofsfiguren mit Krummstäben, vielleicht den h. Godehard und den h. Nikolaus, als Wächter hat.

[G] Auf dem Altar steht ein wohlerhaltener Altarschrein, oben und unten

reich ornamentiert. Inmitten stehen drei Bischöfe mit Mitra und Beigaben; der in der Mitte mit brennendem Licht ist entweder der h. Blasius, einer der Nothelfer oder der h. Mamertus, die beide als Abzeichen ein brennendes Licht führen; der links stehende, mit Krummstab und Palmenzweig, ist vielleicht der heilige Nikolaus, obwohl dieser gewöhnlich andere Merkmale hat, oder der h. Godehard; der zur Rechten mit Krummstab und Spindel vielleicht der h. Erasmus. Im linken Flügelschrein steht links der erste Blutzeuge S. Stephanus mit drei Steinen auf dem linken Arm; neben ihm der Apostel Bartholomäus mit seiner abgeschundenen



Haut über dem linken Arm. Im Flügelschrein zur Rechten ein Apostel mit der Säge, entweder Simon oder Judas Thaddäus, und ein anderer nicht mehr bestimmbarer Heiliger, dem das Erkennungszeichen fehlt.

Als Predella unter dem Schrein erblickt man eine Schnitzerei, welche die Anbetung der drei Weisen darstellt.

Auf der Aussenseite der Klappen erblickt man die Apostel Petrus mit dem Schlüssel und Paulus mit einem grossen Schwerte (Zweihänder); links von ihnen die h. Katarina mit dem Schwert, rechts die h. Barbara mit dem Kelch. Die weiblichen Figuren sind ihrer altdeutschen Tracht wegen interessant.

[S] Der Taufstein ist spätmittelalterlich, achteckig, mit Knüppel-Gesimsen von etwas barockem Geschmack. (Siehe Nr. 71).

Von besonderer Schönheit sind die wohlerhaltenen Rückwände der ehemaligen Chorstühle zu zwei mal fünf Tafeln mit geschnitzten Füllungen und Friesen, welche viel Ähnlichkeit haben mit denen in der Andreaskirche, also wohl gleichzeitig und vielleicht von demselben Meister ausgeführt sind.

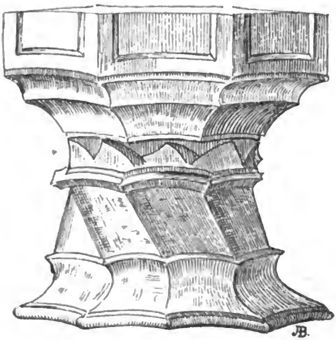
[G] Die auf der Nordseite haben Bandinschriften; die auf der Südseite enthalten Füllungen aus Rankenwerk; nur die fünfte nach Osten zu enthält ebenfalls eine Bandinschrift. Die Zeit der Entstehung ist bestimmt durch die Jahreszahl:

ı r z ı (1521)

welche sich am obern Rande der mittelsten Tafel auf der Nordseite findet. In der Mitte des zweiten Feldes von links auf der Nordseite erblickt man einen Kopf mit Narrenkappe.

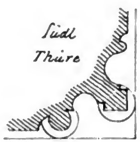
Das unter Nr. 72 gegebene Profil zeigt den Charakter der Thürgewände.

Früher besass die Kirche und besitzt zumteil noch jetzt eine Anzahl von Inschriften, welche hier dem Wortlaute nach nicht angeführt werden sollen, da



Nr. 71.

dieselben bereits veröffentlicht sind. Besonderes Interesse erweckt eine Inschrift unter einem dornengekrönten, blutrünstigen Christuskopfe vom Jahre 1514[1] und eine andere vormals am Kirchväterstuhle hinter dem kleinen Altare vom Jahre 1621.[2]



Nr. 72.

Grabsteininschriften finden sich über Gräfin Esther von Mansfeld († 1598), M. Bartholomäus Beck, Pastor an S. Nikolai († 1654), Oberst Curd Hilmer Koch von Hannover († 1642), Wolf Asche von Wolff, Erbherr auf Haus Neuendorf und Adendorf († 1697), Joh. Ben̦der, Pastor an S. Nikolai († 1706), Phil. Andr. Weismann, Diakonus an S. Nikolai († 1727). Sie sind sämtlich zu finden in: Grössler, Inscriptiones Islebienses.

Auf dem Gerätschranke in der Sakristei im Turmgewölbe steht ein heiliger Christoph, jedesfalls der Überrest aus einem Aufsatze des Altarschreins. An den Wänden dieses Erdgeschosses hängen auch noch einige Bilder, zwei Porträts von Geistlichen in ganzer Figur, und eine Kreuzigung; am Fusse des Kreuzes stehen die trauernden Frauen.

Von den heiligen Geräten sind nur folgende zu erwähnen:

1) Ein silberner, feuervergoldeter Kelch, etwa 20 cm hoch, mit sechsblättrigem Fuss, auf welchem ein Crucifixus als signaculum aufgenietet ist. Die

---

[1] Inscript. Isleb. S. 68—70.

[2] Inscript. Isleb. S. 71 u. 72.

Absicht, die sogenannte kleine Kreuzigung darzustellen, ist dadurch erreicht, dass zu seiten des Crucifixus nicht etwa die Figuren der Maria und des Johannes dargestellt, sondern nur beider Namen in gotischen Minuskeln auf Schriftbändern

(iohannj und maria)

eingraviert sind. Auf den Schildern des Zapfen steht, in schwarze Emaille eingelegt:

ihesvs

darüber am Gewänd des runden Ständers ebenfalls in gotischen Minuskeln:

o maria

darunter: got heile.

2) Ein silberner, feuervergoldeter Kelch mit achtblättrigem Fuss, dessen Blätter sämtlich mit Ausnahme eines einzigen, auf welchem die heilige Veronika mit dem Schweisstuche zu sehen ist, mit arabeskenartigem Masswerk geschmückt sind. Auf dem wulstartigen flachen Knaufe steht nichts, dagegen unter demselben in verkehrter Folge bezw. Kopfstellung der gotischen Majuskelbuchstaben:

SVSEHJ (JHESVS)

über demselben die Buchstaben:

hDhFSASD

welche offenbar die Anfangsbuchstaben der Anrufung sind:

Hilf Du Heilige Frawe Sant Anna Selb Dritt.

3) Eine kleine runde, auf drei Kugeln ruhende, silberne Hostienschachtel, deren Deckel einen aufgerichteten Crucifixus mit dem Inri-Streifen auf dem Kreuzende trägt. Die Wandung und der Deckel ist mit arabesken Blatt- und Blumengewinden bedeckt. Auf dem Boden steht:

Diesen Gott zu Ehren und der Kirge (!) zum Zierraht (!)
verEhred diesen Johan Ebisch und seine Haus Frau
Margret Ebischin 1677.

4) Eine silberne Weinkanne, deren Henkel auf der Aussenseite mit einem Perlstab geschmückt ist, mit nasenförmigem und von dem Deckel mitüberdecktem Ausguss. Auf der Aussenseite steht in römischen Majuskeln:

DIESES LEGIRT M. ZACHARIAS ALBRECHT UND SEIN
WEIB CATHARINA ZU IHREN (!) ANDENCKEN.
ANNO
1681.

Auf dem Turme hängen drei Glocken von 1,58 1,30 und 0,47 m Durchmesser.

Die grosse Glocke vom Jahre 1509 trägt eine schlecht gelungene, wegen des Zusammenflusses der Buchstaben zumteil unleserliche Inschrift in gotischen Minuskeln, aus der sich aber wenigstens Jahr und Tag des Gusses und der

Einweihung, sowie der Name des Meisters mit Sicherheit entnehmen lässt. Die eingeklammerten Worte sind durch Schluss gefunden oder nach Erwägungen der Wahrscheinlichkeit ergänzt:

> **Anno milleno (nono atque) quīgentēs**
> **maurorū martirū die vouit hoc**
> **bla(a)s quē genuit nobilis weida**
> **(in die) patrōi s. godhardi refusa sum.**
> **m. pawel mas. ∘+∘ ∘[∘ ccccctx.**

Deutsch: Im Jahre 1509 am Tage der Maurischen Märtyrer (15. Okt.) hat Blasius aus dem edlen Weida dieses geweiht. Am Tage des Schutzheiligen S. Gotthard (5. Mai) bin ich umgegossen worden. Die Ergänzung nono atque ergiebt sich aus der noch einmal in Zahlbuchstaben wiederkehrenden Jahreszahl. Statt vouit steht auf der Glocke „voluit“; das kann aber nur eine Nachlässigkeit des Giessers sein. S. Gotthard erscheint hier noch immer als der Hauptpatron der Kirche. Als den Weihenden muss man Blasius Schuptitz von Weida ansehen, welcher etwa um das Jahr 1504 Pfarrer an S. Nikolai wurde. Pawel Mas oder Mos (auch Moes) war ein in den ersten Jahrzehnten des XVI. Jahrhunderts vielgesuchter Glockengiesser, von dessen Glocken noch eine ziemliche Anzahl erhalten ist.

Die mir bekannt gewordenen Glocken dieses Meisters sind: 1. Mauderode III (1500), 2. Trebra II (1500), 3. Wernrode III (1500), 4. Hainrode (1502), 5. Liebenrode II (1506), 6. Schraplau I (1506), 7. Lipprechterode I (1507), 8. Barnstedt I (1507), 9. Barnstedt II (1508), 10. Eisleben, S. Nicolai I (1509), 11. Eisleben, S. Petri II (1509), 12. Eisleben, S. Petri III (1509), 13. Tettenborn III (1513), 14. Tilleda (?) (1514).

Der Name des Meisters ist auf ihnen entweder nur Pavlvs, oder M. Pawel, M. Pavel, oder Paul Maes, Paulus Moes, Pawel Mos, Pawiel Mas, Pawel Mas geschrieben. Auf einigen fehlt sein Name, doch sind sie durch die Eigentümlichkeit der Schrift, namentlich durch das rechtwinklig gebrochene r als Werke dieses Meisters gekennzeichnet. Sie sind über die Kreise Hohnstein, Sangerhausen, Querfurt und namentlich den Mansfelder Seekreis verbreitet. Der Wohnort des Meisters ist bis jetzt noch unbekannt.

Die Mittelglocke vom Jahre 1734 trägt einen aus Blattgewinden und Blüten zusammengesetzten Kranz, unter welchem auf der Südseite das Mansfeldische Gesamtwappen zu sehen ist, und ausserdem die Inschrift in römischer Majuskel:

> HENRICUS FRANCISCUS II. D. G. PRINCEPS ET COMES MANSFELD, NOBILIS DOMINUS HELDRUNGI, SEEBURGI ET SCHRAPELAVIAE. TEMPORE M. IUSTI SCHAEPFFERI. PASTORIS S. NICOLAI ET CONSISTORII ASSESSORIS.
> JOHANN GOTTLIEB BIRNSTIEHL · KIRCHVATER.

Unten am Rande steht:

> **Von Martin Heintzen in Leipzig umgegossen anno 1734.**

Die kleine Glocke hat keine Inschrift.

3. Die S. Petrikirche, später S. Peter- und Paulskirche, die Taufkirche Luthers.[1]

[G] Pfarrkirche von „Eisleben über dem Wasser“ (Isleve trans aquam) oder „im Brückenviertel.“ Bereits gegen Ende des 13. Jahrhundets wird der Kirchhof S. Petri ausserhalb der Mauern zu Eisleben urkundlich erwähnt, also muss spätestens im 13. Jahrhundert die Petrikirche erbaut worden sein; doch ist sie vermutlich noch erheblich älter. Als Pfarrkirche wird dieselbe zum ersten Male im Jahre 1333 erwähnt, in welchem Graf Burchard v. Mansfeld dem Kloster Wimmelburg das Patronatsrecht über dieselbe verleiht. Damals war sie S. Peter allein geweiht. Nach dem Eingehen des Dorfes Klein-Eisleben in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts siedelten sich dessen Bewohner in dem in die Petrikirche eingepfarrten Brückenviertel vor Eisleben an und nun wurde die S. Paulikirche in Lüttchen-Eisleben, deren Patronat, wie der über die Petrikirche, dem Kloster Wimmelburg zustand, der „S. Petrikirche überm Wasser“ (trans aquam, d. h. südlich des Wilderbaches oder der bösen Sieben) inkorporiert und S. Paulus als Mitpatron der Petrikirche angenommen. Infolge der beträchtlich vermehrten Zahl der Gemeindeglieder mochte die alte Kirche schliesslich nicht mehr ausreichend sein, vielleicht auch hatte sie durch einen Brand gelitten, und man schritt daher zu einem Neubau, der Art, dass Turm und Kirchengebäude abgebrochen und grösser wieder aufgebaut wurden. Zuerst ging man an den Aufbau des Turmes, zu welchem im Jahre 1447 der Grundstein gelegt wurde, wie folgende, an der Nordseite des Turmes eingemauerte, sehr schwer zu lesende Minuskelinschrift bekundet, welche lautet:

Domini · pſ · año · mille · ſocia · q̈drigē
Septē · hiis apta nichilōm9 q̈dgīnta
Die ſactor · ſeptē · fratr · dilectorum X
Eſt turris icepta · ſit mr̄ dei bñdta.

Aufgelöst: Domini personificationis anno mille(simo) socia quadringentos septem hiis apta nichilominus quadraginta die sanctorum septem fratrum dilectorum est turris incepta. Sit mater dei benedicta.

Deutsch: Im Jahre der Menschwerdung des Herrn 1000, (dazu) füge 407 und ferner noch 40, am Tage der h. lieben 7 Brüder ist der Turm begonnen

---

[1] Vgl. über diese Kirche: 1. Berger, kurze Beschreibung der Merkwürdigkeiten von Eisleben, 2. Aufl. Merseburg, Franz Kobitzsch, 1827 S. 30, 165—167 u. 233—235. (Derselbe verfällt in einige Widersprüche und Irrtümer.) 2. Von Arnstedt, Stadt Eisleben, Zeitschrift des Harzvereins 1870, woselbst S. 540—553 über die Petrikirche handeln. (Eine sorgfältige, obwohl nicht ganz vollständige Zusammenstellung des urkundlichen Stoffes mit scharfsinniger Verwertung desselben.) 3. H. Grössler. Inscriptiones Islebienses. Die Inschriften der Stadt Eisleben. Eisleben, O. Mähnert 1883. (S. 77—92 behandeln die Petri-Paulikirche) 4. Was Krumhaar an einzelnen Stellen seiner „Grafschaft Mansfeld im Reformationszeitalter“ über die Petrikirche, namentlich deren Glocken mitteilt, ist vielfach unvollständig, ungenau und unrichtig.

worden. Gelobt sei die Mutter Gottes. (Das am Ende der dritten Zeile stehende Zeichen ist das des Steinmetzen.) Die Zeit der Vollendung des Turmes fällt nach einer in dem Knopfe desselben bei einer Reparatur im Jahre 1561 vorgefundenen Einlage in das Jahr 1474. Die Urkunde lautet:[1]

> „Dem allmächtigen Gott zu Lobe, seiner lieben Mutter Marien und den Hochwürdigen Himmelsfürsten S. Peter und S. Paul zu Ehren ist dieser Thurm erbauet mit dem Almosen frommer Christenleute, der angehoben ward von Meister Heinrich von Osterhausen 1447 und vollbracht ist von Meister Hans Müllern 1474. — Dieser Knopf hat an Gewicht 2 Ctr. Kupfer und zu den Vergoldungen sind gekommen 26 ungarische Gulden, und da liegen inne Heiligthum von dem Zahne St. Christophs, so da dienen sollen vor das Ungewitter, Hagel, Blitz, Feuer und Sturmwind. Alle diese Dinge sind geschehen in den Gezeiten des Ehrwürdigen Herrn Barth. Rennebecher, Pfarrers dieses Gotteshauses, in dieser Pfarre getauft und erwachsen. Dazu die ehrsamen Altarleute und Vorsteher derselben Kirche, Claus Furre und Claus Kniese, als man schrieb nach Christi unsers Herrn Geburt 1400 darnach in dem 74. Jahre, an dem heiligen Crucistage exaltationis."

Wenn nun aber Berger[1] und Krumhaar in Übereinstimmung sagen, der Turm und die daran gebaute Kapelle, in welcher Luther im Jahre 1483 getauft worden sei, seien im Jahre 1474 beendet worden, so bringen beide keinen Beweis dafür bei, dass neben dem Turme eine besondere Kapelle erbaut gewesen sei, die erst später zur Kirche erweitert worden. Berger widerspricht sich vielmehr selbst, da er vorher[2] gesagt hat: „Vorher war sie (die Petri-Paulikirche) eine blosse Kapelle, der Teil der Kirche unter dem Turme, der noch steht, und in welcher Luther getauft worden ist." Nun ist es aber zweifellos, dass schon lange vor dem im Jahre 1486 begonnenen Neubau das in Rede stehende Gotteshaus nicht bloss eine Kapelle, sondern eine Pfarrkirche war; die Auffassung von Berger und Krumhaar entbehrt also jedes Haltes. In welchem Raume Luther getauft worden, muss dahin gestellt bleiben; vermutlich im Erdgeschoss des Turmes.

Im Jahre 1486, am Feste Vincula Petri (1. Aug.) legte man in Gegenwart des Pfarrers Bartholomäus Rennebecher und der Kirchväter Nikolaus Kniese und Gregor Stocke den ersten Stein zum jetzigen Kirchengebäude, wie eine Inschrift in der Vorhalle des Hauptportals an der Nordseite — dem Eintretenden zur Linken — ebenfalls in gotischen Minuskeln bekundet. Sie besteht aus neun Zeilen, deren vorletzte ein schönes Blattornament enthält, und lautet:

---

[1] Krumhaar a. a. O. S. 29. Grössler, Inscript. Isleb. S. 90.
[2] a. a. O. S. 233. Krumhaar, a. a. O. S. 71.
[3] S. 30.

Mille · quadringento · decies · ſex · cumque · vigenis ·
Et · tria · bis · iugas · domini · ſic · colligis · annum ·
Quando · celebratis · templis · ad · vincula · petri ·
Impoſitvs · fundo · lapis · eſt · hac · pmvs · in · aede ·
Aſſuerat · paſtor · rennebecher · bartholomevs ·
Et · nicolavs · knyſe · ſtocke · q⁹ · gregorius · ambo ·
Eccleſie · patres · mercede · congrua · digni ·
(Blattornament)
Sed · triginta · novem · tvrris · preceſſerat · annis ·

d. h. Verbinde 1400, 10×6 und 2×3 mit 20, so erhältst du das Jahr des Herrn, in welchem nach Weihung des Gotteshauses an (dem Tage) Vincula Petri der erste Stein dieses Gebäudes in den Grund gelegt worden ist. Dabei waren der Pastor Bartholomäus Rennebecher, sowie Nicolaus Kniese und Gregorius Stocke, beide Kirchväter, geziemenden Lobes wert.

Der Turm aber ist 39 Jahre vorher begonnen worden.

(Diese Nachricht bestätigt also die Inschrift am Turme.)

Erst im Jahre 1513 wurde der Kirchenbau im wesentlichen vollendet, wie die Angabe auf der Nordseite der Kirche über der kleinen Thüre beweist, wo zwischen dem Mansfeld-Querfurter Wappen und den Symbolen der Kirchenheiligen Petrus und Paulus, nämlich Schlüssel und Schwert, die Jahreszahl:

15 Ä 13

zu sehen ist. Wenn gleichwohl Berger (in seiner Beschreibung der Merkwürdigkeiten von Eisleben, Merseburg bei Fr. Kobitzsch 1827, S. 234) behauptet, der Bau sei erst im Jahre 1513 angefangen und 1518 beendet worden, weil der damalige Prediger an der Kirche, Friedrich Reuber, einen Ablassbrief zur Förderung des Kirchenbaues zu Fusse aus Rom vom Papst Leo X. selbst geholt, so ist allerdings richtig, dass ein solcher Ablassbrief vorhanden ist, aber der Inhalt desselben deutet eben nur auf Förderung des weiteren Ausbaues der Kirche. Denn die 12 Kardinäle — nicht Papst Leo, wie Berger behauptet, — welche den Ablass gewähren, spenden ihn mit dem Wunsche, ut parochialis ecclesia sanctorum Petri et Pauli apostolorum, sita in oppido Ysleben, Halberstadensis diocesis, congruis frequentetur honoribus, et a Christi fidelibus iugiter veneretur, ac necessariis structuris et edificiis debite reparetur, conservetur et manuteneatur, nec non libris, calicibus luminaribus ornamentis ecclesiasticis ac rebus aliis divino cultui inibi necessariis decenter muniatur, utque Christi fideles ipsi eo lubentius devotionis causa confluant ad eandem, et ad reparationem, conservationem, manutentionem ac munitionem huiusmodi manus promtius porrigant adiutrices."[1] Alles dies

[1] Gedruckt in Kreyssig, Beiträge zur sächs. Gesch. IV, 308 u. 309. Bei v. Arnstedt a. a. O. S. 552 u. 553 ein längerer Auszug desselben.

deutet mehr auf die völlige würdige Ausstattung der schon bestehenden Kirche, als auf einen erst beginnenden Neubau.

Krumhaar, der auch hier in Bergers Fusstapfen tritt, stützt die falsche Behauptung, dass die ehemalige Petrikapelle 1513 zu einer Pfarrkirche erweitert worden sei, im besondern noch durch den Hinweis auf eine (am 8. Mai) 1661 in dem Turmknopf des Dachreiters eingelegte Notiz, in welcher es heisst:

> **Anno 1513 ist diese ganze Kirche auf Indult des Römischen Pabsts Leonis X. angefangen worden zu einer Pfarrkirche erweitert zu werden, und ist solcher Bau 1518 absolviret worden."[1]**

Aber schon v. Arnstedt[2] hat dagegen geltend gemacht, dass auch diese Notiz von einer vorher vorhandenen Kapelle nichts sage, sowie dass diese erst 148 Jahre später in den Turmknopf eingelegte Notiz keine grosse Zuverlässigkeit habe. Vor allem aber wird die Ansicht von Berger, Krumhaar und die Turmknopfeinlage widerlegt durch mehrere Urkunden, welche das Bestehen der Pfarrkirche S. Petri spätestens im 14. Jahrhundert bezeugen, und ferner durch die auf den Bau der Kirche bezügliche, oben angeführte Inschrift im Hauptportal. Dagegen bekundet eine ältere Einlage in den Turmknopf der Kirche, dass dieser samt dem Bilde Christi des Gekreuzigten erst am 22. Januar des Jahres 1566 aufgesetzt worden ist. Die Worte lauten:

> Galeae huius turris in templo divi Petri et Pauli recens constructae capitellum cum imagine Christi cruci affixi impositum est ..... anno mundi 5528 — a nativitate Christi 1566 — die Vincentii, qui erat 22. Januarij ab obitu tertii Heliae, D. Lutheri, 20., post coeptam a D. Luthero Antichristi destructionem 49 etc..."

Am Schlusse der erwähnten Einlage ist eine Kosten-Berechnung mitgeteilt, welche hier aufgeführt zu werden verdient. Dieselbe lautet:

> „Volget was der Thurm zu S. Peter abzutragen und wiederumb zu pauen gestanden. Durch nachvortzeichnete Personenn Ides Ihar aussgebenn: siebenn gueldenn 7 Gr. — Pf. durch Bastian Gerigken Anno 60; 185 fl. 6 Gr. 1 Pf. durch Conradt Geherhart Anno 61; 212 fl. 10 Gr. 4 Pf. Hans Hertzogk Anno 62; 139 fl. 20 Gr. 6 Pf. durch George Gerigkenn Anno 62 und 63; 40 fl. 13 Gr. 1 Pf. durch Killiann Cuntzen Anno 64; 22 fl. 17 Gr. 4 Pf. Andres Kerstenn Anno 65. Summa 608 fl. 11 Gr. 5 Pf. one wass die Graffenn ann Holtz dartzu geschenngkt."

Nach Berger[3] waren „im Pabstthum" neun Messaltäre in der Kirche, von denen die Reformation nur zwei stehen gelassen habe. Auf das, was erhalten ist, wird später die Rede kommen. Urkundlich begegnet uns ein „althar der

---

[1] Grössler, Inscript. Isleb. S. 90.
[2] a. a. O. S. 555.
[3] a. a. O. S. 234.

heyligen Dreykönige zcu santh Peter uber dem Wasser zcu Ysslebenn" im Jahre 1459.[1] — Ausserdem gab es in der Kirche einen Altar corporis Christi, welcher 1508 urkundlich erwähnt wird, wie auch eine Bruderschaft corporis Christi, die diesen Altar kurz zuvor errichtet und begabt hatte, („altari corporis Christi in prefata ecclesia sito et per eosdem (fratres et sorores confraternitatis corporis Christi) noviter erecto.")

Wie die durch Urkunden festgestellte Bauzeit der Kirche erwarten lässt, ist dieselbe in spätgotischem Stil erbaut.

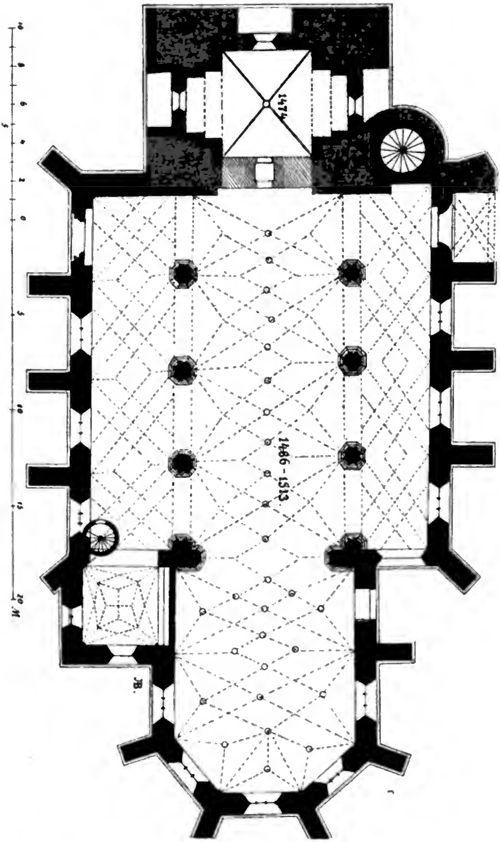
[B] Die Petrikirche übertrifft an Einheitlichkeit die Andreaskirche, an Grösse die Nikolaikirche und beide an Schönheit der Verhältnisse. Sie ist ebenfalls eine dreischiffige Hallenkirche, deren Mittelschiff mit den Seitenschiffen durch je vier Scheidbögen verbunden ist. Der Grundriss zeigt bessere Verhältnisse als in den beiden anderen Kirchen. (Siehe Nr. 73a, S. 136). Das Langhaus bildet ein längliches Rechteck; die Aussenwände sind streng parallel; nicht so aber die Flucht der beiden Pfeilerreihen; diese divergieren nach Osten, ganz wie in der Nikolaikirche; dabei ist die südliche Pfeilerreihe parallel mit der südlichen Umfassungswand aufgeführt, die nördliche dagegen so, dass das nördliche Seitenschiff nach Osten zu schmäler wird. Dies ist jedoch an der breitesten Stelle noch um 60 cm schmäler als das südliche Seitenschiff. Auch in der Nikolaikirche haben wir dies beobachtet, eine Erscheinung die überhaupt ziemlich allgemein ist, wie ich schon in der Beschreibung der Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Oschersleben im Artikel Wegeleben (S. 224) ausgeführt habe. Die Südseite als die wärmere, ward wohl mehr aufgesucht als die nördliche. Aus dem Gesagten ergiebt sich auch, was ja ohnehin geboten schien, dass man erst die Aussenwände nach genauen Abmessungen aufführte, ehe man die Flucht des Mittelschiffes festlegte.

Der Chorraum der Petrikirche liegt zwar in gleicher Achse mit dem Mittelschiff des Langhauses, hat aber eine grössere Breite. Wahrscheinlich ist der Chor zuletzt in Angriff genommen; darauf weist das Masswerk der Fenster, von dem später die Rede sein wird, so wie auch der Umstand, dass die Inschrift, welche den Anfang des Kirchenbaues bekundet, in der Vorhalle des Hauptportals an der Nordseite angebracht ist. Der Chor besteht aus zwei Gewölbejochen und dem aus dem Achteck konstruierten Schluss.

An der Südseite, die Ecken zwischen Seitenschiff und Chor ausfüllend, erhebt sich ein zweigeschossiger Anbau, der unten die mit einem Sterngewölbe gedeckte Sakristei enthält, oben als logenartige Empore erscheint; diese hat ein ziemlich kompliciertes Netzgewölbe. Eine bequeme steinerne Wendeltreppe führt aus dem südlichen Seitenschiffe zu ihr hinauf.

Die Mittelschiff und Seitenschiffe verbindenden Scheidbögen ruhen auf jeder Seite auf drei freistehenden Pfeilern und im Osten auf einem halben Wandpfeiler; im Westen auf einem mit Blattkapitälen gekrönten Wanddienste, dessen Schaft 3 m über dem Erdboden in einer mit einer Eichel geschlossenen, gegliederten Spitze endigt. (Nr. 79, S. 139.) Die achteckigen Pfeiler unterscheiden sich vorteilhaft von denen der beiden besprochenen Kirchen; ihr Schaft ist reich gegliedert,

[1] v. Arnstedt a. a. O. S. 552.

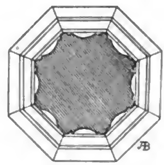


Nr. 73a. Grundriss der S. Petrikirche.

indem die Ecken in Rundstäbe umgewandelt sind, die ein wenig sich zuspitzen, sodass sie an den Birnenstab erinnern, und die Seiten durch die Schattenwirkung flacher Hohlkehlen belebt sind.

Diese Bildung setzt sich, ohne von einem Kapitäl unterbrochen zu werden

in den Bogen fort. Die Basis der Pfeiler ist nur 22 cm hoch und besteht aus einem Wulst und darüber befindlicher, zwischen abgeschrägten Platten liegender Hohlkehle, (siehe Nr. 80 S. 140). Bei den Pfeilern und Halbpfeilern zwischen Chor und Langschiff allein wird diese Basis von hohen achteckigen Sockeln getragen. (Vgl. Nr. 73 b.)



Nr. 73 b.

Von jedem Pfeiler lösen sich nach dem Mittelschiff zu ohne Vermittelung vier Rippen ab, die sich dann weiter verteilen. So entsteht ein vielverschlungenes aber doch klares Netzgewölbe, dessen Hauptrippen regelrechte Halbkreise bilden. Im Langschiff wird jede Kreuzung zweier Rippen im Scheitel durch ein wappentragendes Schild bezeichnet, im Chor ist dieser Reichtum noch grösser (s. Grundriss); im südlichen Seitenschiffe macht sich ein besonders und eigentümlich gestalteter reicher Schlussstein bemerklich, welcher in Nr. 81 S. 141 wiedergegeben ist. Die Rippen zeigen überall das



Nr. 74. S. Petrikirche.

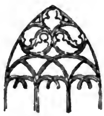
durch zwei flache Hohlkehlen gegliederte schwächliche Profil. Auch die Fenstergewände der Aussenseite im Norden sind nur durch tiefe, zwischen scharfkantigen

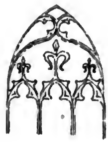


Nr. 75. Jahreszahl.

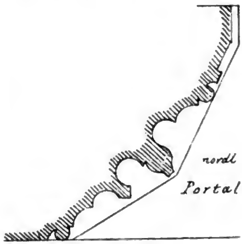


Nr. 77. Steinmetzzeichen.





Nr. 76 a. Nr. 76 b.
Masswerk der Spitzbogenfenster.



Nr. 78.

Stegen liegende Hohlkehlen gegliedert; an der Südseite tritt ein kleiner Rundstab dazu. Kräftiger profiliert sind die Gewände der Kirchenportale; hier liegen die Hohlkehlen zwischen kräftigen Rundstäben; im Hauptportal an der Nordwestseite tritt auch der Birnenstab noch auf; hier überwiegen aber sonst die oft steglos nebeneinander gesetzten Hohlkehlen (siehe Nr. 82, S. 141). Die Thür zur Sakristei hat dagegen nur Hohlkehlen zwischen scharfkantigen Stegen. Überschneidungen finden sich bei sämtlichen Thüren.

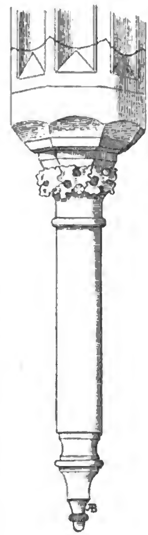
Das Masswerk der Fenster ist nicht einheitlich im ganzen Bau; die Südseite des Langschiffes hat durchaus das Fischblasenmuster in immer verschiedenen Formen; die Fenster der Nordseite haben es nur zweimal und zwar einmal in völliger Ausartung, während das nordöstlichste Fenster dem gegenüberliegenden völlig ähnlich ist, sonst finden sich hier Dreipässe in verschiedener Anordnung. Dass die Nordwand später vollendet ist als die Südwand, scheint demnach auch hier sich zu bestätigen. Das Masswerk des Chores hat nur ganz ausgeartete und geschmacklose Formen auf zuweisen, in denen nicht einmal die Formen der Fischblase mehr korrekt angewandt sind, vielleicht auch ein Hinweis darauf, dass der Chor der späteste Teil der Kirche ist. Eigenartiges altes Masswerk ziert die Brüstung der erwähnten Loge an der Südseite der Kirche (vgl. Nr. 83, S. 141).

Das ganze Langhaus der Kirche ist auch hier mit einem ungeheuren Dache gedeckt, dessen First gleich ist dem viereckigen Teile des Turmes; ganz ähnlich wie bei der Nikolaikirche verdeckt das Dach die beiden östlichen mit Masswerk versehenen Schallöffnungen zumteil. Richtige Verhältnisse hat wie dort nur das Dach des Chorbaues.

Der Turm im Westen hat auf viereckigem Hauptteile einen niedrigen achteckigen Aufsatz, der eine stumpfe von einer Laterne gekrönte Haube trägt. Bis zu vier Meter sind seine Mauern dick; er ist also auf eine ziemlich bedeutende Höhe berechnet gewesen, die er leider niemals erreicht hat. Es wäre sehr zu wünschen, dass diese schönste der Kirchen Eislebens durch stilgemässe Aufführung eines achteckigen hohen Aufsatzes mit schlankem Helme einen zum Ganzen passenden Turm und damit einen würdigen Abschluss erhielte. Das Masswerk der Turmfenster, besonders in dem mit einem Kreuzgewölbe überspannten Erdgeschosse des Turmes ist, der früheren Bauzeit entsprechend, edler und reiner als das der Kirche. Der Schlussstein des Gewölbes ist in Nr. 84, S. 141 dargestellt. Dieser schöne Raum ist leider jetzt unbenutzt und schlecht zugänglich, was um so mehr zu bedauern ist, als wahrscheinlich Luther in ihm getauft ist.

[G] In der Ecke zwischen dem Turme und der Nordwand der Kirche befindet sich, ganz wie an der Nikolaikirche, der runde Treppenturm, dessen steinerne Wendeltreppe zur Glockenstube führt.

An der Nordostseite der Kirche, zwischen den beiden letzten Aussenpfeilern des Schiffs, sind drei Konsolen von ziemlich gleicher Auffassung eingemauert, welche vielleicht zu einem Kreuzgewölbe gehörten, das aber nicht mehr vorhanden ist, also vielleicht ein Rest des vor dem Jahre 1486 vorhandenen Kirchengebäudes. Dieselben stellen weibliche Köpfe, bis zur Brust entblösst, vor, bekrönt durch einen Kranz von Blumen. (Vgl. Nr. 85). Leider sind sie sehr verwittert, zeigen aber noch jetzt gute Bildhauerarbeit.



Nr. 79.

Wie das Äussere, so ist auch das Innere durchweg restauriert worden und wenig Altes erhalten geblieben.

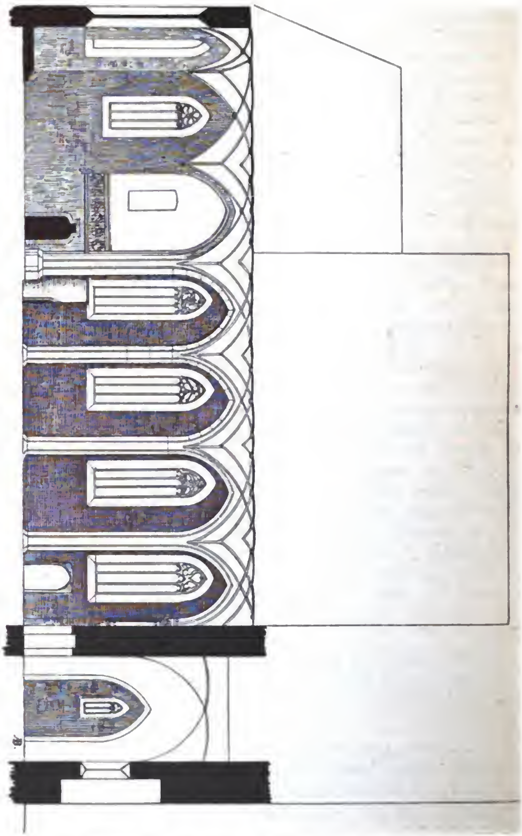
Eine am 8. März 1661 in den Knopf des Dachreiters eingelegte Nachricht besagt hierüber:[1]

„Anno Chr. 1583 zur Zeit Herrn M. Conradi Portae Pastoris und Herrn Caspari Lindner ist sie (die Kirche) renoviret worden, besage der über der Sacrystey oben in einer Feldung befindlichen Schrift etc."

Schon das Jahr zuvor (1582) hatte man eine Orgel in die Kirche gebracht, ein Werk Valten Voglers, das freilich nicht lange brauchbar blieb[2] und wieder-

[1] Grössler, Inscript. Isleb. S. 91.

[2] Grössler, Inscript. Isleb. S. 86 u. 87.



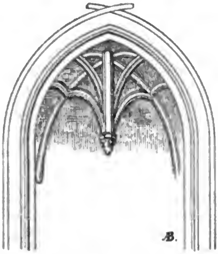
Nr. 80 Längenschnitt.

holt ausgebessert werden musste. In den Jahren 1586 und 1587 erbaute man den Schülerchor und die Empore an der Kanzel, 1589 eine neue Kanzel; aber alle diese Einbauten wurden im Jahre 1834 wieder beseitigt.[1] Von einer ferneren

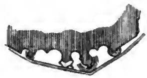
[1] Die darauf bezüglichen Inschriften siehe in Inscr. Isleb. S. 87 u. 88.

Reparatur im Jahre 1711 gab eine jetzt beseitigte Inschrift Kunde.[1] Die jüngsten Reparaturen haben in den Jahren 1834 und 1879 stattgefunden.

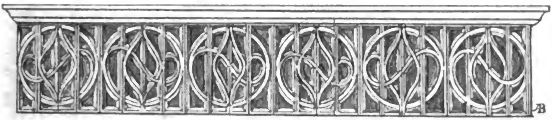
Am Mauervorsprunge im südlichen Schiff steht ein wohlerhaltener Altarschrein (Nr. 86), der sein völlig gleiches Ebenbild in der Kirche zu Wilsnack



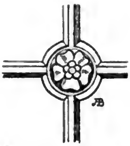
Nr. 81.



Nr. 82.



Nr. 83.



Nr. 84.



Nr. 85.

haben soll. Auf der Predella ist die Geburt Christi dargestellt. Das Christkind liegt auf einem von zwei Engeln getragenen Teppich, und vor ihm knieet betend Maria. Zur Rechten steht Joseph, eine grosse Laterne in der Hand haltend, während zwei Hirten über die Brüstung der Lichtöffnung hereinschauen. Die beiden Seitenfelder stellen die Verkündigung der Maria dar. Rechts knieet betend

[1] Ebenda S. 91.

S. Petrus.	*S. Joh. Bapt.*	*S. Paulus.*	*S. Elisabeth.*	*Gottesmutter.*	*S. Anna.*	*S. Magdalena.*	*S. Godehard?*	*S. Christoph.*	*S. Erasmus.*
S. Katarina.	*S. Margareta.*	*S. Barbara.*					*Heiliger.*	*Heilige.*	*S. Franciscus.*
				Geburt Christi.					

die Jungfrau mit über die Brust zusammengeschlagenen Armen vor einem rotbehängten Pulte, auf welchem ein Buch liegt; links erblickt man den Engel Gabriel in weitem, hellem Gewande, einen Lilienstengel in der erhobenen Linken haltend.



Nr. 86.

Das Mittelfeld des eigentlichen Altarschreines nimmt die sitzende, gekrönte Maria ein, das nackte, stehende Jesuskind auf dem Schosse haltend. Neben ihr sitzt die h. Anna. Über der Gruppe schwebt Gottvater mit grauem Bart, die Weltkugel in der Hand haltend, von einem Strahlennimbus umgeben; unter ihm der heilige Geist in Gestalt einer Taube. Rechts vom Beschauer steht neben der Mittelgruppe die h. Magdalena, kenntlich an ihrer Salbenbüchse, links die heilige Elisabeth, in der Rechten eine Weinkanne, in der Linken eine Schüssel mit zwei Wecken und einer Weintraube tragend. Im linken Flügel stehen oben: S. Petrus mit Schlüssel und Buch, Johannes der Täufer mit dem Lamm auf einem Buche, S. Paulus mit dem Schwert; unter ihnen: S. Katarina mit dem Schwert und dem vom Blitzstrahl zerschmetterten Rade, S. Margareta mit einem Buche, einer Palme und einem zu ihren Füssen liegenden Drachen, S. Barbara mit Buch und Hostienkelch. Auf dem rechten Flügel zeigt sich oben zunächst ein Bischof mit Krummstab und Kirchenmodell, vielleicht der h. Wolfgang oder h. Godehard; dann der h. Christophorus, mit dem Christkind auf der linken Schulter, einen Baum in der Rechten haltend; endlich der Bischof Erasmus, kenntlich an der mit seinen Därmen umwickelten Winde. Unten Heiliger mit Buch und Lanze, ferner eine Heilige mit Märtyrerkrone und Palme, und der h. Franziskus von Assisi, kenntlich durch die Wundmale an seinen Händen und in der Seite.

Auf der Aussenseite der beiden Flügel ist die Legende des h. Joachim und der h. Anna, der Eltern der Jungfrau Maria, in drei Bildern dargestellt, während ein viertes einen Vorgang aus dem Leben der Jungfrau Maria zum Gegenstande hat. Im ersten Bilde links oben sitzt hinter einem Zahltische, auf welchem Geld aufgezählt ist, ein Priester, welcher ein Goldstück emporhält. Rechts vor dem Tische stehen der h. Joachim und die h. Anna; vor ihnen knieet ein Mann, im Pilgergewande, dessen Hut und Stab vor ihm auf dem Boden liegen. Derselbe hebt seine Hände zu dem h. Joachim empor, während ein anderer Mann (ein Diener?) etwas nach dem Hintergrunde trägt. Auf dem darunter befindlichen Bilde erblickt man Joachim und Anna an der goldenen Pforte. Beide drücken sich die Hände; anscheinend tröstet der Mann die Frau, deren Gesicht vom Schmerz bewegt ist. Das obere Bild des rechten Flügels zeigt abermals den h. Joachim, wie er, auf den Knieen liegend, dem hinter einem altarähnlichen, behängten Tische sitzenden Hohenpriester ein Opferlamm darbietet, welcher jedoch die dargebotene Gabe mit sprechender Geberde zurückweist. Ein anderer, mit roter Kappe bedeckter Mann bringt ebenfalls ein Lamm herbei. Über diesem Bilde steht folgende Inschrift:

Hir wirt verschmehet das Opfer, das der heilige Joachim det.

Das untere Bild dieses Flügels lässt die Jungfrau Maria auf erhöhtem Lager sehen, sitzend, den Rücken durch Kissen gestützt. Eine mit Eichenlaub bekränzte Frau, welche ein Kleid mit Puffärmeln anhat, streckt ihre Hände nach dem Christkinde aus. Eine andere Frau bringt Kirschen oder Erdbeeren auf einer Schüssel herzu. Im Vordergrunde steht vor der Bettstatt der Maria eine Wiege, an deren nach vorn gerichtetem Giebel der abgekürzte Jesusname **ihs** steht.

Dieser schön gearbeitete Schrein hat Kopf- und Fussfriese, welche mit reichem Blattornament versehen sind.

Zur Seite desselben stehen noch zwei Figuren, vermutlich aus einem anderen Altarschrein, die eine (Nr. 87) eine Darstellung der Jungfrau Maria als mater dolorosa mit in einander gelegten Händen, in einfacher, aber nicht übel gefalteter Gewandung. Der Wert des Bildes besteht aber vorzugsweise in dem



Nr. 87.

überaus anziehenden Gesicht, in welchem Schmerz mit jugendlicher Anmut verbunden ist. Die andere Figur in derselben Grösse stellt jedesfalls einen Jünger dar, der den Kopf und Blick ausdrucksvoll nach oben richtet. Die Hände sind leider abgebrochen. Der Faltenwurf ist geschickt und geschmackvoll, die ganze Figur von rüstiger, natürlicher Haltung. Besonders sorgfältig ist das Haar gearbeitet.

Auf der steinernen Empore befindet sich noch ein beschädigter und deshalb hier beiseite gestellter Altarschrein von geringerer Grösse. In der Mitte des-

S. Martin.	*S. Stephanus.*	*S. Katarina.*	*Gottesmutter.*	*S. Barbara.*	*S. Georg.*	*S. Gereon.*
S. Sebastian.	*S. Jacobus.*				*S. Christoph.*	*S. Mauritius.*

selben erblickt man die Maria mit dem Kinde auf dem Halbmond, zu ihrer Linken S. Katarina, zu ihrer Rechten S. Barbara. Auf dem linken Flügel stehen oben S. Martinus und S. Stephanus, unten S. Sebastian und S. Jacobus; auf dem rechten Flügel S. Georg und S. Gereon, darunter S. Christophorus und S. Mauritius.

Ebendaselbst hat man an die Wand ein unscheinbares altes Kruzifix angeheftet, an dessen Armen die vier Evangelisten sinnbildlich dargestellt sind.

Sieben andere überlebensgrosse Holzfiguren, die früher einem Barockwerke der Kirche angehörten, befinden sich jetzt im Hallischen Provinzialmuseum, drei davon stellen Christum dar, die übrigen sind Paulus, Petrus, Moses und Johannes; ausserdem sind hier vier Palmen und zwei Urnen von demselben späten, nur wenig Kunstwert besitzenden Werke vorhanden.

[GB] Im Schiffe ist besonders der Taufstein oder vielmehr der Rest des Taufsteins bemerkenswert, in welchem Luther getauft sein soll. Zur Erinnerung daran hat man um dessen oberen Rand die Worte einmeisseln lassen:

Rudera Baptisterii, in quo tinctus est beatus Martinus Lutherus.
Anno 1483.

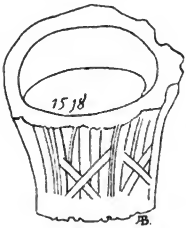
Innerhalb der Vertiefung:

D. 10. Nov.

Die Angabe des Tages ist nach Berger[1] falsch, da Luther am 11. November getauft worden. Da jedoch dieselbe von dem übrigen Texte getrennt ist, so hat vermutlich nicht der Tauftag, sondern der Geburtstag bezeichnet werden sollen. Aber auch davon abgesehen, spricht alles gegen die Richtigkeit der Inschrift. Die Form des Taufsteins ist für die Zeit 1483 kaum möglich, auch wenn man nur einzelne Teile des Ganzen berücksichtigen wollte. Ferner spricht dagegen, dass in einem Winkel am nördlichen Seitenschiffe sich ein verstümmelter, in spätgotischer Weise reich verzierter Taufstein findet, der offenbar vor dem jetzt stehenden in Gebrauch gewesen ist. (Vgl. Nr. 88, S. 146.) Aber nicht einmal in diesem kann Luther getauft sein, wenn anders die Jahreszahl 1518, die auf dem Boden

[1] a. a. O. S. 165.

des Beckens steht, die Zeit seiner Herstellung ist. Das wird man aber wohl annehmen müssen, denn wenn wirklich Luther darin getauft wäre, würde man ihn nach 1518 kaum beseitigt und zerschlagen haben. Vielmehr wird der wirkliche Taufstein Luthers zu einer Zeit beseitigt sein, als Luther noch nicht aufgetreten und noch kein berühmter Mann geworden war.



Nr. 88.

[G] Früher zeigte man hier auch noch den Mantel sowie das lederne Käppchen, welche Luther als Currendeschüler in Eisenach getragen und später zur Erinnerung an die Dürftigkeit seiner Jugend stets bei sich geführt haben soll. Auch bei seiner letzten Anwesenheit in Eisleben soll dies der Fall gewesen sein, und darum sollen nach seinem hier erfolgten Tode die besagten Stücke der S. Petrikirche als dem Gotteshause, in dem er getauft worden, zur Aufbewahrung übergeben worden sein.[2] Das Käppchen ist seit einigen Jahrzehnten verschwunden (vermutlich 1834), von dem Mantel zeigt man noch ein Stück.

Besonders beachtenswert ist ein in vier Felder geteiltes, kleines, über der kleinen Kirchthüre in der Nordwand des Chores befindliches Gemälde, welches Dr. Martin Luther und seine Frau, sowie seinen Vater und seine Mutter, darstellt.[1] Ein diesem Bilde völlig gleichendes, von Lukas Kranach im Jahre 1527 gemalt, hängt auf der Wartburg. Von letzterem ist die Abbildung in Jul. Köstlins Lebensbeschreibung Luthers entnommen. Wenn jedoch Köstlin in der Luthernummer der Illustr. Zeitung zum 10. Nov. 1883 S. 384 sagt: „Es sind die einzig echten, die wir von ihnen haben. Andere, die später für Bilder von Luthers Eltern ausgegeben worden und auch heute noch in Umlauf sind, haben ganz unsichern Ursprung und keine Glaubwürdigkeit," so waren ihm die hiesigen jedesfalls unbekannt. Die Frage, in welchem Verhältnis die hiesigen zu denen auf der Wartburg stehen, dürfte von Sachverständigen erst noch zu entscheiden sein.

Über die sonst in der Kirche vorhandenen Bilder nebst Inschriften, unter denen die Bildnisse von Luther (dreimal abgebildet), Melanchthon, Konrad Porta, Martin Rothe, Georg Stöcker, Friedrich Spangenberg und Erdmann Bieck hervorzuheben sind, finden sich nähere Mitteilungen in den Inscriptiones Islebienses.[3]

Das Altarbild, eine Kreuzabnahme, ist ein Geschenk König Friedrich Wilhelms III. aus dem Berliner Museum. Bisher hatten manche angenommen, dasselbe sei ein altspanisches Gemälde, andere hielten es gar für ein Bild aus dem vorigen Jahrhundert; nach Herrn Pastor Trommsdorff in Eisleben jedoch, der auf einer Reise nach Italien 1887 zufällig in die Lage kam, den Vergleich anzustellen, ist es zweifellos eine Copie eines Originalbildes von Rocca Marcone,

---

[1] a. a. O. S. 165 u. 166.

[2] Näheres darüber bei Berger S. 166. und Grössler, Inscript. Isleb. S. 82.

[3] S. 82—92.

welches in der Akademie der schönen Künste in Venedig in einem nur ersten Meistern gewidmeten Saale aufbewahrt wird.

Auf dem Altare steht ein mächtiger Crucifixus, dessen unterer Teil aus Olivenholz (angeblich aus dem Garten Gethsemane stammend) und Palmenholz geschnitzt und 1837 von dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm geschenkt worden ist.

Unter den Geräten der Kirche sind nur wenige hervorzuheben:

1) Ein silberner, feuervergoldeter Kelch, 19 cm hoch, mit sechsblättrigem Fuss, ohne jede Gravierung auf demselben; auch ein Signaculum fehlt. Auf dem Zapfen des Knaufes steht:

IHESVS,

darüber: HSASD (Abkürzung für: Hilf Sanct Anna Selb Dritt), darunter: MARIA, die mittlere Legende bedeutet: Hilf Gott Maria.

2) Ein dergl. Kelch, ebenfalls 19 cm hoch, mit rundem, wohl erst später mit dem Oberteile verbundenen Fusse, auf welchem die kleine Kreuzigung eingraviert ist. Der ziemlich plattgedrückte Knauf zeigt auf den Zapfenfeldern den Namen: IHESVS, darunter: SMARIA, darüber wieder IHESVS. Die zugehörigen Patenen tragen das übliche Signaculum.

Es bleiben nun nur noch zu erwähnen die auf dem Turme hangenden vier Glocken von 1,96, 1,69, 1,34 und 1,04 m Durchmesser.[1]

Die auf ihren Wangen die eingeritzten Bilder der beiden Patrone der Kirche, der Apostel Petrus und Paulus, zeigende grosse Glocke trägt folgende Inschrift in gotischen Minuskeln:

(Ein Crucifixus.) Anno dni m° cccc° lxxxx viiii · hilf · got ·
maria · berat · sanctos · petrus · clama · ne · cessas · (so!) ·
exalta · vocem · tuam · sicut · (so!) tuba.

Deutsch: Im Jahre des Herrn 1499 Hilf Gott, Maria berat. S. Petrus. Rufe und säume nicht; erhebe deine Stimme, wie eine Posaune.

Die zweite (Sonntags-) Glocke trägt in zumteil unleserlichen gotischen Minuskeln folgende Inschrift:

Tubam · hanc · celica · respicite · nrām · benigna ·
Omes · convocat · sciorv · festa · decorat ·
quigentcs fusa sub mag̅stro an · millcs ·
salvtis nons . . . . (Rest unleserlich.)

Deutsch: Betrachtet diese himmlische Posaune, unsre Benigna. Sie ruft alle zusammen und verherrlicht die Feste der Heiligen. Gegossen im Jahre des Heils 1509 unter dem Meister ....

Darunter steht:

S. Pe · S. Paw · m° ccccc · ix · arnoldt ·
stefan · simon · sigkel · hilf · s · anna ·
selb · drit · meister pawel mos ·

[1] Die von Krumhaar a. a. O. S. 39 gegebenen Glockeninschriften sind teils sehr unvollständig, teils voller Fehler. Vgl. Inscript. Isleb. S. 80 u. 81.

Die genannten Personen Arnt Steffen und Simon Vigkel waren Altermänner oder Kirchväter der Kirche. Der Meister Pawel Mas oder Mos war ein in den ersten Jahrzehnten des XVI. Jahrhunderts vielgesuchter Glockengiesser, von dessen Glocken schon oben auf S. 130 die Rede war. Im übrigen ist die Anordnung der letzten Worte des lateinischen Teils der Inschrift, vermutlich infolge Verwechselung der Schablonen, eine verwirrte.

Die dritte oder Dienstags-Glocke hat in schönen gotischen Minuskeln die Inschrift:

⊙ Anno m° ccccc° ix° hilf · got · maria · anna ·
s. petrus. s. paulus · arnoldt · steffan · simon ·
figkel · sebastianus weczelwicz ·

Auf der östlichen Wange erblickt man ein grosses Medaillon mit der kleinen Kreuzigung und der Inschrift: ave maria gracia. Auf der westlichen Wange dasselbe Medaillon mit den Namen henricus uzrnter .✠. Paulus mors.

Die vierte oder kleine Glocke, auch Vesperglocke genannt, zeigt in römischen Majuskeln folgende Inschrift:

VESPER-GLOCKE.
GESPRUNGEN DEN 12. MAI 1832, UMGEGOSSEN VON
CARL ERIEDRICH ULRICH IN APOLDA 1861 ZU
GOTTES, UNSERES HEILANDS EHRE.

Aus vorstehenden Inschriften ergiebt sich, dass die drei grösseren Glocken teils sofort, teils nicht lange nach dem grossen Brande des Jahres 1498 beschafft worden sind, ein Zeichen, dass die vorauszusetzenden alten in dem Brande geschmolzen waren. Alle drei sind von demselben Meister, für dessen Wohnort man fast Eisleben selbst halten möchte, dessen Schriftformen aber namentlich durch die rechtwinklige Form seines c (Γ) gekennzeichnet sind.

4. Die S. Annenkirche, die Pfarrkirche der Neustadt Eisleben.[1]

[G] Diese Kirche ist erst am Schlusse der gotischen Stilperiode, kurz vor dem Beginn der Reformation gebaut worden. Die Genehmigung zum Bau hatte unter dem 25. Februar 1513 der Erzbischof Ernst zu Magdeburg dem Gründer der Neustadt, dem Grafen Albrecht IV. von Mansfeld-Hinterort erteilt und Erzbischof Albrecht von Mainz, der gleichzeitig Bischof von Halberstadt war, durch eine besondere Auseinandersetzung vom 20. Okt. 1514 das Abhängigkeitsverhältnis geregelt. Zunächst wurde in dem Jahre 1514 ausser der Pfarrwohnung und dem Kloster der Bau des Chores in Angriff genommen und in zwei Jahren vollendet. Sonntag den 13. Januar 1516 wurde dieser Teil des Baues eingeweiht, wie eine früher an der nach dem Altar gewendeten Seite des Triumphbogens angebrachte Inschrift bekundete, deren Wortlaut war:

[1] Theodor Heine, Geschichte der S. Annenkirche zu Eisleben. Nebst einer Abbildung der Kirche. Eisleben 1861. Im Selbstverlage des Verfassers. 8°. (Die Darstellung ist ziemlich verworren, wenn auch fleissig.)

Hoc aedificium chori anno Christi MDXIV. ab Alberto comite Mansfeldensi extructum est, XVI. vero post die dominica XIII. Januarii in papatu consecratum.

Da aber infolge der Reformation und der Aufhebung des mit der Kirche verbundenen Augustiner-Mönchsklosters die Kirche längere Zeit unbenutzt stand und nichts zu ihrer Vollendung geschah, so geriet sie allmählich in Verfall. Endlich nahm sich die Gräfin Margareta von Mansfeld, geborne Fürstin von Braunschweig-Lüneburg, Witwe des Grafen Hans von Mansfeld-Hinterort, des verlassenen Baues wieder an. Zunächst wurde im Jahre 1585 das Schiff gebaut und der Chor im August 1586 mit einem Gypsgewölbe versehen. 1588 wurde die Grabkapelle und 1590 der Turm im wesentlichen fertig. Das Ganze wurde gleichwohl erst 1608 vollendet, wie sich aus der Fortsetzung der vorerwähnten Inschrift am Triumphbogen ergiebt, welche weiter lautet:

„denique munificentia Illustr. D. D. Margarethae, ducis(sae) Brunovicensis et Luneburg., Illustr. et generosi D. D. Iohannis comitis ac Domini in Mansfeld r. viduae, imposito fornice gypseo ad hunc modum exornatum est anno Christi XXCVI mense Augusto, ecclesie ministris M. Philippo Crusio pastore, Georgio Fiedlero diacono, coss. Iohanne Königrodio, Martino Maio, Balthasaro Samio, artificibus gypsatiis Christiano Wagnero et Iohanne Waltero Winshemiis, statuario Iohanne Tonnuddendorf Monasteriensi, pictore Christophoro Sellio.

Ungefähr dasselbe bekundet auch eine noch vorhandene Inschrift rechter Hand von der nördlichen Kirchthür, welche lautet:

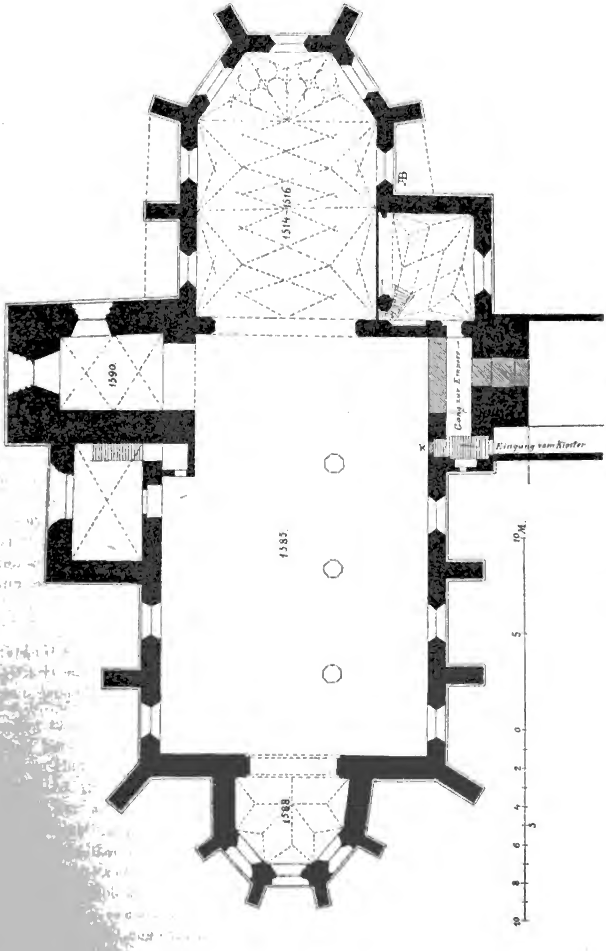
Hoc templum D. Annae in papatu a monachis Eremitis ordinis Augustini incoatum. Accensa ministerio D. M. Lutheri luce evangelii, ad multos annos imperfectum stetit. Tandem munificentia illustrissimae principis Dominae Margarethae, principis Brunovicensis et Luneburgensis, inclyti et generosi D. D. Iohannis comitis ac domini in Mansfeld laudatissimae memoriae relictae viduae, sumtibusque S. P. Q. Neapolitanorum Islebiensium instauratum et exornatum Anno Domini 1585, 10. Iunii, absolutum vero Anno Domini 1608.

Fast zugleich mit dem Kirchenchor wurde von dem Grafen Albrecht ein an die Kirche anschliessendes „Augustiner-Eremiten-Mönchskloster" zu Ehren der Schutzpatronin der Bergleute, der h. Anna, gestiftet und 1516 eingeweiht. In seinem Stiftungsbriefe vom 16. Juli 1515 bekennt Graf Albrecht, er habe ein confirmirt Kloster S. Augustini Einsiedler-Ordens dem allmächtigen Gott; Marien, der hochgelobten Königin, seiner unbefleckten Mutter; der heiligen Frauen S. Annen, allem himmlischen Heer zu Lobe, und sonderlicher Liebe, die wir zu dem heiligen Vater S. Augustinus tragen, auch zu Trost und Heil unserer verstorbenen Vorfahren, Eltern und unserer Seelen Seligkeit, und um zukünftige Besserung und Heil unserer Unterthanen zu Eisleben, zu S. Annen auf der Höhe über der Neustadt gelegen, gestiftet, aufgerichtet und fundirt." Die

Schenkungsurkunde nahm der Generalvikar des Ordens, Doktor Johann Staupitz, entgegen. Es war von sehr geringer Ausdehnung und mit nur wenigen Mönchen besetzt, welche sehr bald dem evangelischen Bekenntnisse beitraten, so dass das Kloster bereits bald nach dem Jahre 1517 von den Mönchen verlassen war und der Klosterconvent sich von selbst auflöste. Durch den Gründer Graf Albrecht aber, welcher frühzeitig lutherischen Gottesdienst in der Annenkirche einführte, wurde dieselbe die erste lutherische Kirche in der ganzen Grafschaft Mansfeld. Das mit der Kirche verbundene ursprüngliche Klostergebäude ist noch jetzt mit seinen fünf Erkergiebeln, die es als ehemaliges Klosterhaus kennzeichnen, zwischen der Kirche und der im Jahre 1670 von Grund aus neu aufgeführten Pfarrwohnung vorhanden, aber ohne alle bauliche Besonderheit.

[B] Die Kirche ist wahrscheinlich als eine dreischiffige Hallenkirche geplant gewesen, der Plan ist aber nicht zur Ausführung gekommen. Als nach 69jähriger Unterbrechung endlich das Schiff an den 1516 vollendeten Chorbau gefügt wurde, folgte man einem neuen Entwurfe, der sich in seiner nie erfolgten Vollendung kaum mit dem Chorraum hätte vereinigen lassen. Diesen hatte man nach dem Muster der Petrikirche gebaut, wahrscheinlich durch dieselben Werkleute dieser erst kurz vorher (1513) vollendeten Kirche. Die lichte Breite des Chorraumes beider Kirchen ist fast genau dieselbe; (vgl. Nr. 89, S. 151) auch legt sich ganz wie in der Petrikirche an die Südwestseite des Chores eine gewölbte Sakristei mit darüber befindlicher, mit einem Netzgewölbe gedeckten Loge. Die Länge des Chorraums ist aber bedeutender als in der Petrikirche. Es ist anzunehmen, dass man das Langhaus ebenfalls ähnlich wie das der Petrikirche, vielleicht etwas länger, zu bauen beabsichtigt hat.

Im Jahre 1585 begann man aber die Ausführung anders, nur die Länge kann der ursprünglich geplanten entsprechen. Diese übertrifft sowohl die der Petri- als der Nikolaikirche, kommt aber ziemlich genau der des Langhauses der Andreaskirche gleich, mit welcher der ganze Bau auch durch den an der Nordostecke liegenden Glockenturm Ähnlichkeit hat. Die Breite des Langschiffes bleibt aber hinter der aller übrigen Eisleber Kirchen weit zurück und ist genau gleich der Breite des Mittelschiffes und eines Seitenschiffes der Nikolaikirche an deren westlichem Ende, so dass man daraus schliessen könnte, man hätte 1585 einen zweischiffigen Bau ausführen wollen, denn dass man einen mehrschiffigen Gewölbebau beabsichtigte, geht aus den vorhandenen Strebepfeilern mit Sicherheit hervor. Einen solchen zweischiffigen Bau hat auch die Stadt Mansfeld aufzuweisen. (S. Bau- und Kunstdenkmäler des Mansfelder Gebirgskreises unter Thal-Mansfeld S. 152.) Gewölbe und Pfeiler liessen sich aber nur dann unauffällig mit dem Chorbau vereinigen, wenn man zwischen Chor und Langschiff einen querhausartigen Mittelbau annähme, der vielleicht ganz ohne Gewölbe zu denken wäre. Wollte man die vorhandene Anlage als eine dreischiffig geplante ansehen, so würde man in noch grössere Schwierigkeiten geraten, da dann entweder die Seitenschiffe oder das Mittelschiff schmäler werden würde, als sich mit den damals üblichen Massen und Verhältnissen verträgt. Die Entfernung der westlichen Wand des Chorraumes bis zu dem nächsten bestimmt geplant gewesenen Gewölbejoche ist denn auch um $1\frac{1}{2}$ Meter grösser als die Gewölbejoche selber, die der Entfernung der Strebepfeiler von einander entsprochen haben würden.



Nr. 89. Grundriss der St. Annenkirche.

Dies Querschiff ist wahrscheinlich schon für die ursprüngliche Anlage geplant gewesen, denn der Gang zur Empore (s. Grundriss) mit der zu einer jetzt vermauerten Spitzbogenthür hinaufführenden Treppe gehört dem Bau von 1516 an, und eine Verbindung von Kirche und Kloster, wie sie durch diese Treppe auch im Obergeschosse ermöglicht ist, hatte nur Sinn, solange das Kloster noch bestand, also nur bis 1517. Es versteht sich von selbst, dass diese vermauerte Thür (x des Grundrisses) zu einer Empore führen sollte, die nicht zur Ausführung gekommen ist.

Der nächstdem wichtigste Teil ist der Turm, der in einer Höhe von 56,5 m das Ganze überragt. Sein Grundriss ist ein nicht ganz regelmässiges längliches Viereck. Das untere Geschoss ist mit zwei gratlosen Kreuzgewölben überspannt und öffnet sich nach der Kirche zu mit einem Spitzbogen. Zwei breite Fenster erhellen den Raum. An den Turm lehnt sich nach Westen eine mit einem Kreuzgewölbe überspannte Vorhalle an, durch die der Haupteingang von der Strasse her erfolgt. Eine hohe steinerne Treppe führt hier auf die Platform einer steinernen Empore, deren Untergeschoss von der Kirche aus zugänglich ist. Die Ähnlichkeit der Nordseite mit derjenigen der Andreaskirche ist auch hier bemerkenswert, denn auch diese hatte früher zwischen Turm und nördlichem Seitenschiffe eine ähnliche Vorhalle.

[G] Als zuletzt entstandener Teil ist die westlich vorgelegte, im halben Achteck 1588 erbaute Kapelle zu erwähnen, die nach dem Willen der Erbauerin, der Gräfin Margareta, als Erbbegräbnis für ihren Gemahl, sie selbst und ihre Nachkommen dienen sollte. Heutzutage wird dieselbe zwar als Taufkapelle benutzt; doch ist in ihr noch das Steinbild der Erbauerin und vermutlich auch das der ersten Gemahlin des Grafen Hans, der Herzogin Dorothee v. Pommern, beide in betender Stellung, vorhanden. Freilich sind die unteren Teile dieser Denkmäler sehr beschädigt. Auf dem ersten steht der Wahlspruch der Gräfin Margareta: „Gott ist mein Trost"; auf dem andern: „Phil. I: Christus ist mein Leben und Sterben ist mein Gewinn", vermutlich der Wahlspruch der Herzogin Dorothee, und die Angabe:

Erbauet 1588.

Im Turme steht ein Grabmonument einfachsten Stils, das des Grafen Karl des Älteren von Mansfeld, des jüngsten Sohnes des Stifters der Kirche († 1594.) Der Graf, in voller Rüstung in Stein gehauen, liegt auf dem Sarkophag, auf welchem folgende Inschrift steht:

Sic transit gloria mundi.
VESPERE SEPTENO FEBRVARI BIS
QVOQVE QVINO
PACE BONA FRVITVR CAROLVS ECCE COMES.

Animosi comitis Alberti Annaeque comitissae Honsteinicae filio Carolo, heroi magnanimo, comiti re et nomine nobili Mansfeldensi, principis Uraniae fratrisque regis Franciae puta Alonzonici, dein ducis Lotharingi olim chiliarchae, denuo dioecesi Magdeb. a consiliis, subditorum dominatori pacifico Magdalena comitissa Senensis vidua moestiss: pietatis flagrantiae E. titulum hunc et tumulum l. m. q. p.

Am oberen Rande des Sarkophags steht:

Carolus Alberto genitus Mansfeldius heros
A bis sex lustris annum ubi complet, obit.
Caesareis iuvenis Magdeburgâ opponitur armis:
Belga ducem hinc Gallus suscipit intrepidum.
Magdalis illustris Seynensi stirpe marito
Illustri in coelis haec monumenta locat.
Obiit 17. Feb: Anno 1594.

Auch die Zahlbuchstaben des lateinischen Chronostichons ergeben die Jahreszahl 1594.

Eine besondere Gedenktafel nordöstlich hinter dem Altar mit deutscher Inschrift wiederholt den wesentlichen Inhalt der Grabinschrift.[1]

[B] Der ganze, einen freien Überblick gewährende Kirchenraum macht keinen unbedeutenden Eindruck und wirkt trotz des Fehlens der Gewölbe im Langschiff, das eine flache Balkendecke trägt, wegen der Mannigfaltigkeit der Teile malerisch, sowohl im Äussern wie im Innern. (Siehe Nr. 90). Auch die Einzelheiten bieten

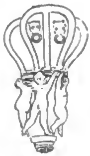


Nr. 90. Längenschnitt.

des Interessanten genug, besonders weil die Formen der Renaissance sich oft in naiver Weise mit denen der absterbenden Gotik verbinden. Dies tritt besonders im Chor hervor, der von einem reichen Netzgewölbe überspannt ist. Leider hat es seinen Halt nicht in sich selbst, sondern seine Rippen sind nur Schein; das Ganze ist 1586 aus Gips hergestellt. Diese Rippen nun, schwach wie sie sind, da sie nur als Dekoration dienen, setzen auf Renaissancekämpfer auf, die aber besser als Gesimse wappengeschmückter Wandfriese zu bezeichnen sind. Wie wenig man die gotischen Formen noch verstand, beweist eine von der Decke herabhängende Krone, an deren unterem Reife sich drei herumschwebende Engel halten. Der Gedanke eines Schlusssteins hat dem Meister jedenfalls dunkel

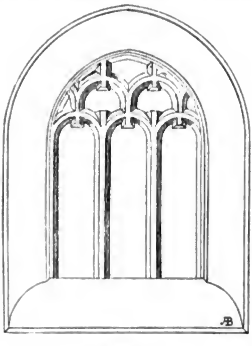
[1] Vgl. Grössler, Inscript. Islebiens. S. 45 u. 46.

vorgeschwebt und doch ist die Krone nicht an einer Kreuzung der Rippen angebracht, sondern hängt von einer Füllung zwischen diesen herab. (Vgl. Nr. 91.) Auch an der Logenbrüstung zeigt sich die Vermischung von Gotik und Renaissance, hier jedoch nicht gleichzeitig, denn die Brüstung der Loge stammt aus der Zeit des Chorbaues. Ihre vier Felder haben ausgeartetes steinernes Masswerk, z. T. mit Fischblasen in Rahmen von fast gleicher Form und Profilierung, wie an der Logenbrüstung der Mansfelder Schlosskirche (S. Bau- und Kunstd. d. Mansf. Geb. Kr. unter Schloss Mansfeld.) Später hat man auf diese Brüstung einen Aufsatz gestellt, der aus einem etwas massigen, auf drei dünnen Stützen ruhenden Architrav besteht. Ein dreieckiger Aufsatz, in der Mitte von einem kleinen Obelisk überhöht, und drei andere Obelisken zu beiden Seiten bemühen sich vergeblich auf den Beschauer Eindruck zu machen; das geschweifte Beiwerk der Obelisken wirkt noch kläglicher. Immerhin ist das Ganze kunstgeschichtlich nicht ohne Interesse. Das Netzgewölbe des Obergeschosses der Loge ist übrigens echt, also zur Zeit der Erbauung des Chores schon eingespannt gewesen; schön kann man es kaum nennen. Wie schon erwähnt, war die Loge vom Kloster aus zugänglich (s. Grundriss). Die im Westen 1588 angebaute Begräbniskapelle hat ein regelrechtes Sterngewölbe mit rundem, fussähnlichem Schlussstein. Sie ist nicht ganz korrekt angelegt, ihre Nord- und Südwand sind nicht parallel.

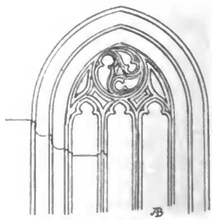


Nr. 91.

Das Masswerk der dreiteiligen Fenster der Kirche ist durchweg ausgeartet und geschmacklos; selbst die Fischblase ist steif und ungeschickt verwandt. In der zuletzt erwähnten westlichen Kapelle ist es ganz ärmlich, indem auf den drei



Nr. 92.



Nr. 93.

Rundbogen des unteren langen Teiles zwei gestelzte Rundbogen stehen, deren Stege durch den Scheitel der unteren hindurchragen. (Vgl. Nr. 92). Am besten

ist das Masswerk der Fenster des Turmes im Erdgeschoss; auf drei Spitzbogen mit Nasen steht ein Kreis mit drei Fischblasen; doch gehören diese vielleicht der letzten Restauration der Kirche an. Die äusseren Gewände der Fenster haben eine oder, wie im Turm, zwei tiefe Hohlkehlen. (Siehe Nr. 93, S. 154).



Nr. 94. St. Annenkirche.

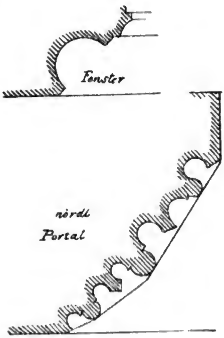
Von aussen macht die Kirche einen noch günstigeren Eindruck, als von innen (vgl. Nr. 94); einen reichen Wechsel zeigt besonders die Nordseite, die zudem ganz frei steht, während die Südseite keinen genügenden Überblick gewährt. Die Strebepfeiler sind kräftig und schlank; eigentümlich ist die Verbindung der oberen Teile zu Rundbogen, so dass die Fenster in tiefer Nische liegend erscheinen. Dies ist der Fall bei den beiden nördlichen und dem südlichen Fenster des Chorraumes. (Die Kirche auf Schloss Mansfeld bietet eine ähnliche Erscheinung, jedoch

nur an dem unteren Teile der Strebepfeiler, zwischen welche an der Nordseite Bogen gespannt sind.) Die Strebepfeiler haben sonst einen schrägen Ablauf; die Westkapelle hat jedoch diesen konkav geschweift. An dem Gestein der Kirche ausserhalb sind zahlreiche Steinmetzzeichen zu sehen (vgl. Nr. 95); Nr. 96 u. 97 geben den Charakter der Thür- und Fensterprofile wieder.



Nr. 95.

Die durchbrochene Gallerie des Turmes gehört der jüngsten Wiederherstellung an. Die Darstellung bei Puttrich, die freilich sonst nicht zuverlässig ist, hat statt des jetzigen Abschlusses eine hässliche schiefergedeckte Haube ähnlich der auf dem Petriturme.



Nr. 96 u. 97.

[G] Nach dem bisher Ausgeführten kann man Puttrich, wenn auch nur im Ganzen, beistimmen, wenn er (in Kunst- und Baudenkmäler der Provinz Sachsen II, 2, Lief. 15, S. 5 u. 6.) sagt: „Als mittelalterliches Bauwerk betrachtet, hat die Kirche bei ihrer Einfachheit zwar an sich kein hohes Interesse, indessen als Repräsentant des Baustiles in der allerletzten Periode der gotischen Bauart — denn dessen Typus spricht sie recht eigentlich aus — ist sie der Beachtung wert. Das Charakteristische dieses Styles sind eine gewisse Schwerfälligkeit des Ganzen und der einzelnen Teile (z. B. der Strebepfeiler, der Fenster und ihrer Füllungen, der breitgezogenen Spitzbögen in den Überwölbungen der Eingänge und Fenster, das hohe Dach, die schmucklose Form des Turmes"). Die Lage dieser auf dem höchsten Punkte der Stadt gelegenen Kirche ist sehr schön; unter sich erblickt man die Türme der Stadt und darüber hinaus hat man eine herrliche Fernsicht in den östlichen Teil der Grafschaft nach den Seeen zu.

Doch lässt sich des Interessanten noch mehr nachweisen, als Puttrich wohl geglaubt hat, zumal wenn man auch die Ausstattung berücksichtigt, zu der wir uns nun wenden wollen.

Im Innern des Altarraumes verdient zunächst der Altarschrein Beachtung.[1] Im Mittelfelde steht die Jungfrau Maria mit dem Halbmond, ihr zur linken Seite die h. Katarina mit dem Bruchstücke eines Rades, ihr zur Rechten die h. Margareta, auf einen Drachen tretend; beide Jungfrauen sind gekrönt. In den beiden Flügeln erblickt man, in zwei Etagen gleichmässig verteilt, die Gestalten der zwölf Apostel. Alles ist auf Masswerk gestellt und durch durchbrochenes Ornament bekrönt Als Predella dient ein Schnitzwerk, welches den Besuch der Maria bei Elisabeth darstellt; oder wohl den der Elisabeth bei Maria, da die Besucherin dem Jesuskinde einen Apfel darreicht? Die beiden Flügel enthalten gemalte Bilder. Die linke Vorderseite zeigt eine gekrönte weibliche Figur mit einem zangenförmigen Werkzeuge, also wohl die h. Agathe oder Apollonia, die rechte die h. Elisabeth mit einem rosengefüllten Korbe. Innen erblickt man links den h. Hubert, welcher einen kreuzgeschmückten Hirschkopf trägt, und einen Bischof mit Krummstab und Darmwinde (S. Erasmus); rechts den h. Georg, den Drachen tötend, und einen Bischof mit Krummstab und langem Bohrer (der h. Leodegar.) *[B]* Auf der Aussenseite der Altarklappe selbst befinden sich links oben: Christus vor Pilatus; unten: Christus mit der Dornenkrone; diese wird von zwei Männern, die zwei lange dünne Baumstämme über ihr kreuzen, niedergedrückt, während ein dritter Mann mit dem Hammer auf die Dornenkrone schlägt. Diese eigentümliche Darstellung findet sich ähnlich in der Stadtkirche zu Thal-Mansfeld (s. Gebirgskreis Seite 156), wo vier Männer die Stämme über der Krone kreuzen, der hammerschwingende Mann aber fehlt.

Rechts oben sieht man die Geisselung, unten die Kreuztragung. Diese Gemälde sind in Wasserfarben ausgeführt, die darunter befindlichen in Ölfarben.

[G] Neuerdings, seit dem Aug. 1888, ist an die Stelle dieses Altarschreins ein von dem Maler C. Ruprecht in Eisleben gemaltes Altargemälde getreten, welches Jesus in Gethsemane darstellt (nach Lucas ohne die Jünger) und ein Geschenk des Dampfsägemühlenbesitzers Pohland in Helfta ist. Die Köpfe der beiden Figuren haben einen innerlichen, seelenvollen Ausdruck; auch der Blick in die Nachtlandschaft ist vortrefflich. (Andere Altargemälde von Ruprecht finden sich in Hübitz und Ober-Risdorf.)

Die Sandstein-Brustwehr der modernen Rückwand der Chorstühle enthält in 26 Feldern Darstellungen aus der biblischen Geschichte, durch Renaissancepilaster getrennt; vier davon beziehen sich auf die Evangelisten. Es ist viel Fleiss auf diese Arbeit verwandt, doch war der Meister kein Künstler; die Figuren sind ungeschickt und handwerksmässig ausgeführt; besser wirkt das Ornament. Weit wertvoller ist die steinerne Kanzel (vgl. Nr. 98, S. 158), welche etwa aus dem Jahre 1590 herrührt Ihr Korb ruht auf der lebensgrossen Figur des Moses und zeigt sieben Felder mit Scenen aus der Leidensgeschichte Christi. Diese Kanzel ist das Geschenk des Amtsschössers Tempel, eines Zeitgenossen der Gräfin Margareta, dessen Haus unten noch besprochen werden wird. Eine Inschrift an der Treppenwange der Kanzel berichtet:

---

[1] In neuerer Zeit in das Provinzial-Museum in Halle übergeführt.



Nr. 98. Kanzel in S. Annen.

Sumptibus aedificat propriis Christique cathedram
Tempelius dicat hanc, templa scholasque fovens.
Divitiis igitur sic utere, pars sua Christo,
Ut sua sit templis, pauperibusque sua.

Deutsch:

Stets um Kirche und Schule besorgt, hat auf eigene Kosten
Tempel die Kanzel erbaut, Christo zum Dienste geweiht.
Brauche auch du dein zeitliches Gut, so dass Christus erhalte
Und die Kirche sodann neben den Armen ihr Teil.

Nach einer weiteren, darunter befindlichen Nachricht ist die Kanzel 1721 unter dem Pastor J. Hermann und dem Diakonus W. J. Tapp renoviert worden.

Über der Kanzelthür steht der auch anderwärts (z. B. in der Kirche S. Joh. Bapt. zu Alsleben a. d. S.) ähnlich vorkommende Spruch:

Scandere qui cathedram cupis hanc, sis rite vocatus
Et factis precibus biblia sola doce:
Utque doces, vivas: persuadet vita docentis.
Sit Deus ante oculos: sit populique salus.

Deutsch:

Willst du die Kanzel besteigen, so sei, wie es Brauch ist, berufen;
Bete zuvor und dann lehre die Bibel allein.
Und wie du lehrst, so lebe; es wirkt des Lehrenden Wandel.
Habe das Heil des Volks, habe vor Augen den Herrn![1]

Unter den sieben Feldern finden sich folgende sieben Inschriften, die gleichfalls der Erwähnung wert sind:

1. Unter dem ersten Felde, welches die Verkündigung Mariä enthält, stehen die Verse:

Sunt tria, quae miror: peperit quod virgo, Deique
Quod verbum caro fit, quod capit ista fides.

2. Es folgt Christi Geburt mit den Worten:

Quis puer hic? Deus est, totius conditor orbis.
Cur homo fit? Gratos nos facit esse Dei.

3. Unter der Kreuzigung im dritten Felde steht:

Sanguine ceu pullos reficit Gangeticus ales,
Sic nos vivificas sanguine, Christe, tuo.

4. Das vierte Feld enthält die Grablegung und die Worte:

Cum Christo tua sunt quoniam peccata sepulta,
Prona ad peccandum mortificanda caro est.

---

[1] Die etwas abweichende Alsleber Inschrift steht in den Inscript. Islebiens. S. 40. (Siehe auch unter Alsleben.)

5. Unter Christi Auferstehung liest man:

Morte tua mortem vincis victorque resurgis,
Christe, Deo vivant ut moriendo (!) pii.

6. Auf Christi Himmelfahrt beziehen sich die Verse:

Lapsu, Adame, tuo coelorum ianua clausa est.
Ascensu, Christe, est reserata tuo.

7. Die Darstellung des jüngsten Gerichtes wird begleitet von der Warnung:

Ne pecces; tua mors, mors Christi, extrema diesque
Quovis momento sunt meditanda tibi.

Deutsch:

1. Dreierlei ist's, was mich wundert: dass Mutter die Jungfrau geworden,
Dass das Wort ward Fleisch, dass es der Glaube erfasst.

2. Dieser Knabe, wer ist's? Es ist Gott, der Schöpfer des Weltalls.
Dass ich würde ein Kind Gottes, drum ward er ein Mensch.

3. Wie die Jungen der Pelikan ätzt mit dem eigenen Blute,
So hat uns dein Blut, Christus, lebendig gemacht.

4. Weil mit Christo auch deine Verschuldung zu Grabe gegangen,
Musst du ertöten das Fleisch, welches zur Sünde dich reizt.

5. Christus, der du im Tode den Tod ertötet, als Sieger
Standest du auf, dass Gott würde mein Leben geweiht.

6. Adam, es hat dein Fall uns die Thür des Himmels verschlossen;
Deine Himmelfahrt, Christ, schloss sie dann wieder uns auf.[1]

7. Christi Tod, deinen eigenen Tod, den jüngsten der Tage:
Immer bedenke die drei: dass du der Sünde entsagst.

[B] Unter den letzten fünf Darstellungen mit ihren Inschriften sieht man zwischen den die Kanzelbrüstung tragenden Konsolen, die sich auf den Kopf Mosis stützen, fünf weitere Reliefs: unter 3 die Erschaffung der Eva, unter 4 die Zusammengebung beider durch Gotteshand, unter 5 den Sündenfall, unter 6 Gott und die beiden Gefallenen, unter 7 die Austreibung aus dem Paradiese.

So ist Christi Leben und Sterben in Beziehung gesetzt zu der Sünde der Menschen, die Christi Opfertod verschuldet hat.

Der Schalldeckel ruht auf zwei Palmbäumen. Oben ist der Deckel mit kleinen ganzen Figuren umkränzt, und das Ganze wird gekrönt von einem runden Rahmen, der auf einem viereckigen, mit Engeln besetzten Sattel ruht und die

[1] An Stelle dieses Distichons ist jetzt folgendes gesetzt:

Gloria, laus et honor tibi sit, rex Christe redemptor;
Cum prece, voto, hymnis adsumus ecce tibi.

Figur Christi umschliesst. Auf dem Rahmen thront eine kleine bärtige Figur. Die Treppenwange wird von der halblebensgrossen Figur des Johannes ausgefüllt.

[G] Am Kanzelpfeiler steht unter Luthers Bildnis der von diesem nach Beendigung des Augsburger Reichstages zu Altenburg in Spalatins Hause verfertigte, in Eisleben häufig angebrachte Vers:

Pestis eram vivus, moriens ero mors tua, papa.

Deutsch:
Lebend war ich dir, Papst, die Pest; will sterbend dein Tod sein.

Darunter ist noch folgendes Distichon gesetzt:

Natus es Islebii, divine propheta Luthere.
Relligio fulget te duce, papa iacet.

Die Kirche enthält ausserdem noch eine beträchtliche Zahl von Inschriften und Gedenktafeln, deren Wortlaut in den „Inschriften der Stadt Eisleben“ veröffentlicht worden ist, auf welche daher hier verwiesen wird. Die Anzahl der grösseren Schilder (von gleicher Grösse) mit dem Mansfeldischen Wappen beträgt sechs; die der Wappenschildchen unter dem Rippenwerk 32.

Die Bildhauerarbeiten in Holz an den Frontwänden im Innern des Altarraumes rühren von dem Bildschnitzer Tonuddendorf (XVI. Jahrh.) her; sie ähneln denen in der Nikolaikirche.

In der Nähe des Triumphbogens auf der Nordseite steht ein 1586 begonnener und erst 1606 vollendeter Stammbaum der Grafen von Mansfeld-Hinterort, welcher, in Säulenform aufsteigend, an seinem Fusse das Wappen des Grafen Hans († 1567), des Gemahls der Fortsetzerin des Kirchenbaues, zeigt und, ohne auf die Nebenlinien Rücksicht zu nehmen, im Ganzen noch zehn Geschlechterfolgen in ausgearbeiteten Wappen vorführt, rückwärts bis zu dem Burggrafen Burchard VI., dem Gemahl der Erbtochter Sophia aus dem altmansfeldischen Grafengeschlechte. Jedem der zehn, beziehungsweise elf Glieder ist das Wappen seiner Gemahlin beigegeben. Ursprünglich freilich begann der Stammbaum mit dem Wappen des Grafen Albrecht, des Stifters und seiner Gemahlin, da die erst später hinzugefügten Wappen des Grafen Hans und seiner Gemahlin nur angemalt, und nicht, wie die übrigen, ausgearbeitet sind. Auf der Wappensäule aber sitzt ein Adler, welcher schützend seine Flügel über dieselbe ausbreitet. Am Fusse des Stammbaumes liest man die zur Erklärung des Ganzen bestimmten Verse:

En sic adsurgit sata stirps de sanguine Manni.
Ut vireat praestet secula longa Deus.

Deutsch:
Siehe, so richtet sich auf der Stamm vom Blute des Mannus.
Lange Jahrhnnderte noch lasse ihn grünen der Herr!

Die Wappen der Gemahlinnen sind, von 1586—1229 rückwärts vorgeführt, folgende: 1. Braunschweig-Lüneburg. 2. Hohnstein. 3. Heldrungen. 4. Hohnstein. 5. Anhalt. 6. Braunschweig. 7. Falkenstein. 8. Stolberg-Wernigerode. 9. Wettin. 10. Schwarzburg. 11. Alt-Mansfeld.

Die Fenster hinter dem Altar, alte Glasmalereien enthaltend, sind Widmungen verschiedener Personen. In dem einen erblickt man das Bild des knieenden Stifters, des Grafen Albrecht, neben ihm sein Wappen; in einem andern das Bild des mansfeldischen Rates Caspar von Watzdorf nebst seinem Wappen mit der Jahreszahl 1519, in einem dritten Georg von Hollbach, gleichfalls mit seinem Wappen und der Jahreszahl 1514. Zwei andere Fenster sind Geschenke von Albert von Dienheim.

Eine schöne Glasmalerei findet sich auch noch in einem Fenster der Westseite der Taufkapelle, laut Inschrift 1858 von Augsburger Bürgern (deren Vorfahren aus der Neustadt Eisleben stammen) der Kirche S. Annen geschenkt.

Auf der südlich gelegenen gräflichen Emporkirche hängt ein überaus merkwürdiges Ölbild, im Jahre 1569 auf Befehl der Gräfin Margareta von dem Maler H. Krauss auf Holz gemalt, welches das jüngste Gericht darstellt, so dass der Papst und seines Gleichen als Verdammte zur Hölle fahren, während die zur Seligkeit Erkorenen von dem auf Wolken thronenden Weltrichter eingeladen werden, das Reich einzunehmen, das ihnen bereitet sei von Anbeginn der Welt. In sehr realistischer Weise führt es den Empfang des Papstes in der Hölle seitens des Teufels und seiner Gesellen vor. Ein auf der Tafel mitabgebildeter Ablassbrief des Papstes besagt Folgendes in deutlicher Schrift:

Ich meint, ich het allein zum Himmel recht,
so muß ich auch zu des Teufels geschlecht.

Die Hölle ist als ein krötenähnliches Ungeheuer mit einer Kröte als Nase und zwei Schlangen als Augen dargestellt; in jedem Auge steckt ein Fähnchen; auf dem einen steht:

„Der Babest mit seiner trysachen kron
Wird hie kriegen seinen Lohn.“

und auf dem andern:

„Wie rein?
Wie's freche Schlemmer sein.“

Der Papst, an der dreifachen Krone erkennbar, reitet auf einem drachengestaltigen Tiere, das an einem roten Zügel von einem Teufel geleitet wird, welcher auf einer Klarinette dem Papste den Marsch zur Hölle bläst, die die Verdammten mit ihrem, mit grossen Zähnen besetzten Rachen verschlingt. Ein kleiner Teufel schiebt den Papst von hinten, damit dieser nur ja bald in die Hölle komme. Auf ähnliche Art — auf der Karre, in der Butte, mit Feuergabeln und wie es scheint, auch durch Schleifen auf der Kuhhaut — werden auch die anderen Ungerechten zur Hölle befördert, wogegen auf der andern Seite die Gerechten, unter denen natürlich (der bei Lebzeiten ziemlich wilde und gewaltthätige) Graf Hans als Hauptperson erscheint, zum Himmel wandern. Die Bilder der Seligen scheinen der Mehrzahl nach Porträts zu sein. — Unten links ist auch das Handzeichen des Künstlers HK zu sehen.

Unter dem Bilde ist übrigens auch die Gräfin Margareta selbst mit ihrem Gemahl und dessen acht Kindern aus erster Ehe nebst der ersten Frau des Grafen,

Dorothea von Pommern († 4. Juni 1558), abgemalt. Sämtliche Porträts sind mit genauer Namensangabe der Personen versehen.[1]

Auf der Empore hängt an der östlichen Wand über dem eben beschriebenen Bilde ein geschriebener, wohl Mansfeldischer Stammbaum; wie ein solcher auch an der westlichen Wand zu sehen ist, nur viel ausführlicher. Die Schriftzüge sind zumteil schon dem Erlöschen nahe. Soweit flüchtige Betrachtung ein Urteil gestattet, reicht er herab bis in die Zeit des dreissigjährigen Krieges, hat aber geringen Wert.

Unter den heiligen Geräten der Kirche ist keines von kunstgeschichtlicher Bedeutung. Gleichwohl verdient eine ovale Hostienschachtel wegen der auf ihrem Deckel stehenden Inschrift Erwähnung. Dieselbe lautet:

WAS SATANS RABENART ENTWANDT,
ERSETZE GOTT DVRCH CHRISTEN HAND.

und nimmt Bezug auf einen im Jahre 1573 stattgehabten räuberischen Einbruch in die Kirche, durch welchen derselben nicht allein schöne Altarbekleidungen, sondern auch sämtliche Gold- und Silbergeräte verloren gingen, woraus sich der gegenwärtige Mangel an älteren Gefässen ganz einfach erklärt. Nach Th. Heine schenkten dann die Ratsherrn und Bürger der Kirche eine neue Atlarbekleidung von rotem Tuche und verherrlichten die Schenkung durch die unter das Bild eines Bergmanns gesetzten, besser gemeinten, als gelungenen Verse:

**Hat unnütze Räuberrott strafbar Tücher hingerafft,
So ersetzet es der Rath nebst gesammter Bürgerschaft.**

Bei dieser Gelegenheit wurde der Kirche auch die oben erwähnte Oblatenschachtel verehrt. Da es den Anschein hat, dass die grossgeschriebenen Zahlbuchstaben als solche gelten sollen, so würde sich als Jahr der Schenkung DDDCCVI, d. h. das Jahr 1706 ergeben.

Zu erwähnen ist auch noch ein Gitter von feiner Schlosserarbeit, (vgl. Nr. 99) aus der Zeit der Frührenaissance, welches die Grabkapelle im Westen von dem Schiffe der Kirche trennt.

Auf dem Turme hängen drei Glocken von 1,28, 1,00, 0,86 m Durchmesser.

Die grosse Glocke vom Jahre 1746 hat folgende Inschrift in römischen Majuskeln:

---

[1] Erwähnung verdient, dass ein ganz ähnliches Bild, welches durch einen Brand im Jahre 1888 blossgelegt worden ist, sich an der linken Seite des Langhauses der Kapelle in Seele in der Herrschaft Gotschee in Krain befindet. Es stellt die Hölle dar. Rechts an der unteren Ecke sieht man den Kopf des vom h. Michael gefesselten Höllendrachen, aus dessen weitem Rachen riesig grosse Feuerflammen herausfahren. Ein wahres Gewimmel Verdammter — Könige, Fürsten und Herren, geistliche und weltliche — werden von Teufeln mit Gabeln und Haken in den Feuerpfuhl geworfen. Darunter steht zu lesen: „Potentes potenter tormenta patientur. 1632.“ (Mitteilungen des Musealvereins für Krain, III, S. 144, Laibach 1890.) Aber auch noch anderswo kommen ähnliche Darstellungen vor. Sie scheinen im 16. u. 17. Jahrhundert sehr beliebt gewesen zu sein.

GLORIA IN EXCELSIS DEO.
AD POENITENTIAM CUM VOCAREM, RUMPEBAR ANNO MDCCXLIV D. VI. MART: NON INCURIA AUT INIURIA PULSANTIUM NEC FATO COECO, SED DIVINO. RENOVABAR AUTEM MDCCXLVI. MENSE MAII SUMPTIBUS ECCLES: PAST. IOHANN HEERMANNO. S. N. D. B. (= SIT NOMEN DEI BENEDICTUM.)
STUDIO ET OPERA IOH. GEORGII ULRICI CIVIS LAUCHENSIS ET CAMPANARII.

Deutsch: Als ich zur Busse rief, zersprang ich im Jahre 1744 am 6. März, nicht etwa durch Nachlässigkeit oder Unfug der Läuter, auch nicht infolge blinden Zufalls, sondern durch göttliche Fügung; wurde aber erneuert im Jahre 1746 im Monat Mai auf Kosten der Kirche, als Johann Heermann Pastor war. Der Name des Herrn sei gelobt.

Durch die Arbeit und Kunst Joh. Georg Ulrichs, Bürgers und Glockengiessers zu Laucha.

Vor dem Umguss führte nach handschriftlichen Nachrichten diese zuerst 1589 gegossene Glocke die Inschrift:

Verbum domini manet in aeternum. MDLXXXIX goss mich
Jacob Ziegen.

Die Inschrift der im Jahre 1889 von Ulrich in Apolda umgegossenen Mittelglocke lautete vormals:

Mit Gott und gutem Glück.
Diese Glocke, so bey entstandener Feuersbrunst den 15. Oct. 1686 und starcken Stürmen zersprungen, ist umgegossen unter dem Kirchenpatron Herrn Johann Georgen, Grafen und Herrn zu Mannsfeld, Johann Gottfried Bruckern, Pastorn, Michael Keuteln Diac., Andreas Buchelbergen, Samuel Holzmüllern, Bürgermeistern, Hans Lucas Wagnern, Andr. Buchelbergen jun., **Jacob Buschen, Georg Helbig, Kirchvat.**

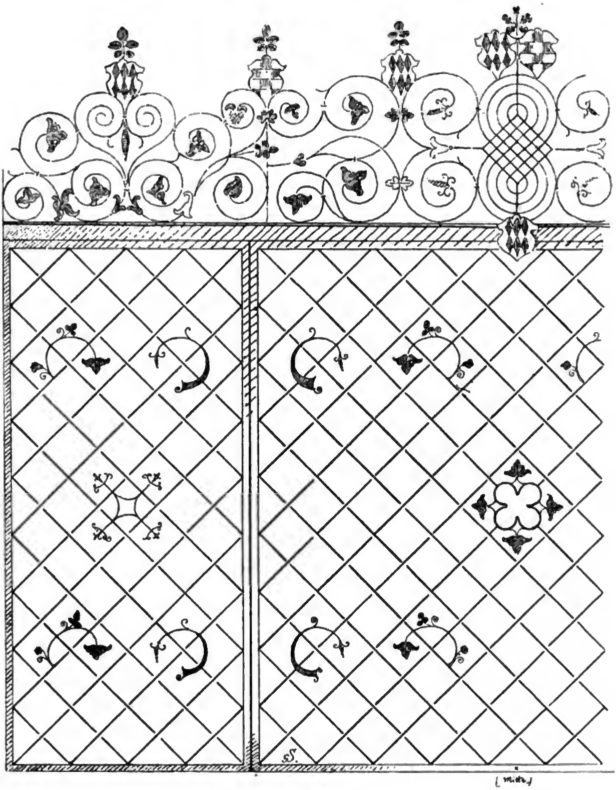
Ferner stand unter einem Schaustücke, welches zwei Personen mit einem Leibe und zwei Angesichtern darstellt:

Unam in vigeant corpora iuncta fidem.

Deutsch: Mögen die Körper vereint zu Einem Glauben erstarken!
Auf der andern Seite stand:

In Stürmen beym Feuer bin ich zersprungen,
Durch Umgiessen wieder wohl gelungen.
Soli Deo gloria.
Durch Jacob Wenig von Magdeburg im Jahr Christi 1687, den 20. Martii.

(Da ein Glockengiesser des Namens Wenig sonst nicht bekannt, dagegen auf einer Ermsleber Glocke vom Jahre 1677 Jacob Wenzel aus Magdeburg als Giesser genannt ist, der auch auf einer Glocke in Unterteutschenthal, aber ohne



Nr. 99.

Angabe des Wohnorts erscheint, so stand vermutlich Wenzel statt Wenig auf der Glocke.)

Auf der kleinen Glocke vom Jahre 1585 steht in römischen Majuskeln folgende Inschrift:

IOH. III. UND WIE MOSES IN DER WÜSTEN EINE SCHLANGE ERHÖHET HAT, ALSO MUSS DES MENSCHEN SOHN ERHÖHET WERDEN, AUF DASS ALLE, DIE AN IHN GLAUBEN, NICHT VERLOREN WERDEN, SONDERN DAS EWIGE LEBEN HABEN. M · D · LXXXV.
GEORG BEINROTH GOS MICH.

Der hier genannte Glokengiesser Beinroth war ein Eislebischer Meister, wie sich aus der Inschrift einer Glocke in Dornstedt (Mansf. Seekreis) ergiebt, welche lautet:

Gorge Beinroth gos mich zu Esleben.

Als Giesserzeichen gebrauchte derselbe ein Farnkrautblatt oder mehrere dergleichen.[1]

Übrigens gab es schon im fünfzehnten Jahrhundert einen in Eisleben ansässigen Glockengiesser. Denn in dem auf Pergament geschriebenen städtischen Achtbuche, welches auch ein Verzeichnis derer enthält, welche von 1423 an bis zum Jahre 1441 in Eisleben das Bürgerrecht erlangt haben, wird zum Jahre 1433 als einer von diesen auf Fol. 92ᵃ: „meister lucas pollener der glockengiser" genannt. Werke von demselben sind jedoch bisher nicht bekannt geworden.

5. Das Hospital S. Katarinen.

[G] Früher gab es in dem zwischen Alt- und Neustadt gelegenen Neuendorfe eine besondere Pfarrgemeinde S. Katarinen, welche sich im Anschluss an das derselben Heiligen geweihte Hospital entwickelt hat. Wann dieses Hospital, welches jetzt noch besteht, gegründet worden ist, lässt sich mit Bestimmtheit nicht sagen; da es aber, wie die Ortsüberlieferung und eine später folgende Inschrift behauptet, die Grafen von Mansfeld für alte, dienstunfähig gewordene Bergleute gestiftet haben, so mag es schon um das Jahr 1200, wo der Bergbau in Aufschwung kam, gestiftet worden sein, zumal es im Jahre 1229 bereits urkundlich erwähnt wird. In diesem Jahre nämlich eigneten Graf Burchard von Mansfeld und seine Gemahlin Elisabeth dem von ihnen bei der Burg Mansfeld gegründeten (später nach Helfta verlegten) Cistercienserinnenkloster ihr domus hospitalis sancte Katerine in Ysleben nebst allem Zubehör zu, und mehrere Jahrhunderte hindurch erscheint dann das Hospital in einer gewissen Abhängigkeit von dem Kloster zu Helfta. Im Jahre 1412 weigert sich das hospitale sancte Katherine virginis extra muros Eysleben, an das Kloster Neuenhelfta in Eisleben von gewissen Hufen, Äckern und Wiesen den Zehnten zu zahlen, wurde aber von den dazu berufenen Schiedsrichtern zur Zahlung verurteilt. 1429 bestätigten Erfurter Rechtsgelehrte, auf deren Spruch sich das Hospital dann berufen, das Erkenntnis der Schiedsrichter, und dasselbe that Graf Volrad im Jahre 1435. Im Jahre 1482 sprach Graf Albrecht von Mansfeld in seinem Testamente die Absicht aus: „wo er's noch selbist nicht konte dorzu

[1] Dieses einzige in Eisleben vorhandene Kunsterzeugnis eines Eisleber Glockengiessers ist inzwischen von dem Kirchengemeinderate zu S. Annen, „um eine bessere Harmonie des Geläutes zu erzielen", auf Anrechnung des Metallwertes zur Einschmelzung überwiesen worden.

brengen, dasz man an seyn vettern getrawlich darnach wolde arbeiten, dasz ausz sanct kathereynkirchen zu Iszleuben eyn kloster sanct Franciscus Ordens der observanz gestyft vnd von seynen wegen hundert Reynisch gulden dorczu gegeben wurden".[1] Dieser Plan ist jedoch niemals verwirklicht worden.

Wann die zu dem Hospital gehörige Kirche erbaut worden ist, darüber giebt es keine zuverlässige Nachricht, aber 1484 hatte sie gewiss schon lange gestanden. Am 13. März 1562 brannte sie fast vollständig ab, wie folgender Bericht bezeugt:[2]

> „1562 Freytags nach Letare nach Mittage zwischen Ein · 2 · hora ist ein schreckliches feuer in der katherinkirche im spittal auffgangen und das vberteil gantz und ghar hinwegk bis vff die mauren gebranth".

Dazu besagt eine Randbemerkung von späterer Hand:

> „Ist ernachmals das Mauerwerck Sant Katherinenkirchen vollent zu grundt abgebrochen, vnd seynt die stein das meher teill zu erbauen der schule gefürdt worden, die andern den vorbrannten im Naundorff geschangkt; die sie dan selbs brechen lassen."

Jedesfalls war das Kirchlein, nach einer Darstellung desselben auf einem älteren Bilde zu schliessen, ein sehr einfaches. Nur das Hospital selbst hat sich noch erhalten. Über der Hausthür desselben ist in der Mitte das Bild des Gekreuzigten, darunter das vierfach geteilte Mansfelder Gesamtwappen zu sehen Zur Seite stehen die Sprüche:

> Das Blut Jesu Christi, Gottes Sohn, macht uns rein von aller Sünde.
> Joh. 1. Siehe das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt.

Ausserdem der Spruch:

Dies haus steht in Gottes hand,
Sant Cathrin hospital genand,
Welchs haben gestifft mit milden geld
Die Edlen Graffen von Mansfeld
Zu hilff der alten Bergleut Schaar,
Die ihre Zeit und ihre Jahr
In Edlem Bergwerck zugebracht,
Gefahr und Müh gar nicht geacht,
Sollen in ihrem Alter auch nuh
Mit Gott erhalten ihre Rast und Ruh.

Wer nun im Bergwerck treu thut sein.
Der kan mit wenig Kosten ein
hier kommen, ob er gleich ist alt,
habn seins Lebns aufenthalt.

---

[1] Mansf. Urkundenbuch, S. 233.
[2] Chron. Islebiense, S. 29.

Jedoch soll er mit Danckbarkeit
Darum Gott bitten alle Zeit,
Das ers Bergwerck u. gantze Land
Erhalt in guten Glück und Stand.
Befihl dem herren deine Wege und hoffe auff ihn,
er wird's woll machen. Amen.

6. Das Hospital S. Spiritus.

[G] In der Vorstadt Neu-Helfta vor Eisleben an der Heerstrasse nach Halle, in der jetzigen Hallischen Strasse, liegt das mit Gütern und Zinsen wohl ausgestattete Heilige-Geist-Hospital. Die bis jetzt bekannte früheste urkundliche Erwähnung desselben fällt in das Jahr 1373, in welchem der gräflich Mansfeldische Vogt auf dem Schlosse zu Eisleben, Henning Brachvogel für den Priester und die armen Leute des Gotteshauses zu dem h. Geiste vor der Stadt Eisleben eine milde Stiftung macht. Die betreffende Urkunde war unter andern auch mit „dem inghesegele des pristers, der deme gotishus czu dem Heiligen Geiste vorewesin shal", besiegelt.[1]

Doch ist als sicher anzunehmen, dass das Stift S. Spiritus schon viel früher vorhanden gewesen und zwar vermutlich schon im 13. Jahrhundert anlässlich der durch die Kreuzzüge gegebenen Anregung zur Bethätigung der Christenliebe und zur Sicherung der Bürger gegen Ansteckung von seiten landfremder Menschen gegründet worden, da seit den Kreuzzügen die Gründung einer Menge von Spitälern zum heiligen Geist nachweisbar ist, und die Spitäler dieses Namens sich ausserordentlich schnell vom Morgenlande aus über das Abendland verbreitet haben. Das Hospital zum h. Geist in Eisleben hatte, wie es scheint, gleich von Anfang an seinen eigenen Seelsorger, welcher später zugleich Diakonus an der Peter-Paulskirche wurde. Zur Zeit der Einführung der Reformation wurde die Heilige-Geistkirche von den zum Lutherischen Bekenntnis Hinneigenden eine Zeit lang als Abendmahlskirche benutzt, als es noch nicht gestattet war, in der S. Andreaskirche das Abendmahl in beiderlei Gestalt auszuteilen. Der damalige S. Spiritus-Pfarrer hiess Johann Axt. Man unterschied das Xenodochium oder reiche Stift, in welches sich Männer und Weiber zur Verpflegung im Alter einkaufen konnten, und das Ptochotrophium oder Armen-Spital, in welchem eine Anzahl armer Leute geherbergt und mit wöchentlichen Almosen versorgt wurden. Über der Thür dieses Gebäudes war ein hölzernes Crucifix befestigt, unter welchem auf einer Tafel der arme Lazarus dargestellt war, und zwar auf der Erde liegend, mit ausgereckten Armen den Hut in der Hand haltend und um eine Gabe flehend, mit der Unterschrift:

Gebet den Armen,
So wird sich Gott Eurer wieder erbarmen.

Die Männer und Weiber des armen Stifts pflegten in Wechselfolge noch in diesem Jahrhundert von Vorüberreisenden stummberedt durch Ausstrecken eines

[1] Kreyssig, Beiträge III, S. 410—412.

Klingelbeutels Almosen einzusammeln. Der Umstand, dass dies nicht durch Ausstrecken der Hand geschah, scheint darauf hinzudeuten, dass dieses Spital ursprünglich für Aussätzige oder solche, die mit ansteckenden Krankheiten behaftet waren, bestimmt war, welche sich den Gesunden nur bis auf eine gewisse Entfernung nähern durften. In neuerer Zeit hat dieses Almosensammeln aufgehört, da das Stift wohlhabend genug ist, um dergleichen Spenden entbehren zu können.

Die frühere, in gotischem Stil erbaute kleine Kirche S. Spiritus, welche dicht an der Hallischen Strasse, aber tief unter der Fläche derselben lag und sehr verwahrlost war, ist im Jahre 1882 abgebrochen und im Jahre 1885 durch einen freundlichen, höher gelegten Neubau gleichfalls in gotischem Stil ersetzt worden.

Über dem Eingange der „von den Brüdern insgesamt und etlichen Schwestern alhier im h. Geist" im Jahre 1663 erbauten Kanzel stand der Spruch:

Quod bonitate tua, Deus optime maxime, vertas.
Servasti, serves hoc bonitate tua.
Tu quisquis scandis docturus verba cathedram,
Divina humana fac sine labe sonent.

Die übrigen Inschriften und die baulichen Einzelheiten dieser älteren Kirche boten nichts Merkwürdiges.

7. Das Kloster Beatae Mariae Virginis oder Neuen-Helfta auf dem Klosterplatze.

[G] Als Fortsetzung des im Jahre 1342 durch feindlichen Überfall und Brand verwüsteten Klosters Helfta erstand hier während der Jahre 1343—1346 ein Cisterciensernonnenkloster, welches aber im Bauernaufruhr 1525 ebenfalls zerstört wurde, was die Rückverlegung des Klosterconvents nach dem Dorfe Helfta zur Folge hatte. (Vgl. die Geschichte des Klosters unter dem Namen Helfta.) Von den Gebäuden dieses Klosters ist fast nichts mehr, wenigstens nichts von irgend welcher Bedeutung erhalten. Nur einige Grabsteine sind 1525 in die S. Andreaskirche gebracht worden, in deren Beschreibung über diese Steine mitgeteilt worden ist, was der Mitteilung wert war. In der Mitte des 17. Jahrhunderts scheint die kleine Klosterkirche, nach einem Merianschen Kupferstiche aus dieser Zeit und anderen Bildern der Stadt zu schliessen, noch bestanden zu haben; jetzt ist von ihr nichts mehr zu sehen.

Über das Ende des Klosters berichtet eine handschriftliche Aufzeichnung, welche, wie es scheint, noch aus dem 18. Jahrhundert stammt, Folgendes:

„Da dieses Kloster ... durch unterschiedene Feuersbrünste in der Stadt Eisleben wegen der vielen Schindeldächer endlich eingeäschert worden, so haben die Klosterschwestern ihre alte Wohnung zu Althelfta repariren lassen, solche wieder bezogen und sind daselbst bis zur Reformation und Säkularisation verblieben.

Die Lage des Klosters bei Eisleben ist folgende gewesen.

1) Die jetzige grosse massive Scheune war die Kirche.

2) An der Stelle des Vorder- und Hinterhauses, auch Hofs, waren die Gastgemächer, Speisesaal und Auditorium.

3) Von da vollends hinunter bis an die Klostergasse war der Äbtissin ihr Gemach und die Zellen der übrigen Nonnen, wie denn nach der Zeit bei geschehener Ausgrabung sich noch ein gerader, starker Füllmund gefunden hat.

4) Nächst an diesen Zellen war eine ordentliche gewölbte Thorfahrt, worüber der Klostervogt gewohnt hat.

5) Unten quer vor standen die übrigen ökonom. Gebäude, als Brau- und Backhaus, Schuppen, Ställe und Zehndscheune.

6) Rechter Hand wieder heraufwärts nach dem gräflichen Schlosse zu, wie annoch aus den alten Mauern und Fensterruinen zu ersehen, sind die Behältnisse der Dekanissin und die Zellen der noch jungen Nonnen gewesen, worinnen sie teils informieret, teils ihr Probejahr bis zur Einkleidung halten müssen.

7) Darüber, bis an die alte Stadtmauer nach der Strasse zu, waren die Todtengewölber, worüber eine grosse Capelle gestanden, darinnen die gewöhnlichen Vigilien verlesen und die Seelmessen für die heiligen Jungfern gehalten wurden.

8) Dahinter und auf eben dieser Seite ist vermutlich der Baumgarten gewesen.

9) Oben quer vor an der Mitternachtsseite, von der Stadtmauer bis an die Kirche war das Kornhaus, auf dessen Platze bei Anlegung des jetzigen Gartens noch fast 2 Ellen hoch verbrannte Gerste und Weitzen, auch einige Menschengerippe gefunden worden.

10) Nächst solchem war eine gewölbte Thorfahrt, worüber der Klosterdiener und Pförtner gewohnt.

11) Ausserdem sind noch zwei ziemlich grosse Gemächer, eins mit der Bibliothek und das andre mit Heiligthümern und Reliquien, vorhanden gewesen.

12) Mitten in diesem gevierten Klosterplatze, wo jetzt die drei unter das Unteramt gehörigen Handarbeiterhäuser nebst den Gartenfleckchen sind, ist der Blumengarten mit dem Kreuzgange gewesen.

Hiernächst haben die damaligen Grafen von Mansfeld den Nonnen den sogenannten freien Klosterhof nebst 3 bis 4 Hufen Landes und einer Wiese, welcher Hof dem Kloster gegenüber gelegen, um einen billigen Preis überlassen, so wie auch die Mönche zu Kaltenborn eine in Eisleber Flur gelegene freie Hufe und 20 Acker Land, wovon jährlich 16 gr. Erbzins und 16 gr. Lehen nach Kaltenborn zu geben, nach eines damaligen Censiten Tode und nachdem solche dem Kloster Kaltenborn zugefallen, dem hiesigen Kloster überlassen haben.

So glücklich nun anfänglich die Nonnen hier gewesen, so viel Unglück haben sie bei zweimaliger gänzlicher Abbrennung der Klostergebäude erlitten und sich zum gänzlichen Abzug anschicken müssen, wobei sie vorzüglich betrauert haben sollen, dass sie die Leiber ihrer verstorbenen Mitschwestern in hiesigen Todtengewölbern verlassen müssen. Die damalige Äbtissin hat darauf

mit Bewilligung des ganzen Convents den wüsten Klosterhof und Platz samt dem obgedachten freien Klosterhofe nebst Ländereien und Wiesenwachs, auch die Kaltenbornsche Hufe und 20 Acker frei Land ihrem alten getreuen Gerichtsschreiber Hans George Nimrothen, als welcher ohnedem bei dem Convent noch über 3000 fl. an Darlehn, Vorschuss und Besoldung zu fordern gehabt, für diese Summe eigentümlich überlassen, jedoch dass er davon an das Kloster Helffte

1) 8 gute Silbergroschen jährlichen Erbzins und 8 gr. zu jedesmaliger Kauf- und Annehmungslehen von dem ganzen Umfange der eingeäscherten Klostergebäude, und zwar meist in Regard des Platzes, wo die Kapelle der Seelmessen halber gestanden und die Todtengewölber sich befunden, zu einem ewigen Andenken derer selig verstorbenen Schwestern,
2) von dem dazu gehörigen freien Klosterhofe 1 fl. Erbzins und 3 fl. 12 gr. Lehn,
3) von der Kaltenbornschen Hufe und den 20 Äckern 16 gr. Erbzins und ebensoviel Lehn

entrichten sollen.

Übrigens haben die Nonnen an diesem Klosterplatze und den dabei gebrauchten Grundstücken sich zwar des ius territorialis an die Grafen zu Mansfeldt begeben, doch aber dabei das ius collectandi et executionis der an sie zu gebenden Zinsen und Lehen halber sowohl, als der beständigen Freiheit vermöge kaiserlich authorisierter und bei erfolgter Sequestration bestätigter Approbation reservieret, so dass die jetzigen Besitzer noch die Lehen bei dem Amte Helfite nehmen müssen.

So lange nun der alte ehrliche Diener Nimroth und seine Erben diese Grundstücke besessen, sind solche ziemlich erhalten worden; nachdem aber andere Besitzer gefolget, das gräflich Mansfeldische Geschecht aber so sehr angewachsen, dass auch zu Eisleben mehr als ein regierender Herr und fast in jeder Domäne in der Grafschaft einer dergl. gewesen, und also zum Schaden ihrer eigenen Familie nicht auf das ius primogeniturae gesehen worden, so ist es endlich soweit gekommen, dass jeder sein Anteil hat versetzen müssen und die fremden und neuen Inhaber der gräflichen Domänen haben auch andrer Leute Privatgrundstücke, Zinsen und Lehnen an sich gezogen, wie denn auch bei diesem Klosterplatze und Zubehör geschehen, indem anfänglich der Graf des hiesigen Schlosses nicht allein denjenigen Fleck, so die Nonnen zu ihrem Baumgarten gebrauchet, zu seinem eigenen Garten, sondern auch den sogenannten Klosterhof mit seinen Pertinenzien an sich genommen und solchen einer Mansfeldischen Comtesse eingeräumet. Der Graf vom Oberamte und nach ihm dessen Inhaber haben die Plätze, wo des Klosters Brauhaus, Schuppen, Ställe und Zehendscheune, auch die Zellen der übrigen Nonnen gestanden, zu geringen Baustetten und Salpeter- und Pulverhütten genommen und mit Zinsen, Lehnen und Diensten belegt. Der Graf vom Unteramte hingegen hatte sich des Flecks, wo die Nonnen ihren Blumengarten gehabt, bemächtiget und mit Abgaben beschweret. Nach diesem hatte auch der Inhaber des Unteramts sich sogar des hohen, dürren und ungleichen Graseflecks, worauf jetzo nur einige Bäume stehen und wo sonst die Capelle und der Nonnen Todtengewölber gewesen, zu der Zeit de facto angemasset, als dies Kloster wegen der schlechten Wohnung eine geraume Zeit unbewohnt gelegen, und solchen ebenfalls mit Abgaben und Baustellen belegt,

welchen Fleck die Nonnen vor allen andern in höchsten Ehren gehalten und deshalb obige 8 gr. Erbzins und Leben auf das ganze Kloster geleget, welche denn von dem Besitzer des Klosters noch jetzo in das Amt Helffta gegeben werden müssen, ob er wohl obigen Platz nicht besitzet, sowie er auch die 16 gr. von der Kaltenbornschen, obwohl abhanden gekommenen Hufe nach Helfta entrichten muss. Die Besitzer dieses Klosters sind berechtigt, ihren Tischtrunk frei zu brauen, welches Recht sie sonst im Kloster oder der Stadt Brauhäusern exerciert haben. Es ist auch dieses Kloster von allen und jeden Lasten, Abgaben und Beschwerungen, sie haben Namen, wie sie wollen, befreiet und hat ein vorzügliches Recht für allen Eisleber Freihäusern."

Ein scheinbar späterer Nachtrag bemerkt ferner:

„In der Scheune bey dem Kleemannschen Hause, welche vormals die Klosterkirche gewesen sein soll, bemerkt man noch Spuren alter klösterlicher Bauart und in den Mauern sind noch die Bogen der Kirchenfenster zu sehen. Da, wo jetzt das Wohnhaus stehet, haben die Nonnen ihre Zellen gehabt, und das hintere Quergebäude, welches nach der Klostergasse zu gehet, soll die Äbtissinwohnung gewesen sein; auf der Stätte aber, wo jetzt das Ehrenbergsche Haus hinterm Kloster sich befindet, soll der jedesmalige Probst gewohnt haben".

Endlich sei noch bemerkt, dass in Nr. 32 der Mansfeld. Anzeigen vom Jahre 1804 berichtet wird:

„Sonach blieb nur der kleine Theil des Kloster-Umfangs übrig, der noch jetzo diesen Namen führt und die vormahlige Kirche, Kornhaus, Speisesaal, Sprachzimmer, Bibliothek, Gastzimmer und die zweite Thorfarth enthält".

II. Die weltlichen Gebäude.

1. Luthers Geburtshaus am östlichen Ende der ehemaligen „langen Gasse", der jetzigen Lutherstrasse, Nr. 16.

[G] Ein in einfachen Formen deutscher Renaissance erbautes, im Jahre 1693 mit neuem Oberstock versehenes und 1863—66 restauriertes Haus mit einem aus älterer Zeit herrührenden Erdgeschoss, in dessen links vom Hausflur liegender Stube Martin Luther am 10. Nov. 1483 geboren ist. (Vgl. Nr. 100 auf S. 173.) Da oft in Zweifel gezogen worden ist, ob Luthers Geburtsstube in den verschiedenen Bränden, welche dieses Haus bedroht oder betroffen haben, erhalten geblieben sei, so soll dasjenige, was vorzugsweise für das höhere Alter des Erdgeschosses und der Geburtsstube spricht, kurz dargelegt werden.

Als im August 1601 ein furchtbarer Brand den grössten Teil der Stadt und auch die Umgebung dieses Hauses in Asche legte, wurde doch dieses selbst erhalten, da die Bürger die benachbarten Gebäude niederrissen, um nur dieses

heilig gehaltene Haus zu retten. Die Stadtchronik berichtet hierüber zum Jahre 1601: „Dass kleine Hauss, darinne der selige Mann D. Martinus Luther gebohren, die Kirche, darinnen Er getaufft, dass Hauss, darinnen er gestorben, vngeachtet wie hefftig die Brunst vmb vnd vmb gewütet, ist durch Gottes Güte, vngezweifelt zu einer gueten andeutunge, erhalten worden". Nun



Nr. 100. Luthers Geburtshaus.

berichtet freilich dasselbe Chronicon über den Brand, welcher 88 Jahre später das Haus betraf, ganz bestimmt: D. 19. Julii 1689 ist das Hauss, darinnen der selige Mann Dr. Lutherus gebohren, auff den Grund ausgebrant," wie auch in der im Kirchenbuche von S. Andreas aufbewahrten „Liste der Häuser und abgebrandten Einwohner Benahmung, so von Einen Rathsverwandten zu gewisser Nachricht communiciret worden", ausdrücklich „Hans Friederich Zimmermann in H. Dr. Luthers seel: Haus" als einer der Abgebrannten aufgeführt wird.[1]

[1] Grössler und Sommer, Chronicon Islebiense, Eisleben 1882, S. 76, 238, 251. Mansfelder Blätter II, S. 104. 1888.

Aber gleichwohl muss man annehmen, dass das Erdgeschoss im wesentlichen auch bei diesem Brande unversehrt geblieben ist, weil nicht nur das ehemals im Fenster des Hausflurs angebrachte, jetzt in der Geburtsstube aufbewahrte, Luther und Melanchthon darstellende Glasgemälde, sondern auch ein jetzt ebenfalls in der Geburtsstube aufbewahrtes, vor dem Brande über der Hausthüre befestigtes, Luther darstellendes Gemälde auf Holz den Brand überdauert hat, was nicht möglich gewesen wäre, wenn derselbe das Haus wirklich bis auf den Grund vernichtet hätte. Die wunderbare Erhaltung des letztgenannten Gemäldes hat darum auch den M. Justus Schöpffer, Pastor an S. Nicolai zu Eisleben, veranlasst, über dieses Gemälde ein dickes Buch, betitelt: „Der unverbrannte Luther" (Wittenberg und Zerbst, 1765. 8.) zu schreiben.[1]

Oberhalb der Hausthür steht über Luthers übel getroffenem Bildnis:

Anno 1483 ist D. Martinus Luther in diesem Hausse gebohren
und zu S. P(etri) P(auli) getaufft.

Darunter:

Hostis eram papae, sociorum pestis et huius.
Vox mea cum scriptis nil nisi Christus erat.
A. P. O. R. MDCXCIV mense Maio renovata.
B. X. T.

Deutsch:

Feind war ich dem Papst und die Pest für seine Genossen,
Christum in Predigt und Schrift habe ich einzig gelehrt.
Im Monat Mai des Jahres 1694 erneuert.

Ganz die gleiche Inschrift kehrt auch auf dem in der Geburtsstube aufbewahrten „unverbrannten Luther" wieder.

Es ist zu beachten, dass auch diese Inschrift nur von einer Erneuerung des Hauses spricht. Bald nach dem Brande 1689 sammelte der Rat der Stadt überallher milde Beiträge ein, liess das Haus wiederherstellen und richtete zum Andenken an Luther in dessen Geburtsstube eine Freischule für arme Kinder ein, welche am 31. Oktober 1693 eingeweiht wurde. Eine Abbildung des Hauses aus jener Zeit, gezeichnet von C. E. R. (Christian Ernst Rothe), findet sich auf einem Folioblatt in Voglers Irmensula Lutheri. Im Jahre 1817 nahm König Friedrich Wilhelm III. von Preussen anlässlich der 300jährigen Jubelfeier der Reformation das Lutherhaus für immer in königlichen Schutz und Unterhaltung, stattete die Armenfreischule in demselben mit einem festen Einkommen aus und liess hinter dem Lutherhause noch ein besonderes neues Schulhaus bauen, welches am 31. Oktober 1819 feierlich eingeweiht wurde.

Die Ausstattung der, wie schon bemerkt, linker Hand vom Hausflur belegenen Geburtsstube ist, wie es bei dem häufigen Besitz- und Glückswechsel des

[1] Über die sonstigen Schicksale des Hauses vergleiche auch noch: Gottfried Vogler, Irmensula Lutheri oder Ehrengedächtnis des grossen Luther. Eisleben 1693. Fol. Dasselbe, druckt's Joh. Dietzel zum andern Mal 1694. Francke, Evangelisches Eisleben. 1718. 4°. H. Schütze. Drei Lutherstätten. Eisleben o. J. S. 3—6. Berger, Kurze Beschreibung der Merkwürdigkeiten in Eisleben. 2. Aufl. Merseburg bei Franz Kobitzsch. 1827.

Hauses nicht anders sein kann, keineswegs mehr die ursprüngliche. Auch der alte grünglasierte Kachelofen stammt zugestandenermassen nicht aus dem XV. Jahrhundert; nur die wenigen in denselben eingefügten schwarzen Kacheln sollen ein Überrest desjenigen Ofens sein, der zur Zeit der Geburt Luthers in der Stube gestanden hat. Auch vermutet man, dass die Träger der Decke noch aus Luthers Zeit herrühren, da sie bis vor wenigen Jahrzehnten erst hinter einer sie verhüllenden Verschalung zum Vorschein gekommen sind.

Unter den Merkwürdigkeiten dieses Zimmers heben wir zunächst diejenigen hervor, welche noch aus dem alten Hause herrühren. In der Mitte der östlichen Wand zwischen zwei Ölgemälden, welche Luther und Melanchthon in Lebensgrösse darstellen, hängt das im Brande des Jahres 1689 wunderbar erhaltene und darum zeitweilig fast abergläubisch verehrte kleine Porträtbild Luthers, der vorerwähnte „unverbrannte Luther, welcher das gleichnamige Buch Schöpffers veranlasst hat. Es ist 2' hoch und 1' breit, auf Holz gemalt. Zur Rechten Luthers erblickt man den Heiland, zur Linken Luthers Wappen: ein rotes Herz mit einem schwarzen Kreuze in einer weissen Rose. Darunter steht die schon oben angeführte Inschrift unter dem jetzt über der Hausthüre angebrachten Bilde, welche dem „unverbrannten Luther“ entlehnt ist.

Ausser diesem Bilde befinden sich in der Geburtsstube auch noch zwei alte Glasgemälde, welche bei dem Brande des Jahres 1689 mit gerettet worden sind und früher in das nach der Strasse gehende Fenster des Hausflurs eingesetzt waren. Sie stellen Luther und seinen Freund Melanchthon dar.

In der Mitte des Zimmers steht Luthers Schwan, d. h. ein aus Holz geschnitzter Schwan, der auf seinen ausgebreiteten Flügeln eine Holztafel getragen hat, welche Luther als Schreibpult gedient haben soll. Die Holztafel ist unter den Messern raritätensüchtiger Besucher, welche unter Zulassung nachlässiger Aufseher sich Span auf Span heruntergeschnitten haben, allmählich verschwunden. Die Büste Luthers in Gyps, welche im Geburtszimmer aufgestellt ist, ist eine Copie des Schadowschen Werkes. In dem Geburtsszimmer wird auch der Trauring Luthers gezeigt, mag er nun echt sein oder nicht; jedesfalls ist er ein Erzeugnis der Goldschmiedekunst des 16. Jahrhundert, das der Beachtung wert ist. (Vgl. nebenstehende Nr. 101.)


Nr. 101.

Gleich rechts von der Thür des Geburtszimmers hängt an der Wand ein 3'8" breites, 4'8" hohes, auf Holz und Kreidegrund gemaltes, sehr beachtenswertes Ölbild, welches das Monogramm H. r. und die Jahreszahl 1569 unten rechts in der Ecke des Altars trägt. Es stammt aus der Gruft des ehemaligen Mansfeldischen (General)-Superintendenten Menzel (1560—1590 im Amte) und stellt eine Begebenheit aus Luthers Leben dar. Luther hat nämlich, nur drei Tage vor seinem Tode, am 15. Febr. 1546 in der S. Andreaskirche zu Eisleben noch zwei Prediger ordiniert. Diese letze Ordination Luthers stellt das Gemälde, welches durchweg Porträts enthalten soll, dar. Luther selbst steht vor dem Altar; ihm zur Rechten knieet der Eislebische Prediger Andreas Krause, Diakonus an Peter-Paul, ihm zur Linken Menzels Schwiegersohn, nach Euseb. Francke Menzels Schwestersohn, M. Johann Milvius, damals Lehrer am Eislebischen Gymnasium,

den der Maler als Stellvertreter des zweiten Ordinierten, des Esaias Valla aus Siebenbürgen, weil dessen Bildnis nachträglich nicht zu beschaffen war, sich ausersehen hat. Zur Seite Luthers stehen viele im Jahre 1569 noch lebende Eislebische Prediger und Mansfeldische Räte. Nach Euseb. Francke (handschriftliche Histor. Beschreib. von Eisleben, 1726. F. 292[b]) stehen auf der rechten Seite des Altars: M. Johannes Spangenberg, D. Erasmus Sarcerius, M. Michael Coelius, Friedrich Reuber, der erste protest. Prediger an Peter-Paul, der zur Förderung des Neubaues seiner Kirche eigenfüssig einen Indultbrief des Papstes Leo X. aus Rom geholt haben soll, als Luther noch nicht als Reformator aufgetreten war; ferner M. Jodocus Rugger, Pastor an S. Nikolai (später in Halle); Andreas Remus, Diakonus an S. Nicolai; Hieronymus Polde, Diakonus in Mansfeld; M. Andreas Theobaldus, Archidiakonus an S. Andreas, M. David Schöpffer, Diakonus an S. Andreas.

Auf der andern Seite des Altars sind zu sehen: M. Cyriacus Spangenberg, Dekan in Mansfeld, der bekannte Geschichtsschreiber; M. Wolfgang Greve, vorher Superintendent in Sangerhausen, nachher Pastor in Gerbstedt; M. Heinrich Rothe, Pastor an S. Andreas; M. Wilhelm Sarcerius, Pastor an Peter-Paul; M. Andreas Fabricius, Pastor an S. Nikolai, M. Johann Stamm, Pastor an S. Annen; M. Zacharias Praetorius, Diakonus an S. Andreas; M. Conrad Porta, Diakonus an S. Nikolai; M. Georg Biber, Diakonus an S. Andreas; Georg Wüst, Diakonus an S. Annen. Laurentius Colditz, Diakonus an S. Andreas und Pastor zu S. Katarinen.

Das Gemälde weicht insofern von der geschichtlichen Thatsächlichkeit ab, als der Maler Personen aufgenommen hat, die schwerlich alle Zeugen jener Ordination gewesen sind. Im Vordergrunde liegt Menzel mit seiner Gattin und Tochter auf den Knieen.

Wie dieses Gemälde, so stammt auch noch eine ganze Anzahl anderer aus der sogenannten Kronenkirche, d. h. aus den nach einer Seite offenen, zur Aufnahme von Erbbegräbnissen bestimmten Gottesackerhallen zur Seite des im Jahre 1533 in Gebrauch genommenen alten Gottesackers am Klosterplatze, wo sie den schädigenden Einflüssen der Witterung und dem Mutwillen der Menschen allzusehr ausgesetzt waren. Als nun nach Erbauung einer besonderen Lutherschule die Räume des Geburtshauses für andere Zwecke frei geworden waren, brachte man die wertvolleren Gemälde aus der Kronenkirche in Luthers Geburtshaus, wo sie seit 1819 hangen. Dieselben stammen sämtlich aus dem 16. Jahrhundert und haben insofern in dem Lutherhause eine angemessene Stätte gefunden, als sie sämtlich eine sei es nun unmittelbare oder mittelbare Beziehung auf Luther und sein Werk haben. Einige von ihnen hangen in dem Hausflur, die Mehrzahl aber in dem grossen Zimmer des oberen Stocks, sowie in einem neben demselben befindlichen Zimmer, woselbst auch die von dem Maler Christoph Ernst Rothe gemalten Bilder sächsischer Kurfürsten, der Landesherren, und anderer Wohlthäter des Lutherhauses, wie des kursächs. Oberaufsehers von Kospoth, unter dem das wiederhergestellte Haus 1693 eingeweiht wurde, und das Bild des Königs Friedrich Wilhelm, des letzten erlauchten Wohlthäters dieses Hauses, Aufnahme gefunden haben.

Gleich beim Eintritt in den „Saal" des Oberstocks[1] erblickt man an der

[1] Anm. Die bei Anfertigung dieser Beschreibung im Saale des Oberstocks hangenden Gemälde sind inzwischen im Hausflur aufgehängt worden.

Wand links ein Ölgemälde aus dem Erbbegräbnis der Eislebischen Familie Heidelberg, 11 Fuss lang und $5^1/_2$ Fuss hoch, mit der Jahreszahl 1561 und dem Monogramm des Malers V. (= V. T.) Auf demselben ist der Stifter des Gemäldes, Jakob Heidelberg, mit seinen 3 Ehefrauen, 7 Söhnen und 7 Töchtern unten abgebildet. Es mag gleich hier erwähnt werden, dass auf allen hier zu besprechenden Gemälden Ehefrauen, die vor ihren Männern gestorben sind, dadurch gekennzeichnet sind, dass der untere Teil ihres Gesichts mit einem, weissen Tuche verdeckt ist, sowie, dass die auf Luther und die Reformation bezüglichen Figuren schwarze Kleidung tragen. Das Heidelberg'sche Gemälde stellt die Auferweckung des Lazarus (Hauptpersonen: Jesus, Maria, Martha, Lazarus) und ausserdem die Auferstehung der Totengebeine nach der Vision des Hesekiel (cap. 37) dar, also etwas so vollständig Vorübergehendes, dass das Gemälde schon wegen dieses kecken Versuchs, etwas Nichtdarstellbares zur Darstellung zu bringen, merkwürdig ist. Rechts ist auch Christus zu sehen, wie er Tod und Teufel unter die Füsse tritt; auch das versiegelte Grab mit den Wächtern und Golgatha. Also drei Darstellungen der Auferstehung innerhalb desselben Rahmens!

Auch auf diesem Gemälde sind nach alter Überlieferung verschiedene Personen aus der Reformationszeit abgebildet; Luther (links vom Beschauer), Melanchthon und Johann Friedrich der Grossmütige sind erkennbar dargestellt, während die Namen anderer Personen kaum festgestellt werden können. Von besonderem Wert ist die den Hintergrund erfüllende Abbildung des alten Eisleben mit dem Schlosse und den Vorstädten, wie es um 1560 aussah. Das Eisleber Wappen ist sowohl betreffs der Farbe (rot-weiss statt weiss-blau) wie auch betreffs des Inhalts (offener Flug und Hellebarte statt blossen offenen Fluges oder noch besser des Mauerzeichens) falsch.

Ein Gemälde von noch grösserer Ausdehnung ist das an der westlichen Wand hängende (11′ 9″ lang und 7′ 9″ hoch) aus dem Buchnerschen Erbbegräbnis. Links im Fusse zweier Baumstämme steht das Monogramm des Malers HP. (= H. P.) mit der Jahreszahl 1558. Ganz unten erblickt man den reichen Buchner, von welchem die Buchergasse nördlich vom Markte ihren Namen hat, mit seinen 2 Frauen, 9 Söhnen und 5 Töchtern knieend abgebildet. Auch auf diesem Gemälde sind verschiedene Vorgänge nebeneinander zur Darstellung gebracht, die nach einander stattgefunden haben. Links sieht man Jesum sein Kreuz nach Golgatha tragen; dahinter erblickt man Jerusalem; nicht weit davon Christi Grab, in welchem drei Weiber mit Gefässen voll Spezerei stehen, und vor ihnen ein Engel. Die Wächter am Grabe sind teils auf der Flucht, teils liegen sie betäubt da. Doch auch die Erscheinung Jesu vor Maria Magdalena und den beiden Jüngern auf dem Wege nach Emmaus, endlich auch noch Christi Himmelfahrt ist oben als Hauptgegenstand zur Darstellung gebracht. Man sieht, den Malern dieser Gemälde fehlten noch die elementaren Vorstellungen betreffs der Auswahl und Begrenzung des Stoffs. Manche Teile des Gemäldes sollen später übermalt worden sein, aber nicht zu ihren Gunsten.

In dem Nebenzimmer erblickt man an der westlichen Wand ein grosses Ölgemälde (gegen 11′ lang und 7′ hoch) aus dem Erbbegräbnisse der alten Eislebischen Familie Stossnack, nach Berger im Jahre 1526 oder 1536 gemalt.

Die neben der Jahreszahl befindliche Schrift war nämlich, wie zumteil diese selbst, im Jahre 1816 schon völlig erloschen; Berger sah nur noch 15.6. Da jedoch die Gottesackerhalle, für welche das Gemälde doch offenbar bestimmt war, erst 1533 in Gebrauch genommen worden ist, so ist das Bild, welches doch nicht gemalt sein kann, bevor die Möglichkeit seiner Aufstellung gegeben war, sicher erst 1536 gemalt worden, vielleicht aber auch noch später wegen der darauf vorkommenden Jesuitentracht.

Dieses Gemälde pflegt man kurzweg den Nebukadnezar zu nennen, weil es Nebukadnezars Geschichte nach dem Berichte der Bibel darstellt. Nebukadnezar sitzt in seinem Zelte auf dem Throne, vor ihm seine Räte, seine Leibwache und sein Gefolge, unter demselben einige Trompeter, die dem Volke das Zeichen zum Niederfallen geben, und ein Herold. Links vom König steht der Götze, den das Volk (in persischer Kleidung) anbetet. Die brennende Fackel in seiner Hand verkündet den Ungehorsamen den Feuertod. Noch weiter links sieht man die drei Männer im feurigen Ofen, von einem Engel vor dem Verbrennen bewahrt. Vor dem Könige stehen drei Männer, offenbar dieselben, die weiter links im feurigen Ofen stecken (!), deren mittelster den Gewaltigen freimütig und unerschrocken anblickt. In der Nähe der drei Männer steht ein Henker, kenntlich an seinem grünen Hute mit der Hahnenfeder, an den Pluderhosen und blauen Strümpfen. Die dem Könige zunächststehende Figur hat das Aussehen eines königlichen Rates. Weiterhin folgen zwei Geistliche, welche ganz wie Jesuiten aussehen und aus einer Pergamentrolle den drei vor dem Könige stehenden Männern etwas vorlesen, und zwar, wie sich erkennen lässt, mit geheimer Schadenfreude. Das von der Rolle herabhängende Siegel gleicht einer päpstlichen Bulle. Neben den letzterwähnten Personen ist noch ein Mann mit einer Hanswurstmütze und einer unverschämten, marktschreierartigen Miene wahrzunehmen.

Da nun alle Hauptfiguren in der zu Kaiser Karls V. Zeiten gewöhnlichen Tracht gemalt sind, da ferner der Herold den kaiserlichen Doppeladler auf seiner Brust trägt, so ist die Vermutung Bergers nicht ohne Weiteres zurückzuweisen, dass alle Hauptfiguren geschichtliche Personen aus dem Zeitalter der Reformation darstellen, das ganze Gemälde aber eine Begebenheit aus der Geschichte der Reformation anzudeuten bestimmt sei. Luther auf dem Reichstage zu Worms, der Daniel seiner Zeit, wäre dann der Vorwurf des Künstlers gewesen, den vielleicht die briefliche Äusserung Luthers an Georg Spalatin vom 21. Dez. 1520: „Der lebt und herrscht noch, der die drei Männer im glühenden Ofen erhalten" auf diese Idee gebracht hat.

Nebukadnezar wäre dann Karl V., Luther, „der Daniel seiner Zeit", der mittelste der drei vor ihm stehenden Männer; ihm zur Linken stünde sein Rechtsbeistand D. Hieronymus Schurf; ihm zur Rechten der Erbmarschall von Pappenheim, der ihn in die Reichsversammlung geleitete. Das, was Luthern vorgelesen wird, ist entweder die päpstliche Bannbulle oder das Wormser Edikt vom 8. Mai 1521. Der Mann mit der spitzen Mütze dürfte Johann Tetzel sein. Betreffs der übrigen Figuren der Hauptgruppe dürfte an D. Eck, den päpstlichen Nuntius Aleander, den Erzbischof Richard von Trier, bei den Rittern an Hutten, Sickingen, Frundsberg u. a. zu denken sein. Allerdings stehen dieser Auffassung des Gemäldes verschiedene Bedenken entgegen. Der im Jahre 1521 noch sehr jugendliche Karl

ist nämlich als bejahrter Mann, der damals achtunddreissigjährige Luther dagegen fast als ein Jüngling dargestellt; ferner erscheint er nicht in einer Mönchskutte, sondern mit einem Doktormantel, unter welchem rote Hosen hervorblicken; auch ist sein Gesicht demjenigen Luthers wenig ähnlich. Wenn man dagegen bedenkt, dass zu der Zeit, in welcher das Gemälde mutmasslich entstanden ist (1536 oder 1546), die Reformation in Eisleben noch nicht völlig durchgedrungen war, und dass der Künstler sowohl wie die Familie Stossnack Ursache haben mochten, mit ihrer Ergebenheit für die Sache und das Bekenntnis Luthers noch nicht offen hervorzutreten, so kann es erklärlich erscheinen, dass für die vor kurzem geschehene Begebenheit die alttestamentliche Hülle gewählt und die handelnden Hauptpersonen von der Wirklichkeit abweichend dargestellt wurden.

Übrigens ist das Gemälde für die Lokalgeschichte Eislebens auch dadurch wichtig, dass ganz oben auf demselben das alte Eisleben mit den der Stadt damals benachbarten Schächten und Göpeln abgebildet ist.

Über der Thür, welche aus diesem Zimmer nach dem Flur hinausführt, hängt auch noch ein sehr altes, aus einzelnen Brettchen zusammengesetztes Ölgemälde auf Kalkgrund, welches die ganze Leidensgeschichte Jesu vom Passahmahle an bis zum Tode am Kreuze darstellt. Es lag in einem Winkel der Gottesackerhalle.

Im Hausflur hängt ein stark beschädigtes Ölgemälde auf Holz, 7' 10" lang und 4' 6" hoch, mit dem schwach erhaltenen Monogramm **V** und der Jahreszahl 1563 auf einem Baumstamme in der Ecke links. Unten ist die Familie des Hüttenfaktors der Nürnbergischen Bergwerks-Verleger Feuerlein (neun männliche und elf weibliche Personen) abgebildet. Die Hauptgruppe stellt die Auferweckung des Jünglings von Nain vor. Unter den Leichenbegleitern befinden sich rechter Hand D. Luther, D. Buggenhagen, D. Cruciger der Ältere, Erasmus Sarcerius (1554—1559 Superintendent in Eisleben), der Mansfeldische Kanzler Anton Rugger, der Mansfeldische Kanzler Laurentius Lange, der Stadtrichter Valentin Blankenberg, Georg Höpfner, Heinrich Metzmann u. a. Personen aus dem Rate und der Bürgerschaft. Linker Hand erblickt man an der Spitze eines Zuges von 18 männlichen Personen, sämtlich Gehilfen am Werke der Reformation, Luthers Mutter und Frau. Oben ist die Altstadt Eisleben mit dem Schlosse und den dasselbe ehemals umgebenden Gebäuden abgebildet.

Endlich ist noch ein Ölgemälde auf Holz, 5' 3" lang, 3' 9" hoch, aus dem Seyfartschen Erbbegräbnis zu erwähnen, auf welchem unten Seyfart mit seiner Ehefrau, unter dem Kreuze knieend abgebildet ist. Auf dem Kreuzesstamme Jesu (auf Golgatha) steht das Monogramm des Malers ‿**V**‿ und die Jahreszahl 1563. Ausser der Kreuzigungsscene enthält das Bild den Einzug Jesu in Jerusalem (mit dem Berge Zion) und die Auferweckung des Lazarus. Auch auf diesem Gemälde sollen Personen aus dem Zeitalter der Reformation abgebildet sein.

Zu beachten ist noch, dass ein Gemälde genau desselben Inhalts in der Marktkirche zu Wittenberg hinter dem Altare hängt. Nach dortiger Überlieferung aber ist die unter dem Kreuze knieende Person nicht Seyfart, sondern D. Buggenhagen.

Auf dem Wege von Luthers Geburtshause über den Markt nach dem Luther-Sterbehause erblickt man auf dem oberen Teile des Marktes unterhalb der S. Andreaskirche und des Rathauses:

Das Luther-Denkmal,

welches so ziemlich an derselben Stelle steht, wo im Mittelalter das Stadtgericht „unter der Linde“ abgehalten wurde. (Vgl. das Bild am Schlusse des Artikels Eisleben, welches den oberen Teil des Marktes mit dem Standbilde Luthers darstellt.) Das Denkmal ist von dem durch zahlreiche andere Meisterwerke der Bildhauerkunst (z. B. das Washington-Denkmal in Amerika, das Siegesdenkmal in Leipzig) berühmten Professor Rudolf Siemering in Berlin entworfen und bei der Feier der vierhundertsten Wiederkehr des Geburtstages Luthers am 10. November 1883 enthüllt worden.[1] Es trägt nur folgende Inschriften, welche diejenigen nennen, die an dem Denkmale gearbeitet haben:

R. Siemering fecit 1882.
Gegossen von H. Gladebeck & Sohn, Berlin.

Am Fusse des Sockels:

Kessel & Röhl, Granitschleiferei, Berlin.

Auf diese wenigen Worte beschränkt sich die inschriftliche Mitgift des Denkmals. Um so deutlicher spricht das Denkmal selbst zu dem Beschauer.

Überwältigend ist schon der Gesamteindruck des grossartigen, von innerm Leben erfüllten, in seiner Eigenart von selbständigem schöpferischem Geiste zeugenden und meisterhaft ausgeführten Kunstwerks. Wie aus Einem Guss geschaffen, machen Postament und Statue den Eindruck der wohlthuendsten Harmonie. Auf einem mächtigen, viereckigen, von kräftigen romanischen Ecksäulen eingefassten Unterbau aus schwedischem dunkelgrünem Granit, auf dessen vier Seitenflächen breite romanische Rundbogen je ein meisterhaft in den gegebenen Raum hineingedachtes Relief einschliessen, erhebt sich die gewaltige Gestalt des Reformators, dargestellt in dem Augenblicke einer aus vollster Überzeugung hervorgehenden That; aber bei aller sie beherrschenden Bewegung ist sie gleichwohl frei von dem Ausdruck störender Unruhe. Mit fast trotzig erhobenem Haupte und einem Antlitz, auf welchem heiliger Unmut und unerschütterliche, zur That schreitende Entschlossenheit vereint sich aussprechen, presst Luther mit der Linken die geschlossene Bibel in einer Weise an die Brust, dass man den Eindruck erhält, von dieser kostbaren Errungenschaft werde er um Alles in der Welt nicht lassen, während die Rechte im Begriffe ist, die zerknitterte päpstliche Bannbulle, die den Heiligen des Herrn betrübt, von sich zu schleudern. In unnachahmlich schöner und einfacher Weise hat so der Künstler des grossen Mannes Bedeutung, die ebensowohl in der Lösung vom Rom, wie im Aufbauen liegt, erschöpfend darzustellen verstanden. Aber auch die vier Reliefs des Sockels gehören zu dem Schönsten, was die neuere bildende Kunst geschaffen hat, denn sie sind von hinreissender Lebendigkeit und von unübertrefflicher Wahrheit. Die symbolische Darstellung auf der nach Osten gewendeten Vorderseite: ein Engel, der mit der Miene heiterer Siegesgewissheit dem unter ihm sich krümmenden Teufel einen

[1] Vgl. Grössler. Zur Geschichte des Lutherdenkmals, in der Luthernummer des Eisleber Sonntagsblattes (Beilage zum amtlichen Kreisblatt vom 10. Nov. 1883.)

Schild mit Luthers Wappen, einem bekreuzten Herz auf weisser Rose, also die ganze Wucht seines gewaltigen Lebens und Wirkens, so unsanft auf den Leib setzt, dass der mit einem solchen Denkstein bedachte Vater der Lüge in höchster Qual aufschreit, versinnbildlicht den Grundgedanken des gesamten Bildwerkes: den Sieg des Guten über das Böse, der göttlichen Wahrheit über die Lüge. Das zweite nach Norden gekehrte Relief stellt Luther in Disputation mit Eck zu Leipzig dar. Luther drückt mit der Miene überzeugten Ernstes und unbestechlicher Wahrheitsliebe die Bibel, auf welcher sein Glaube ruht, an seine Brust; mit dem Ausdruck halb der Überraschung, halb der Entrüstung nimmt sein Gegner seine Ausführungen entgegen. Das dritte Bild an der Südseite zeigt uns Luther über die Bibel gebeugt. Das Antlitz des in die Riesenaufgabe der Bibelübersetzung vertieften Mannes bringt das Sinnen des Forschers zu trefflichem Ausdruck. Die nach Westen gewendete Rückseite endlich zeigt uns den Gottesmann im Kreise seiner Familie, der edlen Musika huldigend. Eine Laute in der Linken, richtet er seinen Blick sinnend und andächtig empor. Neben ihm erblicken wir seine Frau Käthe, das Jüngste auf dem Schoss; ihm gegenüber die beiden älteren Kinder, mitsingend und in gespannter Aufmerksamkeit dem Spiel des Vaters folgend; staunend sieht das kleinste, im Vordergrunde befindliche Kind, einen Ball in der Hand, zum Vater auf. Ein ausserordentlich fesselndes Bild voller Gemütstiefe und Anmut! — Die in den Reliefbildern zum Ausdruck gebrachte Gedankenreihe dürfte demnach etwa folgende sein: In der Gestalt dessen, den ihr da vor euch seht, erblickt ihr verkörpert den Sieg des Guten über das Böse, der opferwilligen Überzeugungstreue über eigennützig berechnende Lüge, der Gewissenhaftigkeit über die Gewissenlosigkeit. (Vorderes Feld). Dieser Sieg aber ist errungen durch offenen, ehrlichen Kampf (Feld rechts) und durch still schaffenden, eisernen Fleiss. (Feld links). Die Quelle aber, aus welcher dem Kämpfenden und Arbeitenden immer neue Kraft zuströmte, war seine Gott geweihte Häuslichkeit. (Hinteres Feld). —

2. Luthers Sterbehaus, auf dem S. Andreaskirchhofe, der S. Andreas-Kirche südwärts gegenüber gelegen.

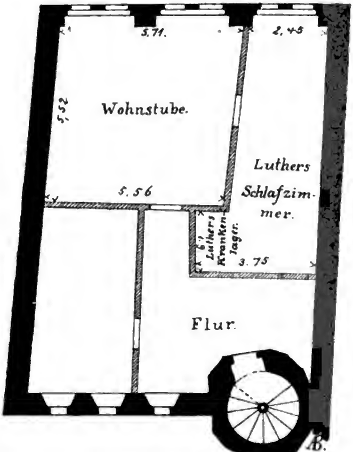
[G] Ein in spätgotischem Stil erbautes, noch aus dem Anfange des XVI. Jahrhunderts herrührendes, später wiederholt ausgebessertes Haus, in dessen oberem Stock in der auf die Strasse gehenden Stube Luther am 18. Februar 1546 gestorben ist, während die daneben gelegene Kammer ihm während seines letzten, mehrere Wochen umfassenden Aufenthaltes in Eisleben als Schlafraum diente. (Vgl. Nr. 102.) Im Jahre 1569 wird dieses Haus bezeichnet als „das Drachstedtsche Haus (domus Drachstediana, ubi mortuus est vir Dei)"; in demselben Jahre aber auch als „Graff Hans Hoiers (v. Mansfeld) Haus am Markt, darin D. Lutherus gestorben", woraus sich ergeben dürfte, dass es dem Dr. Drachstedt von dem Grafen Hans Hoier (dem Schwiegersohne des mit Luther in engster Verbindung stehenden hinterortischen Grafen Albrecht IV. und Begründer der evangelischen vorderortischen Linie Mansfeld-Artern) als Dienstwohnung überlassen war. In dem grossen Brande des Jahres 1601 blieb es, wie auch später, von dem Feuer verschont. Jetzt ist es Eigentum seiner Majestät des Königs, nachdem es Kaiser Wilhelm I. käuflich

erworben, aber der Stadt und Andreasgemeinde zu gemeinsamer Nutzung überlassen.

Die geschichtliche Bedeutung des Hauses meldet eine Tafel über der Thür dem Fremdling mit den Worten:

In diesem Hause starb D. Martin Luther den 18. Febr. 1546.

Die im Oberstock gelegenen Luther-Zimmer erreicht man, eine Wendeltreppe emporsteigend. *[B]* Das Haus ist auch architektonisch nicht unbedeutend.

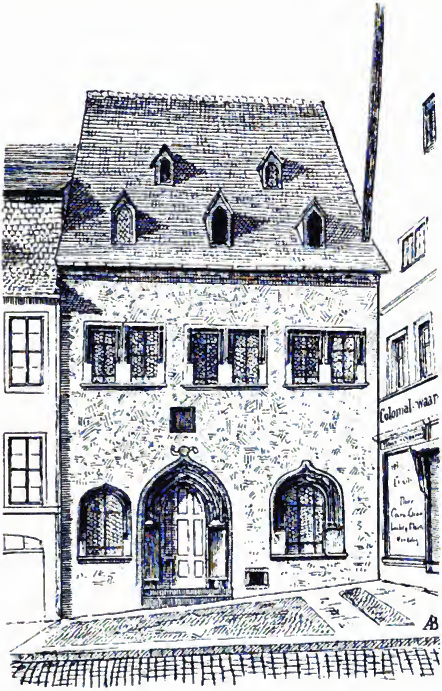


Nr. 102. Grundriss von Luthers Sterbehaus.

Thür- und Fenstergewände zeigen reiche spätgotische Profilierungen; die des oberen Geschosses haben wagerechten Schluss, die des unteren aber Korbbogen (Eselsrücken). Das Thürgewände enthält in seinen Abschrägungen bequeme Sitznischen (siehe Nr. 103, S. 183). Der Grundriss zeigt das Vorderhaus als ein unregelmässiges Viereck ohne rechtwinkelige Ecken; die Zimmer sind durch Fachwerkwände von einander getrennt und ihre Grundfläche macht nicht nur die unregelmässige Anlage des Ganzen mit, sondern überbietet diese noch, besonders das Schlafzimmer mit seiner alkovenartigen Erweiterung nach dem Flure zu.

[G] In der Stube ist das erst vor wenigen Jahrzehnten aufgedeckte, früher unter einer Verschalung versteckte Deckengebälk beachtenswert (vgl. Nr. 104), wie auch der eigentümliche Schnitt sämtlicher Thüren im Oberstock. Irgendwelche Gegenstände aus der Reformationszeit, welche unsere Aufmerksamkeit

fesseln könnten, finden sich hier ebensowenig, wie in dem Hintergebäude, in dessen grossem Zimmer die Sitzungen stattgefunden haben, in welchen Luther kurz vor seinem Tode die Streitigkeiten der Grafen von Mansfeld unter Beihilfe mehrerer Fürsten beriet und schliesslich auch glücklich schlichtete. Die Stelle, wo



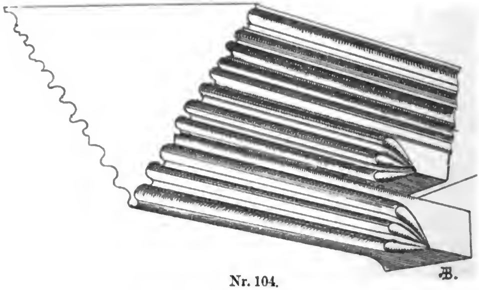
Nr. 103. Ansicht von Luthers Sterbehaus.

Luthers Krankenbett gestanden, ist nach der glaubwürdigen Ortsüberlieferung, die so etwas gewiss treu festhielt, die alkovenartige Verbreiterung im Hintergrunde der nach der Strasse zu gelegenen Kammer des Vorderhauses.[1]

---

[1] Über die letzten Augenblicke Luthers vgl. Schütze: Drei Lutherstätten. Desgl. Köstlin, Luthers Leben.

In Ermangelung anderer Merkwürdigkeiten hat der im Jahre 1864 gegründete Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld teils im Oberstock von Luthers Geburtshaus, teils im Oberstock der Hintergebäude des Sterbehauses eine Sammlung von Altertümern aufgestellt, die vorzugsweise in den beiden Mansfelder Kreisen gefunden sind. Unter denselben befinden sich Gegenstände von hohem wissenschaftlichen Werte. In dem letzterwähnten Gebäude hat in einem Nebenraume des sogenannten „Conferenzzimmers," so genannt, weil in ihm



Nr. 104.

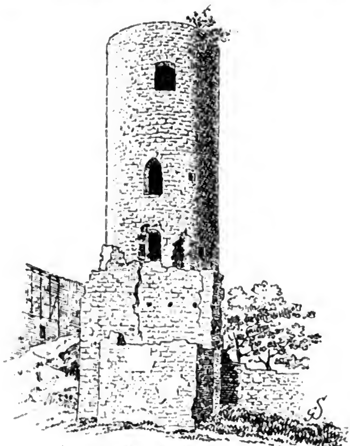
die Verhandlungen der Mansfelder Grafen unter Luthers Vorsitz stattgefunden haben, eine für die Lokalgeschichte wertvolle Bibliothek Aufstellung gefunden. Zu den Besitzstücken des Vereins gehört auch das aus dem 12. Jahrhundert stammende Tympanon des Klosters Holzzelle. (Siehe daselbst die Abbildung.)

3. Das Schloss.[1]

[G] Das ehemalige Schloss auf dem Schlossplatze in der Nähe der Frei- (Frisen-) Strasse, ursprünglich eine durch Wassergräben und sumpfige Umgebung geschützte Wasserburg ungewissen Alters, wird erst im 14. Jahrhundert mit Sicherheit erwähnt, ist aber, wie auch eine mit Fälschungen vermischte urkundliche Überlieferung behauptet, vermutlich einige hundert Jahre älter, wofür auch die Bauart des in seinen unteren Teilen uralten, unten viereckigen, oben runden Bergfrieds von ungefähr noch 25 m Höhe spricht, der jetzt innerhalb der Anlagen des neuen Königl. Gymnasiums steht. (Vgl. Nr. 105.) Für ein ursprünglich in das elfte Jahrhundert zurückreichendes Alter des Schlosses sprechen aber, abgesehen von der Lage des Schlosses und der Bauart des Bergfrieds, trotz des Mangels unmittelbarer urkundlicher Beweise folgende Umstände. Erstens die Thatsache, dass eine ganze Reihe mittelalterlicher Geschichtsquellen von den Pöhlder Jahrbüchern (im 12. Jahrh.) an bis auf M. Cyriacus Spangenberg im (16. Jahrh.) behaupten, der Graf Hermann von Luxemburg (Gegenkönig Heinrichs IV.

[1] Vgl. auch Grössler, Inscript. Islebiens. S. 96 u. 97.

von 1081—1088) sei im Jahre 1081 von den Sachsen in Eisleben zum König gewählt worden und habe längere Zeit auf dem Schlosse zu Eisleben gewohnt.[1] Zweitens der Umstand, dass verschiedene örtliche Überlieferungen in Eisleben, unter anderm das Bild des Knoblauchskönigs am Rathause und die Aufnahme einer Königskrone in eine Form des Stadtwappens diese Annahme unterstützen,[2] zu welchen sich auch eine Ortsüberlieferung aus dem nahe bei Eisleben gelegenen Dorfe Helfta gesellt, welche behauptet, dass König Hermann zeitweilig im Eisleber Schlosse gelebt habe, und gewisse eigentümliche Flur- und Zinsverhältnisse in



Schloßruine in Eisleben

Nr. 105.

Helfta und Eisleben durch den Aufenthalt des Königs Hermann in glaubwürdiger Weise erklärt.[3] Am schwersten aber fällt ins Gewicht, dass in einem Verzeichnis der königlichen Pfalzen in Sachsen aus dem Jahre 1065 Eisleben (Gisleva) als ein königliches Tafelgut (curia que pertinet ad mensam regis romani) bezeichnet wird, eine Bezeichnung, welche geradezu nötigt, anzunehmen, dass auf diesem königlichen Gute ein zur Aufnahme des königlichen Hofhaltes geeignetes Schloss gestanden hat.[4]

[1] Vgl. Grössler, Hermann von Luxemburg, der Knoblauchskönig. (Mansfelder Blätter V, S. 123—154, Eisleben 1891.)

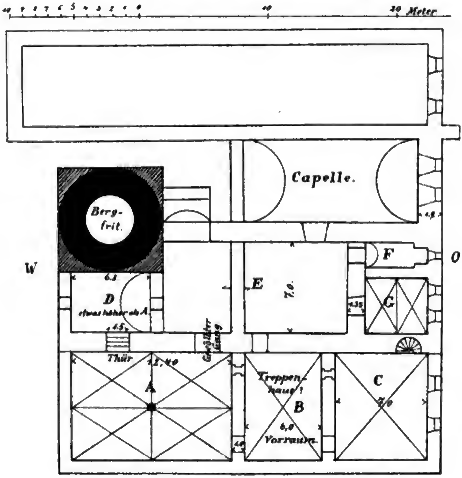
[2] A. a. O. S. 144 u. 145

[3] Vgl. Grössler. Eine örtliche Erinnerung an König Hermann (den Knoblauchskönig) aus Helfta. (Mansf. Blätt. VI, S. 188 u. 189. Eisleben 1892.

[4] A. a. O. S. 189 u. 190.

In späterer Zeit war das Eisleber Schloss zeitweilig Residenz einer Linie des Mansfelder Grafenhauses, brannte bei dem grossen Brande im Jahre 1601 mit ab, blieb im Mauerwerk zumteil noch eine Weile erhalten, ist aber 1881 bis auf den vorerwähnten Turm abgetragen worden. Die Schlosskapelle soll dem h. Godehard gewidmet gewesen sein.

[B] Der hohe Bergfried, wie eben erwähnt, der einzige noch erhaltene Rest des Schlosses, stand im Westen der ganzen Anlage, die Mitte zwischen den nördlichen und südlichen Räumen einnehmend. (S. Grundriss Nr. 106.)[1] An seine



Nr. 106. Grundriss des Schlosses zu Eisleben.

südliche Seite schliesst sich ein kleinerer Raum *D* an, der mit einem Tonnengewölbe gedeckt und durch eine Spitzbogenthür mit dem östlich angrenzenden Raume verbunden war. Im Süden führte im Obergeschosse eine Thür zu einer Flucht von drei grösseren mit Kreuzgewölben geschlossenen Räumen. Der mittlere *B* war wohl Vorraum, von dem aus man links in einen 12,40 m langen und 7,15 m breiten Saal *A* eintrat, dessen Gewölbe von einer die Mitte einnehmenden Säule getragen wurden. Von *B* gelangte man östlich in den quadratischen Raum *C*, von dem eine Wendeltreppe nach unten führte.

---

[1] Dieser Grundriss ist nach Aufzeichnungen und Vermessungen von H. Grössler gezeichnet.

Nördlich vor diese Flucht legten sich mehrere Räume von gleicher Breite (7 m) wie die südlichen, nur der schon erwähnte Raum *D* ward durch den Turm bis auf eine Breite von 4,60 m eingeschränkt. Von *E* kam man vielleicht durch einen gewölbten Gang nach den nördlichsten Teilen des Schlosses, wie denn *E* auch mit dem Saale *A* durch eine gewölbte Thür verbunden war. Vom Raume *E*, der vielleicht durch eine Wand in zwei Zimmer geschieden war, führten nach Osten zwei Thüren in kleinere überwölbte Räume *F* und *G*. Der Raum unter *F* stand mit dem Schlossplatze durch eine Rundbogenthür in Verbindung. Der Raum *G* hatte an seiner Nord- und Südseite je drei Konsolen, die zusammen vielleicht ein zweiteiliges Kreuzgewölbe getragen haben. Nach Norden führte unten eine grössere Spitzbogenthür in die überwölbte Schlosskapelle von 12,50 m Länge und 6,20 m Breite. Dies waren, abgesehen von der Kapelle, die Räume des Obergeschosses. Das Erdgeschoss hatte dieselbe Anordnung, nur dass hier der Mittelraum der Südseite grösser war, als das westliche Eckzimmer.

Vor diese Kapelle legte sich noch ein langes Gebäude, dessen Grundmauern nicht mehr festzustellen sind. Doch beweist Merians Darstellung (Nr. 33) das Vorhandensein dieses Raumes. Die Ostseite nämlich hat bei ihm vier hohe abgetreppte Giebel, von denen jeder offenbar je eine der Wände krönt, welche zusammen die Ostseite bilden.

Wann die Anlage des im Jahre 1881 abgebrochenen Schlosses stattgefunden hat, lässt sich nur ganz im allgemeinen vermuten. Nur wenige Formen im Erdgeschoss geben dazu die Möglichkeit und diese weisen auf den gotischen Stil. Es sind die Spitzbogenthüren zwischen *D* und *E* und der Kapelle. Eine Rundbogenthür, die von *F* ins Freie führte, wird der Renaissancezeit angehört haben. Die Spitzgiebel, von denen oben die Rede war, dürften wohl der gotischen Zeit angehören und ursprünglich sein. Im Obergeschosse können auch die Kreuzgewölbe der drei südlichen Räume auf die gotische Zeit deuten; die sonst hier und im Erdgeschoss vorhanden gewesenen Tonnengewölbe brauchen dem nicht zu widersprechen; im Schlosse zu Hettstedt, das nur aus gotischer Zeit stammen kann, finden sich im Untergeschosse ebenfalls durchweg Tonnengewölbe. So würden vielleicht nur einige unwesentliche Einzelheiten, wie die erwähnte Rundbogenthür aus nachgotischer Zeit stammen.

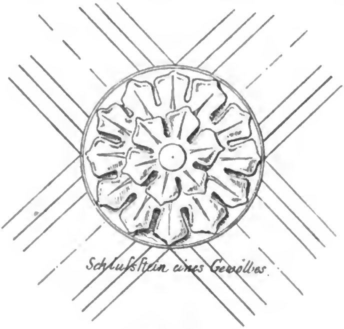
Von dem einst ohne Zweifel vorhanden gewesenen romanischen Baue ist demnach nichts mehr erhalten, wenn man nicht den Turm in diese frühere Zeit versetzen will. Er hat jedoch zu wenig Eigenartiges aufzuweisen, als dass man dies mit unbedingter Sicherheit thun dürfte.

Mit dem schon genannten Hettstedter Schlosse hatte die Eisleber Schlossanlage manche Ähnlichkeit. (Vgl. Mansfelder Gebirgskreis unter Hettstedt.) Auch hier sind die Räume im Erdgeschoss, wie eben erwähnt, durch Tonnengewölbe geschlossen, auch hier sind die Thüröffnungen wie die Fenster gotisch; auch im Hettstedter Schlosse steht der ebenfalls runde Bergfried auf der Nordwestseite; sogar die Anordnung der Räume weist eine grosse Übereinstimmung auf. Es ist daher leicht möglich, dass beide Schlösser, so wie sie zuletzt waren, annähernd in derselben Zeit gebaut sind. Das Eisleber Schloss ist nur wenig grösser, als das Hettstedter; dabei scheint es aber, als ob das Hettstedter aus einem Gusse

entstanden wäre, während das Eisleber mehr den Eindruck einer nach und nach vergrösserten Anlage macht.

Das Gesamtbild der Stadt hat durch die Beseitigung des Schlosses sehr verloren. Nicht bloss Merians Stich bringt uns das zum Bewusstsein, auch einige Gemälde im Luther-Geburtshause geben Zeugnis davon, wie stattlich sich der Bau ausnahm.

[G] In den Ruinen des Hauptsaales *(A)* fanden sich zwei Schlusssteine in Renaissance-Styl. (Vgl. Nr. 107a und b.) Auf einem alten Kupferstiche bei Merian,



Nr. 107 a.



Nr. 107 b.

(von 1650), der auf einer älteren Abbildung beruhen muss, ist das Schloss (wie auch auf mehreren Ölgemälden in Luthers Geburtshause) noch zu sehen. Es hat da im Geschmack des XVI. Jahrhunderts ein stattliches Äussere. (Vgl. Nr. 33, die Ansicht der Stadt nach Merian.)

4. Das Rathaus der Altstadt.

[G] Eisleben besass schon früh, da es eine alte Stadt ist, auch ein Rathaus, und im XV. Jahrhundert wird ausdrücklich ein steinernes Rathaus (curia lapidea) erwähnt. Im Jahre 1498 jedoch brannte dasselbe mit vielen andern öffentlichen Gebäuden ab, so dass ein Neubau nötig war. Es verging jedoch eine Reihe von Jahren, ehe der Bau in Angriff genommen wurde. Nach einer an der Südseite des Rathauses angebrachten, vormals über der östlichen Thüre des Rathausvorbaues befindlichen Inschrift in gotischen Minuskeln, über welcher die jetzt von der Inschrift getrennten, aber ebenfalls an der Südseite befestigten Wappen der Grafschaft Mansfeld und der Stadt Eisleben (weisser Flug in blauem Felde) angebracht waren, ist der Bau des Rathauses im Jahre 1519 begonnen und 1530 vollendet worden. Die Inschrift lautet:

Anno d(o)mi(ni) 1519 .... ist diesey gebaw vnd haws angefangen worden vnde ist wol vorbracht nach cristi geborth 1530.

Von der Jahreszahl 1519 war die obere Hälfte der Ziffern abgesprungen, die erhaltenen Überreste liessen aber auf die Zahl 1519 schliessen. Die nach derselben vorhandene Lücke beeinträchtigt den Sinn nicht. Die Ziffer 3 in der Jahreszahl 1530 war bis zur Abnahme der Inschrift (etwa 1880) noch wohl erhalten, die 0 schon vorher abgesprungen, doch sprach die durch das Herausspringen erzeugte Vertiefung für eine 0. Bei der später erfolgten Reparatur sind an Stelle der richtigen Zahlen 1519 und 1530 unbegreiflicher Weise die Zahlen 1569 und 1575 gesetzt worden, welche aber durchaus nicht zutreffen, wie folgende Nachricht des Chronicon Islebiense S. 10 beweist:

> Anno domini 1531 ist das geczymmer zcur dachung vffs new Rathaus auffgehauen vnd gerichtt, auch die dachung mit cupper gemachtt, vnd seyntt die Gebell vnd erckener daran das jar alle gemachtt wurden."

Im Jahre 1601 brannte zwar die ganze Umgebung des Rathauses bei dem grossen dreitägigen Brande ab, das Rathaus selbst aber blieb erhalten, da von seiner Zerstörung durch diesen Brand nichts berichtet wird, dasselbe vielmehr gleich darnach in Gebrauch und Benutzung erscheint. Auch eine Nachricht der städt. Chronik über den 15. Januar 1602, nach welcher in der diesem Tage folgenden Nacht „die Gibbel vom Rathause gegen Martin Rischen Hausse vber herunter gesturtzet, damit die Treppen vorm Rathausse also zerschlahen, dass niemandt darauf hinauf zu gehen sich wagen wolte, weill sie zuvorn vom Brande ohne das mürbe gebrandt waren", beweist, dass das Rathaus vom Brande zwar beschädigt, aber nicht zerstört worden war. Nur dadurch ist auch erklärlich, wie am 2. Aug. desselben Jahres „auf dem Boden des Rathauses" Rat und Gemeine dem Kurfürsten von Sachsen huldigen konnten.

Da jedoch das Rathaus in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts baufällig geworden war, so sah man sich zu mehrfachen Reparaturen genötigt. Zunächst setzte man die Verglasung des unteren Geschosses in ordentlichen Stand, wie eine noch jetzt vorhandene Inschrift auf den Fensterscheiben des Stadt-Sekretariats in zumteil verwischter Schrift bekundet, welche lautet:

> Bey Regirung Herrn Stadtvogt Johann Mörders sambt seinen Herrn Assessorn, als: Hern stadtrichter David Friederich Pfeiffer, Martin Ziegenbalk Syndicus, Lucas Opell Gerichtsschöppe, Lorentz Gerx Bauherr, Nicolas Strauss, Jacob Kittel, Christian Mörder, Statschreiber, sein dies(e) (fe)nster aufs N(eue) repa(rirt) und verglas(t) (worden) den 27. Nov. 1669.

Im westlichen Fenster erblickt man das Wappen von Eisleben mit der Inschrift:

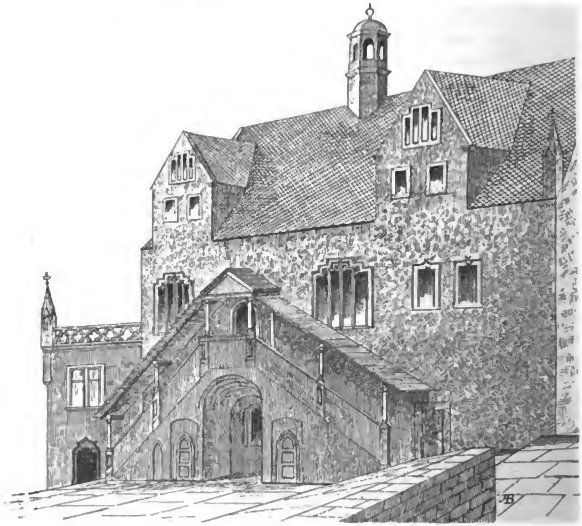
Wapen der Stadt Eisleben 1673.

Gründlicher war die Reparatur etwa ein Jahrzehnt später, von welcher eine

ehemals an der Aussenseite des Rathauses befindliche, jetzt aber nicht mehr vorhandene Inschrift berichtete. Dieselbe hatte folgenden Wortlaut:

> Curia denata, nunc renata ac renovata, anno recuperatae salutis MDCLXXXIII. die Augusti VI sub regimine Tobiae Hahnii consulis boni atque prudentis. Plura dicerem, nisi plus colendus quam laudandus. Tu vero, qui premeris, accelera, haec sedes cunctis vacat. Omnium unicum restat, ut, licet mutentur omnia, habeat tamen illa hoc privilegium, ut mutetur nunquam.

Zunächst sei bemerkt, dass die Lesart cunctis unsicher ist, indem eine andre Abschrift curis hat. Da jedoch kaum anzunehmen ist, dass der Verfasser



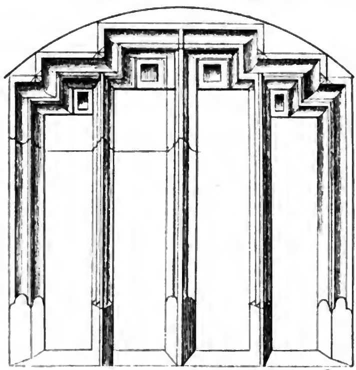
Nr. 108. Rathaus der Altstadt Eisleben.

das Rathaus als ein „Sorgenfrei“ bezeichnen wollte, vielmehr nur als eine jedem Bürger zugängliche Stätte, so verdient die erstere Lesart den Vorzug.

Aus dem Inhalte der Inschrift aber ergiebt sich zweifellos, dass das Rathaus 1683 einen gründlichen Umbau erfahren hat.

[B] Das Rathaus ist ein Bau von einfachen Verhältnissen, aber doch geeignet, einen aufmerksamen Beobachter zu fesseln. Ein längliches Rechteck ist seine

Grundfläche. Das Äussere ist an sich schlicht, gewinnt aber an der nördlichen Langseite durch eine doppelte Freitreppe, die zum Haupteingange führt. Die Altane vor diesem Eingange, zu der die beiden Treppen hinaufführen, ruht auf einem Kreuzgewölbe, unter dem man zu einer in das Erdgeschoss führenden Thür gelangt. Diese Freitreppe selbst gehört noch dem alten Bau von 1531 an. Ihre Brüstung aber hat hübsche Renaissanceformen. Als nach dem grossen Brande von 1601 die beiden Giebel der Nordseite — die Südseite hat ebenfalls zwei, — die jedenfalls durch den Brand mürbe geworden waren, zusammenstürzten, wurde die Brüstung wohl auch gänzlich zertrümmert, während die Treppe selbst nicht so arg beschädigt wurde, dass sie hätte abgebrochen werden müssen. Sie bekam wahrscheinlich erst dann ihre Bedachung, die auf gefälligen Säulen mit ionischen Kapitälen ruht. — Die Aussenwände sind durch einige grössere und kleinere Fenster belebt, von denen jene so eigentümlich gestaltet sind, dass sie eine besondere Darstellung rechtfertigen. (Siehe Nr. 109.) Die abgetreppte Form



Rathausfenster (von innen) B

Nr. 109.

des Sturzes, die tiefen Hohlkehlen, denen keine entsprechend hervortretenden Rundstäbe oder Stege die Wage halten, die Überschneidungen der vorhandenen schmalen, eckigen Stege — alles das sind Merkmale, die der spätesten Gotik überhaupt angehören und dennoch in ihrer Anwendung hier ein Ganzes von eigenartigem, aber gefälligem Aussehen geschaffen haben. Dieselbe Fensterform findet sich übrigens in den eben genannten Giebeln. Vor dem Brande hatten diese aber einen anderen Abschluss, als jetzt; damals bildeten sie drei Rundbogenfelder, von denen das mittlere doppelt so breit und hoch war, als die zu beiden Seiten. Nach Merian waren die Hauptgiebel im Osten und Westen abgetreppt, während das Gemälde im Lutherhause von 1561 auch hier einen rundbogigen Abschluss zeigt. Ein Dachreiter auf der Mitte des Dachfirstes findet sich ähnlich

bei Merian; auf dem älteren Bilde fehlt er. — Seit der letzten Erneuerung des Rathauses in den siebziger Jahren legt sich vor die östliche Schmalseite nach dem Markte zu ein zweigeschossiger Vorbau mit flacher, von einer durchbrochenen Steinbrüstung eingefassten Bedachung.

[G] Die inneren Thüren, von denen eine die Jahreszahl 1516 trägt, sind spätgotisch. Die Räume sind zumteil mit Sterngewölben eingewölbt, die in freiester Unregelmässigkeit in die aufgehenden Wände einschneiden. Nach einer ehemals an der Aussenseite des Rathauses angebrachten, jetzt ebenfalls nicht mehr vorhandenen Inschrift:

Haec curia renovata est sub regimine cons. Licent. Andreae Wegens
mens. Octobr.
Anno MDCCXXII.

hat in dem genannten Jahre eine abermalige Ausbesserung des Rathauses stattgefunden. Aus derselben Zeit stammt auch folgende, inzwischen beseitigte Inschrift über der Thür der Ratstube, welche immerhin der Vergessenheit entrissen zu werden verdient:

Wer in diesem Regiment gern wär',
Der soll nicht eilen gar zu sehr,
Sondern zuerst recht lernen wohl,
Wie man der Obrigkeit gehorchen soll.
Will dann Gott, dass er soll regieren,
So wird er ihn dazu vociren.

An der Nordostecke des Rathauses, kurz vor dem Beginn des erwähnten Treppenaufganges ist ein mit einer Krone versehener, aus Stein gehauener kleiner Kopf eingemauert, welcher für das Wahrzeichen von Eisleben gilt und vom Volke als der Kopf des Knoblauchskönigs bezeichnet wird, ein Name, der bekanntlich dem Gegenkönige Heinrichs IV., dem schon erwähnten Hermann von Luxemburg, welcher längere Zeit in Eisleben seinen Sitz gehabt hat, von seinen Gegnern spöttischer Weise beigelegt worden sein soll, weil damals bei Eisleben viel Knoblauch gewachsen sei. (Vgl. nebenstehende Nr. 110.)



Nr. 110. Knoblauchskönig.

An dieser Stelle dürfte auch noch des Wappens der Stadt Eisleben zu gedenken sein.

Die älteste bekannte Darstellung des jetzigen Stadtwappens ist die anscheinend aus Gyps geformte und bemalte Tafel, welche über der Thüre des östlichen Rathausvorbaues angebracht ist und dem Jahre 1530 angehört. Da erblickt man einen offenen silbernen Flug in blauem Felde, darüber aber einen Spangenhelm mit goldener Krone, welcher mit einem silbernen offenen Fluge besteckt ist. Nicht viel später, im Jahre 1538, erscheint

an einem Schreiben des Eislebischen Rates dieses Wappenbild auch auf einem kleinen, runden städtischen Siegel, welches in einem sogenannten deutschen Schilde einen von Laubwerk und Arabesken zierlich umgebenen, ungekrönten Helm zeigte, mit einem offenen Fluge besteckt. Um den Schild selbst schlingt sich anmutig ein breites Band, in neugotischer Minuskel die Aufschrift „isleuben" führend. Dieses vom Stadtrate gebrauchte Siegel ist offenbar eigentlich ein herrschaftliches Helmsiegel.

Eine eigentümliche, auf einem Siegel bisher noch nicht nachgewiesene, in Farben ausgeführte Variation des Stadtwappens aus dem Jahre 1673 erblickt man auf der schon früher erwähnten, nach Abend zu eingesetzten Fensterscheibe des Stadtsekretariates. In einem deutschen Wappenschilde steht in blauem Felde eine goldene (königliche ?) Krone, aus welcher ein silberner offener Flug hervorwächst. Auf dem darüber befindlichen Helme, welcher mit golden, blau und silbern gefärbten Helmdecken geschmückt ist, wiederholt sich der Flug. Um den spitzen Fuss des Schildes aber zieht sich ein kurzes breites Band herum, auf welchem geschrieben steht: **E. E. W. W. R.** (= Eines Edlen Wohl Weissen Rats) **Wapen der Stadt Eisleben. Anno 1673.** (Auf einem andern Fenster desselben Zimmers sieht man in einem einfachen ovalen Schilde, gleichfalls in eingebrannten Farben, einen einfachen Flug ohne alle heraldischen Beizeichen, vom Jahre 1669. Wie der Rat der Stadt dazu gekommen ist, ausser dem offenen Fluge auch noch eine goldene Krone in das städtische Wappen hereinzunehmen, muss dahin gestellt bleiben. Vielleicht soll diese Krone auf die Thatsache hindeuten, dass in Eisleben einmal (wenn auch nur in einer Nachwahl) die deutsche Königskrone vergeben worden ist, also an die in Eisleben stattgehabte Wahl des Gegenkönigs Hermann von Luxemburg erinnern. Seit dem Jahre 1680 erscheint ein kleines, rundes städtisches Siegel, welches ebenfalls auf einem Wappenschilde mit allen Beizeichen in blauem Felde einen offenen silbernen Flug zeigt. Auf dem gekrönten, mit Helmdecken in Blau und Silber geschmückten Helme wiederholt sich der Flug. Die Umschrift in einfacher lateinischer Majuskel lautet: SIGILLUM CIVITATIS ISLEBIENSIS. Dieses Siegel ist noch jetzt in Gebrauch. Auch noch in einem grösseren runden Siegel, welches etwa den Durchmesser eines silbernen Fünfmarkstücks hat, und in einem Bande die Unterschrift trägt: Sigillum civitatis Islibiensis (so!), aber keine Jahreszahl hat, zeigt sich auf dem gekrönten Helme der offene Flug.

Dieses seit der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts in Gebrauch gewesene städtische Merkzeichen des offenen Fluges, welcher auf vielen adligen Wappen als Helmschmuck erscheint, hier aber eigentümlicher Weise als Schildzeichen vorkommt, muss ursprünglich ein herrschaftliches Helmzeichen gewesen sein, und zwar war es, wie sich aus älteren mansfeldischen Siegeln ergiebt, das der Grafen von Mansfeld Hoyerschen Stammes, welche in männlicher Linie im Jahre 1229 ausgestorben sind; es muss demnach dieses anscheinend ziemlich junge Stadtwappen in der That uralt sein, da es bereits zu der Zeit geführt worden sein muss, als noch die älteren Grafen von Mansfeld die Stadtherrschaft waren.

Nachstehend folgt die jetzt gebräuchliche Darstellung dieses Wappens. (Vgl. Nr. 111, S. 194.)

Erheblich älter ist aber folgendes Wappen, dessen silberner Siegelstempel

sich noch jetzt im Besitze der Stadt befindet. Dieser Stempel ist rund, hat einen Durchmesser von 5 cm und zeigt, wie die meisten älteren Stadtsiegel, das bekannte Stadtzeichen, hier eine Mauer mit fünf Türmen, deren mittelster, der Thorturm mit niedergelassenen Fallgatter, welches die Zeichnung nicht bringt, breit und mächtig hervortritt, während die übrigen stufenmässig kleiner dargestellt sind. Die ungleichmässig verteilte Umschrift enthält in gotischen Minuskeln die Legende:

sigillum civium in isleben.

Die leeren Stellen der zwei mal unterbrochenen Umschrift sind mit Rankenwerk ausgefüllt. (Vgl. Nr. 112.) Aus welchem Jahrhundert des Mittelalters dieser



Nr. 111.



Nr. 112.

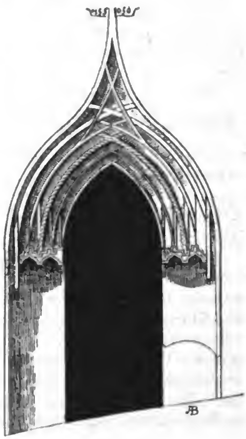
Stempel mit dem Mauerzeichen stammt, lässt sich nicht sicher erweisen; mindestens aber aus dem XIV. Jahrhundert, da Abdrücke dieses Stempels — in der Regel in grünem Wachs — mehrfach an Urkunden des XIV. Jahrhunderts vorkommen; vielleicht aber gehört er schon dem XIII. Jahrhundert an.[1]

Im Anschlusse hieran sei auch gleich noch des Siegels der Neustadt Eisleben gedacht, welche zur Zeit der westfälischen Herrschaft mit der Altstadt vereinigt worden ist. Während ihrer Selbständigkeit hat dieselbe auch ein eigenes Siegel geführt (mindestens seit dem Jahre 1618), welches in einem Schilde einen nach der (herald.) rechten Seite gekehrten, aufrechtstehenden Bergmann in der Tracht des XVI. Jahrhunderts zeigte, welcher auf der linken Schulter eine Keilhaue führt, während er den rechten Arm in die Seite stemmt. Um ihn schlingt sich in zierlichem, portalartigem Rundbogen ein breites Band mit der Aufschrift: **Neustadt Eisleben.** Offenbar sollte der Charakter der neuen Stadt als Bergmannsstadt durch diese Figur zum Ausdruck gebracht werden, wie man denselben auch durch ein dem ehemaligen Rathause in der Neustadt gegenüber neben der Arche stehendes steinernes Standbild bezeichnet hat, welches einen halb knieenden Bergmann mit der Keilhaue darstellt, also im wesentlichen mit dem Siegelbilde der Neustadt übereinstimmt. Das Volk nennt diese Figur den Martin; manche halten ihn für das Bild eines Steigers Martin Wezel, der die Neustadt mit der in

[1] Eine eingehendere Besprechung der Eislebischen Siegel in Größler, Die Siegel der Ortschaften des Mansfelder Seekreises (Harzzeitschr. XIII, S. 283—289.) 1880.

der Arche ausgehenden Wasserleitung versehen haben soll, andere für Luthers Vater. Beide Ansichten entbehren der historischen Begründung.

Da, wie schon erwähnt worden, die häufigen und sehr verwüstenden Brände nur sehr wenig Häuser der Stadt in ihrem früheren Zustande belassen haben, so verdienen ausser den schon besprochenen Lutherhäusern u. a. nur noch einige Häuser wegen ihres Baustils oder wenigstens wegen altertümlicher Reste besondere Erwähnung. Zu diesen gehört in erster Reihe das in der Nähe des Luther-Sterbehauses und des ehemaligen Vikariats der Andreaskirche südlich gegenüber am Andreaskirchhofe gelegene jetzige Bergamt, dessen Erbauungszeit durch die über der Hausthüre angebrachte Jahreszahl 1500 gesichert ist, welche man nach einer handschriftlichen Bemerkung des Bergrats Plümicke erst entdeckte, als man das steinerne Thürgewände von seiner ehemaligen Stelle (da, wo jetzt das Fenster der Aufwärterstube neben der Hausthür sich befindet) an seine gegenwärtige versetzte. Auch der spätgotische Baustil des Hauses und namentlich seines Portals setzt es ausser allen Zweifel, dass es im Jahre 1500 erbaut worden ist. (Vgl. Nr. 113.) Das Portal ist besonders reich gestaltet. Es wechseln Rundstäbe mit Hohlkehlen; der mittelste Rundstab ist besonders stark und dabei gewunden; das Gewände ist beiderseits zu Sitznischen ausgehöhlt, die von baldachinartigen, mit Zinnen gekrönten Spitzbogen oben geschlossen sind. Die Sitze selber sind verschwunden. Wer der Erbauer und die ältesten Besitzer dieses Hauses gewesen, das war bisher unbekannt, obgleich es feststeht, dass es zu allen Zeiten, soweit wir zurückblicken können, in der Geschichte Eislebens eine hervorragende Bedeutung gehabt hat.


Nr. 113.

Das sicherste Mittel, Aufschluss über die ehemaligen Besitzer dieses Hauses zu erhalten, sind die zahlreichen Wappen, welche das im Untergeschoss auf der linken Seite des Hausflurs gelegene, sogenannte Sessions- oder Conferenzzimmer schmücken. Betreffs ihrer Beschreibung und Erklärung stütze ich mich auf eine Untersuchung, welche im Jahre 1837 St. v. Mielęcki im Auftrage des Königl. Oberbergrats und Bergamtsdirektors Eckardt vorgenommen hat. Die Ergebnisse derselben sind in einem Manuskripte der Plümickeschen Abteilung des Vereins für Gesch. u. Altert. d. Grafsch. Mansfeld unter II, Nr. 13 niedergelegt, welches mir vorgelegen hat. Allerdings gehen dieselben kaum über das hinaus, was Francke in seiner Historie der Grafschaft Mansfeld gegeben hat. Die spätere Geschichte des Hauses stützt sich teils auf Mitteilungen der Eisleber Stadtchronik (Chronicon Islebiense), herausgegeben von Grössler und Sommer, Eisleben 1882, teils auf handschriftliche

Nachrichten von Eusebius Christian Francke in seiner Historischen Beschreibung der Stadt Eisleben aus dem Jahre 1726.

Betreten wir das Sessionszimmer im Untergeschoss des Bergamts, so erblicken wir über uns an der gewölbten Decke des Zimmers vorerst drei erhaben gearbeitete Wappen: zur Linken das der Herzöge von Pommern-Stettin, in der Mitte das einfache Wappen der Grafen von Mansfeld, zur Rechten das der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg. Da Graf Hans I. von Mansfeld-Hinterort († 1567 in Halle) zwei Mal vermählt war und zwar:

1) mit Dorothea, Herzogin von Pommern,
2) mit Margareta, Herzogin von Braunschweig-Lüneburg,

so ist nicht zu bezweifeln, dass die drei Wappen das des Grafen Hans I. und seiner beiden Gemahlinnen sein sollen und demnach in die Zeit zwischen 1558 und 1567, (das Vermählungsjahr mit Margareta und das Todesjahr des Grafen) fallen.

Weiter erblickt man über der Thür, die in das Bergamts-Archiv führt, drei in Form eines Dreiecks $\binom{1}{2\;\;3}$ gestellte, von Laubwerk und mancherlei Figuren umgebene Wappenschilder. Das oberste derselben zeigt wiederum das Herzogl. Braunschweig-Lüneburgische Wappen, jedoch mit dem Mansfeldischen Wappen als Mittelschild. Unter diesem steht links wieder das einfache Wappen der Grafen von Mansfeld, rechts das der Wild- und Rheingrafen von Daun-Kirburg und Sayn.

Diese Zusammenstellung lässt es nicht zweifelhaft erscheinen, dass wir hier die Wappen des Grafen Ernst VI. von Mansfeld-Hinterort, des Sohnes des Grafen Hans I., und seiner Gemahlin Juliane, einer gebornen Wildgräfin zu Daun-Kirburg und Rheingräfin zu Sayn, vor uns haben, mit welcher sich Graf Ernst im Jahre 1589 vermählt hat. Das darüber befindliche ist sicher das der Mutter des Grafen, der Gräfin Margareta von Mansfeld, gebornen Herzogin von Braunschweig, welche im Jahre 1596 gestorben ist, also fast 30 Jahre als Witwe gelebt hat. Da das Wappen ihres Gatten fehlt, so ist klar, dass es in die Zeit ihrer Witwenschaft (1567—1596) fällt, zumal es in der Heraldik nicht an Beispielen fehlt, dass Frauen nach dem Tode ihrer Männer, doch auch nicht selten schon bei deren Lebzeiten — so z. B. in England — das Wappen ihres Gemahls in ihr Familienwappen als Mittelschild gesetzt haben.

Zur Bestätigung dient, dass sich über der aus dem Sessionszimmer nach dem Hausflur führenden, der vorerwähnten schräg gegenüber liegenden Thür auf der inwendigen Seite die Jahreszahl 1589 wahrnehmen liess.[1]

Wenden wir uns nun zu den über dem Fenster der nördlichen Seite des Sessionszimmers befindlichen acht Wappenschildern, so erblicken wir, von links nach rechts gesehen,

1) das Wappen der Grafen von Mansfeld;
2) dasselbe mit dem Mansfelder Wappen als Mittelschild;

[1] Jetzt freilich ist sie an dieser Stelle nicht mehr zu sehen; doch findet sich dieselbe nebst einigen anderen, auf spätere Reparaturen hindeutenden (1834. 1889.) über der Thür des Archivzimmers zwischen den Wappen aufgemalt.

3) das der Grafen von Hohnstein;
4) das der Grafen von Beichlingen;
5) das der Herzöge von Braunschweig;
6) das der Churfürsten von Sachsen;
7) das der Herzöge von Meklenburg;
8) das der Churfürsten von Brandenburg.

Diese über dem nördlichen Fenster befindlichen Wappenschilder sind zweifellos die der acht Ahnen des Grafen Ernst VI. von Mansfeld-Hinterort, bezw. die der Grosseltern des Grafen Hans I. und seiner Gemahlin Margareta; denn der Grossvater desselben väterlicherseits, der Graf Ernst I. von Mansfeld (Wappen Nr. 1) war vermählt mit Gräfin Margareta von Mansfeld-Heldrungen (Wappen Nr. 2), und sein Grossvater mütterlicherseits, Graf Ernst von Hohnstein, (Wappen Nr. 3) vermählt mit Felicitas, Gräfin von Beichlingen (Wappen Nr. 4).

Ferner hatte die Gemahlin des Grafen Hans I. von Mansfeld, die Gräfin Margareta, zum Grossvater väterlicherseits den Herzog Heinrich von Braunschweig-Lüneburg (Wappen Nr. 5), der mit Margareta, Herzogin von Sachsen (Wappen Nr. 6) vermählt war, zum Grossvater mütterlicherseits aber den Herzog Heinrich von Meklenburg (Wappen Nr. 7), vermählt mit der Markgräfin Ursula von Brandenburg (Wappen Nr. 8).

Über dem südlichen Fenster des Sessionszimmer dagegen erblicken wir nur sieben Schilder, obgleich man nach dem Gesetze der Symmetrie auch hier acht erwartet. Früher sind auch acht vorhanden gewesen; die heutige ungleiche Zahl aber erklärt sich dadurch, dass bei einer in den dreissiger Jahren dieses Jahrhunderts (1834) stattgehabten Restauration der ersten drei dieser Schilder — von links nach rechts gezählt — nur zwei derselben wiederhergestellt worden sind. Aber auch die zwei wiederhergestellten sind nach v. Mielecki's Behauptung nur der äussern Form nach wiedergegeben worden, da man sie völlig leer gelassen. Das dritte noch erhaltene, aber eigentlich vierte ist bei seiner Ähnlichkeit mit vielen andern Wappen auch nicht wohl zu bestimmen. Für die Gegenwart freilich trifft v. Mieleckis Behauptung nicht zu, da alle drei mit Bildern ausgefüllt sind. Das erste, viergeteilt, zeigt an erster und vierter Stelle rotguldne Sparren (Grafen von Hanau), an zweiter und dritter ein goldenes Kreuz auf blauem Grunde. (Viell. Grafen v. Westerburg?) Das zweite zeigt einen mit einem Andreaskreuze belegten Mittelschild, dessen weitere Darstellung nicht wohl zu erkennen war. Es erinnert an das von Aspremont (zw. Toul u. Verdun) = schräges Kreuz, weiss in rot. Das dritte zeigt einen fünf, bezw. zehnfach quergeteilten Schild gold-rot, anscheinend das Wappen der Grafen von Wied. Die nähere Bestimmung dieser Wappen und ihr Verhältnis zu einander ist erst noch zu ermitteln. Dagegen zeigen die nun noch folgenden vier Schilder mit Sicherheit folgende Wappen:

5) das Wappen der Grafen von Hanau-Münzenberg;
6) das der Grafen von Schwarzburg;
7) das der Grafen von Stolberg;
8) das der Grafen von Eppstein und Königstein.

Bei der offenbaren, wenigstens ursprünglich vorhanden gewesenen Symmetrie der ganzen Anlage lag es nahe, in diesen acht Wappen die der acht Ahnen der

Gemahlin des Grafen Ernst VI. von Mansfeld, der Wild- und Rheingräfin Juliane zu Daun, Kirburg, Sayn u. s. w. zu vermuten. Angeblich nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es v. Mielęcki festzustellen, dass der Vater der Gräfin Juliane der Wild- und Rheingraf Thomas, ihre Mutter dagegen die Gräfin Juliane von Hanau-Münzenberg gewesen ist. Jedoch diese ganze Ahnenreihe ist schon von Francke[1] nachgewiesen, und genau so weit, wie dessen, reicht auch v. Mielęckis Wissen, so dass die Wahrscheinlichkeit einer Entlehnung aus Francke nahe liegt. Diese acht Wappen müssen also die der Grosseltern des Wild- und Rheingrafen Thomas zu Daun-Kirburg und der Gräfin Juliane von Hanau-Münzenberg gewesen sein.

Nun ist freilich dieses Grafen Thomas Grossvater väterlicherseits (dem das ursprünglich vorhandene Wappen Nr. 1 angehört haben muss) seinem Vornamen nach nicht bekannt, wie auch dessen Gemahlin (Wappen Nr. 2) nicht bekannt ist. Da jedoch Gräfin Juliane auch Gräfin zu Salm-Vinsting und Herrin zu Hesenputlingen war, wo sie am 21. Januar 1607 starb, so ist wahrscheinlich, dass der unbekannte Grossvater des Grafen Thomas der Wild- und Rheingraf Johann VI. Graf v. Salm gewesen ist, welcher 1499 starb; seine Grossmutter wäre dann Johanna, Gräfin von Mörss-Saarwerden, die die Hälfte der Vinstingschen Besitzungen in Lothringen geerbt hatte,[2] sein Vater aber der 1521 gestorbene Wild- und Rheingraf Philipp von Daun, dessen Gemahlin gleichfalls nicht bekannt ist.[3]

Der Grossvater des Grafen Thomas mütterlicherseits war ein Graf von Isenburg (Wappen Nr. 3), dessen Gemahlin (Wappen Nr. 4) wiederum nicht bekannt ist, aber eine Gräfin von Wied gewesen sein könnte. Doch ist bei der Unzuverlässigkeit der ersten drei — anscheinend erst geraume Zeit nach der Restauration ausgefüllten — Wappenschilder auf diese kein sicherer Schluss zu gründen.

Ferner war der Grossvater der geborenen Gräfin Juliane von Hanau-Münzenberg väterlicherseits der Graf Philipp von Hanau-Münzenberg (Wappen Nr. 5), dessen Gemahlin Gräfin Katharina von Schwarzburg war (Wappen Nr. 6). Endlich war ihr Grossvater mütterlicherseits Graf Botho von Stolberg (Wappen Nr. 7), dessen Gemahlin die Gräfin Anna von Eppstein-Königstein war (Wappen Nr. 8).

Nun befinden sich aber auch etwa 6 Fuss hoch über dem Fussboden noch vier erhaben gearbeitete Wappen, die sämtlich schon über dem südlichen Fenster vorkommen, nämlich:

1) zwischen dem Ofen und dem nördlichen Fenster das Wappen der Wild- und Rheingrafen;
2) zwischen dem Ofen und der nach dem Hausflur führenden Thür das der Grafen von Isenburg;
3) zur linken Seite der nach dem Archiv führenden Thür das der Grafen von Hanau-Münzenberg;
4) zur rechten Seite derselben Thür das der Grafen von Stolberg.

[1] Historie der Grafschaft Mansfeld S. 271.

[2] H. Grote, Stammtafeln. Leipzig 1877, S. 158.

[3] A. a. O.

Ahnen

des Grafen Ernst VI. von Mansfeld-Hinterort und seiner

(Über dem nördlichen Fenster.)

1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.
Ernst I.	**Margarete**	**Ernst**	**Felicitas**	**Heinrich**	**Margareta**	**Heinrich**	**Ursula**
Graf von Mansfeld, † 1486.	Gräfin von Mansfeld-Heldrungen.	Graf von Hohnstein.	Gräfin von Beichlingen.	Herzog von Braunschwg.	Herzogin von Sachsen.	Herzog von Meklenburg.	Markgräfin von Brande-burg, Tochter d. Markgrafen u. Kurfürsten Johann v. Br

Albrecht VII. (IV.)	**Anna**	**Ernst**	**Sophia**
Graf von Mansfeld † 1560.	Gräfin v. Hohnstein † 1559.	Herzog von Braunschweig-Lüneburg.	Herzogin von Meklenburg.

Hans I.	**Margareta**
Graf von Mansfeld, † 1567.	Herzogin v. Braunschweig-Lüneburg, † 1596.

(An der gewölbten Decke.)

Ernst VI.

Graf von Mansfeld-Hinterort, edler Herr zu Heldrungen, Herr von Hesenputlingen[1] etc., Kaiserlicher Rat, geb. 28. Juli 1561 zu Rotenburg a. S., † 17. April 1609 zu Hergisdorf.

(An der

[1] Putlingen (Putelange) südwestlich von Saarbrücken.

.liane, Wild- und Rheingräfin zu Daun-Kirburg.

(Über dem südlichen Fenster.)

2.
?
(Johanna?)
(Gräfin zu
Mörss u. Saar-
werden?)

3.
?
Graf von
Isenburg.

4.
?
. . . .
. . . .

5.
Reinhard
Grafv. Hanau-
Münzenberg.

6.
Katharina
Gräfin von
Schwarzburg.

7.
Botho
Graf von
Stolberg.

8.
Anna.
Gräfin von
Eppstein und
Königstein.

.pp (?)
l Rheingraf
ı - Kirburg.

Anna
Gräfin von Isenburg.

Philipp
Graf von Hanau-
Münzenberg.

Juliane
Gräfin von Stolberg.

(An der Westwand.)

(An der Ostwand.)

Thomas
Wild- und Rheingraf zu
Daun und Kirburg.

Juliane
Gräfin von Hanau-
Münzenberg.

Juliane
Wildgräfin zu Daun-Kirburg, Rheingräfin
zu Sayn, Gräfin zu Salm-Vinsting, ver-
mählt 12. Febr. 1589, † 21. Januar 1607
zu Hesenputlingen.

Diese vier Wappen sind offenbar die der vier Grosseltern der Gemahlin des Grafen Ernst VI. von Mansfeld, der Wild- und Rheingräfin Juliane, nämlich: 1) des Wild- und Rheingrafen (Philipp?) von Daun-Kirburg; 2) seiner Gemahlin der Gräfin Anna von Isenburg; 3) des Grafen Philipp von Hanau-Münzenberg; 4) der Gräfin Juliane von Stolberg.

Der Stammbaum des Grafen Ernst VI. von Mansfeld-Hinterort und seiner Gemahlin Juliane gestaltet sich demnach so, wie er auf der hier beigegebenen Ahnentafel dargestellt ist..

In Anbetracht des Umstandes nun, dass über der nach dem Hausflur führenden Thür, wie schon erwähnt, die Jahreszahl 1589 steht, also dasjenige Jahr, in welchem die Vermählung des Grafen Ernst mit der Gräfin Juliane erfolgte, sowie ferner in Berücksichtigung einer Bemerkung Zeidlers, dass Graf Ernst VI.[1] „in studio historico et genealogico sehr erfahren“ gewesen, ist v. Mielecki geneigt anzunehmen, dass dieser Graf Ernst es gewesen sei, der um das Jahr 1589 die besprochenen Wappenschilder habe anbringen lassen. Jedoch so ansprechend auch diese Annahme ist, welche zu der Folgerung nötigt, dass Graf Ernst VI. von Mansfeld-Hinterort, weil er das Haus in dieser Weise geschmückt, es auch besessen habe, so scheint mir doch die eigentümliche, vereinzelte Stellung des Wappens seiner Mutter Margarete über seinem und seiner Gemahlin Wappen die Thatsache zu ergeben, dass vielmehr seine erst im Jahre 1596 gestorbene Mutter, die Gräfin oder Fürstin Margarete es gewesen ist, die im Jahre 1589 als Witwe das Haus nicht nur besessen, sondern auch anlässlich der Hochzeit ihres Sohnes, wahrscheinlich mit Beirat desselben, die Ausschmückung des Zimmers bewirkt hat, wofür im besondern noch spricht, dass das Haus, wie ich später zeigen werde, noch im 17. Jahrhundert (1655) vom Volke „das gräffliche oder der Fürstin Haus“ genannt wurde, eine Bezeichnung, die unbedingt auf Margareta als ehemalige Besitzerin hinweist. Dazu kommt noch, dass sie nach Francke während der 30 Jahre ihrer Witwenschaft die Regierung geführt hat, da sie von dem Kaiser zur Obervormünderin ihrer unmündigen Söhne verordnet worden war.[2] Erst nach ihrem Tode (1596) oder frühestens im Jahre seiner Vermählung kann demnach Graf Ernst durch seine Mutter in den Besitz dieses Hauses gekommen sein. Margareta selbst aber kann es nur von ihrem im Jahre 1567 verstorbenen Gemahl Hans geerbt haben, dessen von den Wappen seiner beiden Gemahlinnen umgebenes Familienwappen diesen als den früheren Besitzer bekundet. War aber Graf Hans I. von Mansfeld-Hinterort der Vorbesitzer, so liegt die Vermutung nahe, dass auch schon dessen Vater, Graf Albrecht VII. (IV.) von Mansfeld-Hinterort es besessen habe. In der That erscheint es auch in dessen Besitz. Denn wie die Eisleber Stadtchronik berichtet, liess Graf Albrecht „am Dornstag der heiligen drei Kunige tag des 6. Januarij 1547 die Rethe vnd Gemeine in seiner gnaden Haus an Sanct Andres Kirchhoffe fordern,“[3] und auch im Jahre 1554 wird Graf Albrecht noch als Besitzer genannt, da in diesem Jahre „als am

[1] Graf Ernst VI. war nach Franckes Historie der Grafsch. Mansfeld S. 269 am 28. Juli 1561 zu Rotenburg a. S. geboren, also 1589 28 Jahre alt.

[2] Historie der Grafschaft Mansfeld, Leipzig 1723, S. 267.

[3] Grössler, und Sommer, Chronicon Islebiense, Eisleben 1882 S. 17.

Sonntage Quasimodogeniti (1. April) in graffen Albrechts behausung am Kirchoffe bei S. Andres do hynten im Marstall" ein Feuer ausbrach, das aber bald wieder gelöscht wurde.[1]

Nach Erlangung dieses Ergebnisses darf man nun aber auch noch weiter gehen und behaupten, dass Graf Albrecht von Mansfeld-Hinterort der Erbauer des Hauses gewesen ist. Über dem Portal des Hauses steht, wie schon erwähnt worden, die das Jahr der Erbauung bezeichnende und auch dem Stil durchaus entsprechende Zahl 1500. Der im Jahre 1480 geborene Graf Albrecht war im Jahre 1500 20 Jahre alt, kann also recht wohl der Erbauer des Hauses sein, da er kurz zuvor mündig geworden war. Diese Annahme eines Neubaues durch Albrecht wird aber zur Gewissheit erhoben durch die Thatsache, dass Graf Albrecht bei der Erbteilung des Jahres 1501 ausser andern Ämtern auch das Oberamt Eisleben zugewiesen erhalten hat, dessen Gerichtslokal in früherer Zeit, so viel man weiss, das hier in Frage stehende jetzige Bergamtsgebäude immer gewesen ist. Als Besitzer des Oberamtes besass er selbstverständlich auch das zu demselben gehörige Oberamtsgebäude, und vor ihm wird es demnach auch schon sein im Jahre 1486 gestorbener Vater Graf Ernst I. besessen haben. Fragen wir aber, was den Grafen Albrecht zu einem Neubau des ohne Zweifel schon vor 1500 vorhandenen Hauses bewogen haben könne, so ist auch auf diese Frage die Antwort leicht zu geben. Die im Jahre 1498 wütende Feuersbrunst, welche, wie schon erwähnt worden, gerade die eigentliche Altstadt am schlimmsten heimgesucht hatte, wird das gräfliche Oberamtsgebäude mit vernichtet und einen Neubau nötig gemacht haben, der dann während der Jahre 1498–1500 erfolgt ist.

Fassen wir nun das Ergebnis der bisherigen Untersuchung zusammen, so zeigt sich, dass das von dem hinterortischen Grafen Albrecht im Jahre 1500 neuerbaute Oberamtsgebäude bis zu dessen Tode (1560) in seinem Besitz gewesen und dann durch Erbgang erst auf seinen Sohn Hans I., dann auf dessen Witwe, die Fürstin Margareta, und von dieser auf deren Sohn, den Grafen Ernst VI., übergegangen, also ein volles Jahrhundert im Besitze der hinterortischen Grafenlinie gewesen ist.

Wie lange nun aber Graf Ernst VI., der am 7. April 1609 in Hergisdorf starb, im Besitze des Hauses geblieben ist, das habe ich bisher nicht feststellen können. Doch hat es den gegründeten Anschein, dass er schon vor seinem Tode nicht nur aus dem Besitze des Oberamtes, sondern auch des zu demselben gehörenden Oberamtsgebäudes von der chursächsischen Sequestrationsregierung verdrängt worden ist, die das Oberamt nebst dem dazu gehörigen Vorwerke auf der Nussbreite und der Klosterdomäne Wimmelburg verpachtet oder auf Wiederkauf verkauft hat. Denn nach einer Angabe des Chronisten Eusebius Christian Francke[2] hat „Heinrich Mengersen, welcher Anno 1602 den 7. Aug. in die Grafschaft

[1] Grössler und Sommer, Chronicon Islebiense, S. 22. Bei dieser Lage des Hauses erklärt es sich nun auch, wie der Graf Albrecht und seine Gemahlin so schnell an das Sterbebett Luthers gerufen werden konnten, da das Haus, in welchem dieser gestorben ist, bekanntlich ebenfalls am Andreaskirchhofe und nur etwa 100 Schritte von dem früheren Oberamte, jetzigen Bergamte entfernt liegt.

[2] Historische Beschreibung der Stadt Eisleben S. 41. (Nur handschriftlich vorhanden.)

Mansfeld kommen, das Oberamt der S. Andreaskirchen gegenüber, welches vorzeiten das Schlossamt genennet worden, ehemals sub pacto retrovenditionis innegehabt," ist aber 1607 am Tage Stephani verstorben und in der Kirche zu Erdeborn begraben worden. Doch scheint das Oberamtsgebäude selbst oder wenigstens gewisse Räume desselben, namentlich „die Amtsstube" für die Zwecke der Gerichtsabhaltung, zeitweilig wohl auch als Wohnung des chursächsischen Oberaufsehers gedient zu haben. Um das Jahr 1626 wurde, gleichfalls nach Franckes Angabe,[1] Christoph (richtiger Sigmund) von Hagen Possessor. Als dieser, dessen Grabstein in der dem Oberamte gegenüberliegenden südlichen äusseren Wand der Andreaskirche eingemauert ist, im Jahre 1632 verstorben war, setzten sich (am 1. März) die hinterortischen Grafen Ernst Ludwig und Christian Friedrich, die Neffen des Grafen Ernst VI., durch ihren Bruder Hans Albrecht nach dem Wegzuge der Witwe des Oberaufsehers Sigmund von Hagen in den Besitz des Hauses „und haben sich also," wie die Stadtchronik sich ausdrückt, „der Possess angemasset."[2] Offenbar haben sie dies nur versuchen können als Nachkommen des Erbauers, des Grafen Albrecht. Doch scheint es, als hätten sie das von ihnen nach Ansicht der chursächsischen Behörde widerrechtlich in Besitz genommene Haus nicht lange behaupten können. Zwar verstarb Graf Ernst Ludwig noch im selben Jahre 1632 am 9. April „in des Herrn Oberaufsehers Behausung,"[3] aber schon 1636 finden wir Christoph von Hagen, welcher bereits 1633 als Pachtinhaber des Oberamts bezeichnet wird, vermutlich auf Grund dieses Verhältnisses wieder im Besitze des Oberamtsgebäudes, da berichtet wird, dass durch seine, „des Hagens gesindtlein, eine Feuersbrunst ahn der Amtsstube in dem Oberaufseher-Ambt" entstanden sei. Allerdings blieb er in diesem Besitze nicht ungestört. Denn am 11. Nov. 1645 setzte sich, kennzeichnend für die gewaltthätige Zeit, „der von Eichstedt, so eine Prätension ahn den Unter-Ambt hat, in das gräffliche Haus, so der von Hagen bishero innegehabt, und hat sich also der possess angemasset." Aber schon keine zwei Wochen später, am 20. Nov., drangen einige Feinde in das Haus und verwundeten den Eindringling bis auf den Tod, „darauf gedachter Eichstedt, weil er gesehen, dass er seines Lebens in gedachtem Hause nicht sicher gewesen, den 25. Dec. 1645 dass Hauss in der Stille wieder quittiret."[4] Dass es wieder in den Besitz Christophs von Hagen gekommen, beweist folgende Nachricht der Eisleber Stadtchronik: „Den 14. Febr. 1655 ist Christoph von Hagen, Inhaber des Oberampts Eisleben, in dem gräfflichen oder der Fürstin Hause, darein er sich auch de facto gesetzt, allhier plötzlich gestorben." Einige Tage nachher wurde er auf der zum Oberamt gehörigen Domäne Wimmelburg beigesetzt. Nach Francke (a. a. O.) ist dann der Major Heinrich v. Hagen im Besitze nachgefolgt, und in der That heisst es noch im Jahre 1671 „das Hagnische Haus".[5] Zu Franckes Zeit (1726) besass es, offenbar wiederum in seiner Eigenschaft als Pächter des Oberamts

[1] A. a. O.
[2] Chronicon Islebiense S. 131.
[3] Ebenda S. 132.
[4] Ebenda S. 207.
[5] Ebenda S. 237.

„Ihro Hochwohlgeboren, der Herr Hauptmann von Pful zu Wimmelburg, und sind demselben incorporiret die Nussbreite nebst dem Closter (Wimmelburg),



Nr. 114.

deren Gerichte durch einen besonderen Amtmann administriret werden.“ Gegenwärtig ist es im Besitze der Mansfelder Kupferschiefer bauenden Gewerkschaft.



Nr. 115

Eine andere Erinnerung an den für die Umgebung von Eisleben eine Hauptnahrungsquelle bildenden Bergbau sind zwei altertümliche Steinbildwerke, welche

in dem Sitzungszimmer im Erdgeschosse des Bergamts aufbewahrt werden. Dieselben stellen die der Sage nach ersten Erfinder des Bergbaues in der Grafschaft Mansfeld, namens Neucke und Nappian, im Schürfen begriffen dar. (Vgl. Nr. 114 u. 115.)

Nach einer Mitteilung von Hoppenrod waren dieselben ursprünglich in der Kapelle zu Welfesholz aufgestellt. Die Namensaufschriften in gotischer Majuskel deuten ohne allen Zweifel auf ein sehr hohes Alter der Bildwerke hin.

Zu den ältesten Gebäuden Eislebens ist ferner zu rechnen die jetzige Superintendentur, nördlich von der Andreaskirche gelegen. Dieselbe ist im Stil des angehenden 16. Jahrhunderts erbaut, bzw. wiederhergestellt. Ursprünglich hat sie — bis zum Jahre 1564 — als Schulhaus für das alte Gymnasium gedient. Von dem grossen Brande des Jahres 1601 wurde auch sie mit betroffen, wie folgende in dem Erdgeschosse neben einer Thür auf einer sehr zerfressenen und überdies stark übertünchten Platte stehende Inschrift in römischen Majuskeln bekundet:

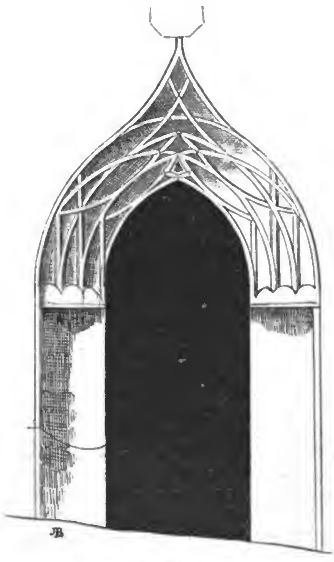
ANNO CHRISTI 1601 DEN 18. AUG. IST DIESE KIRCHE ZU ST. ANDREAS SAMBT DEN GANZEN GLOCKENTHVRME VND SCHÖNEN GLOCKEN VON DER DAMALIG ENTSTANDENEN SCHRÖCKLICHEN FEVERSBRUNST ERBÄRMLICH VERDERBET VND ANNO 1602 AN DACHVNG VND ANDERN GEBEVDEN SAMT DER SUERINTENDENZ, SCHVLEN VND ANSTOSSENDEN DES VNTERN DIACONI WOHNVNG WIEDERVM ZV RECTIFICIREN VND ZV ERNEVERN ANGEFANGEN, AVCH DIESELBEN ANNO 1602 DEN 12. FEBR. GOTTLOB CONTINVIRT WORDEN DVRCH DIE VERORDNETEN KIRCHVÄTER, ALS MATTHIAM RVCKER, CHRISTOPH LENGE, PAVL DRONER, GEORG KEVLING VND HANNS WALTERN.

[B] Beachtenswert ist das schöne spätgotische Portal, (vgl. Nr. 116), das wegen der vielfachen und nicht ohne Geschmack angewandten Überschneidungen bei guten Gesamtverhältnissen ins Auge fällt. Verglichen mit dem oben besprochenen und abgebildeten Portal des Bergamts zeigt es jedoch eine grössere Ausartung, da es keine Rundstäbe hat, sondern statt dessen Streifen von achteckigem Querschnitt, die freilich auch an jenem Portal nicht ganz fehlen.

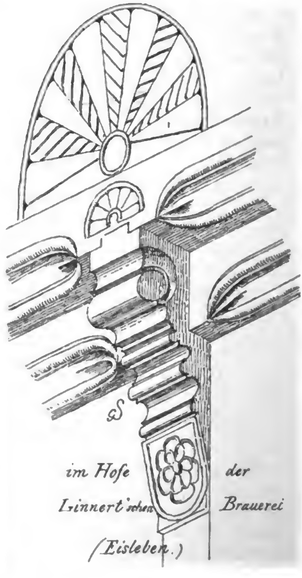
[G] Ferner verdient Beachtung die jetzige Linnertsche Brauerei in der Vikariatgasse, das frühere Vikariat, d. h. die Wohnung des Pfarrers von St. Andreas in katholischer Zeit. Im Hofe desselben haben sich einige mittelalterliche Holzschnitzereien an den Balkenköpfen erhalten (vgl. Nr. 117), welche als Beispiel für die bauliche Eigenart der Häuser des mittelalterlichen Eisleben dienen können.

[B] Das Hintergebäude der Linnertschen Brauerei, an dem sich diese Formen zeigen, ist in der Zeit gebaut, in welcher der Holzbaustil die höchte Stufe der Vollendung erreicht hatte und gehört deshalb der Mitte des 16. Jahrhunderts an. Form und Construktion decken sich; vermieden ist jede Nüchternheit und jede Überladung. Die Saumschwelle ist zwischen den Balkenköpfen mit rundstabumsäumten tiefen Hohlkehlen versehen, während die Balkenköpfe selbst zwischen

Platten und Hohlkehlen liegende Walzen tragen. Der Übergang vom vorkragenden Obergeschoss zu dem untern wird durch Füllhölzer von derselben Bildung wie die darüber befindlichen Teile der Saumschwelle vermittelt, die Balkenköpfe setzen sich nach unten in eine vielgliedrige Konsole fort, deren unterer Teil ein Schild mit Rosette ist. Den Raum zwischen den Auskehlungen der Saumschwelle über den Balkenköpfen füllt eine halbe Rosette aus. Die Brüstungsfelder werden von



Nr. 116.



Nr. 117.

sog. Sonnen verziert, deren Mittelpunkte über den Balkenköpfen liegen. Dies Haus ist der älteste Rest der Holzbauten der Stadt. Meist sind in Eisleben Fachwerkbauten selten. Die wenigen ausser der Linnertschen Brauerei vorhandenen gehören der Spätzeit der Holzarchitektur an und haben nur ganz einfache, die grösste Verflachung zeigende Formen. Heute ist Eisleben durchaus eine steinerne Stadt. Das war nicht immer so, wie schon die ausgebildeten Formen in der Linnertschen Brauerei vermuten lassen. Zur Zeit Luthers muss Eisleben noch überwiegend eine hölzerne Stadt gewesen sein, das geht aus dem schon erwähnten Gemälde im Lutherhause hervor. Denn hier sieht man bei den meisten Häusern

die Holzkonstruktion hervortreten. Der Brand 1498 wird schon vorher dazu beigetragen haben, die Fachwerkbauten zu vermindern, indem an deren Stelle hie und da massive Bauten aufgeführt wurden. Nach der furchtbaren Feuersbrunst von 1601 wird man grundsätzlich nur massiv wieder aufgebaut haben. Seit dieser Zeit trägt also die Stadt völlig ihren heutigen Charakter als steinerne Stadt.

Die Umwandlung fand demnach statt zwischen 1498 und dem Wiederaufbau nach dem Brande von 1601. So tragen die Häuser teils den spätgotischen, teils den Renaissancestil zur Schau. Die Superintendentur gehört wegen des eben erwähnten Portals im wesentlichen der Zeit gleich nach dem Brande von 1498 an.

Auch ein in dem engen Gässchen, welches zum Hintergebäude des Luthersterbehauses führt, gelegenes Haus, dem Vikariat gerade gegenüber, ist wegen der über der Hausthür angebrachten Bildhauerarbeiten bemerkenswert. Dort treten nämlich aus der Mauer drei Köpfe heror, deren mittlerer ein Löwenkopf ist, während rechts desselben ein behelmter Manneskopf, links desselben ein schöner ausdrucksvoller Frauenkopf zu erblicken ist. (Siehe Nr. 118.) Alle drei sind edle



Nr. 118.

geschmackvolle Arbeiten. Dass sie nicht ursprünglich für das ärmliche Haus bestimmt sind, versteht sich von selber. Es ist nicht unmöglich, dass sie dem alten Schlosse entnommen sind. Sie verdienten auf jeden Fall an würdiger Stelle aufgehoben, wenigstens vor Zerstörung geschützt zu werden.

[G] Besonders bemerkenswert ist auch das in der Neustadt am Breiten Wege und an der Annengasse gelegene Neustädter Rathaus oder alte Gericht, vor welchem der sogenannte Martin steht. Zwar wird von vielen Bewohnern der Neustadt der jetzige schräg gegenüber gelegene Gasthof zur Weintraube als das ehemalige Neustädter Rathaus bezeichnet. Aber wenn jener jemals diesem Zwecke gedient hat, so könnte das nur zeitweilig, d. h. in der Zeit von der Gründung der Neustadt bis zur Fertigstellung des hier zu besprechenden Rathauses der Fall gewesen sein. In der That diente er nur als Ratskeller der Neustadt. Nach der Vereinigung der Neustadt mit der Altstadt seit der Besitznahme durch Preussen, war das Rathaus längere Zeit erst der Sitz des Land- und Stadtgerichtes und von 1849—1852 des Königl. Preussischen Kreisgerichtes und hiess darum seit der Verlegung des letzteren in das ehemalige Münzgebäude „das alte Gericht.“ Gegenwärtig dient es als Volksschule.

Es ist durch ein sehr reich und geschmackvoll verziertes Renaissance-Portal (vgl. Nr. 119) ausgezeichnet, dessen Entstehungszeit genau bestimmt ist, denn im Schlusssteine des Thürbogens steht die Jahreszahl 1580. An der linken Wand des Vorraums des Hausflurs erblickt man das Mansfeld-Querfurter Wappen.



Nr. 119.

Eine an diesem Hause ehemals vorhandene, jetzt aber schon längst verschwundene Inschrift lautete:

HANS G. U. H. Z. MANSFELD. MARGARETHA G. H. Z. B. U. L.
G. U. F. Z. M.

Aufgelöst:

Hans, Graf und Herr zu Mansfeld. Margaretha, geborne Herzogin
zu Braunschweig und Lüneburg, Gräfin und Frau zu Mansfeld.

HIER IST GEBAVET VND GOTT VORTRAVET. 1571.

Aber erst im Jahre 1589 wurde der Bau dieses im Jahre 1571 begonnenen, nach Bierings Ausdruck feinen und geräumigen Hauses vollendet, vermutlich weil Geldmangel hinderlich war. Nach der Vollendung wurde noch folgende Inschrift hinzugefügt:

Et pietati et iustitiae haec publici concilii curia munificentia Illustrissimae Dominae Margarethae, Duc. Brunsv. et Luneb. D. Ioh. Comitis et Dom. in Mansfeld relictae viduae eiusdemque generos. filii D. D. Ernesti, ut sit pietatis et iustitiae Asylum, exstructa est Anno 1589, quo praefatus Dom. Ernestus Iulianam, Wild- et Rheni Comitissam sibi matrimonio iunxerat.[1]

Einige Häuser weiter aufwärts, ebenfalls auf dem Breiten Wege, verdient noch ein schöner Erker an dem Hause Nr. 92 aus der Renaissancezeit Beachtung. (Vgl. Nr. 120.)

Dass dieses Haus, in welchem sich jetzt die Restauration von Bräcklein befindet, im Jahre 1574 erbaut worden ist, und zwar von dem Amtsschösser Tempel, demselben, welcher die Kanzel in der S. Annenkirche auf seine Kosten hat erbauen lassen, vermeldet folgende, nicht sehr klare Inschrift:

Wher Bawt vfn Eckstein Jhesu Christ,
Der gewiß kein Böser Bawher ist.
Bfleis dich des Sher, nimm eben whar,
Es gerawt dich nicht vmb ein hahr.

Weil aber auch vnser vorfharn ghut
Jhrn succedentten ohn schwern mhut
Zeitlich gebessierdt, glaßn Exempell,
Folg auch nach ich, Joachim tempell.

Doch gring (!) dan das irdiischer (!) ghut
Billich beym Irdischen bleibn thut,
helffs enden dy DreyEinigkeit
Und lieb dy ewig Seligkeit. Amen.

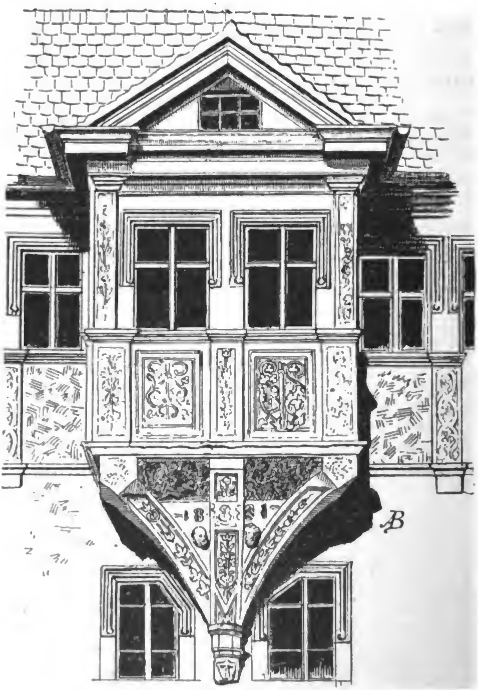
[1] So (Krumhaar), Die Gründung der Neustadt Eisleben (in der Festschrift des Ver. f. G. u. A. d. Grafsch. Mansf. Eisleben 1873, S. 27 u. 28) nach Bierings Eislebischer Topographie (S. 67) und dem Mansfelder Kalender von 1780. — Übrigens steht die Jahreszahl 1589 auch noch auf einem Konsolsteine zwischen zwei Fensterbogen in einem jetzt als Schulklasse dienenden Zimmer des Oberstocks.

Über diesen Versen steht noch die Jahreszahl:

1574

und der Spruch:

Jch weiß das Meyn Erlöser lebet
Hiob 19.



Nr. 120.

[B] Dass das Haus der besten Zeit der deutschen Renaissance entstammt, beweist nicht bloss die Jahreszahl, sondern auch die reichen und geschmackvollen Formen des Hauses, wie besonders des Erkers selbst. Schön stilisiertes Rankenwerk bedeckt die Brüstungsfelder so wie auch die wenig vortretenden Pfeiler, die sie einschliessen. Ihr oberes Gesims verkröpft sich mit dem der Brüstungsfelder selbst. Die Fenster werden von schmäleren, etwas vortretenden Pfeilern zu

beiden Seiten eingefasst, während der Mittelpfeiler keine selbständige Stellung hat, sondern mit dem Fensterrahmen zusammenfällt. Ein kräftiges Gesims schliesst das Ganze oben ab. Die übrigen Fenster des Hauses werden ganz wie die des Erkers von einander geschieden. Den Erker tragen drei mässig nach vorn und zur Seite geschweifte reich verzierte Stützen, zwischen denen zwei dreieckige Felder dem Künstler Raum zu Figurenschmuck boten. Man sieht da die Schöpfung des Menschen, den Sündenfall und die Vertreibung aus dem Paradiese in ziemlich erhabenen Figuren dargestellt; die unteren Zwickel füllen je ein völlig heraustretender Kopf. Unten vereinigen sich die Stützen mit Überschneidungen und werden durch eine schöngegliederte Konsole zusammengefasst, die unten mit einem Widderkopf schliesst.

Das Ganze mutet den Beschauer an wie ein in Stein übertragener Holzbau; da zur Zeit der Erbauung des Hauses der Fachwerkbau in Eisleben noch blühte, so mag es immerhin ähnliche Werke in Holz gegeben haben, wie deren in Hildesheim noch vorhanden sind.

Das oben genannte und abgebildete Portal und dieser Erker sind die schönsten Überreste der Renaissancearchitektur, die Eisleben und seine Umgebung aufzuweisen haben.

[G] Sonst ist nur noch einiger Haussprüche zu gedenken, die sich hier und da zerstreut an wenigen Häusern vorfinden. Dem Alter nach folgen sie in nachstehender Reihe auf einander:

An dem Hause Ramthorstrasse Nr. 8 steht:

Lorenz Itelheim 1507.

Darunter erblickt man die ein Wappen umschlingende Umschrift:

Wer Gott verdrauet,
Der hat wol gebauet.

Über der Thüre des Hauses Hohethorstrasse Nr. 10 steht:

M. W.
15 68.
Alle Sünden und Laster fleuch und meid,
Was recht ist, thue zu aller zeid,
Hoffe bessers und denck darbei,
Das dieses leben vergenglich sei.

Derselbe Spruch steht übrigens mit geringen Abweichungen auch an dem Treppenturme des Gerbstedter Rathauses; darüber die Jahreszahl 1566 mit der Überschrift:

Ein Spruch aus dem Periandro anno mundi 3. 3. 35.

(Periander war bekanntlich einer der sieben Weisen Griechenlands.)

An dem Pfarrhause S. Nikolai, Freistrasse Nr. 21 steht:

Zu Gottes Ehr ist dieses hauß
Wiederum gebaut von vnden auß.
Gott helffe, daß es lange steh
Und denen so gebauet wohl geh.
Abgebrandt 1645. Erbauet A. 1679.

An der nach der S. Andreaskirche gewendeten Ecke des Hauses Sangerhäuser-Strasse Nr. 41 ist zu lesen:

Soli deo gloria.
במקלי עברתי את
הירדן הזה ועתה הייתי
לשני מחנות
Dencke daß Gott giebt
16 nimmt 89
und auch wieder giebt.
Christian Pfautsch.

Die hebräischen Zeilen enthalten die bekannten Worte, welche Jakob sprach, als er aus Mesopotamien in seine Heimat zurückkam: „Mit meinem Stabe bin ich etc.“

Offenbar ist dieses Haus bei dem Brande des Jahres 1689 mit abgebrannt und alsbald wieder aufgebaut worden.

Ohne Jahresangabe ist folgende Inschrift. Über der Thür des Hauses Klosterplatz Nr. 35, des ehemaligen Klosters, steht:

Mit kost gebet und großer Müh
Auch harter Arbeid spat und früh
Ist aufgebauet diesen Haus.
Gott segne die gehen Ein und Auß.
Hastu zu bauen
Wirstu Erfahren, was diesen bau kost.

Am Hause Scherne Nr. 7, unweit der Glockenstrasse, steht innerhalb eines Kranzes:

Abge
Brant A 1689
Gott behie
te diesen Hauß
alle die gehen ein
und auß.

An der rechten Wand im Hausflur des Hauses Markt Nr. 46 ist eine Gedenktafel mit zopfiger Umrahmung angebracht, welche Folgendes berichtet:

Dieses Hauß ist den 19. Julij ao 1689 nebst 115 andern abgebrandt,
aber durch Lorentz Jerxsen kauff und Handelsmañ wieder erbauet
Aō 1690.

Ein Haus in der Lutherstrasse, die alte Post, hat über der Thür ein Wappen, welches eine Wage zeigt, mit der Umschrift:

L. A. Wege, Cons.
Ao 1714.

Im Hofe des Hauses Glockenstrasse Nr. 15 steht folgende, früher an der Strassenseite des Vorderhauses angebrachte Inschrift:

Wer Gott ver
traut hat Wohl geBaut.
An Gottes Segen ist alles gelegen.
Christoph . . . . . . Klingenberg Ao 1720.

Endlich steht unter dem Dachsims des Hauses Lindenstrasse Nr. 41, dem jetzigen Kreisstände-Hause, ausser der erst beim Abputz des Hauses hinzugefügten oder veränderten Jahreszahl 1872 die Inschrift:

Ale die mich kenen
Den gebe Gott was
Sie mir gönen.

An der Kreisstrasse von Eisleben nach Polleben auf dem Hutberge steht noch ein Steinkreuz, welches erst vor einem Jahrzehnt durch einen Ausbruch der Roheit den linken Kreuzschenkel verloren hat und in seinem Innenraume ein zweites sichtbares Kreuz zeigt. (Vgl. Nr. 121.)



Nr. 121.

Es wird behauptet, es sei zum Andenken an einige Schäfer gesetzt, die dort um die Weidegrenze gestritten und in ihrem Zorn sich gegenseitig erschlagen hätten. Nach andern jedoch liegt unter demselben ein General begraben, der in einer grossen Schlacht seinen Tod gefunden habe.



Nr. 122. Marktplatz zu Eisleben.

Elben.

[G] Kleines, in engem Thale liegendes, nach Freist eingepfarrtes Kirchdorf, $12^1/_2$ km nordöstlich von Eisleben, mit in den Jahren 1875 und 1880: 160, 1885: 176, 1890: 154 Einwohnern. Es lag im nördlichen Hosgau, in dem Halberstädtischen Archidiakonatbezirke Eisleben und gehörte seit 1501 den Grafen von Mansfeld-Vorderort als Zubehör des Unteramts Friedeburg. Der deutsche Orden besass daselbst mehrere Hufen. Der Ortsname (1304 Elbelle, 1336 Ellebelle, 1501 Elbel, 1670 Elwen) ist wahrscheinlich slavisch, aus ilowo polje (= schlammiges, thoniges Feld) entstellt. Das Dorf hat in seinem Siegel (mit der Umschrift: „Gemeinde Elben") das das Kreuzbanner tragende Gotteslamm, unter welchem anscheinend auch der fingerzeigende Johannesarm angebracht ist, woraus man vielleicht schliessen darf, dass die Kirche des Ortes, deren Schutzheiliger bisher nicht ermittelt werden konnte, dem h. Johannes dem Täufer geweiht ist.

Die moderne Kirche mit halbachteckig geschlossenem Altarraum hat einen alten Turm, welcher sich gegen das Schiff mit zwei Rundbogen über einer dicken Mittelsäule öffnet, die jedoch keine architektonische Entwickelung zeigt. Ausserdem ist noch ein Stück massiver mittelalterlicher Wendeltreppe zu sehen.

Im Altarraume sieht man an üblicher Stelle eine gotische, durch das Gestühl verdeckte Wandnische, von einem in einen Triangel gesetzten Kreuze bekrönt.

Auch besitzt die Kirche ein zinnernes Taufbecken vom Jahre 1670, verehrt von „Anna Maria Wildtin zu Elwen."

Die einzige Glocke hat 0,70 m Durchmesser und ist erst 1873 von den Gebr. Ulrich in Laucha umgegossen. Am Gebälk des Glockenstuhles steht:

M. G. H. K. Z. M. ANNO 1716 · TEM · 16. MAEI ·
MILINTE · KVATER.

Auf einem gegenüber liegenden Balken:

HERR CHRIST. HOFMAN.

Auf dem Kirchhofe sind verschiedene Grabsteine aus dem Anfange des 18. Jahrh. wegen ihrer nicht ungeschickten Darstellung der damals gebräuchlichen Tracht beachtenswert.

Westlich von der Kirche und südlich von der Dorfstrasse liegt vor dem Gehöfte des Ökonomen Eulenberg ein mächtiger, zwölfkantiger grauer Sandstein von 28 Zoll Höhe mit einer Oberfläche von 34 Zoll Durchmesser, der Bauerstein, bei welchem sich früher die Gemeinde versammelte.

Erdeborn.[1]

[G] Grosses Kirchdorf, $8^1/_2$ km südöstlich von Eisleben, nicht weit von dem westlichen Ende des salzigen Sees entfernt, mit im Jahre 1785: 508; 1875: 1256; 1880: 1328; 1885: 1403 und 1890: 1494 Einwohnern. Es lag im Mittelalter im

[1] Vgl. K. Heine. Zur Geschichte des Dorfes Erdeborn im Mansfeldischen. (Mansfelder Blätter, herausgeg. von H. Grössler V, S. 1–65. Eisleben 1890.) Desgl. K. Heine. Ein Wandertag an den beiden Mansfelder Seeen. Halle, O. Hendel, 1872.

südlichen Hosgau (ungewiss, ob in der Herrschaft Helfta, Seeburg oder Schraplau, wahrscheinlich aber in ersterer) und gehörte in geistlicher Hinsicht in den Erzpriesterbezirk Röblingen des Halberstädtischen Osterbannes. Der Ortsname (im 8. Jahrh. Hardabrunno, 1121 Herdebrunnen, 1166 Erdenbronnen, 1195 Erdebrunnen, 1400 Erdeborn) hat mit dem Worte Erde (ahd. und mhd. herd) nichts zu thun und noch weniger mit dem Namen der Göttin Hertha, sondern enthält ausser dem alts. hard. (ahd. hart) in der Bedeutung = bewaldeter Höhenzug das Wort brunno = Brunnen, bedeutet also Waldborn, Brunnen im Walde, woraus sich ergiebt, dass die Umgebung in der Urzeit bewaldet war. Ob bei dem Borne an den am Fusse des (ursprünglich wahrscheinlich bewaldeten) Kirchbergs gelegenen Kirchborn oder an den ehemaligen „blauen Born" auf den Bornwiesen zu denken ist, muss hier dahin gestellt bleiben, doch ist das Erstere wahrscheinlicher.

Das Gemeindesiegel mit der Umschrift: **„Gemeinde Siegel Erdeborn 1726."** zeigt die Dorfkirche in älterer Gestalt mit einem massig breiten, pyramidal abgedachten Turme, an welchem wunderliche Kreisöffnungen, anscheinend Blendbögen, hervortreten. Früher hatte der Ort ein anderes Siegel vom Jahre 1615,[1] rund, von 24 mm Durchmesser, welches den Querfurt-Mansfelder Wappenschild, gehalten von zwei Knappen, zeigt. Über demselben standen die Buchstaben:

M V
E B.

Das Erscheinen dieses Wappens erklärt sich aus der längeren Zugehörigkeit des Dorfes zur Grafschaft Mansfeld. Die Buchstaben bedeuten vielleicht: **M**änner **v**on **E**rde **B**orn.

Als älteste Landesherrschaft sind die Edelherren von Hakeborn nachweisbar, welche im Jahre 1346 die Herrschaft Helfta und mit ihr die Dörfer Erdeborn und Lüttchendorf an den Grafen Burchard VII. von Mansfeld verkauften, dessen Nachkommen das Dorf über $2^1/_2$ Jahrhundert besassen. Bei der Erbteilung des Jahres 1420 fiel Erdeborn an die vorderortischen Grafen v. Mansfeld. 1602 überliess Graf Ernst v. Mansfeld das Amt Erdeborn mit den dazu gehörigen Dörfern wiederkäuflich an Heinrich und Anton v. Mengersen. Die Nachkommen von Heinrichs Schwiegersohn, des braunschweigischen Edelmanns Julius Ernst v. d. Streithorst, der das Amt 1637 übernahm, besassen es fast 100 Jahr. Später erwarb es ebenfalls wiederkäuflich ein Herr v. Arnstedt, durch dessen Tochter es an den Staatsminister Grafen v. d. Schulenburg-Kehnert, und weiter durch dessen Tochter an den Grafen von Schwerin kam. 1872 erwarb es der jetzige Besitzer, Rittergutsbesitzer Marckwald.

Ein anderes Rittergut befand sich vielleicht schon im 12. Jahrhundert im Besitze der Ministerialfamilie von Erdeborn, von welcher Mitglieder mit den Vornamen Hermann, Heinrich und Albrecht vereinzelt bis zum 14. Jahrhundert in Urkunden erwähnt werden. Vermutlich kam dieses Rittergut später an das Ministerialgeschlecht, welches gewöhnlich den Namen Fesicke oder Vesicke führt, aber eigentlich von Reveningen (Röblingen) heisst, ein Name, den auch die Fesicke

[1] Die Mitteilung dieses Siegels verdanke ich Herrn O. Hupp in Schleissheim bei München, einem hervorragenden Siegelkundigen.

in Erdeborn nicht selten führen. Andere Zweige derer v. Röblingen waren in anderen umliegenden Orten, so z. B. Röblingen und Langenbogen, angesessen.

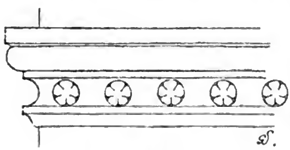
Ob es dieses Rittergut war, welches im Jahre 1527 der mansfeldische Rat Kaspar von Watzdorf besass, muss ich dahingestellt lassen. 1611 erwarb es Levin v. d. Schulenburg, dessen Nachkommen es bis zum Jahre 1808 besessen haben. Gegenwärtig ist dasselbe im Besitze des Amtmanns Roloff.

Ein drittes Rittergut gehörte vor Zeiten einer Familie von Höhnstedt, ist aber nach mehrfachem Besitzwechsel jetzt mit dem Roloffschen Rittergute vereinigt worden.

Ein viertes Rittergut endlich, welches seit 1634 bis etwa zum Jahre 1690 die Familie von Hoyquesloot besass, ist nach mannigfachem Besitzwechsel jetzt im Besitze der Familie Ebeling.

Von den Geschicken, die den Ort betroffen haben, ist aus älterer Zeit wenig bekannt. Im dreissigjährigen Kriege wurde das Dorf, gleich den übrigen Ortschaften der Umgebung von Pest, Plünderung, Mord und Brand heimgesucht. Besonders verhängnisvoll wurde das Jahr 1632 oder 1633, in welchem das Dorf von den plündernden Wallensteinern angesteckt wurde. Bei dem damaligen grossen Brande sanken nicht nur viele Wohnhäuser in Asche, sondern auch die Kirche wurde arg beschädigt. 1665 brannten im Monat August infolge eines Blitzschlags schon wieder etliche 30 Häuser ab. Nach dem Kriege (1680) kam Erdeborn, da es unter Magdeburgischer Lehnshoheit stand, mit der Grafschaft Mansfeld magdeburgischen Anteils an Kurbrandenburg.

Die auf einer Anhöhe nördlich vom Dorfe gelegene Kirche S. Bartholomaei weist verschiedene Baustile auf und hat daher ein unruhiges Äussere. Der gerade abgeschlossene, spätromanische Altarraum zeigt in seiner Ostwand drei kleine schmale Rundbogenfester. Der sehr alte Turm, welcher im Westen des Schiffes steht, öffnet sich gegen dasselbe mit zwei Rundbogen, deren Kämpfer die umgekehrte attische Base zeigen. (Vgl. Nr. 123, Kämpfergesims.) Zwischen Schiff und Altarraum vermittelt ein grosser, sehr gedrückter Spitzbogen. Das Hauptgesims der Kirche ist von guter Zeichnung romanischer Konzeption.



Nr. 123.

Nach dem dreissigjährigen Kriege wurde die Kirche, welche 1633 „in dem damaligen grossen Brande, welcher von denen Soldaten verursachet, in Rauch aufgegangen und nichts als die Mauern stehen geblieben,“ im Jahre 1650 höchst notdürftig repariert. Pastor Schmidt fand bei seinem Amtsantritte im Jahre 1665 die Kirche nur mit einem Notdache von Stroh versehen, den Turm ohne Dach, die Glocke auf dem Kirchhofe auf einem Gerüste hängend. Erst 1670 ging man daran, den Turm und das Kirchdach instand zu setzen, beide mit Schindeln zu decken und die Glocken auf den Kirchturm zu schaffen. An die Stelle der Schindelbedachung liess man 1714 und 1715 eine solche von Ziegeln treten. 1722 brach man grössere Fenster in die südliche Wand des Schiffes und eine grosse Thür in die Wand des Turmes, stellte

die Decke wieder her und zimmerte Stühle und Emporen. In dem so erlangten Zustande ist die Kirche im wesentlichen bis heute verblieben.

In der Kirche befindet sich ein mit kriegerischen Abzeichen und Waffen reich geschmücktes Denkmal des braunschweigischen Majors Christian Wilhelm v. d. Streithorst († 1719). Erwähnenswert ist auch noch ein Bildnis des Pastors Johannes Schmidt, der von 1665 — 1704 hier Seelsorger war.

An heiligen Geräten besitzt die Kirche einen kleinen, silbernen vergoldeten Kelch aus vorreformatorischer Zeit mit sechsblättrigem Fuss und eiförmiger cuppa. Auf einem Blatte des Fusses dient in üblicher Weise ein Crucifixus als signaculum. Auf den Schildern der sechs Zapfen des Knaufes steht in gotischer Minuskel:

ihesus,

auf dem Ständer oben:

aue mari ❀,

ebendort unten:

gracia ✠ pl.

Dazu gehört eine Patene mit einem umkreisten Kreuz auf dem Rande, von gleichem Alter, wie der Kelch.

Ein zweiter Kelch trägt den Namen der Frau Ilse Sophie Rosenhaynin, geb. Bohnin und die Jahreszahl 1733. Eine von derselben Geberin herrührende silberne achteckige Hostienschachtel trägt ausser der Jahreszahl 1735 ihren verschlungenen Namenszug. Eine andere noch vorhandene, ovale Hostienschachtel, welche die Namen Christiane Henriette Eleonore von Bünau und Johanne Sophie von Bünau trägt, ist im Jahre 1734 von den beiden genannten geschenkt worden.

Erwähnt mag auch werden, dass in früherer Zeit ein Taufengel die Stelle des Tauftisches vertrat, der an der Decke des Altarraumes schwebte und bei jeder Taufe an einem Seile herabgelassen wurde. Ein solcher findet sich auch noch in der Kirche zu Freist.

Auf dem Turme befinden sich drei Glocken von 1,14, 0,90 und 0,66 m Durchmesser und 17,89 Ctr. 7,10 Ctr. 3,47 Ctr. Gewicht.

Die grosse Glocke ist 1764 von Joh. Georg Ulrich in Laucha gegossen. Die Kosten des Umgusses betrugen 220 Thaler; doch war die neue Glocke 1 1/2 Centner schwerer, als die alte. Sie trägt folgende Inschriften:

Oben:

Soli Deo Gloria.
Johann Georg Ulrich Lauchae me fudit.
Mense Maio MDCCLXIV.

Auf der einen Seite steht:

Am frohen Friedensfest ward ich entzwei gesprenget,
Das andre Jahr darauf von neuem aufgehänget.
Auf Kosten der Commun bin ich hierher gebracht,
Mein Klang sei wiederum ihr völlig zugedacht.
Ein Seclum hab ich erst, eh' ich zersprang, gelebet,
Und Erdeborn wünscht stets, dass über mich Gott schwebet.

Auf der andern Seite liest man:

Dynastis haeredibus Streithorstianis.
(Es folgt das Streithorstsche Wappen.)
Praefecto Martino Ernesto Einickio.
Pastore Erdmanno Philippo Hüllmanno.

Die vor dieser Glocke in Gebrauch gewesene und beim Friedensgeläute im Jahre 1763 gesprungene Glocke, war mit Bildern und Münzen, auch mit dem Streithorstschen Wappen fast überreich verziert. Sie trug folgende Inschrift:

Soli Deo Gloria.
Ioachim Ianken me fudit āō 1661 mense Iunio.
Julius Ernst von der Streithorst, Gerichtsjunker.
Michael Friedrich Schooch, Amts-Schösser.
Nuncio numen, sponsum, ignem furemque trahenda,
Argentum et hominem cum venit atque fugit.

Zu deutsch etwa:
Mein Geläute verkündet dir Gott, die Hochzeit, das Feuer,
Diebstahl, Zahlungsgebot, Zeit der Geburt und des Tods.

Unten stand noch:

Diese Glocke hat die Gemeinde zu Erdeborn umgiessen lassen.

Da sie 1661 umgegossen war, so hat sie nur etwas über 100 Jahre der Gemeinde gedient.

Die Mittelglocke führt oben folgende holprige Inschrift:

Jesus gebe, dass die Glocke
Recht viele Menschen herbeilocke,
Dass sie hören Gottes Wort.

Auf der einen Seite steht:

C. W. V. D. S.

Auf der andern Seite:

L. V. D. S.
Goss mich Johann Jacob Hoffmann in Halle Aō. 1700.

Die Namens-Siglen beziehen sich auf die Familie v. d. Streithorst.

Die kleine Glocke hat ausser den vorerwähnten Namen die Inschrift:

Die Glocke und auch die Kirche Dein
Lass Dir, o Gott, befohlen sein.

Von unbekanntem Ursprunge ist ein Steinbildwerk,[1] welches beim Abbruch eines alten Wohnhauses oder einer Scheune auf dem jetzt Roloffschen Rittergute unter den Werkstücken gefunden wurde, also schon beim Aufbau dieses nunmehr abgerissenen Gebäudes aus einem früher abgerissenen Gebäude entnommen gewesen sein muss, was an sich schon ein hohes Alter des Bildwerks wahrscheinlich macht. (Vgl. Nr. 124.) Da es anscheinend einen Abt mit Abtsmütze

[1] Die Abbildung desselben verdanke ich Herrn Maler Schmucker in Eisleben.

und Krummstab darstellt, welcher eine durch einen breiten Gürtel mit Schnalle zusammengehaltene Kutte trägt, so fragt es sich, welchem Kloster dieser Abt angehört haben mag. Ein Kloster bestand in Erdeborn selbst nicht, vielleicht aber ein klösterlicher Wirtschaftshof, obwohl auch über einen solchen nichts bekannt geworden ist. Nur das steht fest, dass bereits im Jahre 1121 das Kloster Wimmelburg 11 Hufen und zwei Hölzer in der Flur Erdeborn besass (Mansfelder Urkundenb. S. 612), und dass im Jahre 1195 der Abt Hermann von Wimmelburg den Kapellan des Grafen Ulrich von Wettin namens Volkwin mit drei Hufen zu Erdeborn auf Lebenszeit belehnt hat. (A. a. O. S. 616.) Hieraus ergiebt sich, dass das Kloster Wimmelburg mindestens das ganze zwölfte Jahrhundert hindurch beträchtlichen Grundbesitz in Erdeborn gehabt hat, und darum ist es wahrscheinlich, dass sich der Bildstein auf einen Abt von Wimmelburg bezieht. Welchen Zweck das Bildwerk hatte, ist schwer zu sagen. Für einen Grabstein ist der Stein, der nur etwa 2' in der Höhe, 1' in der Breite misst, zu klein. Ich möchte vermuten, dass der Stein irgendwie einen dem Kloster Wimmelburg gehörigen Wirtschaftshof als unter des Abtes Schutze stehend kennzeichnen sollte, dass eine auf denselben von dem Abte gesetzte Ministerialfamilie sich wegen ihres Wohnsitzes „von Erdeborn“ nannte, und dass die Auffindung dieses Steines auf dem Roloffschen Rittergut es wahrscheinlich macht, dass dieses ursprünglich ein Wimmelburgischer Klosterhof gewesen ist.



Nr. 124.

Allerdings ist zu beachten, dass etwa um das Jahr 1210 der Priester Konrad zu Erdeborn dem Kloster Sittichenbach eine Hufe auf seinen Todesfall geschenkt hat, wofür er in die Brüderschaft des Klosters aufgenommen wurde (Mansfelder Urkundenb. S. 680), aber da diese Hufe in einem nur mit dem Anfangsbuchstaben B. bezeichneten Dorfe lag, so kann der Abt von Sittichenbach in dem vorliegenden Falle nicht in Betracht kommen. Endlich ist auch sicher, dass das Kloster Helfta um 1521 5 $^1/_2$ Hufe, eine Wiese und ein Wohnhaus in Erdeborn besass (Mansf. Urkundenb. S. 289), aber da Helfta ein Nonnenkloster war und nur einen Propst hatte, so kann auch das Kloster Helfta, ganz abgesehen von der um Jahrhunderte von dem Bildwerke entfernten Besitzzeit, zu dem Bildwerke keine Beziehung haben, dessen Darstellungsweise für ein sehr hohes Alter desselben spricht. Denn der abgebildete Abt hat im Verhältnis zu dem auffallend kleinen Körper einen übermässig grossen Kopf; auch hat sowohl seine Mütze, wie sein Krummstab eine

sehr einfache Form. Gegenwärtig befindet sich der Stein als Geschenk des Herrn Amtmanns Roloff in der Sammlung des Vereins für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld in Eisleben.

(Unter-) Esperstedt.

[G] Kirchdorf, 15 km südöstlich von Eisleben, hatte mit Ober-Esperstedt zusammen im Jahre 1875: 659; 1880: 725; 1885: 768; 1890: 774 Einwohner und lag ehemals im südlichen Hosgau im Burgwartbezirk Schraplau; in geistleicher Hinsicht im Erzpriesterbezirk Röblingen des Halberstädtischen Osterbannes. Der Ortsname (im 8. Jahrhundert Osperestat, 1287 Esperstete, 1320 Asperstede, 1323 Esperstede) enthält den Personennamen Osbero bzw. Esbero und bedeutet: Wohnstätte des Osbero. (= Glanzeber? Vielleicht eine Anspielung auf den goldborstigen Eber des Gottes Freyr.) Das Dorfsiegel von Oberesperstedt mit der Umschrift: Gemeinde Ober-Esperstedt zeigt eine Tanne, wahrscheinlich eine Hindeutung auf ehemals betriebene Wald- und Holzkohlenwirtschaft; das von Unter-Esperstedt mit der Umschrift: Gemeinde Unter-Esperstedt dagegen einen Laubbaum, vermutlich die Dorflinde, als Sinnbild der dort sich versammelnden Dorfgemeinde. Im Jahre 1356 schlichtete der erwählte Bischof Albrecht von Halberstadt, ein geborener Graf von Mansfeld, den Streit zwischen „den Geburen in dem oberen und niedern Dorfe Esperstete“ dahin, dass das Dorf forthin zwei für sich bestehende Gemeinden bilden sollte, was auch bis auf heutige Zeit der Fall ist, da jede Gemeinde ihren besonderen Schulzen hat. Früher hatte auch Ober-Esperstedt seine besondere, nun aber wieder eingegangene Kirche. Erwähnung verdient, dass es bei Esperstedt grosse und geschätzte Sandsteinbrüche giebt, welche wahrscheinlich die prächtigen Quadern zu den alten romanischen Kirchen in Schraplau, Ober- und Unterröblingen, Amsdorf und andern Orten geliefert haben. Biering in seiner Topographie sagt über die hiesigen Steinbrüche folgendes: „Man findet auch allhier gute Steinbrüche, ist fast wie ein wilder Marmor, aus welchem Fenster, Treppen, Thürpfosten, Leichensteine u. s. w. gehauen werden, ja man hauet daraus viereckige Platten, welche poliret und nach Halle, Leipzig u. a. Orte hin verführet werden, mit welchen sie Häuser, Sääle u. dgl. belegen. So findet man auch allerhand Fossilia allhier, als Einhorn, Muschel, Schnecken u. s. w.“ Das Erzstift Magdeburg, die Klöster Eilwardesdorf bei Querfurt und Helfta bei Eisleben, sowie das Hochstift Merseburg hatten hier Güter und Einkünfte. Während der Jahre 1713—1750 war Friedrich Othmar Biering Pastor in Esperstedt, welcher sich nebst seinem Bruder, dem Kandidaten der Theologie Johann Albert Biering, namhafte Verdienste um die Mansfelder Geschichte erworben hat. Ersterer gab 1751 eine Karte der Grafschaft Mansfeld heraus, die beste bis dahin bestehende, und machte umfassende Studien über die Geschichte der Grafschaft. Seine Vorarbeiten verwertete sein Bruder, welcher in Eisleben die Bibliothek des damaligen Oberaufsehers v. Bose benutzen konnte, zu seinem Clerus Mansfeldicus (1742), zu seiner Beschreibung des Mansfeldischen Bergwerks (1734) und zu seiner Manuskript gebliebenen Topographie. (Siehe Kreyssig, Beiträge I, 457.)

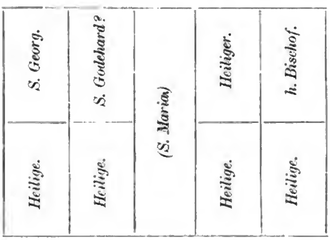
Der Turm der verschiedene Bauzeiten bekundenden Kirche S. Petri hat in seiner Ostwand gekuppelte romanische Schallöffnungen mit ehemals drei Säulen.

Doch finden sich auch in der Südwand des Schiffes noch eine vermauerte Rundbogenthür und mehrere ebenfalls zugemauerte romanische Fenster. In einem derselben ist folgende, auf die Reparatur der Kirche bezügliche Inschrift eingesetzt:

Ivssv et donatione singvlari
Dn. Davidis comitis et Dni (in)
Mansf. Domini nostri clementis
Anno MDCXII hoc templṽ
Renovatum Pastore Heinrico
Sylburgio .... Trautmanio.

Man möchte hiernach glauben, bis zum Jahre 1612 habe die Kirche noch durchweg romanischen Charakter gehabt. Die Lage des Turmes im Westen und sein geringes Grössenverhältnis gegenüber dem Schiffe deuten mit Bestimmtheit auf eine bei jener Reparatur stattgefundene Erweiterung der Kirche nach Norden und Osten hin. Dem entsprechend, berichtet Biering: „Der hinten angebauete Chor ist angefangen worden 1612 den 24. Martii und vollbracht in eben diesem Jahr den 4. October.“

Man sieht in derselben den **Rest eines Altarschreins**. Vom Mittelstück



ist auf dem Chorgestühl der Evangelienseite nur die Maria noch vorhanden, auf dem Kopfe Adams, wechen die Erdhöhle halbmondförmig umgiebt, stehend. Die Seitenflügel zu beiden Seiten der Kanzel enthalten je vier Heilige in zwei Etagen. Links oben steht S. Georg, den Drachen erstechend, und ein Bischof mit einer Kirche in der Linken, vielleicht der heilige Godehard; darunter zwei gekrönte weibliche Heilige. Rechts oben zwei Heilige, ein lockiger Jüngling und ein Bischof, unter ihnen wieder zwei gekrönte Frauen. Da bei den meisten Figuren die Attribute fehlen, so sind ihre Namen nicht zu bestimmen.

Auf dem Turme hangen drei **Glocken** von 1,18, 0,99 und 0,48 m Durchmesser.

Die **grosse**, im Jahre 1723 gegossene trägt die chronostichische Inschrift:

paX In tota eVropa est. hanC paCIs
DoMIne serVa. (MDCCXVVIII = 1723.)

und ausserdem die Nachricht:

Deo fortunante anno MDCCXXIII, cum in tota Europa pax esset, simulac unicus tantum haeres de stirpe Mansfeldiaco (so!) vetustissimo undecennis superesset, nempe Heinricus Franciscus princeps Mansfeldiae et Fondi etc. etc.
Friderico Ottomaro Bieringio pastore Esperstad. Andreas Melzero David Schorchius ac Christophoro Hoskio praefectis aerarii ecclesiastici nec non Ioh. Godofr. Planerto Petro Bahrmanno iudicibus subdelegatis Esperst. existentibus
refudit me Martinus Heinsius Lipsiensis.

Die mittlere vom Jahre 1519 trägt die Minuskelinschrift:

anno dni mcccccxix.

Die kleine vom Jahre 1613 hat die Umschrift:

COTTES ◦ WORT ◦ BLEIBT ◦ EWIG ◦◦◦◦
LORENTZ RICHTER IN HALL GOS MICH MDCXIII.

Eine vierte Glocke, welche beim Umguss der grossen mit verwandt wurde, trug keine Jahreszahl, sondern nur die Inschrift:

Sit tempestatum per me genus omne fugatum.

Fienstedt.

[G] Kirchdorf, 17 km östlich von Eisleben, mit im Jahre 1875: 391; 1880: 420; 1885: 413; 1890: 424 Einwohnern, vormals im nördlichen Hosgau (Burgwartbezirk Salzmünde) und in dem Halberstädtischen Archidiakonatbezirke Eisleben gelegen. Der Ortsname (1222 Finegestad, 1288 Vinstede, 1505 Finstede) enthält wohl nicht den sehr seltenen Personennamen Fin, sondern entweder das ahd. Adj. fennîg (kotig, morastig) von fenna und fennî nld. veen (Kot, Sumpf, Morast) oder dieses letztere selbst und bedeutet demnach: Wohnstätte im Veen oder Moraste, eine Bezeichnung, die die vorauszusetzende Beschaffenheit des Bodens in der Urzeit wahrscheinlich macht. Dieser Ortsname giebt also wie die ähnlich gebildeten Namen Riestedt und Dornstedt die frühere Beschaffenheit des Bodens an. Merkwürdig ist Fienstedt nebst mehreren benachbarten Dörfern wegen eines „das Himmelfahrtsbier“ genannten Volksfestes, an welches sich eine verschieden überlieferte alte Sage knüpft.[1] Das S. Georgenkloster zu Halle hatte hier Einkünfte. In der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts wurde die Pfarre von hier nach Pfützthal verlegt, welches damals zeitweilig Sitz einer Mansfelder Grafenlinie war. 1636 brannte die Pfarre in Fienstedt ab, und weil auch das ganze Dorf verlassen war, gab es 14 Jahre hindurch keinen Geistlichen in demselben. Das Dorfsiegel stellt einen Laubbaum dar, dem zur Seite mehrere Weinstöcke stehen. Ersterer ist vermutlich die Dorflinde als Sammelort der Bauerschaft, letztere sollen, wofür auch die unten zu erwähnende Inschrift der grossen Glocke spricht, auf ehemals hier getriebenen Weinbau hindeuten, der hier wohl seine nördlichste Grenze erreicht haben dürfte.

Die dem Schutzpatron des Hochstifts Halberstadt, dem h. Stephan geweihte

[1] Vgl. Grössler, Sagen der Grafschaft Mansfeld, Nr. 86: „Das Himmelfahrtsbier.“

Kirche ist 1662 und 1663, weil sie „gar baufällig" gewesen, fast ganz neu gebaut worden. Die Arbeit muss aber nicht gut gewesen sein, denn schon 1730 wurde sie abermals umgebaut und erweitert, auch neuerdings (1871) abermals renoviert, wie folgende über der inneren nördlichen Thür angebrachte Inschrift bekundet:

D. O. M. S.

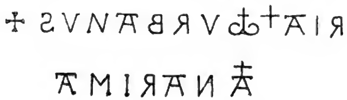
Anno Christi MDCCXXX templvm hoc felicibus auspiciis Henrici Francisci II. Princ. et com. Mansfeldiac amplificatum et hanc (in) formam redactum est. Ren. ausp. imp. Guilelmi I. Reg. Bor. Ao 1871.

Da sich am Orgelchore das grössere Mansfelder Wappen in Stuck mit der Jahreszahl 1732 findet, so wird die innere Ausstattung der im Altarraume halbachteckig geschlossenen Kirche, welche an den Emporen unschöne, phantastische Symbole zeigt, in diesem Jahre beendet worden sein.

Ursprünglich besass die Kirche vermutlich einen romanischen Turm, da sich in einem Mauerschlitze desselben das Kapitäl einer ehemaligen Fenstersäule mit romanischem Ornament vorfand. Im Jahre 1702 wurde der Turm höher gebaut und mit einer Schieferspitze versehen.

An der Ostwand des Altarraumes befindet sich eine hölzerne Tafel, auf welcher biographische Nachrichten über sämtliche Prediger der Kirche von der Reformation an bis auf das Jahr 1829 gegeben sind.

Auf dem Turme sind vier Glocken von 1,01, 0,84, 0,68 und weniger Durchmesser, deren grösste eine verkehrte Majuskelinschrift hat (vgl. Nr. 125),



Nr. 125.

welche mit den apokalyptischen Buchstaben A und O, richtig gestellt, lautet:

+ A + NARI MARIA + Ꝏ VRBANVS.

Die Lautgruppe NARI ist von unklarer Bedeutung. Vermutlich haben wir zu lesen in Abkürzung: NA(ZARENVS) R(EX) I(VDEORVM). Der Name Jesu selbst ist durch die apokalyptischen Buchstaben Alpha und Omega angedeutet. Die Erwähnung des h. Urban, des Schutzpatrons des Weinbaues, erklärt sich dadurch, dass letzterer, wie schon das Siegel zeigte, ehemals hier ziemlich stark betrieben worden sein muss.

Die beiden Mittelglocken sind von den Gebr. Ulrich zu Laucha im Jahre 1840 umgegossen. Die kleine von langgestreckter Form hat keine Inschrift.

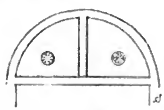
Über das Himmelfahrtsbier berichtet Biering: Alle Jahre trinken die Bauern allhier auf Himmelfahrtsfest ein gewisses Bier, wobei etliche leges verlesen werden, wie sie sich dabey aufführen sollen, und geben für, wenn sie dieses unterliessen, müssten sie den Zehnten geben.[1]

[1] Vgl. die Sage vom Himmelfahrtsbier in: Grössler, Sagen der Grafschaft Mansfeld S. 78, Nr. 86.

Freist.

[G] Kirchdorf, 14 km nordöstlich von Eisleben, mit im Jahre 1875: 181; 1880 und 1885: 166; 1890: 135 Einwohnern, vormals im nördlichen Hosgau (Burgbezirk Bösenburg, später Unteramt Friedeburg) und in dem halberstädtischen Archidiakonatsbezirke Eisleben gelegen. Der Name des Dorfes (992 Frecisci, um 1376 Wresitz, Vresitz, 1565 Friest) ist slavischen Ursprungs und gemahnt an das kleinrussische veresyce, poln. březice (von brêza Birke) oder břesće (von brêstz ulmus), bedeutet also entweder Birkicht oder Ulmengehölz,[1] ein Hinweis auf den von den slavischen Eroberern hier vorgefundenen Baumbestand. 993 schenkte Kaiser Otto III. ausser andern Dörfern auch Freist dem S. Servatiusstifte in Quedlinburg. Freist mit den dahin eingepfarrten sechs Dörfern Reidewitz, Zabitz, Oeste, Königswiek, Bösenburg und Elben soll im dreissigjährigen Kriege so verwüstet worden sein, dass es längere Zeit weder Einwohner noch Pfarrer dort gegeben habe; auch sollen sämtliche Glocken, mit Ausnahme der grossen in Freist, gestohlen worden sein. Das Gemeindesiegel zeigt in parabolischer Umfassung einen Laubbaum, mit den Buchstaben **W. B.** zu Seiten des Stammes und der Umschrift: **Gemeinde Freist.** Vermutlich ist der Baum, wie fast durchweg bei gleicher Darstellung, die Dorflinde als Sinnbild der Bauerschaft; doch könnte man auch mit Rücksicht auf die Bedeutung des Namens darin eine Birke oder Ulme finden.

Die schon nach Ausweis des Baustiles sehr alte romanische Kirche ist in die Ehre des heiligen Kreuzes geweiht. Solcher Kirchen giebt es, so viel bis jetzt bekannt ist, in den Mansfelder Kreisen nur noch zwei, das sind die Kirchen S. Crucis zu Wormsleben und zu Wiederstedt.[2] Da nun aber diese nach Ausweis einer Urkunde des Königs Otto I. schon zu Karls des Grossen Zeit vorhanden und die Mutterkirchen grösserer Bezirke waren, so wird man mit grösster Wahrscheinlichkeit annehmen dürfen, dass auch die Kirche zu Freist, in welche, wie schon gesagt worden, sechs Dörfer eingepfarrt waren, uralt ist und schon bald nach der Pflanzung des Christentums in dieser Gegend als Mutterkirche für die Dörfer des Fleischbachthales gegründet worden sein mag. Der westlich stehende Turm zeigt gekuppelte Fenster mit sehr dünner Säule, Würfelkapitälchen und Eckblattbase, auch weit ausgreifender Doppelkonsole. Zwischen Turm und Schiff befinden sich zwei Rundbogen mit Kämpfern und der Rest einer massiven Wendeltreppe. Ins Schiff führt an der Südseite eine alte Thür mit einem einfachen Tympanon, welches als einzige Verzierung zwei Rosen zeigt. (Vgl. Nr. 126.)



Nr. 126.

Der besonders entwickelte und rechtwinklig geschlossene Altarraum ist mit einem kleinen romanischen Fenster versehen. Auf spätere Reparaturen deuten die Jahreszahl 1828 im Schlusssteine der Eingangsthür zur südlich vorliegenden Vorhalle und die Jahreszahl 1868 in der Wetterfahne des Turmes.

---

[1] Vgl. Grössler-Brückner, Die slavischen Ansiedelungen im Hassengau. (Archiv für slav. Philologie V, S. 368.)

[2] Doch soll nach Ausweis von Kirchrechnungen auch die Kirche zu Köchstedt eine Heilige-Kreuz-Kirche sein.

Auf dem Altar befindet sich der Rest eines Schnitzaltars, anscheinend den Besuch der Elisabeth bei Maria darstellend. In der Mitte erblickt man auf einer Bank sitzend die Maria unter Krone, und Elisabeth mit Kopftuch, das Christuskind auf ihrem Schosse haltend. Vier bärtige Greise schauen im Hintergrunde zu. Zu beiden Seiten des Mittelstücks stehen in besondern Feldern zwei Heilige, Mann und Jüngling. Die männliche Gestalt links hebt ihr Gewand empor und zeigt auf ihrem Oberschenkel eine Wunde oder einen Schwären; vielleicht der h. Rochus. Hinter dem Altar sieht man zwei Gemälde mit Majuskel-Schriftbändern. Das eine zeigt den verkündigenden Engel und auf dem Schriftbande die Worte:

AVE GRACIA PLENA DŌNꝰ TECV̄.

(= Sei gegrüsst, du Holdselige, der Herr ist mit Dir.) Das andere stellt die Maria dar. Von der Schrift sind noch die Worte zu erkennen:

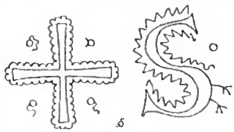
ECCE ANCILLA DOMINI FIA(T) (M)ICHI.

(= Siehe, ich bin des Herrn Magd, mir geschehe ..) Mit Rücksicht auf die hier gebrauchten Buchstabenformen wird man die Gemälde vielleicht schon dem 14. Jahrhundert zuschreiben dürfen.

Auf dem Turme hängen zwei Glocken von 1,11 und 0,93 m Durchmesser. Die grosse trägt in ziemlich schöner Majuskelschrift den leonischen Hexameter:

+ VAS · DEUS · HOC · SIGNA · PLEBS · ALVA SIT · AURA · BENIGNA.

Eine Probe der Buchstabenformen giebt Nr. 127. Auffallend ist darin das Fehlen des S vor alva; wahrscheinlich hat der Giesser dasselbe für entbehrlich gehalten, weil das vorhergehende Wort mit demselben Buchstaben schliesst, ein Verfahren, das auch an andern Glocken beobachtet worden ist. Die Worte aura benigna hatten im Kranze keinen Platz mehr und sind daher in die Haube nachträglich eingeritzt worden.[1]


Nr. 127.

Die kleine Glocke ist 1864 von den Gebrüdern Ulrich in Apolda gegossen worden.

Die Kirche besitzt keinen Taufstein, sondern einen aus Holz geschnitzten Taufengel, welcher im Bedürfnisfalle durch einen Drahtzug von der Decke, an welcher er schwebt, herabgelassen wird, um ihm das Taufbecken in die Hände zu legen.

Im Pfarrarchive soll sich eine von einem früheren Pfarrer des Orts sorgfältig ausgearbeitete Chronik des Dorfes befinden.

[1] Vgl. die Beschreibung und Abbildung dieser Glockeninschrift in: Grössler, die Glocken des Mansfelder Seekreises (Zeitschr. d. Harzvereins XI, S. 37 und Tafel II, Nr. 15.)

Friedeburg.

[G] Kirchdorf oder vielmehr Flecken, 17 km nordöstlich von Eisleben; hatte für sich allein 1784: 420, 1875: 1015, 1880: 981, 1885: 972, 1890: 947, mit der Friedeburger Hütte dagegen 1875: 1207, 1880: 1168, 1885: 1129, 1890: 1125 Einwohner. Es giebt hier, von der Schlenze südlich umflossen, unweit des linken Saalufers, einen hochgelegenen alten Rittersitz, welcher schlossähnlich die Niederung beherrscht und daher im XIII. Jahrhundert der Sitz des Geschlechtes der Edelherren von Friedeburg, d. h. einer Nebenlinie des altmansfeldischen Grafengeschlechtes war, die darum auch das Wappen des letzteren führte und vorzugsweise des altmansfeldischen Vornamens Hoyer sich bediente. Die Burganlage ist ohne Zweifel uralt, wie man nicht nur aus der sehr günstigen Lage, sondern auch aus dem Namen der Burg selbst schliessen muss, deren Ursprung, wenn auch urkundlich nicht so früh bezeugt, doch schon vor die Zeit der slavischen Eroberung des westsaalischen Landes zurückreichen dürfte. Derselbe lautet 1183 Vredeberch, 1215 Vredeberc, 1220 Frideberk, 1230 Vrideberc, 1261 zum ersten Male Vrideburc, 1316 castrum, oppidum et villa Vredeberghe, 1400 Fredeberge und erst später wieder Friede b u rg. Wenn also auch erst verhältnismässig spät die Endung — burg an Stelle der Endung — berg getreten ist, so bedeutet doch auch die letztere eigentlich einen befestigten Platz, während das Bestimmwort das althochdeutsche Wort vride, niederdeutsch vrede, in der Bedeutung Friede, Sicherheit, Einfriedigung, eingefriedigter Raum enthält, so dass also der auch anderswo nicht seltene Ortsname einen eingefriedigten, zum Schutze der Umwohner bestimmten Berg bedeutet. Die Burg, welche in der äussersten Südostecke des Schwabengaues lag, war mit der zu ihr gehörenden Herrschaft bezw. Grafschaft, welche die südöstliche Ecke des Schwabengaues ausmachte und welcher später der Burgbezirk Bösenburg im nördlichen Hosgau hinzugefügt wurde, in ältester Zeit Reichsburg, ist aber zu einer nicht näher zu bestimmenden Zeit in den Besitz des Bistums Halberstadt übergegangen; doch verblieb die Gerichtsbarkeit in dem zu der Burg gehörigen Gebiete dem im nördlichen Hosgau gebietenden Reichsgrafen. 1183 finden wir die Burg und Herrschaft im Besitze des aus altmansfeldischem Grafenstamm abstammenden Edelherrn Ulrich von Vredeberch, dessen Söhne Ulrich und Hoier, sowie dessen Enkel, Hoier der Ältere und Hoier der Jüngere bis in die sechziger Jahre des XIII. Jahrhunderts ihren Grundbesitz bei Friedeburg behielten, dann aber all ihre Schlösser und Herrschaften verkauften und teils in die Lausitz, wo Hoyerswerda an der schwarzen Elster, und teils in die Neumark, wo Friedeburg, Mansfeld und Bornstedt an diese aus Westen eingewanderten Grundherren erinnern, übersiedelten.[1] Ums Jahr 1280 gab der Lehnsherr, der Bischof von Halberstadt, die Herrschaft Friedeburg den Edelherrn Werner von Hadmersleben und dessen Bruderssöhnen Gardun und Otto zu Lehen, die sich seitdem comites in Vredeberghe (Grafen auf Friedeburg) nannten. Im Jahre 1316 trat der Bischof von Halberstadt die Lehnshoheit über Schloss, Stadt und Dorf Friedeburg nebst der „comecia in Hosgowe, quae

[1] Vgl. Grössler, Geschlechtskunde der edlen Herren von Friedeburg. (Mansfelder Blätter III, S. 80 ff., Eisleben 1889.)

Fredeberge nuncupatur," nach einer andern gleichzeitigen Urkunde desselben „die grafschap to Hussegowe, de man nu von Vredeberg het", — an das Erzbistum Magdeburg ab. Wenn sonach auch die Lehnsherrschaft gewechselt hatte, so blieben doch die Hadmersleber Edelherren vorläufig noch im Besitz der Grafschaft. Nachdem dieselbe in der Folgezeit von den magdeburgischen Erzbischöfen wiederholt verpfändet worden war, so z. B. im Jahre 1342 an die Fürsten Albrecht II. und Waldemar I. von Anhalt, welche das Haus zu Vredeberch mit alle dem, das dazu gehörte, 1348 wieder an die Edlen von Hakeborn aus dem Hause Helfta verpfändeten, wie auch vor 1393 Frideberge an die Edlen von Schraplau (Neue Mitteil. XVIII, 194.), verkaufte Erzbischof Günther am Sonnabend vor Jubilate 1442 die Herrschaft Friedeburg nebst dem Schlossbezirke von Salzmünde an die Grafen Volrad und Gebhart von Mansfeld für 4000 Schock meissnische Groschen, doch unter Vorbehalt der Lehnshoheit für Magdeburg. In der mansfeldischen Erbteilung des Jahres 1501 kam Friedeburg an den Vorderort des Grafenhauses; 1540 nach dem Tode des Grafen Hoier fiel Schloss und Amt dem Neffen desselben, dem berühmten, in den Reichfürstenstand erhobenen Grafen Peter Ernst, zuletzt Gouverneur von Luxemburg, zu, bei dessen Nachkommen (Bornstedter Linie) beide bis zum Erlöschen des mansfeldischen Grafenstammes verblieben.

Doch wurde Schloss und Amt im Jahre 1561 mit erzbischöflichem Consens für eine Schuld den mecklenburgischen Edelleuten Joachim und Christoph von Pentz eingeräumt, nach welchen deren Erben, die von Alvensleben, den Besitz antraten. 1593 wird Gebhart v. Alvensleben als derzeitiger Besitzer genannt. 1612 brachte Graf Bruno sen., Graf Philipps Sohn, für 90000 fl. das Amt wieder an sich. Ein Bericht vom 31. Jan. 1651 in Friedeburger Akten erzählt übrigens, dass nach abgelaufenen Kriegsunruhen ein Delinquent, Tobias Vogel, sich durch eine Parthey aus dem Gefängnis habe befreien, darauf alle Amtsakten und briefliche Urkunden auf den Hof habe werfen lassen und dieselben verbrannt habe, „wobei denn viel gute Nachrichtungen, auch anderer ehrlichen Leute wichtige Sachen mit aufgegangen."

Erwähnung verdient aus der späteren Zeit, dass der Dichter des Messias, Klopstock, seine Knabenjahre auf dem Schlosse Friedeburg verlebt hat, da sein Vater, vorher Kommissionsrat in Quedlinburg, das fürstlich mansfeldische Amt Friedeburg gepachtet hatte. Mehrere Geschwister des Dichters und auch sein Vater liegen in Friedeburg begraben.[1]

Der Ort Friedeburg führt einen Laubbaum (Linde) im Siegel, der nach dem einen Stempel freilich fast wie eine Kiefer aussieht.

Die in den siebziger Jahren abgerissene alte, dem h. Bonifatius geweihte Kirche ist neu gebaut und im Jahre 1885 eingeweiht worden. Obwohl die alte Friedeburger Kirche, wie schon der Name ihres Schutzheiligen beweist, in der frühesten christlichen Zeit gegründet worden sein muss, so finden wir doch erst in den Jahren 1341, 1342 und 1343 einen Pfarrer der Kirche namens Wipert in Urkunden erwähnt. Über die Beschaffenheit des alten Kirchengebäudes haben

[1] Vgl. O. Schröter, Klopstock-Stätten in der Grafschaft Mansfeld. (Mansfelder Blätter VI, S. 176—187. 1892.)

sich keine Nachrichten erhalten. Die an einer Ecke geflickte Altarplatte ist mit Weihekreuzen versehen, stammt also noch aus mittelalterlicher Zeit.

Die drei Glocken mit einem Durchmesser von 1,01, 0,85 und 0,73 m hängen in dem ebenfalls neugebauten Turme. Die grösste derselben, 1765 von Friedr. Aug. Becker in Halle gegossen, zeigt das mansfeldische Wappen.

Die mittlere, welche aus der Rumpiner Kirche stammen soll, trägt eine aus eingeritzten Zeichen bestehende, rätselhafte Inschrift (vgl. Nr. 128), welche, falls



Nr. 128.

sie überhaupt einen Namen aufweist, den Namen **Ana** enthält.[1] *[B]* Ihre Form weist ebenso wie die Schrift auf ein ziemlich hohes Alter, denn der Schlagring ist nicht zugespitzt, der Hals mit zwei Schnüren versehen, deren in den Mantel gedrückte Form aus wirklichen Schnüren hergestellt war.

Die kleinste Glocke hat ganz ähnliche Form, aber keine Inschrift; sie ist mindestens eben so alt, gehört also spätestens ins 13. Jahrhundert, vielleicht noch in das zwölfte.

[G] Dicht am Altar stand früher die Gedächtnistafel des vorderortischen Grafen Joachim Friedrich, eines Sohnes des 1612 in den Besitz Friedeburgs gelangten Grafen Bruno von Mansfeld, welche die folgende Inschrift trug:

> Anno 1623 den 29. April zwischen 1 und 2 Uhr Nachmittags ist der Hochwohlgeborne und Edle Herr, Herr Joachim Friedrich, Graf und Herr zu Mansfeld, Edler Herr zu Heldrungen, Oberster, allhier zu Friedeburg in Gott seliglich entschlafen, seiner Gn. Alters 43 Jahr 10 Tage, dem Gott eine fröhliche Auferstehung verleihe."

An der Südseite des Altarraumes (in der neuen Kirche) steht ein gewaltiges Grabdenkmal von 2,66 m (früher 2,72 m) Breite und etwa anderthalbfacher Höhe, dessen oberes Mittelfeld das Weltgericht, dessen unteres (grösseres) die Auferstehung Christi darstellt. Die Seitenfelder, von karyatidenartigen Figuren an der Aussenseite eingefasst, enthielten ebenfalls bildliche Darstellungen, doch sind dieselben jetzt nicht mehr genau erkennbar.[2] An dem Sims zwischen Ober- und Unterbau steht in römischer Majuskel der Spruch Hiob 19:

ICH WEISS, DASS MEIN ERLÖSER etc.

An dem Simse unterhalb der Auferstehung Christi steht, ebenfalls in römischer Majuskel, folgende, hier und da verwischte und darum nicht mehr vollständig lesbare Inschrift:

[1] Vgl. Grössler, die Glocken des Mansf. Seekreises. (Zeitschr. d. Harzver. XI, S. 33. und die Abbildung Nr. 25 ebenda auf Tafel III.)

[2] Eine Skizze des Grabmals verdanke ich Herrn O. Schröter, Lehrer in Dankerode, ein Photogramm Herrn Photograph Spiess in Eisleben.

Im voraus sei bemerkt, dass die eingeklammerten Wörter und Wortteile, welche nicht mehr oder doch nicht mit Sicherheit zu lesen waren, auf Grund des Versmasses und Zusammenhanges ergänzt worden sind.

NOBILIS ATQUE GRAVIS IOACH(IMUS (P)ENTIVS ALMA
IN FRIDEBURGENSI CONDITVS AEDE IACET.
EXIMIA DE STIRPE SATVS MEGALOPOLITANA,
MILITIAEQUE TRVCIS CASTRA SECVTVS ERAT.
(EXIMIIS A)NIMI FVIT HIC QUOQVE (DOTIBUS) AVCTVS,
(FLOR)VIT ET CHRISTI IVSTIFICANTE FIDE.
(QUI PER) BIS DENOS FRIDEBURGVM REXIT ET ANNOS
(EXP)EDIENS MVNVS CVM GRAVITATE SVVM.
TANDEM CVM FLVERENT DENA ET TRIA IAM SIBI LVSTR(A)
CHRISTO ANIMAM FIRMA SPEQUE FIDEQUE DEDIT.
OSSA QVIDEM GELIDO LATITANT INCLVSA SEPULCHRO,
SPIRITVS AST COELI GAUDIA SVMMA CAPIT.
(PIETATIS?) ET GRATITUDINIS ERGO ANNO SALVTIS 1582.

Nach einer Mitteilung des Grossherzoglich Mecklenburgischen Archivars Herrn v. Meyenn (Deutscher Herold XIV, S. 32) ist Joachim v. Pentz als Pachtinhaber des Amtes Friedeburg im Jahre 1579 gestorben; das Denkmal ist also bald nach seinem Tode in Auftrag gegeben worden. Auch der darunter befindliche Unterbau zeigt karyatidenartige Figuren.

Am oberen Ende der Seitenfelder sind vier Wappen angebracht, jedesfalls das des hier beigesetzten Joachim von Pentz, das seiner Gemahlin und seiner Eltern.

Der Kunstwert dieses Denkmals ist gering.

[B] Einigen Kunstwert hat dagegen das Altargemälde. Es stellt links den Sündenfall dar; darunter im Vordergrunde Adam, ergriffen von einem Ungetüm; dann Moses, der den erhobenen Arm einer nicht näher zu deutenden Figur zugewandt hat; rechts oben sieht man Golgatha. Das Gemälde stellt also den Sündenfall dar, die dafür verwirkte Strafe und die Erlösung durch Christum, die Überwindung der strengwaltenden Gerechtigkeit im alten Bunde durch Christi selbstaufopfernde Liebe. Die Zeichnung der Gestalten ist gut und die Farbengebung gelungen. Störend ist nur die Darstellung mehrerer Scenen auf demselben Bilde. Das Bild wird der Wende des 16. Jahrhunderts angehören.

Einige künstlerisch wertlose Grabsteine befinden sich noch im Amtsgarten.[1] Zwei davon zeigten je eine Figur in voller Rüstung; der eine hat die Inschrift:

ANNO 1555 DEN 2. NOVEMBRIS IST DER ......
...H VON WIRTHEN IN .... [vors]GHEDEN.

Die untere Hälfte des Steines ist nicht mehr vorhanden. Die beiden oberen Ecken sind mit helmgekrönten Wappenschildern ausgefüllt. Die Inschrift des andern Steins lässt deutlich nur noch die Worte **ANN. AETATIS SVÆ 63** erkennen. Eine dritte ganz erhaltene Platte zeigt eine weibliche Gestalt mit der Umschrift:

[1] Nach einer Mitteilung des Herrn Studiosus Hoffmann aus Friedeburg.

ANNO 1584 DEN 3. DEC. IST DIE EDLE ERB. VND TVGENDSAME FRAW ELISABETH VON WIRDEN . . . ENTSCHLAFEN.

In den oberen Ecken zwei Wappenschilder, das eine mit der Unterschrift: DE WIRDEN, das andere DE WERLA.

Ein weitere Platte zeigt zwei Kindergestalten von ungleicher Grösse mit den Namen: **Lorenz und Anna Maria Ihres Alters 6 u. 10 Jahre** und: **Ernst Steubs und Elisabeth von der Tannen**, und dem Datum: **24. Juni 1594**. Auch hier sind die Ecken mit Wappenschildern ausgefüllt.

Gerbstedt.

[G] Kleine Stadt, 13 km nordnordöstlich von Eisleben, auf sehr unebenem Boden, am Hanfgraben, dem alten Oberlaufe der in die Saale mündenden Schlenze. Sie hatte im Jahre 1784: 1266, 1825: 1705, 1840: 1935, 1855: 2225, 1867: 2634, 1875: 2953, 1880: 3490, 1885: 4051, 1890: 4177, oder, wenn man den Gutsbezirk und die Amtsgemeinde mitrechnet, zusammen 1875: 4082, 1880: 4656, 1885: 5311, 1890: 5491 Einwohner. Der Ort lag im Mittelalter im Schwabengau in der Grafschaft Friedeburg, und zwar hart an der Südgrenze desselben, welche hier durch den Hanfgraben und die Schlenze gebildet wurde. In geistlicher Hinsicht gehörte der Ort in den Archidiakonat Unter-Wiederstedt.

Der Ort ist keineswegs das in dem Hersfelder Zehntverzeichnisse erwähnte Gerburgoburg, welches vielmehr in dem Gaue Friesenfeld in der Nähe von Sangerhausen oder Allstedt zu suchen ist. Ebensowenig ist dem Namen die demselben bisher fälschlich beigelegte Bedeutung „Stätte der Garben“ (angeblich Hindeutung auf die Fruchtbarkeit der Gegend) oder „Wohnstätte von Gerbern“ eigen, wie die urkundlichen Formen beweisen. (985 Gerbizstidi, 1118 Gerbestede, 1137 Gerbestath, 1153 Gerpstadt, 1183 Gerbezstat, 1197 Gerbezstide u. s. w.) Unter den mannichfach wechselnden Formen des Namens ist die älteste und auch später am häufigsten mit geringer Abweichung sich wiederholende die Form Gerbizstidi, welche den seltenen Mannsnamen Gerbiz oder Gerbis enthält und demnach bedeutet: „Wohnstätte des Gerbis.“[1]

Die erste urkundliche Erwähnung findet der Ort anlässlich der im Jahre 985 hier stattgehabten Gründung eines dem h. Johannes dem Täufer als Schutzherrn geweihten Nonnenklosters, des ältesten in der ganzen Grafschaft Mansfeld. Das Kloster, welches sich rühmte, von seinem Schutzheiligen einige Reliquien zu besitzen,[2] war von Ricdag, dem Grafen im Schwabengau, sowie von dessen Geschwistern Dietrich und Eilsuith gegründet worden. Doch erlebte der Stifter die Vollendung des Baues nicht, da er noch in demselben Jahre starb. Er, wie vermutlich auch die andern Glieder seiner Familie, namentlich seine Schwester Eilsuith, die erste Äbtissin dieses seines Familienklosters, und sein Sohn Karl

[1] Die eingehendere Begründung siehe in Grössler, Erklärung der deutschen Ortsnamen des Mansfelder Seekreises (Zeitschrift des Harzver. XVI, S. 109).

[2] „ecclesiam, que dicitur Gerbestede, pro honore sancti Iohannis baptiste, cuius reliquie ibidem continentur, ... ditatam.“

sind daselbst begraben worden. (Annalista Saxo: „Theodericus et Ricdagus cum sorore sua nomine Eilsuit construxit coenobium, quod Gerbizstidi dicitur, ubi eadem soror illius sanctimonialibus praefuit, ibique sepultus est et ipse cum filio suo Karolo et plurimis de eadem cognatione.“) Die Verwandten und Erben des Stifters aus dem Hause der Grafen von Wettin dotierten das ursprünglich dem Augustinerorden angehörige Kloster, dessen Schirmvögte sie waren und in welchem sie ebenfalls ihre letzte Ruhestätte nahmen, in freigebiger Weise. Um 1064 machte der Magdeburger Dompropst Friedrich von Wettin, der die auf ihn gefallene Wahl zum Erzbischof von Magdeburg nicht hatte durchsetzen können und sich mit dem Bistum Münster (1064—1084) hatte begnügen müssen, das Kloster Gerbstedt abhängig von dem Hochstift Münster, freilich nicht zum Heile des Klosters, denn in Folge der Nachlässigkeit der bischöflichen Procuratoren und der Massnahmen der Bischöfe von Münster selbst gingen demselben viele Güter verloren und die Klosterzucht geriet so in Verfall, dass sich der damalige Klostervoigt aus dem Hause Wettin, der Markgraf Konrad von Meissen, im Jahre 1118 veranlasst fand, mit Hilfe des Bischofs Reinhard von Halberstadt, der auch andere verwilderte Klöster zu reformieren eifrig bemüht war, das Kloster in jeder Hinsicht in einen bessern Stand zu bringen. Er führte die von dem Bischof von Münster entfernten Nonnen zurück, unterwarf den Convent der Regel des strengeren Benediktinerordens, verschaffte demselben die ihm entfremdeten Besitzungen wieder und wurde somit der Wiederhersteller und zweite Gründer des Klosters. Unter der Benediktinerregel lebte der Klosterconvent bis zum Jahre 1506, in welchem abermals eine Reformation des Klosters von dem Kloster Neu-Helfta vor Eisleben aus erfolgte. 1525 wurde das Kloster, wie alle übrigen mansfeldischen Klöster, von den aufrührerischen Bauern geplündert und fast gänzlich zerstört. Gleichwohl erhielt es sich noch ziemlich lange, wenn auch in zunehmender Dürftigkeit und Unselbständigkeit. Im Jahre 1541 verkaufte Erzbischof Günther von Magdeburg, dessen Stift Stadt und Kloster erworben hatte, beide an die Grafen Volrad und Gebhart von Mansfeld erblich. 1574 wurde das Kloster säcularisiert und 1585 dem Obersten Otto v. Plotho für seine Forderungen an die Grafen von Mansfeld-Friedeburg (Niederländer Linie) von diesen, den damaligen Schirmherren des Klosters, erst als Pfand niessbräuchlich, später (im Jahre 1600), aber wiederkäuflich, als Eigentum überlassen. Die Klosterkirche schenkten die Grafen der Stadt Gerbstedt, behielten sich aber das Patronatsrecht über dieselbe vor. Die Grafen Hans Georg und Peter Ernst v. Mansfeld beabsichtigten 1561 in dem Kloster „eine gemeine landtschule“ für „megdlein vom adel und aus den stedten in der herschaft“ zu errichten. Dieselbe kam auch zustande, da im Jahre 1576 Graf Karl der Jüngere bezeugt, dass „albereit vor etlichen jharen angefangen, eine erbare christliche zuchtschule von jungfreulein zu halden,“ doch gedachte der genannte Graf nach Absterben der Klosterpersonen „an stat der meidelein in oft benanten closter zwehne preceptores zu halten und eine knabenschule an der zahle zwanzigk“ einzurichten, aber der Edle Otto v. Plotho liess die Schule seit 1587 wieder eingehen und verwandte die für dieselbe bestimmten Einkünfte zu seinem Nutzen. Die dem Kloster gehörenden Wälder, namentlich die bei Sangerhausen gelegene Abbatissina, schlug Kurfürst Christian I. von Sachsen zum Amte Sangerhausen. 1736 löste König Friedrich Wilhelm I. von

Preussen als Oberlehnsherr ausser andern verpfändeten gräflichen Ämtern auch das Klosteramt Gerbstedt ein, vereinigte es mit dem v. Steubenschen Gute, welches in der westlichen Vorstadt von Gerbstedt, der Neustadt, lag, und gab es dem Prinzen Ferdinand von Preussen, bei dessen Erben es bis zur Errichtung des Königreichs Westfalen verblieb. Während der westfälischen Zeit kam es in den Besitz der Familie v. Neumann, welcher es noch jetzt gehört.

Zu dem Kloster gehörte ausser einer im J. 1190 erwähnten „capella sancte Marie in claustro nostro" auch die jetzt nicht mehr bestehende Kapelle Beatae Mariae virginis am Welfesholz („capella S. Marie Virginis in ligno catuli eidem coenobio — Gerbestat — annexa"), welche, zum Andenken an die dort geschlagene berühmte Schlacht erbaut, ein viel besuchter Wallfahrtsort war, an welchen sich heidnischer Aberglaube knüpfte, (vgl. die Sage Nr. 102: Sanct Iodute etc. in: Grössler, Sagen der Grafschaft Mansfeld) und welche noch im XVI. Jahrh. dem Kloster zustand. Als eine Kirche, über welche die Äbtissin von Gerbstedt das Patronatsrecht hatte, wird auch die von Klein-Corbetha (bei Merseburg) genannt.[1]

Die Klosterkirche selbst, welche im Schiff zwei Reihen Fenster über einander, zwei hohe Türme und fünf Glocken hatte, stand bis zum Jahre 1658, in welchem sie am 12. Febr. einstürzte. Am 2. Decbr. 1805 fiel der letzte der stehengebliebenen Türme zusammen. Die Trümmer wurden später zu Gunsten einer neu zu erbauenden Bürgerschule abgetragen und verbaut, ohne dass man auf Erhaltung merkwürdiger Architekturstücke bedacht gewesen wäre. Nur der in moderner Form mit Schieferspitze wiederhergestellte Glockenturm auf dem ehemaligen Klosterhofe, dem jetzigen Schulplatze, bezeichnet noch den Standort der Klosterkirche. Da die Zeit der Erbauung des Klosters auf frühromanischen Charakter etwa erhaltener Architekturreste schliessen lässt, so ist es um so mehr zu bedauern, dass nur ausserordentlich wenig davon erhalten geblieben ist. Es fand sich nur das obere Stück eines Grabsteines in dem unter dem Schulgebäude befindlichen alten Klosterkeller, (vgl. Nr. 129), auf welchem das Bild einer Nonne (Äbtissin?) zu sehen ist. Am Schulhause selbst ist noch ein ehemaliges Kämpfergesims (siehe Nr. 130), eingemauert, mit acht Sternen in Quadraten bedeckt, ein sehr häufiges Verzierungsmotiv frühromanischer Bauten.

[B] Nicht weniger interessant sind einige romanische Stuckreste, die jetzt im Hallischen Museum aufbewahrt werden. (Vgl. Nr. 131.) Sie sind (nach Ermittelung des Herrn Dr. Julius Schmidt) beim Aufräumen des Schuttes des 1658 eingestürzten Klosters aufgefunden. Vielleicht haben sie in der Klosterkirche ihren Platz gehabt in ähnlicher Weise wie die Stuckarbeiten in der Stiftskirche zu Gernrode. Sie scheinen nicht alle derselben Zeit anzugehören; das Wellenornament (links in der Mitte der Figur) erinnert an Formen aus der Betgruft vor dem Königsgrabe in Quedlinburg, während der Kopf und der Hals des Ungetüms (rechts oben) wegen der Verzierung dem 12. Jahrhundert zuzuschreiben ist. Die übrigen Reste widersprechen dieser Zeit nicht.

[G] Über einen ehemals im Kloster befindlichen Altarschrein siehe das über die Stadtkirche Gesagte.

---

[1] Burkhardt, Sächsische Kirchen- und Schul-Visitationen S. 292.

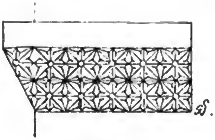
Die Glocken der Klosterkirche hat der frühere Superintendent Mösche noch gesehen und beschrieben. Auf dem nördlichen Turme hingen:

1) Die grösste Glocke, welche von hohem Alter und ursprünglich ohne jede Inschrift war, ist 1732 von Peter Becker in Halle umgegossen worden.

2) Eine kleinere, (Durchmesser $2\frac{1}{2}$ Ellen) „von sehr schönem Metall und ziemlich alter Form,“ war gegossen Anno MCCCCXXX. Oben am Rande fanden sich „einzelne Buchstaben in alter Mönchsschrift, welche sich weder drucken, noch entziffern lassen.“ Um die Glocke herum standen „allerhand Bildnisse in



Nr. 129.



Nr. 130.



Nr. 131.

Münzform, als: Christus am Kreuz mit Maria und Johannes; Adam und Eva unter dem verbotenen Baume; ein alter Ritter mit gezogenem Schwert u. s. w. Gegen Abend und Morgen war ein etwas grösseres Marienbild angebracht.“

3) Eine kleine, „uralt, ohne alle Inschrift, von spitziger Form und sehr schönem Metall.“ (Durchm. eine Elle). Auf dem südlichen Turme hingen folgende zwei Glocken:

4) Eine Glocke von $2\frac{1}{4}$ Ellen Dchm. „Gegen Abend war der Papst mit den Schlüsseln Petri, auch verschiedene Kardinäle, ferner das Begräbnis Christi abgebildet. Oben waren die Namen der vier Evangelisten zu lesen. Ausserdem trug sie die Inschrift:

> Hilf heilige Mutter sancta Anna salbdrit. Verbum Domni in aeternum mnt. Anno Domni MCCCCCIV. hilf Maria bndct.

(Die abgekürzten Worte sind natürlich manet und benedicta zu lesen.)

5) Eine kleinere, $1\,^1/_2$ Ellen Dm. Sie hatte genau dieselbe Inschrift, wie die Glocke ad 4.) und trug gegen Abend das Bildnis eines Heiligen.

Gleich hier mag noch einer Glocke gedacht werden, welche sich ehemals in einer im Amtsgarten gelegenen, angeblich zu Karls d. Gr. Zeit errichteten, aber nunmehr verschwundenen Taufkapelle, von der Anfang des 18. Jahrhunderts noch Überbleibsel zu sehen waren, befunden haben, aber von der Familie v. Steuben bei ihrem Wegzuge von Gerbstedt als Familienstück mitgenommen sein soll. Die Inschrift auf derselben soll gelautet haben:

Hilf Sanct Anna Leib DCCCXCV.

(nach anderer Lesart: **DCCCXLV.**)

Dass diese Lesung auf einem Irrtum beruht, bedarf keines Beweises. Denn es steht zu vermuten, dieselbe werde gelautet haben: **Hilf Sanct Anna Selb Drit XCV**, indem **Leib** für **Selb** und **DCCC** für **Drit** gelesen wurde. Dann ergäbe sich bei Weglassung der Tausend- und Hundertzifter das Jahr 1495.

An dieser Stelle sei auch noch eines andern Kunstwerkes gedacht, welches das Kloster nach Andreas Hoppenrods Zeugnis (in seiner Oratio de monasteriis Mansfeldensibus) besass. Bertha, die Tochter des Markgrafen Conrad v. Meissen und Äbtissin des Klosters, hatte in einen Teppich, der noch zu Hoppenrods Zeit im Kloster aufbewahrt wurde, folgende Verse gewebt („sicut testantur rhythmi, quos ipsa sua manu tapeto intexuit, et ibi adhuc hodie conservantur.“) Die leonischen und wohl nicht genau überlieferten Verse lauteten:

Larga manu herile decus, stirps nobilitatis,
Hoc tibi, preco dei, Bertha ministrat opus.
Forma, genus, census fuit istis gratia sensus,
Unde viri clari, famosi, laudis avari,
Vitabant vel res vel opes, ceu nauta ciclopes.
Est melius mentis, animi bene se statuentis,
Quem iuvat ars, studium, plus tamen ingenium.

(Die weiter folgenden Verse geben keinen rechten Sinn.)

[S] Von dem ehemaligen Kloster ist übrigens auch noch das in fünf Teile geteilte Wohngebäude der Nonnen erhalten, welches etwa ums Jahr 1739 gegen einen Zins in den Besitz von fünf Privatleuten übergegangen ist. Die im untern Stock compakten, im obern aus Fachwerk von Eichenholz bestehenden Umfassungswände, die hohen, meist mit Forstziegeln gedeckten Dächer und die geräumigen, hohen, gut erhaltenen und ursprünglich zusammenhängenden Keller stammen noch aus der Zeit vor der Reformation. Die Fenster sind klein, meist paarig. Die Grundfläche des vierteiligen Langbaues enthält $56 \times 8 = 448$, die des Querbaues $32 \times 8 = 256$ □ Meter. Doch bieten diese Gebäude nichts Merkwürdiges.

[G] Das grosse, runde, schon einer Urkunde von 1190 aufgedrückte, also spätestens dem 12. Jahrh. angehörende Siegel des Gerbstedter Convents zeigt die Taufe Jesu im Jordan durch den Täufer Johannes. Jesus, dessen bartloses Haupt ein Kreuznimbus umgiebt, und welcher die linke Hand betend (mit der innern Handfläche nach aussen), die rechte segnend in der Form der Schwurhand

(ebenfalls die Innenseite nach aussen gekehrt) emporhebt, steht in den Wellen des Jordan, die durch einen darin schwimmenden Fisch und eine darauf schwimmende Ente noch bestimmter als fliessendes Wasser gekennzeichnet werden. Zu seiner Rechten (links vom Beschauer) steht der Täufer mit doppelspitzigem Kinnbart, kreuzlosem Nimbus und zottigem Mantel. Seine Linke hat den rechten Arm Jesu ergriffen, seine Rechte ist ebenfalls segnend in der Form der Schwurhand erhoben. Über dem Haupte Jesu schwebt der heilige Geist in Gestalt einer Taube mit ausgebreiteten Flügeln. An die linke Seite Jesu scheint ein Engel heranzufliegen, welcher in seinen ausgestreckten Händen ein grosses Laken hält, das offenbar zum Abtrocknen des aus dem Bade Steigenden dienen soll. Auch auf der andern Seite scheint noch ein Engel dem Vorgange zuzuschauen. Die Umschrift in nur mässig gotisierender Majuskel lautet:

+ SIGILLV. SANCTI. IOHANNIS. BAPTISTE.
IN GERVENSTAD.

Die Siegel verschiedener Äbtissinnen haben parabolische Gestalt und zeigen das Bild der Äbtissinnen selbst, das Siegel des Propstes zeigt das von einem Nimbus umgebene Haupt des Täufers in einer Schüssel. Abbildungen, namentlich des grossen Conventssiegels, finden sich auf der ersten der dem Mansfelder Urkundenbuche beigegebenen Tafeln.

Die Stadtkirche auf dem Grashofe, welche eigentlich dem h. Stephan, dem Schutzpatron des Hochstifts Halberstadt geweiht ist, wird jetzt durchweg als S. Johanniskirche bezeichnet, indem der Name der Klosterkirche S. Joh. Bapt. nach dem Zusammensturze der letzteren auf erstere übertragen worden ist. Das alte Kirchengebäude ist verschwunden; das neue, in einfachster nüchternster Weise hergestellt (angeblich 1739 vollendet und 1776 durch eine Absis erweitert), besitzt keinen angeschlossenen Glockenturm, vielmehr dient zu diesem Zweck der an der Schule stehende auf dem ehemaligen Klosterhofe, welcher oben erwähnt ist. Auf ihm befinden sich drei im Jahre 1858 von Ulrich in Laucha gegossene Glocken von 1,42, 1,12, 0,94 m Dm.

Zu der alten S. Stephanskirche gehörte auch eine ebenfalls auf dem Grashofe belegene, vor 1438 erbaute, nun ebenfalls beseitigte Kapelle SS. Petri et Pauli, deren eine Urkunde vom 29. Juni 1438 mit den Worten gedenkt: „in der capellen der hymelfursten sand Peters und sand Pauls, dye in yr ere gebauet ist uf dem graszhofe zu Marketgerpstede.“

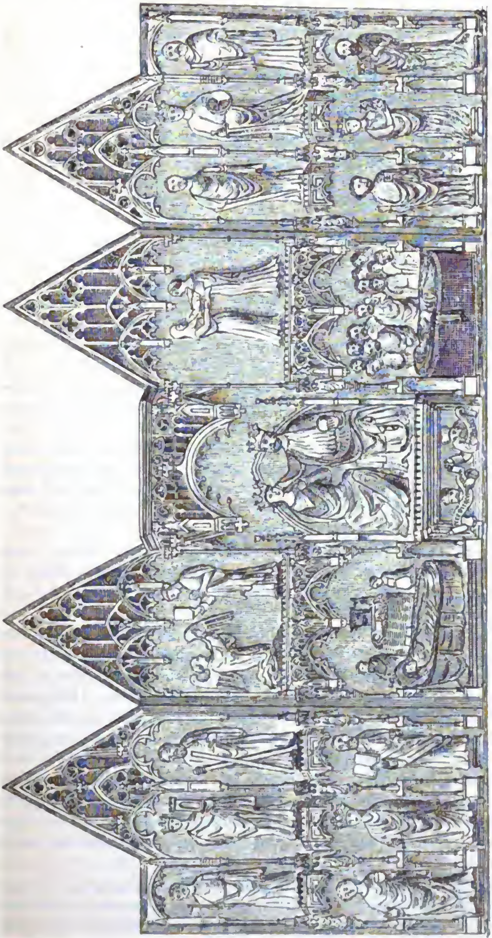
Bemerkenswert ist in der Stadtkirche ein wohlerhaltener mittelalterlicher Altarschrein von grosser Schönheit, der nach dem Einsturze der Klosterkirche hierher versetzt worden sein mag. Die gründliche Wiederherstellung desselben hat die Kirche der Anregung des verstorbenen Herrn v. Quast, des kunstverständigen Conservators der Kunstaltertümer des preussischen Staates, zu verdanken. Auf königliche Kosten wurde dieser Schrein im Jahre 1867 unter Leitung des Direktors der königlichen Museen zu Berlin, des Herrn von Olfers, mit einem Kostenaufwande von 390 Thalern restauriert. Der Hintergrund, die architektonische Umgebung und die Hauptgewänder sind matt vergoldet; die Innenseiten der letzteren sind rot oder blau. Herr von Quast soll sich folgendermassen über den Schrein geäussert haben: „Es ist ein Schnitzwerk von nicht

gewöhnlicher Schönheit, das seines altertümlichen Stiles wegen wohl noch der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts angehören dürfte. Die Figuren zeigen in starkem Relief weiche und längliche Formenbildungen mit reicher, vielgefalteter und bewegter Gewandung; das Ganze erinnert an die Kölner Malerschule.“ (Vielleicht war der Schrein der Kirche von einem Bischof von Münster geschenkt worden, denn von dem Bistum Münster war das Kloster Gerbstedt, wie früher erwähnt worden ist, hinsichtlich seiner Vermögensverwaltung abhängig.) Das

S. Matthias.	*S. Barbara.*	*S. Andreas.*	*Verkündigung Mariae.*	*Krönung der Maria.*	*Mariae Besuch bei Elisabeth.*	*S. Simon.*	*S. Katharina.*	*S. Matthaeus.*
S. Johannes.	*S. Dorothea.*	*S. Paulus.*	*Christi Geburt.*	*Propheten.*	*Mariae Tod.*	*S. Pêtrus.*	*S. Margareta.*	*S. Bartholom.*

Mittelstück stellt die unter einem Baldachine sitzende Jungfrau Maria dar, welche von ihrem neben ihr sitzenden Sohne gekrönt wird, darunter zwei Prophetenköpfe mit Schriftbändern des Inhalts: Ecce virgo concipiet, et tu Bethlehem; also die Propheten Jesaia und Micha. Seitwärts befinden sich, noch zum Mittelstück gehörig, zwei mal zwei Reliefs unter doppelten Baldachinen, oben die Verkündigung Mariä und Mariä Besuch bei Elisabeth. Die Maria ist eine höchst edle, schlanke und bewegte Figur, aber auch die Elisabeth ist von ähnlicher Schönheit. Darunter die Geburt Christi und Mariä Tod. In dem ersteren dieser beiden Reliefs erblickt man Maria im Wochenbett; Jesus liegt in einem Korbe, daneben ist die Wehemutter thätig; Joseph kocht eine Wochensuppe, und Ochs und Esel schauen in die Scene herein. Die Seitenflügel zeigen, jeder in zwei Reihen, acht Apostel und vier weibliche Heilige. Links stehen: der Apostel Matthias mit dem Beil, die h. Barbara mit dem Turm und der Apostel Andreas mit dem Andreaskreuz. Ferner: der Apostel Johannes mit dem Kelch, die h. Dorothea mit Korb und Schwert, der Apostel Paulus mit Buch (das Schwert ist verloren). Rechts: der Apostel Simon mit der Säge, die h. Katharina mit Schwert und Rad, der Apostel Matthaeus mit Buch und Beutel. Ferner: der Apostel Petrus mit dem Schlüssel, die h. Margareta mit dem Drachen, der Apostel Bartholomaeus mit dem Messer. Das schön wiederhergestellte Werk schmückt jetzt die Kirche um so mehr, als sie sonst jedes inneren Schmuckes entbehrt.

[B] Die Zeichnung (Nr. 132) giebt den Altarschrein so, wie er ursprünglich als Ganzes sich darstellte. Die jetzige Aufstellung hat die drei Teile getrennt, indem nur der Schrein selbst auf der Altarplatte steht, die Flügel aber die Kanzel links und rechts flankieren. Erst durch die richtige Vereinigung der drei Teile kann man eine volle Vorstellung von dem Kunstwerke erhalten, das besonders auch



Nr. 132.

wegen seiner architektonischen Formen im Ganzen wie im Einzelnen wertvoll ist. Vor allem ist der Schrein selbst reich gestaltet. Der Mittelteil ist oben wagerecht geschlossen und von der obern Kante hängt ein aus reichstem Masswerk gebildeter Baldachin herab, dessen Ecken mit Fialen geschmückt sind. Nach unten schliesst ihn ein Rundbogen ab, den mit kleinen Rundbögen verbundene Kleeblätter wirkungsvoll einfassen, während eine Kreuzblume (hier nicht besonders glücklich) die Höhe des Bogens besetzt. Unter den Formen des Masswerks zeigt sich hier einigemale das Fischblasenmotiv, dessen Vorhandensein davor warnt, den Schrein in die Zeit der Hochgotik zu setzen. Die Seiten dieses Baldachins öffnen sich in etwas schräg aus der Wand heraustretenden Wimpergen nach links und rechts. Die unter diesem Baldachin angebrachten Figuren, Christus und die Jungfrau, sitzen auf einem zinnengekrönten Sockel, den die schon erwähnten Prophetenköpfe mit ihren Schriftbändern schmücken. Auf den Seitenstücken des Mittelschreins sind die architektonischen Zierteile nicht minder reich; die ihre Mitte einnehmenden Baldachine zeigen in ihren zwischen Fialen prangenden Spitzbogen und dem Masswerk darüber ganz reine Formen der Hochgotik, ebenso die zu hohen Spitzgiebeln hinaufgezogenen Oberteile der Seitenstücke. Diese werden vom Mittelteil oben und unten getrennt durch zierliche Säulen, die oben auf Baldachine aufsetzen; Engelgestalten stehen auf Konsolen darunter, die ihrerseits von kleineren Säulen getragen werden, während säulengetragene Häuschen die Grundlage dieses ganzen zierlichen Aufbaues bilden.

Nur wenig einfacher sind die Flügelthüren, von denen jede natürlich der Hälfte des Mittelschreins entspricht. Masswerk, Fialen, Zwischensäulchen mit Engeln sind hier womöglich noch zarter gearbeitet. Hier hat jede Figur ihren besonderen Rahmen; die Baldachine, deren Oberteil auch hier die oberen Figuren stützt, sind darum kleiner und schlichter.

Auf der Zeichnung konnten nur die architektonischen Teile in voller Ausführung wiedergegeben werden; die Einzelheiten der Figuren hätte nur eine scharfe photographische Wiedergabe genügend darstellen können, die z. Z. nicht zu beschaffen war.

[G] Was die Stadt selbst[1] betrifft, so war sie lange Zeit nur ein Dorf, doch wuchs dieses der Sage nach durch die nach Gerbstedt geflüchteten Bewohner der umliegenden Dörfer zu grösserer Volkszahl. Zwar trifft es nicht zu, dass der Hauptzuwachs anlässlich der Schlacht am Welfesholz im Jahre 1115 stattgefunden hat, wie die Sage behauptet, welche erzählt, die neue Ansiedelung habe den Namen Kloppan empfangen, weil die Flüchtenden flehend an das Kloster geklopft und Erhörung ihrer Bitte gefunden hätten, denn fast alle jetzt wüsten Dörfer der Umgebung von Gerbstedt kommen noch lange nach der Schlacht am Welfesholze, wie aus Urkunden zu erweisen ist, als bewohnte vor, aber soviel ist gewiss, dass Gerbstedt seine grosse Flur und sein allmähliches Anwachsen zu einer Stadt, wie so viele andere Städte, dem Umstande verdankt, dass die Bauern der umliegenden

[1] Vgl. zur Geschichte der Stadt: Berger, Chronik von Gerbstedt, Gerbstedt 1878. Die einzelnen Kapitel dieses Buches sind von sehr verschiedenem Werte. Alles, was ältere Zeiten und Verhältnisse betrifft und geschichtliches Urteil erfordert, ist unzuverlässig. Dankenswert sind die Mitteilungen aus städtischen Archivalien.

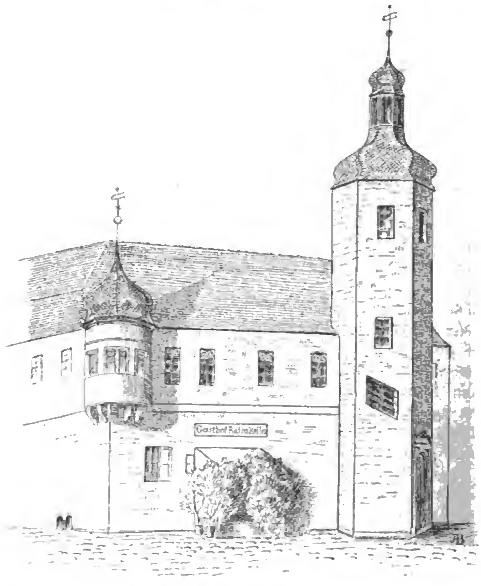
Dörfer dieselben verliessen, nach Gerbstedt zogen, wo sie bessern Schutz in Kriegsnot finden mochten, und ihre Flur mit der Gerbstedter vereinigten. Noch im Jahre 1364 wird zwar Gerbstedt in der Beschreibung der Mansfeldischen Berggrenze ein Dorf genannt, besass aber doch schon spätestens 1341 in dem jüngeren Schwesterdorfe Obergerbstedt (Overngerpstedt) eine zweite Kirche mit eigenem Pfarrer. Im Jahre 1404 aber überlässt Erzbischof Günther von Magdeburg den Bürgern des Weichbilds Gerbstedt die Taverne oder den Ratskeller im Rathause dortselbst, um den daraus erfliessenden Nutzen zum gemeinen Besten zu verwenden, und gestattet ihnen, allwöchentlich am Dinstage einen freien Markt und Donnerstags einen freien Messtag zu halten.

Der Flecken Gerbstedt (das vleck Gerbstede), welcher zu jener Zeit, wie schon angedeutet, bereits ein Rathaus besass, umfasste nach Berger (Chronik von Gerbstedt V, 35) damals den Markt, die hohe Strasse, die Herrenstrasse, die Lindenstrasse, das Rosenthal, den Grashof, die Eisleber Gasse, und besass folgende Thore: das hohe Thor, das Eisleber Thor, das Schulthor (Eingang zum Kloppan), das Ihlewitzer und das Belleber Thor, und heisst wegen der ihm zustehenden Marktgerechtigkeit im Jahre 1435 zum Unterschiede von dem benachbarten Obergerbstedt nunmehr Marktgerbstedt. Im Jahre 1438 hängen „die ersamen rathmanne, alterleuthe und dye gemeyne zu Marktgerpstede ores wichbildes ingesigil“ zur Bestätigung an eine Urkunde. Wie früh Gerbstedt mit Mauern befestigt worden, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen, doch erwähnt eine Urkunde vom 1. April 1516 ausdrücklich die Befestigungen des Fleckens Gerbstedt (ecclesie sancti Stefani prope et extra municionem predicti oppidi site), und eine andere vom 8. Juni 1520 nennt die consules et senatores prefati opidi Gerbsteth. Der bald zu grösserer Volksmenge angewachsene Flecken wurde dann 1530, in demselben Jahre, in welchem er am Freitag nach Exaudi ausbrannte, auf Bitte des Grafen Hoyer von Mansfeld zugleich mit den beiden Flecken Leimbach und Heldrungen am 10. August 1530 zu Augsburg durch Kaiser Karl V. (aufs neue?) mit dem Stadtrechte begnadet und ihm das Recht verliehen, den bisher bei der Kapelle am Welfesholz abgehaltenen Jahrmarkt nach der Stadt zu ziehen, Geleits- und Stättegeld, welches bisher die Grafen von Mansfeld erhoben hatten, zu erheben und ein Wappen zu führen. Nun wurden auch der rote Berg und Sperlingsberg, die Breite und die Hettstedter Strasse auf städtischem und auf Klostergrund erbaut. Nach dem Tode des strengkatholischen Grafen Hoyer wurde 1543 der erste evangelische Gottesdienst in einer Garküche gehalten, weil die Äbtissin Emmerentia von Obernitz den Mitgebrauch der Klosterkirche nicht gestatten wollte. 1558 erzwangen die Grafen diese Erlaubnis und 1565 erhielt die Stadt ihren ersten evangelischen Prediger, doch mussten bei dem evangelischen Gottesdienste immer dreissig Bürger mit geladenem Gewehr die Kirche zum Schutz gegen die sich zusammen rottierenden Katholischen besetzen. Später hemmten Brände (namentlich 1559) und Pest (in den Jahren 1626, 1636, 1681) sowie die Leiden des dreissigjährigen Krieges andauernd den Aufschwung der Stadt, deren Einwohnerzahl im Jahre 1569 800—900 Seelen betragen hatte, wie derselbe auch in der neueren Zeit wegen der Entlegenheit derselben von dem grossen Verkehr noch auf sich warten lässt.

In der Stadt, welche häufige Brände erlitten hat, befinden sich nur noch

Spuren von alten Holzhäusern, doch auch diese verschwinden mehr und mehr. Auch die Stadtmauern, Türme und Thore sind abgetragen.

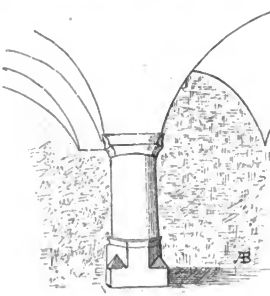
Das jetzt vorhandene Rathaus stammt im wesentlichen aus dem XVI. Jahrhundert, hat jedoch in den Jahren 1668 und 1678 durch Brände gelitten und ist daher zumteil erneuert. *[B]* Es ist ein schlichter Bau. (Vgl. Nr. 133.) Seine Aussenseite wird aber durch einen ziemlich hohen achtseitigen Turm, der mit



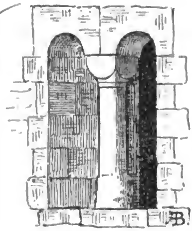
Nr. 133. Rathaus zu Gerbstedt.

durchbrochener zopfiger Haube versehen ist, und durch einen runden, auf Konsolen gestützten Erker belebt und wirkt deshalb gar nicht übel. Die Räume des Erdgeschosses im Rathause sind gewölbt, so auch die Gaststube des Ratskellers. Die gurtlosen Gewölbe ruhen hier auf den Wänden und vereinigen sich auf einem mitten im Zimmer stehenden runden Pfeiler (vgl. Nr. 134), dessen Basis ein aus dem Viereck sich entwickelndes Achteck ist. An Stelle des Kapitäls vermittelt ein in etwas ungeschickter Weise wieder in das Viereck überleitender Aufsatz den Übergang vom Schafte. Alle bisher erwähnten Teile dürften in das 16. Jahrhundert zu versetzen sein. Der Keller unter der Erde gehört aber noch

der romanischen Zeit an. Das beweist die gekuppelte Lichtöffnung (siehe Nr. 135), deren Zwischensäule ein Würfelkapitäl zeigt, während die Basis, anscheinend die attische, so verstümmelt ist, dass man die Form nicht mehr genau erkennen kann.



Nr. 134.



Nr. 135.

Dieses merkwürdige „Kellerloch“ gehört etwa der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts an. Es folgt zwar nicht notwendig daraus, dass schon damals das Rathaus gebaut wurde, doch ist es immerhin nicht unwahrscheinlich.

[G] An dem Treppenturme befindet sich folgende Inschrift in Lapidarbuchstaben:

EIN · SPRVCH · AVS · DEM · PERIAND(RO) ANNO · MVNDI 3.3.35.
ALLE · SVND · VND · LASTER · FLEVCH · (V)ND · MEID.
WAS · RECHT · IST · THVE · ZV · ALLER · ZEI(T).
HOFF · BESSERS · VND · DENCK · DOCH · DABEY.
DAS · DI(S) · LEBEN · VORGENGLICH · SEY.
AD · LAVDEM · DEY · ANNO 1.5.66 IAR · DEN · 20. IVNII.

Durch die Mitte der Steintafel geht ein Sprung, der die Inschrift zerreisst und einige Buchstaben hat verschwinden lassen.[1] Links steht das mansfeldische Wappen, rechts zwei Schildchen, auf deren einem Sommer das Bild eines betenden Knaben, auf deren anderm eine Hausmarke, (vgl. Nr. 136), wahrscheinlich das Werkzeichen des Erbauers, erkennen zu müssen glaubt, wogegen ich in dem einen Schildchen ein zweigeteiltes schwarz-silbernes Feld, in dem andern ein Kleeblatt und darüber als Helmschmuck eine Figur mit erhobenem Arm zu erkennen glaube, also das Doppelwappen der Stadt Gerbstedt.

In dem noch vorhandenen Siegel der Stadt Gerbstedt (vgl. Nr. 137) findet sich nämlich folgendes zumteil redende Wappen: Eine nur im Brustbild dargestellte Jungfrau hält in der erhobenen rechten Hand eine (goldene) Roggenähre.

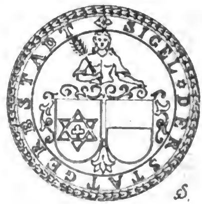
---

[1] Periander war einer der sieben Weisen Griechenlands. Übrigens steht derselbe Spruch mit nur geringen Abweichungen auch über dem Hause Hohethorstrasse Nr. 10 in Eisleben.

Zu ihren Füssen stehen zwei Wappen. Das eine zeigt das Hexagramm mit einem Kleeblatt im Mittelpunkt; das andere ist quer in zwei Hälften geteilt, oben schwarz und unten silbern. Es ist kaum zu bezweifeln, dass die von der Jungfrau



Nr. 136.



Nr. 137.

emporgehaltene Roggenähre der oben erwähnten unrichtigen Deutung des Ortsnamens als „Garbenstätte“ ihr Dasein in dem Wappen verdankt.

Die Stadt braute früher — wie Biering berichtet — „ein feines Bier, so aber keinen feinen Namen hat,“ denn es hiess Saukopf. Es wurde stark aufs Land verführt, aber auch in der Stadt fleissig getrunken, vor allem wohl in dem oben beschriebenen Ratskeller.

Um noch des v. Steubenschen Hofes zu gedenken, so ist nach Bierings Angabe in den Jahren 1596 und 1675 an demselben viel gebaut worden. Über dem Hinterthore stand:

Modeste accede,
Honeste recede.

Gnölbzig.

[G] Kirchdorf, 20 km nordöstlich von Eisleben gelegen, mit im Jahre 1875: 337, 1880: 374, 1885: 372, 1890: 414 Einwohnern (einschliesslich des Gutsbezirks). Es lag in der Grafschaft Alsleben im Nordschwabengaue und gehörte in kirchlicher Hinsicht in den Archidiakonatbezirk Wiederstedt des Bistums Halberstadt. Der Ortsname 1121 und 1135 Glinibs, 1210 Glibs, 1376 Gnelpsz, 1400 Gnölpss, 1480 und 1487 Gnelbs, später Gnölpzig, enthält nach Ausweis der ältesten urkundlichen Form das slavische Wort glina (Lehm, Thon) und deutet auf thonige bezw. lehmige Beschaffenheit des Bodens der Ansiedelung. Das Gemeindesiegel (mit der Umschrift: Gemeinde Gnölbzig und der Jahreszahl 1817) zeigt einen stachelflossigen Fisch, eine Hindeutung auf die Fischerei als den ehemaligen Hauptnahrungszweig des Dorfes.

Das hiesige Rittergut besass 1376 Otto v. Glum, später das Geschlecht derer v. Krosigk über 200 Jahr. 1495 wird als Besitzer Eschwin von Krosigk genannt. 1673 verkaufte es der Vormund Siegfried Dittleffs von Krosigk an Günther von Bünau den Älteren auf Baren, doch ward es nach 1702 von dem Kriegskommissarius Heinrich von Krosigk auf Alsleben wieder zurückgekauft.

Die dem h. Mauritius geweihte Kirche ist baulich nicht merkwürdig. Im

Schlusssteine der Kirchthür steht die Jahreszahl 1795. An dem Orgelchore hängt eine Widmungstafel vom Jahre 1796, laut welcher die Einwohner des Dorfes das Gotteshaus Jesu Christo geweiht haben. Erwähnung verdienen allenfalls eine eigentümlich geformte zinnerne Taufkanne und ein hölzernes Kruzifix, dessen Kreuzarme von Engelsköpfen eingefasst sind.

Die Kirche besitzt zwei alte Glocken von 1,12 und 1,10 m Durchmesser, von denen die etwas grössere nur die bekreuzten apokalyptischen Zeichen A und Ω zweimal wiederholt aufzuweisen hat nebst einer zwölfmaligen Abteilung des oberen Kranzes durch eine lotrechte, im Zickzack gebrochene oder schlangenartige Linie, welche sich übrigens als Abteilungszeichen auch anderswo vorfindet. (Vielleicht Hindeutung auf die am Kreuze erhöhte, das Volk Gottes heilende Schlange?)

Die kleinere Glocke vom Jahre 1490 trägt folgende Inschrift in gotischer Minuskel:

anno dm̄ m° cccc° xcꝰ h l v b hilf iheſus maria ſancta anna berat.

Darunter steht:

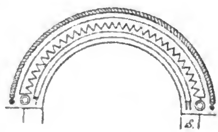
petruſ · man · do · parnar · hanſ · van · krosigk.

Der erwähnte Pfarrer Petrus Man wird im Jahre 1500 als Dechant der Kirche S. Joh. Bapt. zu Alsleben erwähnt. (Vgl. v. Dreyhaupt, Beschr. d. Saalkreises II, 834.) Der Sinn der Buchstaben **h l v b** ist rätselhaft.

Gödewitz.

[G] Kleines, durchaus hufeisenförmig gebautes Kirchdorf, Filial von Fienstedt, 18 km östlich von Eisleben, mit im Jahre 1875: 295, 1880: 298, 1885: 284, 1890: 264 Einwohnern, ehemals im nördlichen Hosgau (Herrschaft Salzmünde) wie auch im halberstädtischen Archidiakonatbezirke Eisleben gelegen, später ins Oberamt Friedeburg gehörig. Der Ortsname (1288 Cutewice und 1505 Godewitz) ist sicher slavisch (dem czech. hodovice gleich zu setzen), wie ja auch die Dorfanlage auf slavische Gründung hindeutet. Das Dorf führt in seinem Siegel kein besonderes Merkzeichen Im Dezember 1719, nach anderer Angabe am 1. Januar 1720 brannten sechs Häuser und bald darauf abermals neun Häuser ab, so dass nur drei Häuser erhalten blieben. Die hiernach sich ergebende Zahl von ursprünglich 18 Gehöften kehrt auch in anderen slavischen Ringdörfern wieder.

Die nördlich vom Dorfe am Rande einer steil abfallenden Schlucht gelegene, aus romanischer Bauzeit stammende, dem h. Georg geweihte Kirche, deren Fussboden sehr tief gegen den umgebenden Kirchhof liegt, weist frühgotische Änderungen auf. Zwei Tympana von eigentümlicher, sehr alter Form (vgl. Nr. 138) finden sich über und neben der sonst sehr einfachen, viereckigen Thüre in der Südwand, von denen das eine drei Kugeln oder Kreise (als Sinnbild der göttlichen Dreieinigkeit?) zeigt, das andere neben der bald zu erwähnenden Inschrift einen sägeblattförmigen Rundstab. Über der Thür der



Nr. 138.

südlich angebauten Vorhalle erblickt man folgende Inschrift in gotischer Minuskel vom Jahre 1489:

Anno dni m° cccc lxxxix
Completum est hoc opus p
Johannem Kemmeric : die
Sce anne m. vris. marie.

Die letzte Zeile ist aufzulösen:

Sancte Anne matris virginis Marie.

Deutsch: Im Jahre des Herrn 1489 ist dieses Werk vollendet worden durch Johann Kemmeritz am Tage der heiligen Anna, der Mutter der Jungfrau Maria. (26. Juli).

Auf dem oberen Rande dieser Inschrifttafel steht, offenbar später eingekratzt: Anno 1686.

Die beiden Giebel des Turmdaches krönen beschädigte Sandsteinkreuze.

Die Platte des Altars zeigt noch die Weihekreuze, stammt also noch aus katholischer Zeit. Ein zinnerner Altarleuchter trägt die Inschrift: **G. D. M. G. Z. S. M. 1657.** An der Evangelienseite des Altars befindet sich in der Wand ein kleines gotisches Tabernakel.

Auf dem Turme hängen zwei Glocken von 1,02 und 0,48 m Durchmesser, deren grössere 1802 von G. G. Becker in Halle umgegossen ist, während die kleinere gar keine Schrift hat.

Gorsleben.

[G] Kleines Kirchdorf, 15 km östlich von Eisleben, Filial von Schochwitz, mit im Jahre 1875: 188, 1880: 217, 1885: 165, 1890: 158 Einwohnern. Da die älteren Namensformen des Ortes (1310 Worsleve, um 1376 Worsleue prope Schochwitz, 1468 Wursleben, 1505 Warschleben, 1609 Worssleben) sämtlich den Anlaut G nicht haben und derselbe also erst in neuerer Zeit aufgekommen sein kann, vermutlich in Anlehnung an den des Dorfes Gorsleben im Unstrutthale, welches in älterer Zeit Geurichesleiba heisst, so kann der Ortsname nur den seltenen Personennamen Woro enthalten, welcher auf das ags. Verbum vôrjan umherschweifen (vôrjende = vagabundus) zurückzuführen ist. Also Erbgut des Woro. Das Dorfsiegel zeigt absonderlicher Weise ein von einem Pfeile durchbohrtes Herz, aus welchem drei Ähren wachsen, während unter letzteren zwei Vögel sitzen, die etwa wie Tauben oder Wiedehopfe aussehen. Die Bedeutung desselben ist dunkel. In kirchlicher Hinsicht gehörte das Dorf in den halberstädtischen Archidiakonatbezirk Eisleben, in weltlicher ursprünglich wohl mit der Freiherrschaft Schochwitz in den Burgbezirk Closchwitz, später in den Gerichtsbezirk Hedersleben und noch später zum Burgbezirk Seeburg im nördlichen Hosgau. Die einem unbekannten Heiligen gewidmete Kirche trägt die Jahreszahl 1613; der westlich stehende Turm jedoch scheint älter zu sein, da er keine Eingangsthür besitzt, sondern durch einen grossen Halbkreisbogen mit dem Schiff verbunden ist. Die Jahreszahl 1613 erklärt sich dadurch, dass im November dieses Jahres ein gewaltiger Sturm einen Teil des Turmes einriss und auch die

Kirche selbst dermassen beschädigte, dass der Gottesdienst nur mit Lebensgefahr verrichtet werden konnte, was einen Reparaturbau beider zur Folge hatte.

In der Kirche ist nur eine alte Schnitzerei, der Rest eines ehemaligen Altarschreins, die Grablegung Christi darstellend, erwähnenswert.

[S] Auf dem Turme hängen zwei Glocken von 1,21 und 0,91 m Durchmesser, deren grössere, 1878 von Ulrich gegossen, nach der patentierten Ritterschen Methode geläutet wird, deren kleinere dagegen sehr alt ist, da sie in Majuskeln einfachster Form die Umschrift hat:

AVE MATER MARIA.

Die Worte sind durch einige undeutlich gegossene Medaillons und Münzen (Brakteaten) getrennt.

[G] Auch in Gödewitz wird alle Jahre das Himmelfahrtsfest mit den Einwohnern benachbarter Dörfer, welche Kuchen zu dem Feste mitbringen, durch Kuchenverteilung und Biertrinken gemeinsam gefeiert.

Hier hat sich am 12. Nov. 1693 der sonderbare Fall ereignet, dass der Schochwitzer Pfarrer das Kind eines Gorsleber Einwohners mit Bier getauft hat, weil der Schulmeister dem Pfarrer irriger Weise Bier statt Wasser auf die Hand gegossen.

Hedersleben.

[G] Grösseres, 7 $^1/_2$ km nordöstlich von Eisleben gelegenes Kirchdorf mit im Jahre 1875: 882, 1880: 878, 1885: 933, 1890: 892 Einwohnern (einschliesslich des Gutsbezirks), ehemals im nördlichen Hosgau gelegen, woselbst es der Hauptort einer Grafschaft und Sitz eines Gaugerichtes war. In kirchlicher Hinsicht gehörte es in den Archidiakonatbezirk Eisleben. Der Ortsname (um 1060 Hadekersleibin, 1177 Hethersleve, 1267 Hedersleve, 1320 Gedersleben, 1341 Hedersleuen, 1357 Heddersleben) enthält den Personennamen Haduger (Kampfspeer) bedeutet also: Erbgut des Haduger. Das Ortssiegel mit der Umschrift: **Gemeinde Hedersleben** zeigt eine Windmühle, wohl eine Andeutung, dass Hedersleben in der weiteren Umgegend nach Erfindung der Windmühlen zuerst eine solche erhalten, die dann das Wahrzeichen des Ortes geworden. Im Jahre 1320 sah sich der Erzbischof von Magdeburg genötigt, das Haus und Gericht Hedersleben, zu welchem eine beträchtliche Anzahl von Dörfern gehörte, an seinen Vetter, den Grafen Burchart von Mansfeld zu verkaufen. 1344 übertrug auch der Edle Gebhart von Querfurt seinem Vetter Grafen Burkhart von Mansfeld unter andern auch seine Eigen- und Lehengüter in der Herrschaft Hedersleben. In dem Orte selbst, wo früher ausser dem Klosteramte drei Rittergüter und zwei Freigüter waren, war die Familie von Repgow (ohne Zweifel nach dem Dorfe Reppichau in Anhalt benannt), welcher der berühmte Verfasser des Sachsenspiegels, Eike von Repgow angehörte, angesessen und erblich mit dem Reichsschultheissenamte des nördlichen Hosgaues belehnt, weshalb die Inhaber dieses Amtes von den Kaisern als „des Reichs Liebe, Getreue“ bezeichnet wurden. Später gehörte das Reichsschultheissenamt zu H. zu den Lehnstücken der Grafen von Mansfeld.

Nach Hedersleben selbst benannte sich auch eine, namentlich in Halle später reichbegüterte Familie des niederen Adels. Der Wohnsitz derselben scheint

das v. Lattorffsche Gut gewesen zu sein. Über 400 Jahre war auch das adlige Geschlecht der Kesselhute und ausserdem die Familie v. Legat in dem Dorfe angesessen.

Die spätgotische Dorfkirche, die sehr schlanke Fenster besitzt und deren Altarraum im halben Achteck geschlossen ist, ist den heiligen Aposteln Simon und Judas gewidmet. Die Wahl dieser Schutzheiligen deutet auf eine sehr frühe Zeit der Gründung, auf die Zeit, in welcher das denselben Heiligen ursprünglich geweihte Kloster zu Hersfeld noch Güter und Zehntberechtigung in dieser Gegend hatte, also spätestens auf das 10. Jahrhundert, woraus natürlich noch nicht folgt, dass auch das heutige Gebäude noch dieser Zeit angehört. Der alte romanische Turm öffnet sich nach dem Schiffe mit zwei Halbkreisbogen Am Unterteil des Turmes ist eine kleine Nische mit Gardinenbogen eingemauert, vermutlich für ein Heiligenbild. Das Schiff betritt man durch eine romanische Thür, an welcher in undeutlichen Umrissen ein ehemaliges Tympanon zu erkennen ist. Über der Thür, welche von der südlich gelegenen Wendeltreppe auf die Südempore der Kirche führt, ragt ein Stein hervor, wie ein Grenzstein geformt, auf dessen Fläche zu lesen ist:

1587 HEDERSLEBEN.

und oben:

E. V. M. OB.

Da der in Pfandbesitz des Amtes Hedersleben befindliche Oberst v. Mandelsloh im Jahre 1587 die Kirche erweitert hat, so bezieht sich die Inschrift offenbar auf diesen.

An der Ecke der südwestlich gelegenen Vorhalle der Kirche steht ein roh gearbeiteter, achtkantiger, halbkugelförmig ausgehöhlter Taufstein oder Weihwasserkessel von etwa 0,80 m Höhe. Ein Teil des Fusses ist abgesplittert.

Die Kirche besitzt einen zurückgesetzten, vielleicht nachgeahmten gotischen Kelch ohne besondere Eigentümlichkeiten: Auf den nur wenig vorstehenden Feldern der Zapfen steht: + IESVS, während der Schaft keine Inschrift trägt. Früher besass die Kirche auch ein v. Bibersteinsches Familiengemälde, dessen Rahmen aus einer Kette von Wappen bestand. Dasselbe ist von der Gemeinde der Patronin, Frl. v. Waldenburg überlassen worden.

Von den zwei Glocken, deren Durchmesser 1,24 und 1,08 m ist, ist die kleinere 1879 durch die Gebrüder Ulrich in Laucha gegossen, die grössere im Jahre 1620 durch Melchior Möring in Erfurt. Ihre Inschrift lautet:

Laudate dominum in sanctis eius, laudate eum in firmamento virtutis eius, laudate eum virtutibus eius, laudate eum secundum mm (= misericordiam) eius.

In Hederschleben hange ich.
Meinen Clanck gebe ich.
Allen Christen ruffe ich.
Melchior Möringk gos mich zu Erffurdt Anno 1620.

Treue ist Wilperht
Gedult oder Unschult.

Unter diesem Spruche ist das Mansfeld-Querfurter Wappen angebracht. Auf der andern Seite ist letzteres wiederholt, wie auch der rätselhafte Spruch:

Treue ist Wilperth.
Geduld oder Unschult[1]

in etwas abweichender Schreibung. Am unteren Rande steht der Spruch: Also hat Gott die Welt geliebt etc. Johannes am 3.

In Hedersleben bestand bereits im Jahre 1230 ein der h. Jungfrau Maria gewidmetes Kloster, dessen Gründungszeit und Stifter unbekannt sind. Im Jahre 1291 werden als Insassen desselben Nonnen (sanctimoniales) genannt, im Jahre 1357 dagegen regulierte Kanoniker, d. h. regulierte Chorherren Augustinerordens. Es scheint demnach, dass an Stelle der ursprünglich im Besitz befindlichen Nonnen später Chorherren eingeführt worden sind. Das niemals zu besonderem Ansehen und Reichtum gelangte Kloster hatte die Grafen von Mansfeld zu Schirmherren. Von den Schicksalen und dem Besitze desselben ist nur wenig bekannt, da das ganze Archiv mit Ausnahme weniger Urkunden verloren gegangen ist. Das parabolisch geformte Klostersiegel zeigt die Jungfrau Maria mit dem Christkinde und Lilienscepter auf einem Throne und hat die Umschrift:

+ Sigillvm S. Marie in Hedersleve.

Nach dem Bauernkriege, in welchem das Kloster ausgeplündert worden war, zog der mittelortische Graf Gebhart v. Mansfeld (auf Seeburg) die Klostergüter ein und verwandelte sie in ein Amt, welches zeitweilig in den Besitz Ottos von Ebeleben, dann des Obersten v. Mandelsloh kam. Als der Mittelort 1602 ausgestorben war, erbte der hinterortische Graf Friedrich Christoph das Amt und nahm in Hedersleben seine Residenz. Mit dem am 20. Dec. 1666 erfolgten Tode seines Sohnes Christian Friedrich erlosch die hinterortische Linie und das Amt fiel nun an die vorderortische Linie, welche es 1674 dem Magdeburger Domherrn Georg Job Marschall von Biberstein überliess, von dessen Erben es König Friedrich Wilhelm I. von Preussen einlöste und für einen nachgebornen Prinzen bestimmte.

Von den Klostergebäuden, die westlich von Hedersleben an der Lindengrund gestanden haben sollen, wo nur der Kapellgarten mit einigen Mauerresten

---

[1] In nur wenig abweichender Fassung kommt dieser Spruch auch auf den Sterbethalern und Sterbegroschen des Grafen Friedrich Christoph von Mansfeld-Hinterort vor, der, wie oben bemerkt worden, in Hedersleben seinen Sitz genommen hatte und am 6. April 1631 gestorben ist. Auf den Sterbethalern lautet die Legende der Rückseite:

GEDVLDT · IN · VNSCHVLDT · TREW · IST · WILPRET.

Auf den Sterbegroschen steht auf der Rückseite nur:

GEDVLDT IN VNSCHVLDT.

(J. G. Fr. v Hagen, Münzbeschreibung des gräflich und fürstlichen Hauses Mansfeld. Nürnberg, M. J. Bauer 1778, S. 230 u. 231.) Offenbar stellen die fraglichen Worte den Wahlspruch des Grafen Friedrich Christoph dar. Vielleicht enthalten sie eine Selbstmahnung, sich im Bewusstsein seiner Unschuld an dem Niedergang seines Hauses mit Geduld zu wappnen und den freilich recht leidigen Trost, dass Treue überall verfolgt wird gleich dem Wilde, etwa im Sinne des biblischen Wortes: „Der Gerechte muss viel leiden.“

den ehemaligen Standort des Klosters bezeugt, ist jetzt nichts mehr vorhanden. Die eigentlichen Klostergebäude sollen schon vor dem dreissigjährigen Kriege abgebrochen worden sein, weil man aus ihren Steinen das Wirtschaftsgebäude für das Klostergut an einer andern Stelle — auf der jetzigen Domäne errichten wollte.[1]

Schon 1526 hatte Luther den Johann Mensarius als Pastor nach Hedersleben geschickt. Eine handschriftliche Nachricht aus dem 17. Jahrhundert äussert sich über die Einführung der Reformation daselbst folgendermassen:

> „Bey was vor einer Gelegenheit dieses Closter reformieret worden, will sich zur Zeit nicht finden. Ist aber mit lebenden Zeugen und den Ältesten daselbst, die diessfalls von ihren Vorfahren Bericht haben, zu beweisen, dass nunmehro vor 100 Jahren Herr Jahn der Gemeine zu Hedersleben und Dederstedt die reine Lehre des Evangelii gepredigt. Nach ihm ist Pfarrherr worden Herr Bartholomaeus Born, so zuvor des Herrn Lutheri discipulus gewesen, auch von ihm anno 1540 in eigener Person investiret worden. Er hat gelebet bis 1582 etc. etc., inmassen solches unterschiedene Synodal-Acta ausweisen."[2]

Der letzte Mönch des Klosters Hedersleben soll auf dem (dem Kloster gehörigen?) Vorwerke zu Besenstedt gestorben sein.

Betrefls des Gaugerichts in Hedersleben kann es keinem Zweifel unterliegen, dass es dasselbe ist, wie das in Bösenburg, nur dass der Sitz desselben im früheren Mittelalter in Bösenburg, im späteren in Hedersleben war. Denn die Dörfer, welche nach einer Urkunde vom Jahre 1320 ($^{10}/_{6}$) in das Gericht Hedersleben gehörten, als: Badendorp (wüst bei Wormsleben), Besenstede, Besenburch, Borchstorp, Dederstede, Gorcwitz (wüst bei Neehausen) Hiligkendal, Helmerstorp, Honstede, Lochewitz, Niendorp, Nihusen, Rychardstorp (Ober-Risdorf?), Rysdorp (Unter-Risdorf?) Ponleve, Rotelendorp (Rottelsdorf), Rulistorp (Rollsdorf oder wüst Rulsdorf bei Polleben), Swittersdorp, Volkmaritz, Welitz (wüst bei Dederstedt), Wormsleve, zeigen deutlich, dass dieser Gerichtssprengel selbst in ziemlich später Zeit immer noch die Burgbezirke Bösenburg, Clotzenburg, Polleben und Hedersleben umfasste, und dass eigentlich Bösenburg die alte Gaugerichtsstätte war, wie im besondern aus folgender Bemerkung der oben erwähnten Urkunde erhellt:

„Die zum Gericht Hedersleben gehörigen Dörfer und Leute sollen nirgend anders Ding halten, als zu Hedersleben. Könnte man aber dort über das Urteil sich nicht einigen, so soll man es zu Beseneburch holen."[3] Hieraus ergiebt sich deutlich, dass Bösenburg entweder der frühere Ort des Gerichts oder die höhere Instanz, das Berufungsgericht für alle aufgeführten Orte und Burgbezirke war.

Einen bestimmten Fall, welcher zeigt, dass das Schultheissenamt zu Hedersleben in der That von Kaiser und Reich zu Lehen ging, berichtet Cyr. Spangen-

[1] Mansfelder Blätter VII, S. 166, Eisleben 1893.
[2] Bennholdsche Samml. in der Bergschulbibl. zu Eisleben. Ex Mscto. D. Op.
[3] Höfer, Deutsche Urkunden, S. 142.

berg[1] zum Jahre 1416 folgendermassen: „vnd ist auch dazumal Heinemann von Ripkow mit dem Schultheissen Ampt zu Hedersleben von höchstgedachtem Keiser (Sigmund zu Costniz) belehnet worden Sonnabend nach Trinitatis."

Heiligenthal.

[G] Grösseres Dorf, 11 Kilometer nordöstlich von Eisleben, mit im Jahre 1875: 587, 1880: 697, 1885: 745, 1890: 738 Einwohnern, vormals Sitz eines gleichnamigen niederen Adelsgeschlechtes, der Vögte von Heiligenthal, soll in vorchristlicher Zeit Giebichenthal geheissen haben, ein Name, der auf heidnischen Wodankultus deutet, da Giebich ein Beiname des Wodan war, wie auch eine Sage ausdrücklich behauptet, die Kirche von Heiligenthal stehe an Stelle eines heiligen Haines, in welchem ein heidnischer Gott verehrt worden. Zuerst wird der Ort 1295 erwähnt, in welchem Jahre der Pfarrer zu Hilgendale (= zu dem heiligen Thale) von dem Archipresbyter des Bannes Eisleben zu einer an den Kapellan von Helmsdorf zu zahlenden Entschädigung verurteilt wird. 1400 Hylgendal. Das Dorf lag in dem nördlichen Hosgau (Herrschaft Bösenburg, Unteramt Friedeburg) und gehörte in kirchlicher Hinsicht in den halberstädtischen Archidiakonatbezirk Eisleben. Das Stift Quedlinburg (?) und das Kloster Gröningen hatten hier Besitz. Das gegenwärtige Gemeindesiegel ist ohne bildlichen Inhalt. Das Dorf hat eine sehr einfache, im wesentlichen spätgotische Kirche S. Andreae. Doch zeigt schon der rechtwinklige Altarschluss mit seinen drei schlanken Rundbogenfenstern, deren mittleres — ungeschickt ausgeführt — einem gedrückten Spitzbogen nahekommt, dass noch Teile aus romanischer Zeit vorhanden sind.

Das Schiff betritt man durch ein höchst interessantes, aber leider barbarisch übertünchtes, frühromanisches Portal, (vgl. Nr. 139) welches mittelst Zickzack- und Schachbrettfries reich verziert ist und im Thürbogenfelde ein eigentümliches, roh entworfenes Christusbild mit langem, gewelltem Kleide enthält. Auf dem das letztere zunächst umgebenden Rundstabe steht die ebenfalls stark übertünchte Inschrift in römischen, noch gar nicht gotisierenden Majuskeln:

HENRICVS PATRAVI.

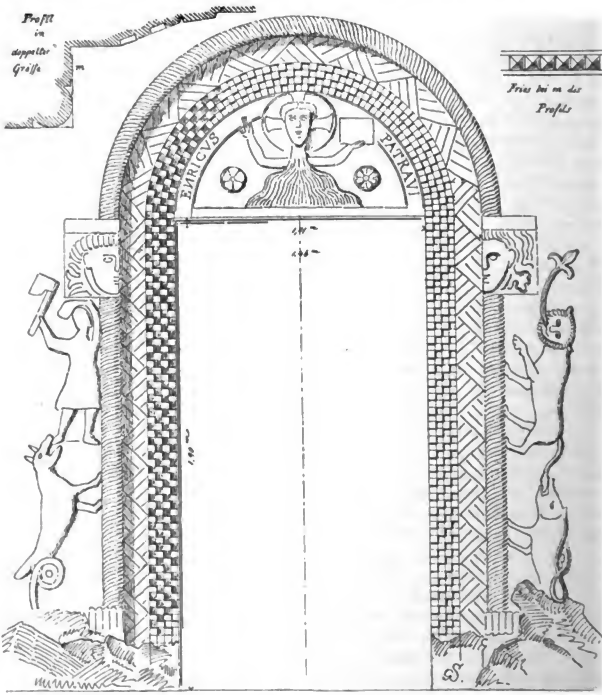
Welcher geistliche Fürst Namens Heinrich sich hier als den Einweihenden bezeichnet, kann vorläufig nicht festgestellt werden, da die ältere Geschichte Heiligenthals noch völlig dunkel ist. Oder sollte an einen der deutschen Könige dieses Namens zu denken sein? Übrigens ist das Vorkommen einer Inschrift auf oder am Tympanon eine grosse Seltenheit, die nur auf dem Holzzeller Tympanon noch einmal im Seekreise begegnet.[2] Die beiden Kämpfersteine tragen auf Lilien stehende Menschengesichter.[3] Besonders auffällig sind die zu beiden Seiten der viereckigen Thür eingemeisselten bildlichen Darstellungen, welche, wie das Thürbogenfeld, von ungeschickter Hand des Steinmetzen zeugen. Rechts zeigt sich dem Beschauer ein von einem nicht näher zu bestimmenden

[1] Mansfelder Chronik Fol. 358ᵛ.

[2] Eine längere lateinische Inschrift findet sich auch auf dem höchst merkwürdigen und sehr alten Tympanon, welches in der Klosterkirche zu Reinsdorf a. d. U. aufbewahrt wird.

[3] Die leider nicht ganz genaue Zeichnung giebt die Lilien u. a. nicht wieder.

Ungetüm verfolgter Löwe, dessen Schwanzknorpel ersteres bereits im Rachen hat; links dagegen ein mit einer Streitaxt bewaffneter und zum Streiche ausholender Mann, der von einem den Rachen weit aufsperrenden Drachen mit geringeltem

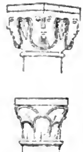


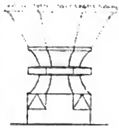
Nr. 139.

Schwanze angegriffen wird. Da der fliehende Löwe auf Christum gerichtet ist, der sich verteidigende Krieger aber demselben den Rücken zukehrt, so dürfte die symbolische Bedeutung der Bildnerei folgende sein. Der Löwe stellt das Judenvolk oder auch — übertragen — die Christenheit dar (vgl. Gen. 49: „Juda ist ein Löwe"), welche von dem Heidentume, dessen Sinnbild das unbestimmbare Ungetüm ist, verfolgt wird und in ihrer Not zu dem das Evangelium, die Quelle alles Trostes und Heils, hochhaltenden und die Rechte segnend

erhebenden Erlöser ihre Zuflucht nimmt. Der mit einer Streitaxt bewaffnete Mann dagegen, der den Drachen von Christo abzuwehren bemüht ist, und über dessen Haupt der Erlöser segnend seine Hand streckt, scheint die Christenheit darstellen zu sollen, welche die Angriffe des Heidentums siegreich abwehrt und sich im Rücken durch Christi Schutz gedeckt weiss. Diese Idee würde eine Bau- und Anfertigungszeit voraussetzen, in welcher die Umwohnenden der Lehre des Christentums noch vielfach feindlich gegenüber standen. Von dem Beginne des 11. Jahrhunderts aber, auf welchen der Stil der Arbeit führt, der ein sehr hohes Alter zuzusprechen ist, darf das in dieser Gegend unbedenklich behauptet werden, da noch nach der Schlacht an dem nahegelegenen Welfesholze (1115) heidnischer Kult der Umwohner mehrfach bezeugt ist. [1]

Ein gleich hohes Alter, wie das Portal, haben die romanischen Kapitäle (Vgl. Nr. 140 a u. b) im Turme; eins mit plumpen Schilfblättern, ein anderes mit vier Eckgesichtern. Die Basen der Säulen haben eine steife attische Form und ermangeln noch des Eckblattes. Im Jahre 1631 soll die Kirche renoviert worden sein.


Nr. 140 a u. b.


Nr. 141.

Von einem aus spätgotischer Zeit stammenden Taufsteine ist nur der Fuss noch vorhanden (Vgl. Nr. 141). Am Gestühl der nördlichen Chorwand finden sich mehrere Wappen, darunter das der Familie von Stammer, von welcher sich auch ein Grabstein an dem nördlichen Anbau mit mehreren Wappen aus dem Jahre 1707 befindet. Ebenda ist der Grabstein des Obristwachtmeisters Johann Ludwig von Bülow († 1728) in einer Nische eingemauert.

In dem landrätlichen Stuhle findet sich ein angebliches Porträt Christi im Profil, wogegen das Müllerdorfer, welches denselben Anspruch erhebt, ihn en face darstellt. Christus trägt einen schwarzen Schnurr- und doppelspitzigen Kinnbart, wie auch lang auf die Schulter herabwallendes Lockenhaar.

Darunter steht:

Iesus Nazarenus rex Iudeorum.
Dieses Bild Christi ist gestalt
Wie es Lentulus hat abgemahlt
Und geschickt gen Rom dem Senat
Von Jerusalem aus der Stadt.

Nun folgt ein Massstab von genau 18 cm, unter welchem steht:

Seine Länge ist dieser Linien zehen Mahl.

Übrigens soll die Kirche einen sehr schön gravierten gotischen Kelch besitzen.

Besonders schön und reich ist das Gehäuse der Orgel, welche im 18. Jahrh. restauriert worden sein soll. Es ist wohl das schönste im Seekreise.

[1] Vgl. die Sage Nr. 102 von Sct. Jodute im Welfesholz in Grössler, Sagen der Grafschaft Mansfeld und verschiedene ältere Chronisten.

Auf dem Turme hangen zwei Glocken von 1,17 und 1,01 m Dm.

Die grössere, 13 Centner und 33 ℔. schwere, im Jahre 1723 von Peter Becker in Halle umgegossen, trägt folgende, ihres merkwürdigen Inhalts wegen hier mitgeteilte Inschrift:

D. O. M. S.

Campanae huius perantiquae aes praestantiss. saxo quovis prope firmius, inter preces merid. ad d. 4. Apr. A. MDCCXXI pulsu admodum incauto disruptum, corda incolarum plus quam saxea sono valde absono et flebili ultra biennium deflevit, novum autem et sonorum huncce sonum novamque formam refert aeri eccles. et parochianorum, curae Rudolphi Mattiae Homberg, past., operae denique Petri Becker Hallens.

hanCCe tVere DeVs sIne noXIs rIte sonanteM.
(MDCCXVVIII = 1723.)

Auf der anderen Seite erblickt man das Mansfelder Gesamtwappen. Darunter steht:

Sub vexillo et umbra alarum altis(simi)
subque clypeo sereniss. Princ. ac dni
Dni Heinrici Francisci II
gloriae ac dition. Mansfeld. heredis unici
episcopi aedis huius clementiss.,
quem in seros Numen annos servet
ut delicias et spem gentis

divino honori et eccles. sacro usui ego camp(ana) operor.
denuo transformata A. Aer:(ae) Chr.(istianae).

koM heILIgenthaL her zV hoeren,
gott hIer zV DanCken, Ihn zV ehren.
Ps. XCVI, 2.

Die Zahlbuchstaben ergeben die Jahreszahl 1719.

Die kleinere Glocke hat keine Schrift, sondern zeigt nur kleine Palmettchen (oder Münzabdrücke?) und mehrere Christusbilder mit den apokalyptischen Zeichen A und Ω.

Südwärts schliesst sich an den Kirchhof altes Gemäuer von bedeutender Ausdehnung an, welches nach der Ortsüberliefung ein Tempelherrenhof gewesen ist, aber keine Architektur mehr erkennen lässt.

Helbra.

[G] Grosses, infolge des schwunghaft betriebenen Kupferschieferbergbaues der mansfeldischen Gewerkschaft stark zunehmendes Kirchdorf mit im Jahre 1784: 439, 1869: 986, 1871: 1484, 1875: 1611, 1880: 3148, 1885: 6014, 1890: 7097 Einwohnern (einschliesslich des Gutsbezirks), 5 km nordwestlich von Eisleben, vormals im nördlichen Hosgau, bezw. im Archidiakonatbezirk Eisleben gelegen, seit dem XIII. Jahrhundert (vermutlich auf dem dortigen Freigute) Sitz eines gleichnamigen niederen Adelsgeschlechtes, wie auch zeitweilig eines Erzpriesters

des Bannes Eisleben. Ausser dem Freigute gab es in dem Dorfe noch einen gräflich mansfeldischen Hof — das jetzige Amt — und einen dem Kloster Helfta gehörigen Klosterhof [1] zur Verwaltung des reichen Grundbesitzes, den das genannte Kloster hier besass, wozu unter andern der Wald Herswynckel (noch heute heisst ein Thal zwischen Helbra und Benndorf Hirschwinkel) gehörte. Nach der Säkularisation des Klosters Helfta kam dieser Klosterhof im Jahre 1565 als „Ritterhof" an die aus Westfalen stammende Familie v. Kerssenbrock. Von derselben wurde in diesem Jahrhundert auch das wechselnd im Besitz der Familien von Benndorf, v d. Schulenburg, v. Wülknitz, Lange, Törgen, Halling gewesene Freigut, wie nicht minder gegen Ende des 18. Jahrhunderts der zeitweilig im Besitze der Herren v. Mahrenholz und der Grafen von Donat gewesene gräfliche Hof, das Amt genannt, erkauft. (Ein Graf von Donat kam dadurch in den Besitz des gräflichen Hofes oder Amtes, dass er die Witwe des Vorbesitzers, eines Herrn von Mahrenholz, heiratete) Jetzt besitzt die so vereinigten Höfe der Baron v. Krosigk, als Erbe der Familie v. Kerssenbrock.

Der Name des Dorfes, 1205 zuerst urkundlich erwähnt und im Mittelalter immer Helbere oder Helber lautend, ist von dunkler Bedeutung. [2] Die beiden Gemeindesiegel mit der Umschrift: Helbra Gemeinde Sig. 1770 zeigen drei Bäume, die auf dem anscheinend älteren wie Laubbäume, auf dem anscheinend jüngeren aber zweifellos wie Nadelholzbäume aussehen, im letsteren Falle vermutlich eine Hindeutung auf ehemalige Waldwirtschaft, obwohl jetzt der Wald völlig gerodet ist.

An der dem Patron des Bistums Halberstadt, dem h. Stephanus, gewidmeten Pfarrkirche wird ein Priester Friedrich zuerst im Jahre 1230 urkundlich erwähnt, später (1262) erscheint der Pfarrer Johannes, 1295 der Pfarrer Heinrich, zugleich Erzpriester des Bannes Eisleben, um 1520 der Priester Bartholomäus von Helbra in Urkunden. Die ursprünglich sicher romanische Kirche verlor im Jahre 1660 durch einen heftigen Sturm ihren Turm. Es wurde daher ausser Landes eine Sammlung veranstaltet, die zugleich für Wiedererbauung der im dreissigjährigen Kriege arg beschädigten Pfarre und Schule dienen sollte. Am 27. April 1704 brannte nicht nur die Decanei, Schule und vierzig Häuser, sondern auch die Kirche ab. Vermutlich war die Wiederherstellung der letzteren nur eine notdürftige, denn im Jahre 1745 wurde die Kirche abermals (modern), umgebaut, wobei man ein älteres Sakramentshäuschen mit der Jahreszahl 1556, bestehend aus einer viereckigen Öffnung, über welcher drei kleine Fialen, verbunden durch umgekehrte Spitzbogen, sich in etwas unorganischer Weise erheben, wieder mit eingemauert hat.

Der zu den besseren Werken alter Holzschneidekunst gehörige Altarschrein weist sein ehemaliges Mittelstück nicht mehr auf, an dessen Stelle man die Kanzel eingefügt hat. Es stellt die Krönung der Jungfrau Maria durch Gottvater und Jesum dar und steht jetzt, von Würmern stark zerfressen und auch sonst

---

[1] Nach Biering ist aus dem ehemals dem Kloster Helfta gehörigen „Klosterhofe" der spätere „Amtshof" entstanden.

[2] Vgl. jedoch Grössler, die Ortsnamen Helbra und Helfta. (Zeitschr. des Harzveins XIX (1886) S. 360 u. 361.)

beschädigt, in dem rippenlos gewölbten Erdgeschoss des Turmes. Die Stelle links von der Kanzel (vom Beschauer aus) nimmt zunächst der h. Stephan, der Patron

S. Petrus.	*S. Nicolaus.*	*S. Paulus.*	*S. Stephanus.*	*Mittelfeld fehlt.*	*S. Maximin?*	*Heiliger.*	*S. Martin?*	*S. Gangolf?*
S. Joh. Bapt.	*S. Joh. Evang.*	*S. Christoph.*		*Anbetung der h. drei Könige.*		*S. Cyriacus?*	*S. M. Magdalena.*	*Heiliger.*

der Kirche, ein, kenntlich an den Steinen, welche er auf dem linken Arme trägt. Rechts von der Kanzel steht die Gestalt eines Bischofs, von gleicher Grösse, wie die vorerwähnte, also vermutlich ein Mitpatron der Kirche. Zu seinen Füssen sitzt ein Bär, welcher auf seiner linken Schulter einen länglichen Gegenstand trägt, der wie eine Anzahl von knotigen Stangen oder wie ein Baumstamm aussieht. Es kommen hier mehrere Heilige in Betracht. Entweder ist der h. Corbinian, der erste Regionarbischof von Freising in Bayern, dargestellt, der einen Bären gezwungen haben soll, ihm sein Reisebündel nach Rom zu tragen; oder der Bischof S. Maximin von Trier, dem nach der Legende ebenfalls ein Bär sein Gepäck hat tragen müssen. Dass einer von diesen in weiter Umgebung von Helbra sonst nicht verehrten Heiligen hier Berücksichtigung gefunden hat, ist auffallend. In den beiden Altarflügeln sind je sechs Heilige in zwei Reihen übereinander zu sehen. Links oben S. Peter, kenntlich am Schlüssel; in der Mitte S. Nicolaus in bischöflicher Tracht mit den eher wie Steine aussehenden Broten auf dem linken Arme, rechts S. Paulus mit dem Schwerte. Darunter S. Johannes der Täufer, durch die übergehängte Kameelhaut (mit noch daran befindlichem Kopffell!) und das auf dem Buche liegende Gotteslamm bezeichnet; in der Mitte der Evangelist Johannes mit dem Kelche, rechts S. Christophorus, der noch den jungen Baum als Stab führt, von dessen rechter Schulter aber das Christuskind verschwunden ist. Im Flügel rechts oben erblickt man neben dem S. Maximin oder Corbinian einen nicht näher zu bestimmenden Heiligen; in der Mitte einen Bischof, vor welchem eine kleine bärtige Menschenfigur knieet, und zwar ein Lahmer, der sein linkes Schienbein auf einen Stelzfuss aufgeschnallt hat, während er seine Hand flehend zu dem Bischof emporhebt. Vielleicht soll die Figur den heiligen Martin darstellen. Den äussersten Platz nimmt ein barhäuptiger Heiliger mit Lockenhaar und Vollbart und in langem Gewande ein, der in seinen Händen ein Buch und einen Wurfspiess führt, schwerlich der Apostel Thomas, da dieser meist bartlos dargestellt wird; vielleicht der h. Gangolf, der durch einen Wurfspiess getötet ward. In der unteren Reihe steht zunächst den Patronen ein jugendlicher

Heiliger barhaupt, in Diakonengewand, der ein Buch in der Linken hält, aber sein anderes Abzeichen verloren hat, vielleicht der h. Cyriacus, einer der vierzehn Nothelfer. In der Mitte steht Maria Magdalena mit einem grossen Salbengefäss und einem Handtuch zum Abtrocknen, das sie seitwärts über den Kopf geworfen hat. Die dritte Figur hat kein Beizeichen mehr. — Die Figuren zeigen übrigens ausdrucksvolle, zumteil lächelnde Gesichter; die Gewänder haben guten Faltenwurf.

Die ebenfalls in Holz geschnitzte Predella enthält in halberhabener Arbeit eine Darstellung der Anbetung der h. drei Könige. Im Hintergrunde erblickt man ein Gebirge, von welchem zwei Bergspitzen eine Burg und eine zweitürmige Kirche mit kleinem Vierungsturme tragen. (Vgl. Nr. 142.) Die Rückseite des Altarschreins trägt auf dem südlichen Flügel eine leider stark beschädigte, aber wie sich noch erkennen lässt, einstmals gute Darstellung der Krönung der Maria, welche in ihrer Farbengebung und dem Entwurf den Einfluss italienischer Meister zu verraten scheint. Gottvater mit dreifacher Papstkrone und Jesus mit einfacher Königskrone setzen der Jungfrau Maria, welche von einer aus schwebenden Engeln bestehenden Mandorla umgeben ist, eine Krone auf. Eine Menge von Zuschauern mit Köpfen aus allen Altersstufen schauen dem Vorgange von unten andächtig zu. Schön ist namentlich das Gesicht der der Krönung entgegensehenden Jungfrau. Auf der Rückseite des nördlichen Flügels, die früher auch mit einem Gemälde bedeckt gewesen zu sein scheint, ist jetzt in eiförmiger Umrahmung folgende Inschrift angebracht:



Nr. 142.

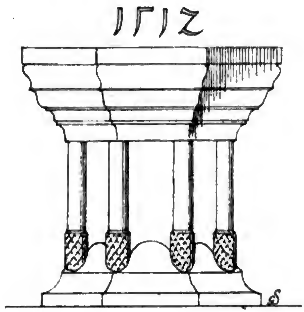
Dieser Altar
ist überbauet und angemahlet
worden Anno 1760 durch die
Mildthätigkeit einiger Gönner
ausser und in hiesiger Gemeinde
unter der Besorgung und Bitte
des damahligen Pastoris
Herrn Johann Heinrich Baldamus
und derer Kirchväter
Mstr. Christian Conftus
und
Johann Martin Worg.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass diese Inschrift erst auf das völlig erloschene Gemälde der Altarklappe aufgetragen ist, und dass das Gemälde selbst noch aus vorreformatorischer Zeit herrührt, nicht nur wegen der starken Beschädigung der Malerei, sondern auch weil es undenkbar ist, dass um das Jahr 1760 in einer seit mehr als zwei Jahrhunderten evangelischen Kirche die Krönung der Maria Gegenstand künstlerischer Darstellung gewesen sein könnte.

Von der in den Altarschrein eingefügten Kanzel weiss übrigens Biering

zu berichten, dass an ihr die Jahreszahl 1616 stehe und dass sie einmal „ein Bergmann auf den Buckel gehuckt“ habe, „als ob er sie wegtragen wollte.“

Der Taufstein mit der Jahreszahl 1512, (siehe Nr. 143), ist ganz ähnlich



Nr. 143.

dem in dem Filialdorfe Benndorf gebildet, also wahrscheinlich von demselben Steinmetz gefertigt.

Die Kirchthür zeigt alte, beachtenswerte Beschläge aus Eisen, welche zumteil die Gestalt von Schlangen und Vögeln haben.

In dem Gestühl südlich des Altars finden sich einige alte Holzmalereien in guter deutscher Renaissance.

In dem geräumigen Turmerdgeschoss mit rippenlosem Kreuzgewölbe, welches ursprünglich vielleicht als Kapelle diente, liegen drei alte Grabsteine zumeist auf der Bildseite, so dass dieselben nicht beschrieben werden können. Der eine, welcher an die Turmwand angelehnt ist, zeigt zwar die Gestalt eines Geistlichen im Chorrock; die Umschrift aber ist durchweg abgeschlagen.

Auf dem Turme hängen drei Glocken von 1,38, 1,02 und 0,85 m Durchmesser. Die grosse ist 1867, die kleine 1876 von C. F. Ulrich in Apolda umgegossen. Die mittlere vom Jahre 1486 trägt in gotischer Minuskel, welcher einige Majuskeln untermischt sind, folgende Inschrift, welcher ein kleines Heiligenbild vorangeht:

Ave ✠ domina ✠ Mcccclxxxvi ✠ ſant ✠ steffan ⚜ pA.

Hierbei ist zu bemerken, dass die Inschrift eigentlich die Zeichen **Auc** zeigt. Diese Verwechslung des Modells des Buchstaben **c** mit dem Buchstaben **e** ist aber nicht selten. Ferner ist auch das Wort **domina** insofern missraten, als zunächst nur die Buchstaben **don** deutlich erkennbar sind, alsdann folgt ein **i**, und diesem der an dem beabsichtigten **m** noch fehlende dritte Balken. Der Rest des Wortes, die Zeichen **na**, sind wieder völlig deutlich. Die Inschrift begrüsst also offenbar die Jungfrau Maria als Herrin (Ave domina) und nennt nach der Jahrzahl 1486

Sant Steffan als Pa(tronus), d. h. als Schutzherrn der Kirche. Die Lilie zwischen den Worten **steffan** und **pa**(tronus) wird man als Giesserzeichen betrachten dürfen. So nahe es auch liegt, die ersten Worte „Anno domini“ zu lesen, so lässt doch der Befund keine andere Lesung, als die oben angedeutete, zu.

Ein aus dem späteren Mittelalter stammender, silberner, vergoldeter Kelch hat einen sechsblättrigen Fuss und trägt an den Hälsen und dem Knaufe die Namen:

IHESVS, **maria**, **maria**.

Helfta.

[G] Grosses, $3^1/_2$ km südöstlich von Eisleben gelegenes Kirchdorf mit (einschliesslich des Gutsbezirks) im Jahre 1875: 1561, 1880: 1737, 1885: 1799, 1890: 2027 Einwohnern, uraltes Ursprungs. Ohne Zweifel hat es eine reiche, aber leider nicht hinlänglich durch Urkunden gesicherte Geschichte gehabt. Der einer Erklärung viel Schwierigkeiten bereitende Ortsname lautet im 8. Jahrh. Helpide, um 900 Helphideburg, 979 Helpethingaburg und Helphedeburg, 1004 Helpede, 1014 Helpithi, 1088 Helfethe, später fast ausnahmslos Helpede, 1609 Helfte. Falls derselbe nicht mit dem dänischen Helvede in der Bedeutung supplicium, peinliches Gericht zusammenfallen sollte, wofür zu sprechen scheint, dass in Helfta der Sitz eines vom Reiche zu Lehen rührenden Gaugerichts war, in welchem Falle der Name etwa „Hochgerichtsstätte“ bedeuten würde, wäre nur an eine Zusammensetzung des Namens aus dem Flussnamen Helpe (vgl. auch den Flussnamen Helbe) und der Ableitungsendung — ithi, — idi zu denken, welche letztere einen an einem Flusse oder Wasserlaufe liegenden Ort zu bedeuten, jedenfalls aber eine örtliche Bedeutung zu haben scheint, wenn man erwägt, dass z. B. Velmede einen am Einfluss der Velme in die Ruhr, Rahmede einen an der Rahme in Westfalen gelegenen Ort bezeichnet. Die Richtigkeit dieser Erklärung vorausgesetzt, würde Helpide einen an der Helpe liegenden Ort bezeichnen. Nun ist zwar ein Gewässer dieses Namens bei Helfta heutzutage nicht bekannt, da jedoch das durch Helfta fliessende Gewässer bald Hüttengrund nach dem im Mittelalter längs seines oberen Laufes getriebenen Bergbau, bald Schlackenbach nach den denselben begleitenden Schlackenhalden, bald Neckendorfer Grund nach dem ehemals oberhalb Helfta an diesem Gewässer gelegenen, wüst gewordenen Dorfe Neckendorf genannt wird, lauter Namen, die erst jüngeres Ursprungs sind, so ist klar, dass der ursprüngliche alte Name dieses Gewässers verloren gegangen ist, der Helapa bzw. Helbe gelautet haben wird. (Vgl. die gleichbedeutenden Namen der in die Sambre fliessenden grossen und kleinen Helpe, der thüringischen und westfälischen Helbe — letztere ein Zufluss der Volme — u. a. m.)

Das Dorf gehörte in weltlicher Hinsicht in den südlichen Hosgau und bildete mit dem umliegenden Gebiete schon im frühen Mittelalter einen eigenen Burgwartbezirk desselben, dessen dem Reiche gehörige Burg oberhalb des heutigen Dorfes im Junkerholze auf dem sagenumwobenen Hausberge, der ehemaligen Helphideburg, lag. In kirchlicher Hinsicht gehörte es in den südöstlichen Archidiakonatbezirk des Bistums Halberstadt, den sogenannten Osterbann (bannus

orientalis), und war der Sitz eines Erzpriesters mit besonderem Aufsichtsgebiet. Noch eines dritten Vorzugs hatte sich der Ort zu erfreuen, da er, wie schon erwähnt, auch Sitz eines Gaugerichtes war, welches in ältester Zeit für den ganzen südlichen Hosgau gegolten zu haben scheint. Das Gemeindesiegel mit der Umschrift: „Siegel der Gemeinde Helfta" zeigt den h. Georg, den Drachentöter, unter Bezugnahme auf die ihm geweihte Dorfkirche, als Schutzherrn des Ortes; das daneben bestehende Dorfgerichtssiegel aber mit der Umschrift: „Dorfgericht zu Helfta" einen (vom Beschauer) nach links geöffneten, also zunehmenden halben Mond. Dieser Neumond scheint auf die beim Eintritt des Neumondes regelmässig stattfindenden und darum „ungebotenen" Gerichtstage, d. h. auf den Gerichtsstuhl zu Helfta, in ältseter Zeit der grösste Vorzug, dessen sich der Ort erfreute, hinzuweisen und das ursprüngliche Siegelbild der Gemeinde Helfta zu sein,[1] um so mehr als der Schutzheilige der Georgenkirche vermutlich erst später in das Gemeindesiegel herübergenommen sein dürfte.

In Betracht kommen an dieser Stelle nur die ehemalige Reichsburg Helfta mit der zu ihr gehörigen Herrschaft; die Kirchen, die in dem Dorfe bestanden haben bzw. noch bestehen; und endlich das ehemals hier befindliche Kloster.

Was zunächst die Herrschaft Helfta anbetrifft, so lag diese durchweg südlich von der Bösen Sieben und reichte vom Westende des süssen Sees bis zur Wolferöder Grund nach Abend, welche von der Windmühlenhöhe südlich von Wolferode durch Wolferode hindurch bis zur Bösen Sieben östlich von Wimmelburg sich hinzieht. Die Südwestgrenze bildete eine vom Windmühlenberge bei Wolferode auf dem Rücken der Heide oder des Hornburger Sattels sich hinziehende Linie, welche an dem Teufelsaltar vorbei bis westlich von Äbtischrode ging. Die Südostgrenze fiel vermutlich mit der der Fluren Äbtischrode und Lüttchendorf zusammen. Zu dieser Herrschaft gehörten ausser Helfta selbst ursprünglich auch alle südlich der Bösen Sieben gelegenen Teile der Stadt Eisleben, also das Petriviertel, die Klippe, der Ramberg, die Siebenhitze; ferner die Hüneburg, die Gemeinde Wolferode B, d. h. der auf Helftischem Grund und Boden erbaute östliche Teil von Wolferode, Neckendorf, Bischofrode, Äbtischrode und Lüttchendorf. Später freilich ist dieser alte Verband mannigfach zerrissen worden. Der Sitz dieser Herrschaft, die an dem Zusammenflusse der Hausbergsgrund und Schlangengrund etwa zehn Minuten unterhalb Bischofrode nach Osten zu gelegene Burg (urbs oder castrum) Helfta ist, wenn sie auch zu den ältesten Burgen des nordthüringischen Landes gehört, auf alle Fälle doch jünger als das Dorf Helfta. In ältester Zeit gewiss nur durch Erdwälle und Pfahlwerk befestigt, war sie im späteren Mittelalter ohne Zweifel aus Steinen erbaut, wofür noch einzelne Mauertrümmer, so z. B. das im Herbst 1874 blossgelegte Fundament eines kleinen, runden Turmes von etwa 20' Durchmesser, sprechen. Ein deutliches Bild der ehemaligen Burganlage kann, wenn auch namentlich nach Norden zu doppelte Erdwälle sowie künstliche Abböschungen mit Umgängen noch erkennbar sind, nicht gewonnen werden, da der Hausberg seit Jahrhunderten bewaldet ist und nicht nur die Überreste der Burg, sondern auch der

[1] Näheres über die Deutung dieses Siegels in: Grössler, Die Siegel der Ortschaften des Mansfelder Seekreises. (Zeitschr. d. Harzver. XIII, S. 272 und 273.)

Berg, auf welchem sie gestanden hat, als Steinbruch benutzt worden sind. Schon im zweiten Abschnitte des Hersfelder Zehntverzeichnisses in der Form Helphideburg erwähnt, also mindestens um das Jahr 900 schon vorhanden, wird sie im Jahre 979 abermals als Reichsburg (in den Formen Helpethingaburg und Helphedeburg) erwähnt, ja am 29. Januar 980 hat Kaiser Otto II. zu Helpede, d. h. vermutlich auf der Burg, eine Urkunde für das Kloster Einsiedeln ausgestellt. Es lässt sich annehmen, dass diese Reichsburg, wie viele andere Reichsburgen der Umgegend, den Pfalzgrafen von Sachsen unterstellt war, deren Geschlecht im Jahre 1038 mit dem Pfalzgrafen Siegfried ausstarb. Die Erbin eines grossen Teils ihrer Besitzungen war ohne Zweifel die Ahnmutter des thüringischen Landgrafenhauses und Gemahlin des Grafen Ludwig des Bärtigen, Cäcilie von Sangerhausen, welche die Reinhardsbrunner Jahrbücher als matrona nobilissima de Saxonia bezeichnen, und welche höchst wahrscheinlich die Schwester des letzten Pfalzgrafen Siegfried gewesen ist.[1] Zu ihrem Erbgut (ex hereditaria successione) muss die Herrschaft Helfta gehört haben und dann bei der Verheiratung ihrer und des Grafen Ludwig Tochter Adelheid um 1070 als deren Mitgift an den Gatten derselben, den Edlen Ludwig I. von Wippra, gekommen sein. Im Besitze der Edelherren von Wippra ist dann die Burg Helfta etwa ein Jahrhundert lang verblieben. Als letzte Besitzerin der Herrschaft Helfta aus dem Hause Wippra darf man „die ehrwürdige Frau Machtild von Helfta" (Machtildis venerabilis matrona de Helpethe) ansehen, welche nach dem 1155 erfolgten frühen Tode ihres Gemahls, des Edlen Ludwig III. von Wippra, ihren Witwensitz auf der Burg Helfta genommen zu haben und nach ihr genannt worden zu sein scheint. Als jedoch der letzte männliche Sprosse des Hauses Wippra, Cuno III., (vor dem Jahre 1175) und auch Machtild von Helfta (vermutlich im Jahre 1175) gestorben war, suchte sich der Landgraf Ludwig III. von Thüringen, vermutlich auf Grund seiner Abkunft von Cäcilie von Sangerhausen, durch Überrumpelung in den Besitz der Herrschaft Helfta zu setzen, denn mehrere gleichzeitige Annalen berichten zum Jahre 1175 der Landgraf habe die Burg Helfta durch List eingenommen. Jedoch diese Überrumpelung half ihm nichts, denn die weibliche Erbfolge und vielleicht noch mehr der Druck des ebenfalls erbberechtigten Erzbischofs Wichmann von Magdeburg trug den Sieg davon. Bald nach 1175 tritt daher der Schwager Cunos III. von Wippra, der Edelherr Friedrich von Hakeborn, als Inhaber der Herrschaft Helfta auf, welche ihm seine Gemahlin Kunigunde, die einzig überlebende Erbtochter des Hauses Wippra, zugebracht hatte. Die Edelherren von Hakeborn haben alsdann von 1175 an bis zum Jahre 1346 Burg und Herrschaft Helfta besessen.[2] Die am häufigsten in den Urkunden der Hakeborner erwähnten, dem niederen Adel angehörigen Burgmannengeschlechter des Schlosses heissen von Helfta, Butterberg, von Eisleben (auch Klein-Eisleben), von Belleben, von Polleben, Vogt und Schulze. Ihre beträchtliche Zahl beweist, dass das Schloss, welches eine so zahlreiche ritterliche Besatzung hatte, ein für jene Zeit bedeutendes

[1] Vgl. K. Meyer, die Abstammung der Cäcilie von Sangerhausen. (Zeitschr. des Harzvereins XV, S. 246 u. 247. 1882.)

[2] Vgl. Grössler, Geschlechtskunde der Edelherren von Wippra und der Edelherren von Hakeborn (in den Mansfelder Blättern III, 1890. 8°. Eisleben.

und umfangreiches gewesen sein muss. Aus den Urkunden der Herren von Hakeborn ergiebt sich übrigens, dass um 1250, nach dem Tode Alberts II. von Hakeborn, eine Teilung der Familienbesitzungen stattgefunden haben muss, durch welche die Herrschaft Helfta der älteren, die Herrschaft Wippra dagegen der jüngeren Linie zugewiesen wurde. Demnach waren alle Inhaber der Herrschaft Helfta vom Jahre 1250 an Nachkommen des Stifters der älteren Linie, des Edlen Albert III. von Hakeborn.

Im Jahre 1346 (am 5 Januar) verkauften die Brüder Albrecht und Ludwig von Hakeborn das Haus Helfta mit allem Zubehör an ihren Oheim, den Grafen Burchard von Mansfeld (aus dem Hause Querfurt), und dessen Söhne Siegfried und Otto, wie dieselben schon im Jahre 1323 mit dem vom Reiche zu Lehen rührenden Gerichtsstuhl zu Helfta von dem Kaiser Ludwig dem Baiern belehnt worden waren. Über die Schicksale der Burg unter mansfeldischer Herrschaft ist gar nichts bekannt. Da aber im Jahre 1468 Erzbischof Johann von Magdeburg den Grafen von Mansfeld „das Haus zu Helfta" noch zu Lehen reichte, so scheint die Burg damals noch gestanden zu haben. Doch können die Grafen von Mansfeld kaum etwas zu ihrer Erhaltung gethan haben, da die Burg Helfta bereits in einer Urkunde vom 27. Sept. 1477 bestimmt als wüst bezeichnet wird und so auch in den Jahren 1494, 1502, 1523, 1531 u. s. w.[1] Aus diesen Urkunden ergiebt sich also mit Sicherheit, dass die Burg Helfta nicht erst durch die Bauern im Bauernaufruhr des Jahres 1525 zerstört, sondern mindestens schon ein halbes Jahrhundert vorher wüst geworden ist. Schon seit Jahrhunderten ist auch der Hausberg mit Hochwald bestanden, und nur die Sage beschäftigt sich noch lebhaft mit dem im Hausberge versunkenen Schlosse, der daselbst umgehenden „grünen Jungfer" und anderen wunderbaren Begebenheiten.[2]

Dass Helfta im Mittelalter Sitz eines Erzpriesters war, ist bereits erwähnt. Es kann diese Bevorzugung auch nicht verwundern, da es im Mittelalter mehrere Kirchen und ein berühmtes Kloster besessen hat. Schon im 10. Jahrhundert bestand hier eine von dem Kaiser Otto I. erbaute und in dessen Gegenwart von dem Bischof Bernhard von Halberstadt, also zwischen 923—968 eingeweihte S. Radegundis-Kirche, welche vermuten lässt, dass ihre Schutzpatronin, die Nichte des letzten Thüringerkönigs Irminfried und Tochter des Königs Berthari in persönlichen Beziehungen zu diesem Orte gestanden hat.[3] Von der Geschichte dieser Kirche wissen wir wenig; sicher ist nur, dass Kaiser Otto II. sie dem neuerrichteten Bistum Merseburg überwiesen hat, und dass im Jahre 1014 die Eingeweide des in Beichlingen verwundeten und in Allerstedt an seinen Wunden gestorbenen Grafen Werner von Walbeck neben ihr beigesetzt worden sind. In Helfta erwartete Bischof Thietmar von Merseburg den Leichnam seines Neffen und geleitete ihn von hier nach der Stammburg seiner Familie,

[1] Mansf. Urkundenb. S. 61, 64, 65, 75, 76.

[2] Vgl. Grössler, Sagen der Grafsch. Mansfeld, Eisleben 1880, Nr. 58—63, sowie Nachlese von Sagen in den Mansf. Blättern I. S. 7 u. 8. 1887.

[3] Vgl. Grössler, die Einführung des Christentums in die nordthüringischen Gaue Friesenfeld und Hassengau (Neujahrsblätter N. 7. 1883, S. 10 u. 11. Halle, Pfeffer.) Ferner: Thietmari Chronicon ed. Wagner, Lib. II, S. 41.)

Walbeck im Magdeburgischen.[1] Wo diese jetzt nicht mehr vorhandene Kirche gestanden hat, ist fraglich, da der Name der Radegundis in Helfta heutzutage verschollen ist; doch scheint es mir zweifellos, dass sie mit der später erwähnten Kirche der h. Gertrud eine und dieselbe ist, welche nach einer Angabe des Helftaer Pfarrinventariums vom Jahre 1644 südlich vom Dorfe auf der die Hüttengrund (Helpe?) südlich begleitenden Höhe lag, welche jetzt die kleine Klaus genannt wird.[2] Auf dem dort liegenden, westlich vom Damme der Halle-Kasseler Eisenbahn begrenzten Acker sind noch jetzt Steintrümmer und Mörtelstücke in nicht geringer Zahl bemerkbar, welche die ehemalige Stelle der Kirche andeuten, welche so hervorragende Persönlichkeiten, wie den Kaiser Otto I., den Bischof Bernhard v. Halberstadt und den Bischof Thietmar von Merseburg in ihren Mauern gesehen hat. Das Verschwinden des Namens der h. Radegund dürfte dadurch zu erklären sein, dass vermutlich schon von Anfang an die h. Gertrud Mitpatronin der Kirche war, später aber, die ursprüngliche Hauptpatronin verdrängend, in den Vordergrund getreten ist. Dass die Radegundiskirche aber dieselbe sein muss, wie die Gertrudiskirche, ergiebt sich aus dem Umstande, dass nach Thietmars Bericht die erstere vom Kaiser Otto II. dem Bischof Boso von Merseburg, bzw. dessen Hochstifte, übereignet worden ist[3] und dass auch Kaiser Heinrich II. nicht unterlassen hat, dem wiederhergestellten Bistum zu Merseburg ausser andern auch die Kirche zu Helpede nebst dem Gerichtszwange aufs neue zu übereignen.[4] Wenn also Bischof Thietmar von Merseburg im Jahre 1014 die Eingeweide des Grafen Werner von Walbeck neben seiner Kirche in Helfta (Helpithi) begraben liess (iuxta ecclesiam iubens sepeliri meam), so ist klar, dass diese Kirche die dem Hochstift von Otto II. geschenkte Radegundiskirche gewesen sein muss. Erwägt man nun, dass diejenige Kirche in Helfta, welche noch Jahrhunderte später dem Bistum Merseburg gehörte und Kanonikern des S. Sixtistiftes zu Merseburg als Pfründe überwiesen zu werden pflegte, als S. Gertrudenkirche bezeichnet wird,[5] so kann nicht bezweifelt werden, dass diese Kirche dieselbe ist, wie die S. Radegundiskirche. Im Jahre 1433 bestand die Gertrudenkirche noch, denn da wird im Werder- und Achtbuche der Stadt Eisleben (S. 12) „der perner von Helpte ad sanctam Gerdrudem“ noch erwähnt. Von dem Grunde ihres Verfalls wird später noch die Rede sein.

Auf der die Hüttengrund nördlich begleitenden Anhöhe lag — der kleinen Klaus oder S. Gertrudenkirche unmittelbar gegenüber — die grosse Klaus,

---

[1] Thietmari Chronicon Lib. VII, S. 204.

[2] Inventarium von 1644: „Die Claus genandt zu S. Gertrauten Gottes Acker . . . lieget hinter Mr. Printzen, ietzo M. Jacob Beckers Garten.“ Im Inventarium von 1694: „Die Claus zu St. Gertruden genannt, liegt hinter des Schmieds auf der neuen Riehe Garten.“ Ebenda: „vom alten kirchhofe, genand an der kleine Claus.“

[3] „Concessit quoque ei (sc. Bosoni episcopo Merseburgensi) filius suimet et aequivocus (also Otto II.) ecclesiam in Helpithi positam, quam pater eius in honore sanctae Radegundis constructam Bernhardum ipse praesens dedicare praecepit antistitem.“ (L. l. S. 204.)

[4] v. Schultes, Director. diplom. I, S. 133.

[5] 1332 wird erwähnt: „Nycolaus discretus vir, plebanus sancte Ghertrudis in Helpede, canonicus S. Sixti in Mersburg (Neue Mitteil. I, 4, 65.) 1339: „Nycholaus de Helpede, canonicus ecclesie S. Syxti in Merseborgk (N. Mitt. I, 4, 94.)

welche dem Hospital S. Spiritus in Eisleben zuständig war und im Pfarrinventarium bald Klaus S. Ruperti, bald — aber überwiegend — S. Gumperti genannt wird.[1] Sie gehört heutzutage dem Landwirt W. Fricke in Helfta, welcher vor 10—15 Jahren erst die Fundamente dieser Kirche ausgebrochen hat. Sie bestand aus einem westlich vorliegenden, rechteckigen Turme von 24 Fuss Länge, in dessen Lehmboden sich Gräber ausgestochen fanden, in welchen die Toten ohne Sarg beigesetzt worden waren; ferner einem Langhause und einem etwas eingezogenen, rechteckig geschlossenen Altarraume, welche letzteren zusammen eine Länge von 60 Fuss hatten. Das Portal lag auf der Südseite in der Nähe des Turmes und ihm unmittelbar gegenüber hatte im Langhause der Taufbrunnen gestanden, dessen Stelle an einem etwas über den Fussboden erhöhten kreisrunden Plattenbelage noch deutlich zu erkennen war, während der übrige Fussboden aus einem 8 bis 12 Zoll starken Estrich bestand. (Leider ist mir der Grundriss, den ich vor dem Ausbruch der Fundamente unter genauer Messung der Entfernungen und Wandstärken aufgenommen hatte, verloren gegangen.) Einige Ornamentstücke des Kirchengebäudes (kleine Reste von romanisch verzierten, anscheinend rot gefärbten Sandseinkapitälen), Scherben von durch Brand vernichteten gemalten Glasfenstern und andere Fundstücke, Münzen, Perlen u. dgl. m., welche der Eigentümer des Grundstücks, Herr W. Fricke in Helfta, geschenkt hat, befinden sich in der Altertümersammlung des Mansfelder Geschichts- u. Altertumsvereins. Der Name des heiligen Gumbert, dem das Gotteshaus geweiht war, — der nur einmal auftauchende Name S. Rupert beruht wohl nur auf Verwechselung — deutet, wie die Anlage des Grundrisses und die Spuren romanischer Bauart, auf hohes Alter des Gebäudes, da S. Gumbert, einer der ersten von dem h. Kilian Bekehrten, hier nur in sehr früher Zeit Verehrung genossen haben kann, und andere Gumbertikirchen in weiter Umgebung nicht nachzuweisen sein dürften. Wie die Gertrudenkirche, so bestand auch die Gumbertikirche noch im fünfzehnten Jahrhundert, da im Jahre 1433 noch ein „perner sancti Gumperti in Helpte“ erwähnt wird.[2]

Eine dritte, dem h. Georg geweihte Pfarrkirche, welche jetzt allein noch übrig ist, liegt südwestlich vom Dorfe, in südöstlicher Richtung von den beiden besprochenen Klausen. Vielleicht ist das diejenige Kirche in Helpethe, welche schon im Jahre 1184 Erzbischof Wichmann von Magdeburg als eine durch Erbgang ihm zugefallene (ad nos per successivam hereditatem devoluta) bezeichnet[3] und dem von ihm um 1179 gegründeten Kollegiatstifte zu Seeburg mit noch vielen andern Kirchen zur Aufbesserung der Pfründen dieses Stifts überwiesen hatte. Mindestens aber muss die S. Georgenkirche im 13. Jahrhundert schon vorhanden gewesen sein, da bereits im Jahre 1296 ein Pfarrer Heinrich von

[1] Güterverzeichnis von 1521—1524: „1 gr. von einer gebreiten 8 acker hinder S. Gumprecht in Helfta (Mansf. Urkundenb. S. 272). Inventarium von 1644: „Die Clauss S. Ruperti, dem Hospital für Eisleben zuständig, zinset jährlich $^1/_2$ fl. 12 A(cker).“ Inventarium von 1694: „23 gr. 6 ₰ giebet das Hospital Spir. S. von 12 A(ckern), zu S. Gumbert genandt, an der grossen Claus liegend.“

[2] H. Grössler, das Werder- und Achtbuch der Stadt Eisleben. Progr. des Königl. Gymnasiums zu Eisleben, 1890, S. 12.

[3] v. Ludewig, Rell. manuscript. II, 386.

S. Georg zu Helfta (dominus Heinricus plebanus apud S. Georgium in Helpede) als Zeuge erwähnt wird.

Bevor wir nun zur Beschreibung dieser noch bestehenden Kirche übergehen, ist einer sehr wichtigen Urkunde des Papstes Sixtus IV. vom 7. März 1478 zu gedenken, welche uns über die kirchlichen Verhältnisse von Helfta erwünschten Aufschluss gewährt. In dieser berichtet der Papst, der einst ziemlich volkreiche Flecken Helfta (opidum Helfte, quod alias satis populosum fuerat) sei infolge fortwährender Kriegswirren, Brände, Plünderungen und sonstigen Missgeschicks in so grossen Verfall geraten, dass er jetzt zu einem kleinen Dorfe herabgesunken sei (in exiguam villam reductum). Nun habe es in diesem Orte von alten Zeiten her drei Pfarrkirchen gegeben (suntque in ipso loco ex antiquis temporibus tres parrochiales ecclesie institute), deren Einkünfte jetzt so sehr zusammengeschwunden seien, dass die Pfarrer dieser Kirchen (rectores ipsarum ecclesiarum) davon durchaus nicht leben könnten. Darum hätten die Grafen von Mansfeld, in deren Gebiete Helfta liege, und der Vorsteher der Marienkirche (d. h. der Klosterkirche) in Helfta ihn gebeten, zwei von den erwähnten Pfarrkirchen der Marienkirche einzuverleiben, was er auch thue, doch solle die Einverleibung erst dann eintreten, wenn die betreffenden Pfarrer abgegangen oder gestorben seien. Leider nennt der Papst die Namen der einverleibten Kirchen nicht; auch ist befremdlich, dass die ehemalige Klosterkirche zu S. Marien diejenige ist, der sie einverleibt werden, da diese nach Verlegung des Klosters nach Eisleben selbst dem Kloster einverleibt war; aber alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass die beiden einverleibten Kirchen die von S. Gertrud und S. Gumbert gewesen sind, und dass diese Einverleibung und die gewaltige Abnahme der Bevölkerungszahl der Grund war, dass die beiden Gotteshäuser allmählich verfielen, wogegen das nicht einverleibte Gotteshaus zu S. Georg auch ferner in brauchbarem baulichen Zustand erhalten wurde.

Das jetzige Gebäude der S. Georgenkirche ist spätmittelalterlichen Ursprungs. Der Altarraum ist halbachteckig dergestalt geschlossen, dass die Spitze nach Osten steht. Der Turm steht seitlich, nördlich vom Altarraume, ist unten viereckig, oben achteckig und hat eine Haube.

Sein gewölbtes Erdgeschoss enthält einige Grabdenkmäler aus der Zeit der Spätrenaissance, z. B. eins der Familie von Karssenbrock aus Marmor vom Jahre 1591, und ein anderes ganz zopfiges aus Eisen.

Die Inschrift des der Frau Anna v. Karssenbrock, geb. v. Canstein, († 1591 zu Helfta) gewidmeten Denkmals lautet, soweit dieselbe nicht durch Zerstossen vernichtet ist, wie folgt:

> ZV. SCHVLDIGEN EHREN DANCKBARKEIT VND GEDACHTNVS . . | DER EDLEN VND. EHRENTVGENTREICHEN FRAWEN ANNEN WEILANDT DES EHREN . . . . . . | STRENGEN FRANTZ VON KARSSENBROCKS ERBSASSEN ZV WIRBORN VND B(arrentrop) Be) | SITZERN DES AMBTS HELFTA VND HELBRON CHRIST SELIGEN NACHGEL(assen Wit) | BEN GEBORNEN VON CANSTEIN IHRER VIELGELIEBTEN MVTTER WELCHE . . . . | IDVS ANNO MDXCI ZV HELFTA IM HERREN SELIGLICHEN ENT-SCHLAFFEN . . . . | . . . . ZVR ALLGEMEINEN FROLICHEN AVFFERSTEHVNG RVHET, HA . . . . | BAVEN VND STIFTEN LASSEN FRANTZ . RABAN . ANTON VND GEORG GEBRVED . . . .

Die S. Georgenkirche besitzt einen wohlerhaltenen Altarschrein von guter Schnitzarbeit.

Heilige.	*Heilige.*	*S. Katarina.*	*S. Georg.*	*S. Barbara.*	*S. Petrus.*	*S. Joh. Evang.*
S. Stephan.	*S. Jacobus maj.*				*S. Margareta.*	*S. Anna selbdritt.*

Rückseite (gemalt):

Empfängnis Mariae.		*Verkündigung Mariae.*

Im Mittelstücke erblickt man drei grosse Figuren. In der Mitte steht der Patron der Kirche, der h. Georg, links die h. Katarina, rechts die h. Barbara. Im linken Flügel stehen oben zwei unbestimmbare weibliche Heilige mit Krone, unter ihnen stehen S. Stephan und der Apostel Jakobus der Ältere. Im rechten Flügel oben sieht man S. Petrus und S. Johannes den Evangelisten, darunter S. Margareta und S. Anna selbdritt. Die Rückseiten sind gemalt und zeigen eine teilweise retouchierte Verkündigung Mariä mit folgenden Majuskelinschriften auf Schriftbändern:

AVE MARIA GRACIA PLENA

und:

ECCE ANCILLA TOMNE (so statt DOMINI) FIAT MIHI SECVNDVM.

Ein alter, roher, mittelalterlicher Taufstein steht im Garten des Kantorats.

Auf dem Turme hangen drei Glocken, von 1,11, 0,86 und 0,72 m Durchmesser. Die beiden kleineren, welche das Medaillonbild Friedrichs von Schiller tragen, sind von den Gebrüdern Ulrich im Jahre 1870 umgegossen. Nach einer Aufzeichnung im Kirchenbuche von Helfta stand vor dem Umguss auf der mittleren Glocke:

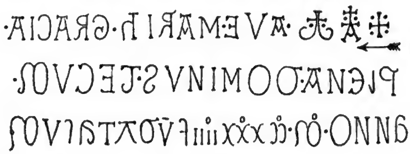
Pax erat Mariae anno domini 1477.

Auf der kleinen stand:

Lorenz Richter in Hall gos mich anno MDCVI in mense Iunio.

Die grosse ist wegen ihres hohen Alters und als eine der ältesten datierten Glocken Deutschlands von ganz besonderem Wert und verdient deshalb von der Gemeinde sorgfältig behütet zu werden. Um ihren Wert in das

rechte Licht zu stellen, mag bemerkt werden, dass die ältesten mit Angabe des Gussjahres versehenen Glocken vor wenigen Jahrzehnten folgende waren: die Katarina der S. Burchardikirche in Würzburg 1249, eine Mindener Domglocke 1252, eine zu S. Peter in Aachen 1261, eine zu U. L. Frauen in Moringen, jetzt zu Braunschweig 1263, eine im Michaeliskloster zu Hildesheim 1270 u. s. w. Wenn nun auch in jüngster Zeit zu Iggenbach (Amtsbezirk Deggendorf in Niederbaiern) eine datierte Glocke aus dem Jahre 1144 entdeckt worden ist,[1] so behält doch die Glocke der S. Georgenkirche zu Helfta vom Jahre 1234 nach ihr den zweiten Platz. Dieselbe hat oben die mit dem Kreuz und dem apokalyptischen Alpha und Omega beginnende, verkehrt gestellte Majuskelinschrift (vgl. Nr. 144 a),

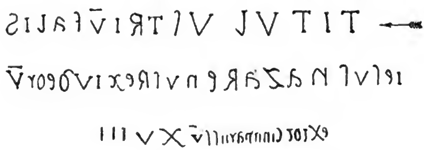


Nr. 144 a.

welche also lautet:

+ A ∘ Ω ∘ AVE MARIA GRACIA ∘ PLENA ∘
DOMINVS ∘ TECVM ∘
ANNO ∘ M̊ ∘ C̊C̊ X̊X̊X̊ I̊I̊I̊I̊ ∘ FVDATA ſVM

Die weiter unten befindliche, ebenfalls in Spiegelschrift gegebene, d. h. verkehrt gestellte Legende, deren Worte wiederholt von Brakteatenabdrücken (von etwa 1 Zoll Durchm.) unterbrochen und hier und da durch spannenlange Zwischenräume getrennt werden (siehe Nr. 144 b), enthält in einem Gemisch von römischen Majuskeln und frühgotischen Minuskeln von sehr ungleicher Höhe die Worte:



Nr. 144 b.

= TITVLVſ ⊙ TRIVFALIS ⊙ IEſVſ NAZARENVſ
REX IVDEORV̄ EX TOT CINCINARIIſ ſV̄ XVIII

Beide Inschriften deutsch: Sei gegrüsst Maria, du Gnadenreiche, der Herr ist mit Dir. Im Jahre 1234 bin ich gestiftet worden.

[1] Vgl. Organ für christliche Kunst, Jahrg. XVI, S. 18. 1866.

Die Triumphaufschrift (des gekreuzigten Christus) lautet): Jesus von Nazareth, König der Juden. Aus so viel Centnern bin ich (gemacht): 18.

Der erwähnten Triumphaufschrift schrieb man zauberkräftige Wirkung zu.[1]

Den grössten Ruf erlangte Helfta während des Mittelalters durch das dorthin verlegte Cistercienserinnenkloster B. Mariae Virginis. Ursprünglich war dasselbe im Jahre 1229[2] von dem Grafen Burchard von Mansfeld und dessen Gemahlin Elisabeth, einer gebornen Gräfin von Schwarzburg, in der Nähe des Schlosses Mansfeld gegründet und mit sieben Nonnen aus dem S. Burchardskloster vor Halberstadt besetzt worden. In der sichern Aussicht auf das Erlöschen des altmansfeldischen Grafenstammes sollte diese geistliche Stiftung die Thaten des Geschlechtes würdig abschliessen und sein Gedächtnis auf die kommenden Zeiten bringen. Noch im Jahre der Gründung 1229 segnete der Graf das Zeitliche, und schon fünf Jahre später, im Jahre 1234, verlegte seine Witwe das noch so junge Kloster, dessen Lage dicht neben der von geräuschvollem Leben erfüllten Burg Mansfeld freilich nicht zweckmässig sein mochte, nach dem stilleren Rothardesdorf, der jetzigen Wüstung Rossdorf (1121 Rothardesdorf, 1229 Rodhersdorf, um 1250 Rotardesdorff, 1331 Rossendorp, 1579 Rostorff) zwischen Helbra und Eisleben, woselbst sie ihr Leben beschloss.[3] Bald erwies sich jedoch auch Rothardesdorf wegen Wassermangels als ein ungünstig gelegener Ort und darum bewog nach dem Tode der Stifterin die damalige Äbtissin des Klosters, die berühmte Gertrud v. Hakeborn (1251—1290), ihre Brüder Albrecht und Ludwig, welchen Burg und Herrschaft Helfta gehörte, dazu, dem ihrer Leitung untergebenen Kloster ihr Vorwerk in dem bequemer und schöner gelegenen Helfta — ihrem vermutlichen Geburtsorte — käuflich zu überlassen, offenbar in der Absicht einer abermaligen Verlegung des im Bau ohnehin noch nicht weit geförderten Klosters. Im Jahre 1258 kam die Verlegung des Klosters nach Helfta zustande; am 3. Juni d. J. soll die feierliche Einweihung desselben und die Legung des Grundsteins durch den Bischof Volrad von Halberstadt statt gehabt haben. Natürlich vergingen noch Jahre, ehe für alle Bedürfnisse gesorgt war. Im Jahre 1265 fand Graf Burchard von Mansfeld (Querfurter Linie) bei einem Besuche das Winterrefectorium in schlechtem Zustande, was ihn, als erblichen Schirmherrn des Klosters, veranlasste, den Nonnen das Material zu schenken, von welchem er sich eben eine neue Hofstube auf dem Schlosse Mansfeld wollte erbauen lassen. In demselben Jahre liess er auf dem Klosterhofe zu Helfta neben dem Kloster eine Kapelle zu Ehren Johannis des Täufers

[1] Eine ausführliche Beschreibung und Würdigung der Glocke nebst Abbildung derselben ist zu finden in: Grössler, Die Glocken des Mansfelder Seekreises (Zeitschr. des Harzver. XI, S. 40—45 und Fig. 27 a und b. auf Tafel III.)

[2] Die von Mülverstedt in seiner Hierographia Mansfeldica (Zeitschr. d. Harzver. I, S. 31ff.) über dieses Kloster gegebenen zeitlichen Bestimmungen sind fast ohne Ausnahme unrichtig.

[3] Da die oben erwähnte Glocke auf dem Turme der S. Georgenkirche im Jahre 1234 gegossen ist, so ist dieselbe ursprünglich wahrscheinlich für das Kloster Rothardesdorf gegossen und von da später nach Helfta mitgenommen worden. Doch kann sie auch aus der Radegundis- (oder Gertruden-) Kirche stammen oder auch ursprünglich der Georgenkirche angehört haben.

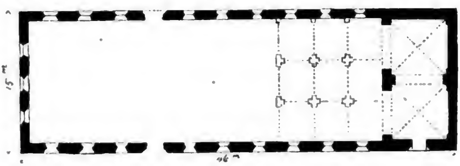
wie auch des Evangelisten Johannes erbauen, die ihm und seinen Nachkommen als Begräbnisstätte dienen sollte. Ziemlich 100 Jahre, genauer bis zum Jahre 1346, verblieb nun das Kloster auf seiner neuerworbenen Stätte und erlangte während dieser Zeit reichen Besitz und solchen Ruhm durch mehrere Glieder seiner Sammnung, wie Gertrud und Mechtild von Hakeborn, Mechtild von Magdeburg und namentlich die „grosse“ Gertrud unbekannter Herkunft, dass es, obwohl fast das letztentstandene unter den mansfeldischen Klöstern, gleichwohl das berühmteste unter ihnen wurde und die Zahl der Nonnen bald bis auf hundert stieg. Etwa um 1300 bestand im Kloster auch eine berühmte Mägdleinschule unter der Leitung der Sangmeisterin Mechtild von Wippra.[1] Freilich scheint dieser Wohlstand auch begehrliche Raubritternaturen angelockt zu haben. Denn nach Cyr. Spangenberg[2] machte im Jahre 1284 Gebhart von Querfurt, Burggraf von Magdeburg, einen Einfall in das Kloster Helfta, wobei sich elf von seinen Leuten zu Tode frassen, und zur Zeit der Belagerung Eislebens durch König Adolf von Nassau (1294) schwebten daher die Nonnen in grosser Angst vor den Mordbrennerbanden des Königs, blieben aber ihrer Meinung nach infolge der Fürbitte der Klosterschwester Mechtild verschont. Nachdem jedoch das Kloster im Jahre 1342 anlässlich einer Fehde des damaligen Grafen von Mansfeld mit dem Herzoge von Braunschweig arg verwüstet worden war, beschloss der damalige Schirmherr des Klosters, abermals ein Graf von Mansfeld des Namens Burchard, dasselbe zum dritten Mal, und zwar unmittelbar unter die Mauern von Eisleben zu verlegen, ein Vorsatz, der während der Jahre 1343 bis 1346 auch zur Ausführung kam. Der Neubau empfing den Namen Neuen-Helfta, und dorthin überführte man nun aus Alt-Helfta auch alle Grabsteine, welche die Dankbarkeit zu erhalten gebot. Noch jetzt trägt der Klosterplatz in Eisleben von diesem in nächster Nähe des Eisleber Schlosses und der Stadtmauer erbauten Kloster seinen Namen. Jedoch auch dies war noch nicht die letzte Wanderung des Klosterconvents. Nachdem nämlich im Jahre 1525 am Mittwoch nach S. Crucis das Kloster Neuen-Helfta durch die aufrührerischen Bauern greulich verwüstet worden war, hatten sich die Nonnen zunächst nach Halle geflüchtet. 1529 war von hier aus auf Befehl des Kaisers Karl V. die Äbtissin Katharina von Watzdorf mit sechs Nonnen nach Mähren gegangen, um dort ein verlassenes Kloster klösterlich wieder einzurichten. Doch schon in demselben Jahre kehrte sie mit Unterstützung des altgläubig gebliebenen Grafen Hoyer nach Althelfta zurück und richtete das dortige Klostervorwerk als Wohnstätte für ihren Konvent und die Marienkirche für den katholischen Gottesdienst von neuem ein. 1534 wurde den Nonnen gestattet, die Pfarrkirche nicht mehr zu besuchen, sondern innerhalb des Klosters die Messe zu celebrieren, aber schon 1542 nach des Grafen Hoyer Tode musste sich's die Äbtissin Walburg Reubers gefallen lassen, dass der vorderortische Graf Johann Georg (Eisleber Linie) die Klosterkirche dem evangelischen Gottesdienst eröffnete und der Pfarrer zu Helfta in ihrer Klosterkirche dreimal „Martinische Messe“ hielt. Die bald darauf durch den oben genannten Grafen erfolgende

[1] Vgl. H. Grössler. Die Blütezeit des Klosters Helfta bei Eisleben. Programm des Königlichen Gymnasiums zu Eisleben 1887. (Nr. 215.) 38 Seiten. 4°.

[2] Querf. Chronik, S. 135.

Säkularisation des Klosters erlebte sie nicht mehr. Jedoch schon 1566 sah sich der tiefverschuldete Graf genötigt, das Klosteramt Helfta für 34000 Goldgulden an Franz von Kerssenbrock auf Barrentrop und Wirborn wiederkäuflich zu überlassen, dessen Sohn Georg seit 1576 das Amt bis zu seinem Tode (1625) besass. Durch des letzteren Tochter Helene gelangte das Amt 1641 an den in zweiter Ehe mit ihr vermählten Adam v. Pfuel, bei dessen Nachkommen und fernerhin im Besitze der Grafen von Flemming es verblieb, bis König Friedrich Wilhelm I. v. Preussen als Oberlehnsherr es im Jahre 1712 einlöste und zu einer königlichen Domäne machte, die im Jahre 1735 durch den Zukauf des im Dorfe gelegenen Rittergutes, welches ursprünglich der Familie von Helfta, später (vor 1694) dem Hartmann Wolf von Guttenberg, und 1694 den Vitztumen von Eckstedt gehört hatte, wie auch des Vitztumschen Rittergutes in Bischofrode noch erheblich vergrössert wurde.

Jetzt ist das ehemalige Kloster in Althelfta vom Erdboden verschwunden, nur die Kirche B. Mariae Virginis ist noch übrig, welche von dem Pächter der



Nr. 145.

Domäne als Scheune benutzt wird und aus einem rechteckigen Raum von 46 m Länge und 15 m Tiefe besteht. Die Architektur, zumal der Fenster, deutet auf die Zeit der Übersiedelung des Klosters von Rothardesdorf nach Helfta (1258) hin. Das in Fig. 147 vorgestellte Thürprofil gehört dem jetzt vermauerten Südportal an, das nach dem Obstgarten hinausführte. Es zeigt die schönen vollen Formen der



Nr. 146.



Helfta

Nr. 147.

ausgebildeten Gotik. Da das Kloster für Jungfrauen bestimmt war, so sieht man noch Überreste der für dieselben erbauten, sehr tiefen Empore an der Westseite, die deshalb eine so grosse Tiefe hat, weil die Zahl der Nonnen in Helfta zeitweilig sehr gross war und überdies auch eine kleine Orgel, gespielt von den Nonnen, auf dieser Empore Raum finden musste.

Die Kleinodien des Klosters haben dasselbe Schicksal gehabt, wie die des Klosters Wiederstedt. Die Grafen von Mansfeld haben sie in Verwahrung genommen und dann vermutlich zu Gelde gemacht. Denn im Jahre 1533 verzichtet Graf Hoyer darauf, die Kleinodien, „die die domina zue Eisleben in der vorgangnen Aufruhr auf schlosz Manszfeld bracht", von Graf Albrecht zurückzufordern.

Da die Originalurkunden des Klosters mit sehr wenigen Ausnahmen verschwunden sind, so war auch das Konventssiegel bisher nicht bekannt. Ein Siegel der Äbtissin Sophie vom Jahre 1311 zeigt unter der Auferstehung Christi eine betende Frau. Die Umschrift lautet:

+ S' · ABBATISSE. · MON' · D' · HELPEDE.

(ab Erath C. D. Quedl. Tab. XXXIII. Nr. 16.) An einer Rossleber Urkunde vom 9. September 1346 finden sich jedoch nicht nur erstens: das Siegel der Äbtissin Luckardis mit der etwas verstümmelten Majuskelinschrift:

ABBATISSE · · · RD' HELPED·

und zweitens: des Probstes Johannes mit der Majuskelumschrift:

(S)IGILLVM PREPOSITI IN HELPED.

sondern auch drittens: das des Klosterconvents mit einer Darstellung der Verkündigung Mariae. Es zeigt die unter einem doppelbogigen Baldachin stehenden Figuren des Engels und der Maria mit der Majuskelumschrift:

SCE MARIE VIRGINIS IN HELPED.

Auf dem Schweinehause des Amtes Helfta hängt noch eine jetzt zersprungene Glocke, welche nach Mitteilung des Herrn Bau-Inspektors Trampe in Eisleben annähernd 40 cm hoch ist und folgende Inschrift in römischer Majuskel trägt:

WO MAN HERET MEINEN SCHAL
DA KOMM SEGEN VBER ALL.
ANNO 1677.

Über ihre Herkunft ist nichts bekannt.

Bemerkt mag noch werden, dass etwas westlich von dem Gasthofe zur Sonne südlich der Chaussee an dem Garten dieses Gasthofs bis vor kurzem ein Steinkreuz von alter Form ohne Inschrift lag.

Ausserhalb des Dorfes haben sich noch einige Überreste und Andenken an das Kloster erhalten, namentlich der Grabstein des Stifters und seiner Gemahlin, der bei der Übersiedelung von Helfta nach Eisleben in das Kloster Neuhelfta mitgenommen und von da im Jahre 1525 nebst mehreren andern beachtenswerten Grabsteinen, z. B. dem der Äbtissin Oda von Hadmersleben und dem der Gräfin Barbara von Mansfeld in die S. Andreaskirche zu Eisleben in Sicherheit gebracht worden ist. (Vgl. über dieselben das, was von ihnen bei den Merkwürdigkeiten dieser Kirche mitgeteilt worden ist.)

Höhnstedt.

[G] Grosses, 13½ km östlich von Eisleben gelegenes Kirchdorf mit im Jahre 1875: 1275, 1880: 1436, 1885: 1425, 1890: 1383 Einwohnern, welches im Mittelalter zum nördlichen Hosgau (Herrschaft Hedersleben, später Seeburg) bzw. in den halberstädtischen Archidiakonatbezirk Eisleben gehörte. Der Ortsname (1121 Hostede, Hoenstede, 1182, 1194, 1298 Honstede), offenbar eine Zusammensetzung aus den Dativen des Adj. hôh (hoch) und des Subst. stat, stad (Wohnstätte) bedeutet: zu der hohen Stätte, ist also mit Rücksicht auf die Lage des Ortes gegeben. Die beiden Gemeindesiegel, das ältere mit der Umschrift: **„Hohnstedt: Gemeinde Siegel 1747“** stellen einen Bauern dar, welcher in der Rechten drei Kornähren, in der Linken aber eine Weintraube hält. Neben seinem rechten Fusse erblickt man Umrisse, welche Brote oder gefüllte Säcke, vielleicht auch Felsen darstellen sollen. Offenbar sollen die Beizeichen die mannigfaltige Fruchtbarkeit der Höhnstedter Flur rühmen. Noch jetzt wird bei Höhnstedt der Weinbau ziemlich stark betrieben. Das Dorf besitzt ein Rittergut, welches ohne Zweifel im Mittelalter im Besitze des nach dem Dorfe sich nennenden niederen Adelsgeschlechtes von Höhnstedt war, von welchem Glieder vom 13.—16. Jahrh. im Mansfeldischen und in Halle urkundlich erwähnt werden. Später erscheinen als Besitzer dieses Rittergutes die Familien v. Rauchhaupt, v. Kalkreuth, v. Griesheim. Die Klöster Neuwerk vor Halle und Wimmelburg bei Eisleben hatten in dem Dorfe Güter und Einkünfte.

Im Jahre 1400 gab es in Höhnstedt drei Kirchen, eine der B. Virgo Maria, eine des h. Johannes und eine des h. Peter. Doch wird — wohl nur zufällig — erst im Jahre 1325 ein Pfarrer Hermann von Höhnstedt (Hermannus plebanus in Honstede) als Zeuge bei einer Beurkundung in Valkenstein erwähnt. Die jetzt noch vorhandene Kirche, welche vermutlich mit der Marienkirche eine und dieselbe ist, aber nunmehr als Kirche der hh. Lucia und Ottilia bezeichnet wird, welche wohl neben der h. Maria Patroninnen der erstgenannten Kirche waren, ist im Jahre 1868 in der Form eines griechischen Kreuzes mit verhältnismässig sehr breiten Armen völlig neu gebaut worden. In der Mitte des Turmes der alten Kirche stand die Jahreszahl 1584.

Der Beachtung wert sind in ihr nur ein vergoldeter, silberner Kelch nebst Hostienkapsel und Patene, laut Inschrift im Jahre 1680 von Frau A. C. Vetner der Kirche geschenkt, und die vier auf dem Turme hängenden Glocken von 1,20, 1,05, 0,73 und 0,57 m Durchmesser.

Die grösste vom Jahre 1483 trägt oben die Minuskelumschrift:

anno dm̄ m cccc lxxxııı dolorosa
virgo maria bet got vor vns.
Peter poch? (?)
O rex glorie veni cum pace.

Die zweite ist 1612 von Lorenz Richter in Halle, die dritte 1597 von Heinrich Borstelmann in Magdeburg, die vierte 1754 von Fr. Aug. Becker in Halle gegossen.

Holzzelle.

[G] Vorwerk der im Kreise Querfurt nur 5 km entfernt gelegenen königlichen Domäne Sittichenbach, 7,5 km von Eisleben, mit nur im Jahre 1875: 34, 1880 und 1885: 58, 1890: 43 Einwohnern. Dasselbe lag im Mittelalter an der Nordgrenze des Burgwartbezirks Kuckenburg im Gaue Friesenfeld und war ein in die Diöcese Halberstadt und zwar in den Archidiakonatbezirk Kaldenborn gehöriges, der Jungfrau Maria geweihtes Benediktinerinnen-Kloster, über dessen Gründer und Stiftungsjahr jedoch nichts Sicheres bekannt ist. Nach einer Angabe von Hoppenrod (in Schöttgens Diplomat. Nachlese S. 648) ist es von einer Dynastin von Hornburg, der letzten ihres Geschlechts, gegründet worden. Möglicherweise ist es das älteste aller Klöster in den südlichen Gauen des Bistums Halberstadt, falls es nämlich dasjenige Kloster Hornburg ist, welches im Jahre 877 die Grafen Theti und Wikker zur besseren Ausstattung des von ihrer Schwester Adelbrin gegründeten Klosters Drübeck im Harzgau dem letzteren unterwarfen (— quoddam monasterium sui iuris quod dicitur Horenburg in pago North. thuringa situm cum omnibus ad idem monasterium pertinentibus —). Wenigstens ist weder in dem Städtchen Hornburg im Harzgau, noch auch sonst wo im Nordthüringerlande ein anderes Kloster gleiches Namens bis jetzt nachgewiesen. Die erste sichere urkundliche Erwähnung unseres Klosters, welches seit dem Jahre 1383 die Grafen von Mansfeld als Schirmvögte anerkannte, während unbekannt ist, wer vorher die Voigtei über dasselbe ausübte, findet erst 1147 statt, in welchem Jahre ein prepositus Wolfram in Hornberg erwähnt wird, während im Jahre 1197 Propst Wilhelm nebst einem prior und cellarius genannt wird, was allerdings auf Mönche als Insassen deuten würde. Im 13. Jahrhundert muss das Kloster, das im Jahre 1217 als ein allgemein bekanntes Nonnenkloster bezeichnet wird (cella claustri sanctimonialium omnibus noti Horenberch), einen gewissen Ruf gehabt haben, dem aber das nicht lange nachher gegründete und schnell zu fast europäischem Ruf gelangte, noch dazu in nächster Nähe gelegene Kloster Helfta gewiss grossen Abbruch gethan hat. 1309 heisst das Kloster cella Horneberg, 1327 mon. S. Marie in cella Horenbergk, 1364 cella Horneburg, 1487 das jungfrawencloster zcur Zelle des ordens sanct Benedicti Halberstadisches Bistums. Im Bauernaufruhr 1525 wurde es am Tage der Kreuzerfindung (3. Mai) furchtbar verwüstet und niedergebrannt. Sämtliche Klosterurkunden sollen nach Hoppenrod bei dieser Gelegenheit von den Aufrührern, weil sie hofften, sie würden dadurch von ihren Zinsen loskommen, in eine grosse Braupfanne geworfen und dadurch vernichtet worden sein. Zunächst scheinen sich die flüchtigen Nonnen nach Leipzig gewandt zu haben, denn am 15. Juni 1525 ersuchte Herzog Georg von Sachsen von Leipzig aus den Bischof von Meissen, er möchte doch bewirken, dass die flüchtigen Klosterjungfrauen des Klosters Zelle bei Eisleben, deren Kloster im Bauernaufruhr verbrannt sei, in den Klöstern in Mühlberg und S. Crucis in Meissen, welche früher von Zelle aus reformiert worden seien, Aufnahme fänden. Das ist auch offenbar geschehen, denn am 3. Februar 1532 schreibt derselbe Herzog Georg dem Abte Johann von Sittichenbach, die Äbtissin Felicia Tobel und die Jungfrauen des Klosters Zelle, die sich vertrieben im Kloster S. Crucis zu Meissen aufhielten, bäten, ihre fälligen

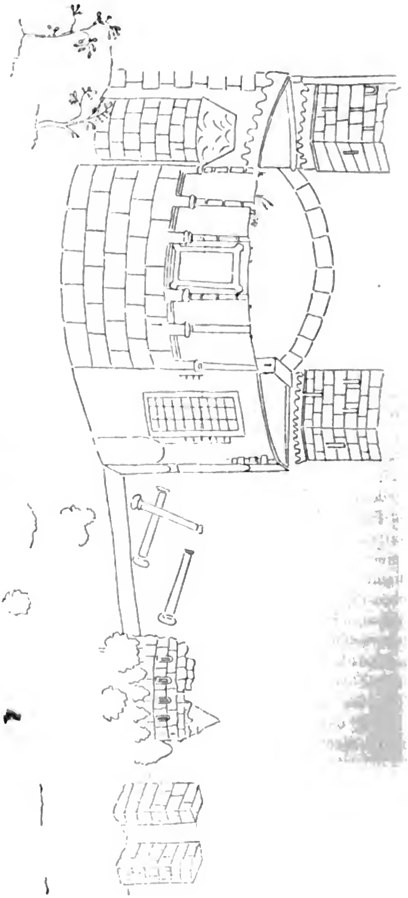
Zinsen ein- und vorläufig in Verwahrung zu nehmen. Zugleich empfahl er dem Abte, von den Zinsen der Vertriebenen so viel als möglich für sein Kloster zu erwerben und jenen dafür andere Einkünfte seines Klosters im Kurfürstentume oder sonstwo zu überweisen. Dass die Vertriebenen zwar Lust, aber keine Hoffnung hatten, nach Zelle zurückkehren zu können, ergiebt sich aus einem Schreiben, welches am 14. Dezember 1534 die Äbtissin „Felicitas von Thobeln und alle ire kyndere mit yhr zur Zelle auszgetrieben semptlich und sonderlich“ an den Cardinal Erzbischof Albrecht (von Mainz und Magdeburg) richteten, in welchem sie dem Kirchenfürsten folgendes mitteilen: E. churf. g. wissen, das neben bemelter unser mutter und eptissen unser noch viertzehen personen leben, die wir, weyl unser closter Zelle gantz desolirt und uns leyder uberm halse angetzundt und vorbrenth, nach grossem erliedenem schaden und armuth gedrungen sein, ander stete, do wir gott dienen mochten, zu suchen. So es aber bei uns stunde, begerthen wir nichts hertzlichers uf erden, den zur Zelle zu seyn. Haben uns demnach die fromen geystlichen schwestern zum Heyligen Creutz vor Meissen, wiewol wir mit ledigen henden zu yhn kommen, aus mytleyden angenomen und bisher ane sonder widdergeltung unterhalten.“ Auf das Verlangen des Kurfürsten, sie sollten ihre Originalurkunden vorlegen, erwidern sie, es sei ihm ja wohl bekannt, „wie wir, goth sey es geclagt, unsers closters mit gewalt entweret, habe, guths, cleynodt und barschaft beraubt, dergleichen aller unser briefe, und die weil man uns auch die cleyder, wie wir stunden und giengen, kaum an halsen liesz, haben e. churf. g. aus hohem bedencken zu achten, wie wir die heuptbrieffe ader andere haben mogen auszbringen. Wol haben wir in eyl unser erpregister, doryn alles eynkomen unsers closters und vorschreybung doruber copienweysz vorleibt, ergriffen, craft welches wir guther und zinse in hertzog Georgen fürstenthumb gemanet und erlangt,“ aber eine „heuptvorschreibung“ vorzulegen sei ihnen unmöglich. Leider ist dieses Erbregister, welches vielleicht noch in Meissen verborgen liegt oder von da in ein sächsisches Archiv gelangt ist, noch nicht wieder zum Vorschein gekommen, wie auch unbekannt ist, was schliesslich aus den Nonnen von Zelle geworden.

Nicht lange nach der Vertreibung der Klosterschwestern verwandelte der mittelortische Graf Gebhart das Kloster in ein gräfliches Amt, zu welchem er die Dörfer Hornburg und Cöllme schlug. Als der Mittelort 1602 ausstarb, fiel das Amt an den Hinterort. Im Jahre 1696 starb das letzte weibliche Glied der hinterortischen Linie, die Gräfin Barbara Magdalena, und wenige Tage darauf auch ihr vierter Gatte, Graf Georg Albrecht von Mansfeld (Linie Vorderort-Bornstedt), welcher vierundzwanzig Jahre jünger war als seine Gemahlin. Seit dem bezogen die in österreichischen Diensten stehenden Glieder der Bornstedter Linie die Einkünfte des Klosteramtes. Auf Holzzelle hat später der Verfasser des „Münchhausen“, K. Lebr. Immermann, als Hallescher Student bei seinem Oheim, dem Oberamtmann Reinicke, angenehme Tage verlebt. (Vgl. die Mitteilung am Schlusse des Artikels.)

Von den ehemaligen Klostergebäuden ist jetzt nur noch verschwindend wenig zu sehen. Namentlich ist das zwischen dem grossen Pfeilerpaare und der Kirche ehemals vorhandene romanische Klostergebäude (vgl. Nr. 148) völlig

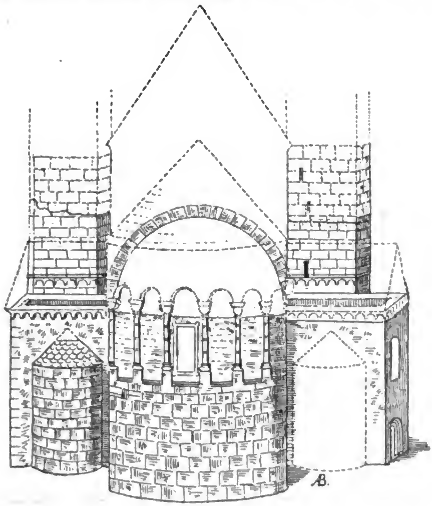
verschwunden. Nur der Boden, wo es gestanden hat, ist noch voller Grundmauern, die von Schuttmassen umgeben sind. *[B]* Doch hat uns ein glücklicher Zufall eine Zeichnung aufbewahrt (Nr. 148), durch die wir trotz ihrer Unbeholfenheit in den Stand gesetzt sind, uns die Kirche in ihrem einstigen Zustande zu vergegenwärtigen. Danach war die Kirche eine romanische Basilika mit Querschiff, an dessen äussere Quadrate sich unmittelbar Absiden anlehnten. Das Altarquadrat war mit einer grossen Absis geschlossen, deren obere Fläche durch sechs, vielleicht acht auf etwas erhöhtem Sockel stehende Säulen mit weitausladendem unterem Pfühle belebt war. Westlich vor die Seitenquadrate des Querschiffs legten sich, das Mittelschiff flankierend, zwei Türme, deren unteres Geschoss durch ein Arkadengesims abgeschlossen wurde; ein gleichgestaltetes umzog auch die Aussenseiten des Querschiffs, wahrscheinlich also auch die Wände des Langschiffs, von dem auf der Zeichnung nichts sichtbar ist. Ob Westtürme vorhanden waren, lässt sich nicht mehr feststellen, doch ist es nicht wahrscheinlich, da viertürmige Anlagen in den Harzgegenden und überhaupt im nördlichen Deutschland sehr selten sind. Die bisher beschriebenen Formen bekunden eine überraschende Ähnlichkeit mit der Klosterkirche Hamersleben Augustiner Ordens (Kreis Oschersleben). Der sonst sehr seltene Säulenschmuck der Hauptabsis und die an entsprechender Stelle stehenden Türme beweisen dies; ja die Ähnlichkeit geht noch weiter. Aus der Zeichnung, die (in Nr. 149) in korrektere Formen übertragen und soweit möglich ergänzt ist, ergiebt sich, dass auch hier die Kreuzarme weit niedriger waren als das Hauptschiff; ferner muss die Kirche eine Säulenbasilika gewesen sein. *[G]* Das ergiebt sich schon daraus, dass ich noch zu Anfang der siebziger Jahre dieses Jahrhunderts auf dem Rasen zwischen dem Vorwerke und dem im Walde stehenden Pfeilerpaare an der Stelle, wo auf der Zeichnung Nr. 148 liegende Säulen angedeutet sind, etwa 4—6 Säulen mit romanischen Kapitälen und Basen, die aus dem bei Rothenschirmbach brechenden Rotliegenden gearbeitet waren, nun aber spurlos verschwunden sind, habe liegen sehen. Aber auch eine aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts herrührende Nachricht spricht dafür. Denn in der Beschreibung, welche Biering in seiner handschriftlichen Topographie der Grafschaft Mansfeld fol. 575 von der Kirche giebt, heisst es: „In diesem Kloster ist auch eine feine Kirche gewesen mit zwei Thürmen, davon die Mauern annoch stehen, wie auch noch eine Reihe Pfeiler, da manche aus einem Stück von 4 bis 5 Ellen lang sind.“ *[B]* Diese letzte Bemerkung beweist, dass hier unter den genannten Pfeilern Säulen zu verstehen sind. Eine von diesen Säulen hat sich vielleicht erhalten; denn es ist möglich, dass der in Nr. 150 dargestellte Säulenrest dem Langschiffe der Kirche entstammt. Ihre Formen sind nicht gewöhnlich; der Schaft zeigt eine sehr starke Verjüngung und die Basis hat zwar im ganzen die attische Form, ihre einzelnen Glieder sind aber nicht normal. Der untere Pfühl ist besonders nach oben sehr weit ausladend; die flachen Eckblätter stehen übrigens unten mit einander in Verbindung, sodass der ganze Pfühl wie in einer Hülle ruht. Der obere Pfühl ist dagegen zu einem schmalen Rundstabe zusammengeschrumpft. Die Hohlkehle, vom untern Pfühle durch zwei Platten getrennt, ist flach, nach oben zu kaum ausladend.

So dürfen wir mit ziemlicher Sicherheit behaupten, dass die Kirche in Holzzelle eine Säulenbasilika war mit zwei dem Querschiff westlich vorgelegten



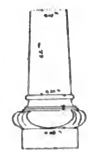
Nr. 148.

Türmen, einer säulengeschmückten Hauptabsis und zwei Nebenabsiden, die sich an die Querarme anschlossen. Bestätigt scheint diese Annahme auch durch den einzigen noch vorhandenen Rest der Anlage zu werden, der in Nr. 151 dargestellt ist. (Den Kämpfer dieses erhaltenen Restes zeigt Nr. 152.) Es war nicht leicht, ihn in



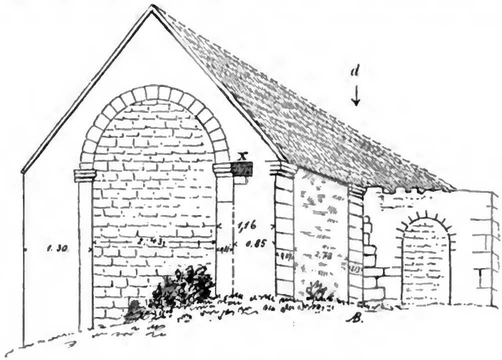
Nr. 149.

Übereinstimmung mit der erwähnten Zeichnung zu deuten. Die Einzelheiten des Rundbogens schliessen die Annahme einer einst hier vorhandenen Absis aus. Es giebt deshalb nur eine Möglichkeit, diesem offenbar der Kirche angehörigen Teile seine Stelle im Grundplane des Ganzen anzuweisen, ohne dass man mit andern Thatsachen in Widerspruch gerät, nämlich die Annahme, dass dieser erhaltene Rest der untere Teil des südlichen Turmes ist, sodass er sich in der in Nr. 153 (Grundriss) dargestellten Weise dem Gesamtplane der Kirche einordnet. Dann ergiebt sich nicht nur kein Widerspruch mit dem alten Bilde oder mit irgend einer baulichen Regel, sondern nur eine weitere Bestätigung der grossen Ähnlichkeit mit der Hamersleber Kirche, die sich dann auch aus der Vergleichung des hier beigegebenen Grundrissses mit dem jener Kirche ohne weiteres ergiebt. Der nordwestliche Turmpfeiler (1,13 m breit) ist demnach, so wie in Hamersleben (übrigens auch in Paulinzelle), zugleich die östlichste Stütze des Langschiffs und



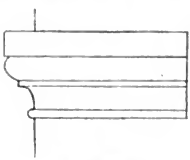
Nr. 150.

er und sein Gegenüber waren die einzigen Pfeiler, die im Langschiff vorkamen. Da der nördlichste Pfeiler (auf der Ansicht Nr. 151 und im Grundplan mit d bezeichnet) keine Vorlage hat, wie man erwarten sollte, weil doch auf ihm auch der dem Triumphbogen entsprechende grosse Bogen ruhen musste, so darf man wohl annehmen, dass diese Vorlage erst oberhalb des Kämpfers anfing und auf ihn aufsetzte. In Nr. 151 kennzeichnet der Buchstabe x die Stelle, wo einst ein ausladender Kämpfer gesessen hat, der jetzt bis auf die Wandfläche abgeschlagen ist. Daraus folgt, dass, wieder wie in Hamersleben, auf diesem



Nr. 151.

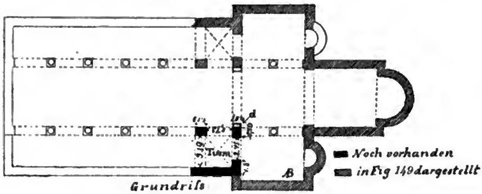
Kämpfer ein Bogen aufsetzte, der seinen zweiten Stützpunkt auf einer Mittelstütze, wahrscheinlich einer Säule fand, die Vierung und südliches Querschiff von einander schied, so dass also aus diesem in jenes zwei Rundbogen führten, die wahrscheinlich dieselbe Scheitelhöhe hatten, wie die Bogen des Langschiffes. Diese Trennung der Vierung von den Kreuzarmen war wegen der verschiedenen Höhe beider unerlässlich. (Was hier von der südlichen Stützenreihe gesagt ist, gilt selbstverständlich auch von der nördlichen.) Wenn man demnach im Hauptschiffe stand, sah man der Kirche nicht an, dass sie ein Querschiff hatte. Wie man sich die Kirche nach dem Gesagten vorzustellen hat, zeigt der **Aufriss** in Nr. 154.



Nr. 152.

Der erhaltene Rest giebt nun, vorausgesetzt dass er richtig gedeutet ist, auch über die Grössenverhältnisse des Gotteshauses Aufschluss. Die lichte Weite beträgt 3,19 m, ein Mass, dass also auch für die Weite des südlichen Seitenschiffes anzunehmen ist. Dies Mass ist nur sehr wenig verschieden von dem der Seitenschiffe der Konradsburger Kirche, besonders des nördlichen (= 3,25 m), und ist

fast gleich dem der Gröninger und der Drübecker Klosterkirche, um nur diese zu nennen. So wird die ganze Kirche die gewöhnlichen Raumverhältnisse mittlerer Kirchen gehabt haben, also auch eine Länge von ungefähr 40 m. Abgesehen von den dekorativen Einzelheiten, von denen ja nur ganz wenige übrig sind, dürfte die Holzzeller Kirche nur in den Grössenverhältnissen von der

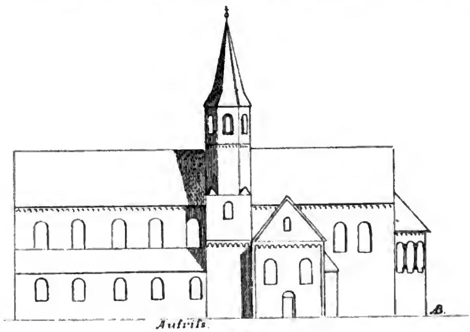


Nr. 153.

Hamersleber abgewichen sein. Doch ist noch hervorzuheben, dass in Holzzelle die Seitenschiffe nicht über die Kreuzarme hinaus verlängert waren.

Zu Nr. 151 sei noch erwähnt, dass die nach rechts, also nach Norden zu hervortretende Wand ein späteres Machwerk ist, was schon durch das ganz liederliche Mauergefüge bewiesen wird.

Bei der Seltenheit solcher Anlagen darf die Holzzeller Kirche, wenn sie



Nr. 154.

auch jetzt fast gänzlich verschwunden ist, doch Anspruch auf Beachtung in der Kunstgeschichte machen.

[G] Bei der Dürftigkeit der uns erhaltenen Nachrichten über die Kirche verdient auch eine Notiz des oben erwähnten Biering Beachtung, die sich unmittelbar an die ersterwähnte anschliesst. „Man findet, fährt er fort, keine

Nachrichten von dieser Kirche, als nur in der einen Capelle im Chor gegen Mitternacht stehet an einem steinernen Schränkchen eingehauen: 1515. Dieses Schränkchen aber ist lange hernach in ein vormahls gewesenes Fenster eingemauert worden. Auf der andern Seite im Chor ist wieder eine feine Capelle gewesen, ja wohl gar, wie es scheint, auf der Seiten 2 Capellen neben einander." *[B]* Es ist wohl nicht zweifelhaft, dass hier unter den unbedingt als vorhanden bezeichneten Kapellen die beiden Kreuzarme des Querschiffs zu verstehen sind. Das Vorhandensein eines zweiten südlichen Raumes, also wohl einer wirklichen Kapelle, ist natürlich sehr wohl möglich.



Nr. 155.

[G] Der schönste uns erhaltene Rest der Klosterkirche ist ein grosses Tympanon, leider in zwei Stücke gebrochen, welches im Museum des Vereins für Gesch. u. Altert. der Grafschaft Mansfeld in Luthers Sterbehause aufgestellt und dadurch vom Untergange gerettet ist.[1] (Siehe Nr. 155.)

Es drückt in figürlicher Darstellung den Weiheakt des Klosters durch einen Erzbischof aus. In der Mitte erblickt man die das Kloster empfangende Schutzpatronin desselben, die Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde, links die Familie des Stifters, rechts die Äbtissin, den Propst und die Nonnen, für welche das Kloster bestimmt ist. Über dem Haupte des Erzbischofs steht (an solcher Stelle, im Thürbogenfelde selbst, eine Seltenheit) die Inschrift:

ARCHI
EPC

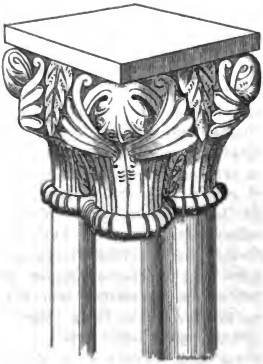
An welchen Erzbischof zu denken ist, ist leider nicht zu ermitteln. Die schöne Skulptur lässt auf ein mit feinem Geschmack gebautes Kloster schliessen, dessen völlige Zerstörung daher umsomehr zu beklagen ist.

[1] Hierher könnte am besten auch der vorerwähnte Säulenrest geschafft werden, um ihn vor Vernichtung zu schützen.

[B] Noch sind zwei beim ersten Anblick höchst rätselhafte Pfeiler zu erwähnen, die am nördlichen Abhang der Erhebung, auf welcher das Kloster steht, einsam in die Höhe ragen (vgl. Nr. 156) und schon vielen Leuten Kopfzerbrechen verursacht haben. 3,63 m breit, von ungleicher Stärke (1,41 : 1,73) und etwa 12 m hoch sind sie 4,10 m von einander entfernt.[1] Da sie nicht die Spur Formen zeigen, weder Fenster noch Thüren, ja nicht einmal Balkenlöcher haben, so hat man bisher vergeblich ihre Deutung versucht und ist dabei oft zu sonderbaren Vermutungen über ihren Zweck gekommen. Weit vom Kloster entfernt, am Bergesabhang, vom Gebüsch umwuchert, haben sie jedenfalls schon lange ihr geheimnisvolles Sonderdasein geführt. Mir ist jetzt meine bisherige leise Vermutung nicht mehr zweifelhaft, dass sie die einzigen Reste einer gewaltigen Brücke sind, die über die Schlucht führte, welche den Zugang zum Kloster erschwert, wenn man von Äbtischrode kommt. Sie führte genau von Nord nach Süd und muss über 100 m lang gewesen sein. Die Pfeiler, die nach der Tiefe des überbrückten Thales sich bei wachsender Höhe auch verstärkten, trugen auf den mächtigen Längsbalken, die die Pfeiler mit einander verbanden, eine vielleicht verdeckte Holzbahn, die genau nach der Stelle führte, wo nach der oben versuchten Wiederherstellung des Kirchenplanes das Portal des nördlichen Kreuzschiffes gewesen sein muss, so dass man wahrscheinlich, von Äbtischrode kommend, gradewegs auf ganz bequemem Wege in kurzer Zeit in die Kirche kommen konnte. Die Brücke muss einen ganz eigenen bedeutenden Eindruck gemacht haben, zumal sie, wie die vorhandenen Pfeiler beweisen, aus sehr gutem Material, demselben roten Sandstein, aus dem die Kirche bestand, sehr solide hergestellt war. Schon dieser Bau allein beweist die Bedeutung und den Reichtum des Klosters, das ja auch, wie oben erwähnt, 1217 als ein allgemein bekanntes bezeichnet wird.[2] Noch ist ein Architekturrest zu erwähnen, der nach der Domäne Sittichenbach verschlagen ist und jetzt dort im Garten zeugt von verschwundener Pracht. Es ist ein aus vier Säulen bestehender



Nr. 156.



Nr. 157. *(Schmucker.)*

[1] Die Zahlangaben in der Sommerschen Zeichnung weichen etwas von den vorstehenden, auf nochmaliger Nachmessung beruhenden ab. Gr.

[2] Nicht unerwähnt will ich lassen, dass mein Herr Mitarbeiter eine Brücke an dieser Stelle zwar für möglich hält, aber doch meiner Vermutung so lange nicht glaubt beitreten zu können, als nicht die übrigen vorauszusetzenden Pfeilerfundamente in dem Äbtischrode und Holzzelle trennenden Thalgrunde aufgefunden worden sind. Br.

Bündelpfeiler mit reichen und geschmackvollen Kapitälen. Der Kapitäl und Schaft trennende Ring der einzelnen Säulen ist in ungewöhnlicher Weise rings mit kleinen Ringen umwunden (vgl. Nr. 157.)

Offenbar stützte dieser Pfeiler ein vierteiliges Gewölbe; er wird aber kaum in der Kirche selbst gestanden haben, wahrscheinlich stammt er aus dem Refektorium oder einem ähnlichen, profanen Zwecken dienenden Saale. Seine Formen weisen übrigens auf eine etwas spätere Zeit als der oben erwähnte und in Nr. 151 dargestellte Säulenrest. Das Material ist aber das gleiche, schöner roter Sandstein.

[G] Zum Schlusse sei noch erwähnt, dass östlich von dem oben beschriebenen Kirchenreste, offenbar im ehemaligen Altarraum, auf Rasengrund ein Denkstein des Oheims des Dichters Immermann mit folgender Inschrift steht:

Hier ruhet in Frieden
Georg Ferdinand
Reinsdorf
Kgl. Preuss. Oberamtmann
Domänenpächter
geb. 19. Febr. 1772
gest. 16. Nov. 1838.

Hornburg.

[G] Dorf, 8 1/2 km südsüdöstlich von Eisleben mit im Jahre 1875: 517, 1880: 554, 1885: 601, 1890: 586 Einwohnern. Das ehemals im Burgwartbezirk Kuckenburg (vgl. Grössler in der Zeitschr. des Harzvereins IX, S. 105) und somit im Gaue Friesenfeld, ursprünglich aber wohl im südlichen Hosgau gelegene Dorf gehörte in geistlicher Hinsicht in den Halberstädtischen Bann Kaldenborn. (1400 Horneborge in banno Coldenbornensi). Der Ortsname (im 8. Jahrhundert Hornbeic, 932 Hornpergi, 1195 Hornburc, 1217 Horenberch, 1309 Horneberg, 1327 Horenbergk, 1364 Horneburge, 1400 Horneborge, 1405 Horrenborgk) bedeutet eine auf hervorragender Bergspitze angelegte Befestigung oder Burg. Diese, welche südwestlich vom Dorfe auf oder am Galgenberge gelegen haben muss und an deren Fusse später das Dorf entstand, ist ohne Zweifel uralten Ursprungs, aber längst schon wieder verschwunden. Ein Dynastengeschlecht, welchem das Kloster Holzzelle (cella Horenbergk) seine Entstehung verdanken soll, muss hier seinen Sitz gehabt haben. 1405 gehörte sie den edeln Herren von Hakeborn (1405 Albrecht Eddeler von Hakeborn, Herre zu der Horrenborgk). Über ihr Schicksal ist sonst nichts weiter bekannt. Das Dorfsiegel, bei dessen Entwurf eine fehlgreifende Gelehrsamkeit thätig gewesen ist, ist ein redendes, denn es zeigt ein Füllhorn, aus welchem Blumen sich hervordrängen. Besser hätte man ein Hifthorn gewählt, da eine Ortssage dem Gründer der Burg ein zaubermächtiges Hifthorn beilegt. Die Umschrift lautet: **Gemeinde Hornburg.**

Über die geschichtliche Vergangenheit des Dorfes ist, weil die meisten Urkunden des Klosters Holzzelle verloren gegangen sind, nur wenig bekannt. Schon im 8. Jahrhundert wird es unter den Orten genannt, die an das Kloster S. Wigberts in Hersfeld den Zehnten zu entrichten haben. Aus einer Urkunde des Jahres 932

ergiebt sich, dass bis zu diesem Jahre das Kloster Hersfeld in Hessen Grundbesitz in dem Dorfe Hornpergi hatte, welches damals im Gaue Friesenfeld in der Grafschaft des Grafen Siegfried (in pago Frisonoweld in comitatu Sigifridi comitis) lag. König Heinrich I. tauschte diesen Besitz von dem Abte Megingoz ein; man weiss nicht, zu welchem Zweck. In der Reihe der vom Hersfelder Zehntverzeichnisse aufgezählten Reichsburgen fehlt Hornberc. Wenn das um 1120 aufgesetzte Güterverzeichnis des Klosters Helmershausen an der Diemel die Mitteilung bringt: „Item in Thuringia, iuxta castellum, quod dicitur Horeburg, in villa que dicitur Herdiggeroth, quidam nobilis Burchard tradidit ecclesie pro oblatione filii sui hobam I cum area, que soluit III sol.“[1], also berichtet, ein edler Mann Burchard in Thüringen habe für die Aufnahme seines Sohnes eine drei Schilling zahlende Hute im Dorfe Herdingerode bei dem Schlosse Hornburg übereignet, so fragt sich, ob dies das mansfeldische Hornburg sein könne. Der Name entspricht allerdings nicht völlig der heutigen Form; doch dürfte kein anderes Schloss dieses oder eines ähnlichen Namens in Thüringen nachweisbar sein; der Edle Burchard aber könnte leicht ein Edelherr von Querfurt (entweder Burchard II. oder Burchard III.) gewesen sein; auch die Lage passt, da Hornburg nicht weit von Querfurt liegt. Freilich ist ein Dorf Herdingerode bei Hornburg bisher nicht bekannt, doch könnte wohl eines der beiden Dörfer Hornburg, von denen in späteren Urkunden die Rede ist, so geheissen haben, vielleicht die jetzt namenlose Wüstung nordöstlich von Hornburg, welche den Namen „in den wüsten Stätten“ führt.

Thatsächlich haben später die Edelherren von Querfurt Grundbesitz bei Hornburg; denn 1217 übereignen die Gebrüder Burchard und Gebhart zu Querfurt dem S. Marienhospital an der Brücke zu Halle unter anderm auch ein Gehölz Namens Bichenberg bei dem Dorfe Hornburg („iuxta villam Horenberch, cui nomen Bychenberg“).

Das Dorf selbst samt der Kirche scheint seit dem Bestehen des Klosters Holzzelle diesem gehört zu haben, denn im Jahre 1352 bekundet der Bischof Albrecht von Halberstadt, ein geborner Graf von Mansfeld, das Kloster Zelle-Hornburg habe seit unvordenklichen Zeiten ohne Einspruch von irgendwelcher Seite das ganze Dorf Hornburg, die Pfarrkirche daselbst und das Patronatsrecht über dieselbe mit allen Gerechtsamen inner- und ausserhalb des Dorfes (totam villam Hornburgk, ecclesiam parrochialem, ius presentandi in eadem cum omnibus iuribus indifferenter in villa et extra villam spectantibus absque omni quorumcunque contradictione longevis temporibus) besessen, inkorporiert aber gleichwohl die Pfarrkirche S. Udalrici dem besagten Kloster noch einmal in aller Form, damit niemand diese Zugehörigkeit in Zweifel ziehen könne. Weiter teilt er mit, das Kloster habe den bisherigen Pfarrhof zu Hornburg, auf welchem der Pfarrer gewohnt habe, und welcher damals Widum genannt worden sei (curiam que quondam ad ecclesiam sancti Udalrici parrochialem in villa Hornburgk spectabat, in qua plebanus habitare consueverat, que tunc dos nominabatur), weil er für das Kloster und die Pfarrkirche nicht recht brauchbar gewesen sei, für einen mitten im Dorfe gelegenen, besser

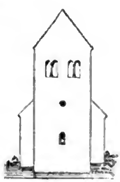
[1] Wenck, Hess. Landesgesch. Bd. II, Urkundenb. S. 40, Nr. 34.

geeigneten Hof vertauscht, um von diesem aus die verwilderten Klosteräcker besser bewirtschaften und ausnutzen zu können. Schliesslich verleiht er dem neuen Pfarrhofe, auf dem mit Gottes Hilfe später auch ein Bethaus (oratorium) erbaut werden solle, das Asylrecht und bestimmt, dass alle, die in besagtes Kloster, Bethaus oder den jetzigen Pfarrhof geflohen wären (omnes ad dictum monasterium, oratorium seu curiam nunc dotalem fugientes), wie schwere Verbrechen sie auch begangen haben möchten, von dort mit Gewalt nicht weggeschleppt werden dürfen, weil es sinnlos und grausam sei an einem zur Zufluchtsstätte (tutela refugii) erkorenen Orte Blutgericht zu halten oder Gewalt auszuüben. Um aber den Bau des neuen Pfarrhofes (und des Bethauses) nach Möglichkeit zu fördern, gewährt er allen, die zum Baue desselben milde Gaben spenden (omnibus pias elemosinas ad proficiendum elargientibus) vierzig Tage Ablass.

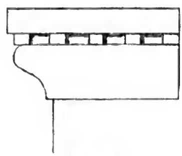
Das Zugehörigkeitsverhältnis des Dorfes zu dem Kloster Holzzelle wird auch durch den Umstand bestätigt, dass alle Grafen von Mansfeld, welche, wie bemerkt, Schirmvögte des Klosters waren, zugleich mit der Vogtei über dieses Kloster auch die über die beiden Dörfer Hornburg vom Erzstifte Magdeburg zu Lehen trugen.

Über die Geschichte des Dorfes lässt sich nur wenig berichten. Auffallend ist, dass das immerhin ziemlich hoch gelegene Hornburg wiederholt arg von der Pest heimgesucht worden ist. 1598 starben an derselben 146, 1626 aber 154 und 1681 sogar 231 Seelen. In den Jahren 1636—1639 war das Dorf fast leer von Einwohnern, da die am Leben gebliebenen sich meist in den nahegelegenen Wäldern aufhielten; nur zwei Bauerhöfe sollen damals noch bewohnt gewesen sein. 1642 brannten beim Einrücken des Wallensteinischen Regiments fünf Häuser ab und 1719 (am 14. November) wiederum vier Häuser in der Nähe der Pfarre.

Der der Kirche östlich vorliegende, hart am Rande eines Abhanges stehende, unten aus sogenannter Mehlpetze, oben aus rotem Sandstein erbaute Turm der Dorfkirche S. Udalrici gehört noch der romanischen Bauperiode an. (Vgl. Nr. 158.)



Nr. 158.

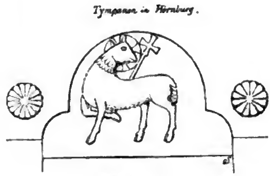


Nr. 159.

Die Glockenstube enthält zwei gekuppelte Schallöffnungen mit Säulchen. Das Erdgeschoss des Turmes hat ein Kreuzgewölbe, in dessen vier Ecken freistehende Säulen des Übergangsstiles zu sehen sind. Da die Ostwand drei kleine romanische, auf Nr. 158 von Sommer nicht wiedergegebene Fenster enthält, so scheint ursprünglich das Erdgeschoss des Turmes als Kapelle gedient zu haben,

die Kirche aber erst später angebaut zu sein. Der Turm öffnet sich gegen das Schiff mit einem Rundbogen, dessen Kämpfer (vgl. Nr. 159) noch vorhanden sind.

Der Eingang in die Kirche (südlich) zeigt ein frühromanisches Tympanon mit zwei Rosetten und dem Kreuzeslamm, welches letztere übrigens auch in der Wetterfahne des Turmes wiederkehrt. (Vgl. Nr. 160.) Wenn ursprünglich der Turm allein stand, so wird dieses Tympanon dem Turm entnommen und hierher übertragen sein. Die Bedeutung der bildlichen Darstellung dürfte wohl folgende sein: „In diesem Gotteshause könnt ihr des göttlichen Heiles teilhaftig werden. Denn die göttliche Liebe (versinnbildlicht durch die von einem Kreise umgebenen beiderseitigen Rosetten) hat die Erlösung der Welt durch den siegreichen göttlichen Mittler („Lamm mit aufgerichtetem Kreuze) bewirkt." Die zu einem Kleeblatt vereinigten drei Kreisbogen scheinen die Dreieinigkeit anzudeuten, wobei zu beachten ist, dass die Einfassung des Gotteslammes in Kleeblattform auch in Allstedt wiederkehrt.



Nr. 160.

Links vom Eingange an der Empore befindet sich das mansfeldische Wappen; vier andere gemalte Wappen sind an dem Chorgestühl der Evangelienseite angebracht.

In der jetzigen Sakristei im Turmerdgeschoss liegen noch mehrere sehr beschädigte, aber ehemals gut gearbeitete Figuren aus einem mittelalterlichen Altarschrein. Es sind zu erkennen: Maria allein, und Maria mit Jesus, von Elisabeth besucht; verschiedene weibliche Heilige und Bischöfe, unter welchen S. Stephanus, der Bistumsheilige, ist und vermutlich auch S. Ulrich, der Patron der Kirche war. Da die meisten Figuren ihre Attribute verloren haben, so ist eine nähere Bestimmung nicht möglich.

Auf dem Turme hängen drei Glocken von 1,13, 0,96 und 0,59 m Durchmesser.

Die grosse Glocke vom Jahre 1624 trägt die Inschrift: (Röm. Majuskel.)

Anno MDCXXIIII gossen mich Melchior und Hieronymus
Moeringe zu Erffurt im N. G. (Namen Gottes).
Lucae 2. Ehre sey Got in der Höhe vnd Friede auf Erden etc.

Auf dem Mantel erblickt man sechs geflügelte Engelsköpfe, und auch die Krone ist an den einzelnen Reifen mit bärtigen Mannsgesichtern verziert.

Die Mittelglocke vom Jahre 1593 hat die Inschrift: (Röm. Majuskel.)

Aus · dem · Feuer · bin · ich · geflossen.
Hans · Beck · von · Leipzigk · hat · mich · gegossen.
Hiemmel · unt · erden · vergehen · awer · meine · wort · vergehen ·
nicht. V.(erbum) T(omini) M(anet) I(n) ET(ernum) · Dowias · Hartmann · zu · tiser · zeit · in Horwerk · 15 · 93.

Auf der nördlichen Wange stellt ein Medaillon die Kreuzigung dar; darunter stehen die Worte: Joh. Sihe das ist das (Lamm Gottes etc.) Christus hat einen zweispitzigen Kinnbart; Sonne, Mond und Sterne umgeben das Kreuz.

Die kleine Glocke hat keine Inschrift. Am Träger steht die Jahreszahl 1581.

Hübitz.

[G] Kleines Dorf, 7 km nördlich von Eisleben, Filial von Siersleben, mit im Jahre 1875: 309, 1880: 347, 1885: 364, 1890: 401 Einwohnern, am Grift, einem Zuflusse des in den Mühlenbach mündenden Ristebaches, gelegen. Es gehörte in den Archidiakonatbezirk Eisleben; seine weltliche Zugehörigkeit ist ungewiss; doch lag es im nördlichen Hosgau, vermutlich in der Herrschaft Mansfeld. Der Name (992 Hubisci, in einem alten Lehnregister Hubitz, = kleinruss. hubyči) spricht für serbischen Charakter der einstigen slavischen Mundart des Hassengaues (Archiv für slav. Philologie V, S. 368.) Das Kloster Walbeck im Schwabengau, bzw. das Stift Quedlinburg hatte hier Besitz. Das Gemeindesiegel ist eine Kuriosität, denn in der Annahme, die Namen Hübitz und Kiebitz seien im Wesentlichen dieselben und gleichbedeutend, zeigt es einen auf einem Hügel stehenden Kiebitz, zum Zeichen, wie die Ortsüberlieferung will, dass es hier vor Zeiten viele Kiebitze gegeben, mit der Umschrift: **Hübitz gemeins Siegel.** Eine andere Deutung des Ortsnamens nimmt Bezug auf die Ereignisse vor der Schlacht am Welfesholz. Mehrere Urkunden von 1420 und 1430 erwähnen ein Halsgericht zu Hubitz; es war also eine Gerichtsstätte bei dem Dorfe.

Die spätmittelalterliche Kirche mit westlich vorliegendem Turm heisst in den Pfarrakten die neue Apostelkirche und liegt westlich vor dem Dorfe auf einer Anhöhe, im Grunde eines kleinen, Appelborn genannten Thales. Nach einer handschriftlichen Notiz des Pastors Hesse vom Jahre 1662 war sie dem Apostel Matthias geweiht. Der Name kann so verstanden werden, dass sie entweder dem neuen Apostel, also dem nachgewählten Matthias, oder allen Aposteln geweiht war; in diesem Falle würde sich das Prädikat „neu" auf einen Neubau der Kirche beziehen. Wenn nun aber der Pastor Dieme zu Siersleben (1718—1748) in einem handschriftlichen catalogus pastorum sagt, 1574 hätten die Hübitzer noch keine Kirche gehabt, so beruht diese Annahme sicher auf einem Irrtum. Zwar stand über der Kirchthür nach Biering folgende Inschrift:

Hoc aedificium inchoatum Anno Domini 1589 mense Iunio
D. Georgio Zebitio 15. Pastore, Martin Wikke (?) Strauch Alterman
Bauher dieser Kirche und Thomas Selzer,

welche geradezu einen völligen Neubau im Jahre 1589 bekundet, doch schon die Weihung der Kirche zu Ehren eines Apostels oder aller Apostel, wie auch die Bezeichnung neue Kirche, wenn man diese zu dem Worte Kirche ziehen darf, und ferner der Umstand, dass der Fussboden der Kirche etwa eine Elle tiefer liegt, als der unverhältnismässig grosse Kirchhof, was immer ein Zeichen hohes Alters ist, lässt auf eine viel ältere Gründung der Kirche schliessen. Den Beweis derselben erbringt die Beschaffenheit des unteren Teiles des Turmes, welcher sich gegen das Schiff mit einem grossen Kreisbogen öffnet, dessen Kämpfer freilich

abgeschlagen zu sein scheinen. Also ging dem gegenwärtigen Gebäude ein romanisches voraus. Im übrigen ist das Masswerk der Kirche, deren Neubau, wie bemerkt 1589 begonnen ist, sehr manieriert.

Aus der Folgezeit weiss Biering dieses zu berichten: „Im Kriegswesen hat diese Kirche lange wüste gelegen; nach der Zeit hat man sie repariret. Alle Apostel-Tage nur wird darinnen geprediget; so wurde auch drinnen getauft, copulirt und Leichenpredigten gehalten, und hat Georg Sebetius, Pastor allhier, propria auctoritate den Anfang gemacht, die Aposteltage darinnen zu predigen.“ Nach dem obenerwähnten Pfarrer Hesse aber musste der Pfarrer der Mutterkirche in Siersleben jedes Jahr am 4. Juli, dem Tage des h. Matthias, in Hübitz eine Festpredigt halten. Hierauf scheint es, als wenn sich die Predigten an den Tagen aller Apostel allmählich auf die Predigt am Tage des Kirchenheiligen beschränkt hätten.

Auf dem Turme sind zwei Glocken vorhanden von 0,59 und 0,58 m Dm.

Die grössere, welche in der Harzv.-Zeitschrift XI S. 35 besprochen worden ist, zeigt die eben dort abgebildete Majuskelinschrift:

+ SIT TEMPESTATUM PER ME GENVS OMNE FUGATUM.

Die kleinere zeigt oben im Kranze nur vier gleichverteilte einfache Kreuze.

Diese beiden Glocken soll die Gemeinde vor 40 bis 50 Jahren aus der Gegend von Wettin angekauft haben.

Auf dem Glockenstuhle steht:

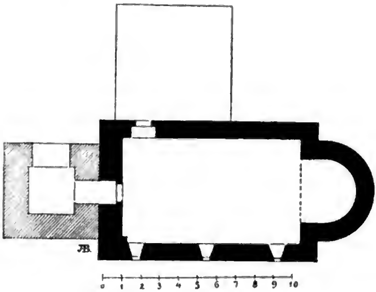
Anno 1710 24. Juli. Pastor Her Ma. Samuel Tirnau. Bavhern und Altermann Johann Grobe, George Köhler, Zimmermann M. Geoge. (so!) H. Tischler von Dohndorf.

Ihlewitz.

[G] Kleines urspünglich slavisches Dorf, 16 km nordöstlich von Eisleben mit im Jahre 1875: 219, 1880: 226, 1885: 223, 1890: 254 Einwohnern. Es lag im Schwabengau (Grafschaft Friedeburg) bzw. im Archidiakonat Unter-Wiederstedt. Das im Jahre 1060 als Besitz des Erzstifts Magdeburg erwähnte Dorf Hilowa, welches neben Poplitz und Bründel genannt wird, ist nicht Ihlewitz, wie man immer angenommen hat, sondern die Wüstung Ihlau, Closchwitz gegenüber unweit von Wettin. 1317 übergiebt Fürst Bernhard von Anhalt sein Dorf Ilewitz (Ylewycz) mit dem Patronat (über die Kirche daselbst) der Äbtissin von Quedlinburg. Mindestens 1317 also besass das Dorf bereits eine Kirche. Doch gehört dieselbe ihrer Gründung nach sicher schon der romanischen Zeit an, wie unten gezeigt werden wird. Im Jahre 1534 verkaufte Fürst Wolfgang von Anhalt sein Dorf Ilewitz „im Amte Friedeburg“ an den Grafen Hoier von Mansfeld. Aus diesen Besitzverhältnissen erklärt sich, dass die Pfarrei Ihlewitz bis zum Jahre 1542 von dem Pfarrer des Anhaltischen Dorfes Unter-Wiederstedt mit verwaltet wurde und erst nach diesem Jahre einen eigenen Pfarrer bekam.

Das Ihlewitzer Gemeindesiegel mit der Umschrift: **Gemeinde Ilewitz** ist rätselhaft, denn es zeigt einen grätenartig aussehenden, entlaubten Stamm, aus dessen unterem Teile jedoch ein paar belaubte Zweige spriessen.

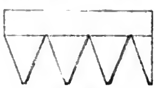
Die Kirche ist laut einer von dem damaligen Pfarrer Johann Biering aus Eisleben im Jahre 1679 abgelegten Kirchenrechnung dem h. Stephan geweiht. *[B]* Sie ist insofern bemerkenswert, als sie ein Beispiel bietet für die allereinfachsten romanischen Anlagen. Sie besteht nur aus einem Langschiff von annähernd doppelter Länge als Breite, an das sich unmittelbar eine Absis lehnt, deren Halbkreis etwas gestelzt erscheint. Es fehlt sogar das Chorquadrat, das in den beiden Röblinger Kirchen vorhanden ist, vom Querschiff gar nicht zu reden. Nach Süden zu erhellen drei kleine streng romanische Fenster den Raum; der Eingang ist nordwestlich. Eine grosse Vorhalle ist an derselben Seite später angefügt. (s. Grundriss Nr. 161.)



Nr. 161.

[G] Die geistliche Versorgung von Ihlewitz ist manchem Wechsel unterworfen gewesen. Laut einer Nachricht der Visitations-Akten vom Jahre 1542 wurden die Leute zu Ihlewitz „durch Herrn Vogten, Pfarrherrn zu Nieder-Wiederstedt, unter dem Fürsten von Anhalt gelegen, versorgt“ und gaben dafür jährlich 111 fl. Auch sollte der Pfarrherr zu Unter-Wiederstedt zwei Hufen Landes in Friedeburgischen Gerichten haben.

„Weil nun Ihlewitz, Thaldorf, Pfeifhausen und Adendorf Anno 1545 keinen Pfarrherrn hatten, ist durch die Herren Kirchen-Visitatores vorgestellet worden, dass sie zusammen einen Pfarrherrn hielten. Die zu Ihlewitz verwilligten nun eine Stedte herzugeben und darnach durch aller 4 Dörfer Hülfe eine Pfarr-Wohnung zu bauen.“ So wurde Ihlewitz die mater auch von Adendorf, dessen filia es angeblich vorher gewesen war.“ —



Nr. 162.

Der dreissigjährige Krieg gereichte auch diesem Dorfe zum Verderben. Am 12. März 1638 schrieb der Pastor zu Ihlewitz, Martin Heyne, an das Konsistorium zu Eisleben, dass „der Feind alle Häuser in Brand gestecket und den Ort in Grund verderbet habe, so dass die Einwohner in andere Örter aus Armut sich begeben müssen.“

Vermutlich eine Nachwirkung der Schäden des 30 jährigen Krieges war es, dass im Jahre 1679 der Turm, weil er einfallen wollte, „gar eingenommen" werden musste. Was davon noch stehen blieb, wurde mit der Kirche unter Ein Dach gebracht. Im Jahre 1868 wurde der Turm in ganz überflüssiger Höhe neu gebaut, während das Schiff eine grössere Berücksichtigung verdient hätte. Die an das Schiff sich anschliessende Absis hat keine Fenster, ihre Kämpfer haben eine eigentümliche Form (vgl. Nr. 162). In die Wandung dieser Absis ist eine einfache gotische Sakramentsnische eingemauert. *[B]* Das darinstehende hölzerne Marienbild ist eine anmutige Arbeit, leider etwas verstümmelt. Sie ist das einzige Kunstwerk von Wert, das die Kirche aufzuweisen hat (siehe Nr. 163.)



Nr. 163.

[G] Das Ihlewitzer Kirchensiegel zeigt das Kirchengebäude noch in seiner Verfassung vor der Reparatur.

Die Altarplatte ist noch aus dem Mittelalter; wenigstens zeigte die Nordostecke derselben, welche am leichtesten zugänglich war, ein einfaches Weihekreuz.

Der Taufstein vom Jahre 1618, welcher an sich nicht besonders merkwürdig ist, hat folgende Inschrift:

> Der edle gest. und Ehrn: iuncker Veit Otto v. Mandelslohe hat diesen Taufstein auf sein uncosten setzen und machen lassen den 8. Decemb. Ao 1618. (Es folgen die Sprüche Marc. XVI und Marc. IX.)

Zu Bierings Zeit (1725) stand auf dem Kirchhofe auch noch der alte Taufstein, „so achteckig und inwendig hohl wie ein Kessel ist."

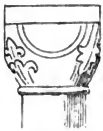
Die drei Glocken von 0,85, 0,67 und 0,55 m Dm. sind im Jahre 1868 von Ulrich in Apolda gegossen.

Köchstedt.

[G] Kleines Kirchdorf, Filial von Bennstedt, 19 km östlich von Eisleben, mit im Jahre 1875: 195, 1880: 206, 1885: 234, 1890: 233 Einwohnern, ehemals im südlichen Hosgau, bzw. im halberstädtischen Osterbanne gelegen. Ob es dem Burgwartbezirk Schraplau oder Lettin, und dem Erzbriesterbezirke Holleben oder Röblingen zuzurechnen ist, ist ungewiss. Der Name (im VIII. Jahrh. Cochstat) scheint den Mannsnamen Cogo zu enthalten und würde demnach bedeuten: die Wohnstätte des Cogo. Von der Geschichte des Ortes ist fast nichts bekannt. Das Gemeindesiegel mit der Umschrift: **„Gemeinde Koechstedt"** zeigt die kleine

Kirche des Dorfes mit ihrem viereckigen, durch ein abgewalmtes Satteldach bedeckten Turme.

Die Kirche, welche nach der Agende der h. Jungfrau Maria, nach Angabe der glaubwürdigeren Kirchrechnungen aber in die Ehre des h. Kreuzes geweiht ist, liegt südlich ausserhalb des Dorfes auf einer kleinen Anhöhe und zeigt verschiedene Baustile. Der romanische Turm steht zwischen Schiff und Altarraum, gegen ersteres mit einem Halbkreisbogen, gegen letzteren mit einem Spitzbogen sich öffnend. Der Altarraum ist halbachteckig geschlossen und enthält sehr schlanke Spitzbogenfenster. Die romanischen Turmfenster haben in der Kuppelung eigentümliche Säulchen von nebenstehender Form Nr. 164.


Nr. 164.

Über dem Altar ein schlechtes, anscheinend altes kleines Gemälde, das Abendmahl darstellend.

Die zwei Glocken haben 0,83 und 0,53 m Dm. Die grössere trägt die beiden apokalyptischen Buchstaben A und Ω zwei Mal auf dem Mantel, welchen ausserdem schwach eingeritzte quadratische Netzlinien bedecken. (Vgl. Zeitschr. d. Harzver. XI, S. 28.) Sie gleicht also fast durchweg der grösseren Unterröblinger Glocke.[1]

Die kleine Glocke hat ausser einem gekrümmten Arme, der vielleicht Giesserzeichen ist, folgende Inschrift:

Gotes Wort bleiw ewich stan. 1597.
Aus dem Feuer bin ich geflossen.
Anteres Sausenhefer zu Hal hat mich gos(s)en.

Darunter das Hallische Stadtwappen, welches auch in die unterste Zeile mehrere Male eingeschoben ist.

Krimpe.

[G] Kleines, ziemlich hoch gelegenes, nach Schochwitz eingepfarrtes Kirchdorf, 15 km östlich von Eisleben mit im Jahre 1875: 172, 1880: 176, 1885: 222 Einwohnern, ehemals zum nördlichen Hosgau (Herrschaft Schochwitz) bzw. zum halberstädtischen Archidiakonatbezirk Eisleben gehörig. Der Name des Ortes (1266 Krimpe, 1322 Crumpe, 1609 Krumpen) scheint slavisch zu sein; wenigstens ist krępa ein in Polen weit verbreiteter Ortsname. (Vgl. Archiv f. slav. Philol. V, S. 355 u. 360.) Die Klöster Helfta und Wimmelburg bei Eisleben hatten hier Besitz. Das Dorfsiegel (mit der Umschrift: **Gemeine Krimpe**) zeigt einen Laubbaum, vermutlich die Dorflinde als Sammelort der Bewohner.

Die kleine, nach einer Angabe auf dem Schlusssteine über der Thür im Jahre 1735 (nach langer Verwüstung) neu erbaute, nach Nordosten gerichtete Kapelle, deren Altarraum halbachteckig geschlossen ist, besitzt ein grosses Messingtaufbecken von 62 cm Durchmesser mit der bekannten rätselhaften

[1] Über Eck gestellt sieht man diese Netzverzierung auch auf einer Glocke der Liebfrauenkirche zu Halberstadt, und noch ausgebildeter auf einer Glocke zu Langenstein bei Halberstadt. Br.

Inschrift, in dessen Grunde die Verkündigung Mariä, und zwar die Jungfrau, der Engel und der hereinstrahlende heilige Geist dargestellt ist. Oben auf dem Rande erblickt man zehnmal einen von einem Hunde verfolgten Hirsch. (Genau ein solches Taufbecken soll auch die Kirche des Dorfes Hirschrode bei Laucha besitzen.)

Die alte, schöngestaltete und unversehrte Glocke hat 0,94 m Durchmesser und keine Schrift. Sie soll aus dem nahen Dorfe Wils hierher gebracht sein.

Langenbogen.

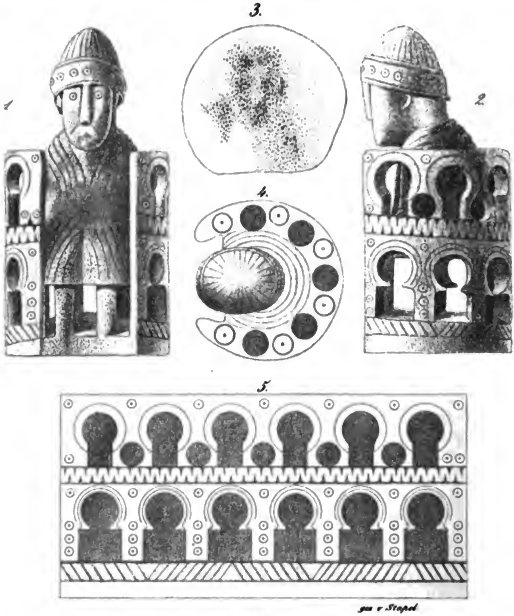
[G] Grosses Dorf, 17 km östlich von Eisleben, mit (einschliesslich des Gutsbezirks) im Jahre 1875: 789, 1880: 934, 1885: 994, 1890: 931 Einwohnern. Es lag im südlichen Hosgau, vermutlich im Burgbezirke Lettin; in geistlicher Hinsicht gehörte es zum halberstädtischen Osterbanne und zwar vermutlich in den Erzpriestersitz Holleben.

Der Name ist aus den althochdeutschen Worten lang und biugo (bogo) zusammengesetzt (1170 Langebuie, 1299 Langeboge, 1400 Langhenbuge, später meist Langenbogen) und besagt, dass das Dorf „an der langen Biegung (oder Krümmung)“ liegt, welche der Salzefluss dort macht.

Bei dem Orte gab es vorzeiten eine „alte Burg“. Die Burgstelle besteht aus einem in einer Teichfläche liegenden, aufgetragenen Hügel, der fast nur aus Trümmern von Mauerwerk und Brandrückständen zusammengesetzt zu sein scheint. In einer zirkelrunden, 4–5' hohen, auf dem Boden mit reiner, ausgebrannter, anscheinend vegetabilischer Asche belegten Ummauerung, ziemlich mitten in jenem aufgetragenen Hügel liegend, wurde die merkwürdige uralte Schachfigur gefunden, welche in den Neuen Mitteilungen IV, 4, 147 ff. von dem Stadtbaumeister Stapel in Halle beschrieben und abgebildet[1] worden ist. Die dort gegebene Beschreibung verdient auch an dieser Stelle aufgenommen zu werden, da die kleine, 3¾ Zoll hohe Figur von Knochen oder Zahn ein sehr hohes Alter und eine nicht unbedeutende Fertigkeit in der Schnitzkunst verrät. (Vgl. Nr. 165, 1—5.) „Das ganze Schnitzwerk besteht aus einem Stück Knochen, der die gewöhnliche, graugelbliche Farbe solcher Schnitzereien hat. Einige Stellen der äussern Fläche aber, besonders ein grosser Teil der Aussenseite des Stuhls, hat eine goldbraune Farbe. Solche findet sich an dem Körper der Gestalt gar nicht, als nur ein wenig an dem hinteren Teil der linken Schulter und an dem hinteren Teil der Mützenverbrämung bis zum Scheitel derselben. Wo diese Farbe sich zeigt, ist der Knochen fast durchaus dicht, während er in der Grundfläche, wo jene Farbe nur an dem Rande sichtbar, ganz durchlöchert ist, was auch an den Füssen der Figur, am Gewand bis zu den Knien hinauf, wo die kreisförmige Grundgestalt des Ganzen abgeplattet werden musste, und im Innern

[1] Vgl. die dort beigegebene Steindrucktafel, auf welcher dieselbe unter Nr. 1, 2, 3, 4 in Vorder- und Seitenansicht, sowie von oben und unten aufs allergenaueste nach allen ihren Eigentümlichkeiten wiedergegeben ist, während Nr. 5 auf der Tafel in geometrischer Ansicht nur den Stuhl zeigt, auf welchem die Figur sitzt, wenn man denselben sich abgewickelt als einen Cylindermantel denkt. (Hier wiedergegeben unter Nr. 165, 1—5.)

des Schnitzwerks besonders stark, sonst aber auch, jedoch unbedeutend, an der ganzen Figur, am Stuhl indes fast gar nicht zu bemerken ist. Hieraus scheint hervorzugehen, dass das Ganze aus einem Zahn oder Knochen geschnitten ist, der im Querschnitt fast kreisförmig und so gebogen sich fand, wie die Gestalt gebogen sitzt, und dass die goldbraunen, dichten Flächen die äussern festen Teile



Nr. 165, 1—5.

des Zahns; die zerfressenen, heller gefärbten Stellen dagegen mehr die innern, weniger dichten Teile desselben zeigen, der danach keinen viel grössern Durchmesser, als das Schnitzwerk selbst, gehabt haben mag. Die sitzende Gestalt hat sehr wenig Körper und keine Arme, an deren Stelle sie mit dem Stuhl zusammenhängt, und ist nur in dem obern Teile von dem Künstler mit Sorgfalt behandelt. Ihr Kopf ist so deutlich und vollständig in der Zeichnung dargestellt, dass hier über ihn nichts mehr hinzuzufügen bleibt, und auch die übrigen Teile des Ganzen sind durch die treue Zeichnung vollkommen verständlich und klar vor Augen

gelegt. Alle Verzierungen sind grob, aber ziemlich scharf ausgeschnitten, die Falten des Gewandes und der Mütze nur schwach. Sämtliche runde Verzierungen sind vollkommene Kreise und besonders tief, so wie auch ihr Mittelpunkt, ausgegraben; sie stehen aber ziemlich unregelmässig, so wie auch die verzierten Streifen des Stuhls nicht ganz horizontal um denselben herumlaufen. Zwischen dem Rücken der Figur und dem Stühlchen ist ein umlaufender hohler Raum. Das Ganze des Schnitzwerks erinnert nur entfernt an Denkmäler des deutschen oder slavischen Altertums. Denn die Form der Bogen im Stuhle ist durchaus die der maurischen Architektur, und besonders in der unteren Reihe ausgebildet; die Verzierungen der Streifen unter beiden Bogenreihen findet man häufig auf den in den Grabhügeln der Umgegend und des Nordens gefundenen Urnen, und die Falten des Kleides, so wenig Charakter auch in ihnen liegt, erinnern doch an die Bildwerke des sogenannten byzantinischen Stils. Dass das Alter des Bildwerks wahrscheinlich nicht weiter als höchstens bis zur Herrschaft der Mauren in Spanien hinaufreicht, scheint aus der Bogenform hervorzugehen und aus der Künstlichkeit des Werkes selbst, wenn man annimmt, dass es kein orientalisches, sondern ein germanisches oder slavisches ist. Germanen wenigstens konnten sehr leicht jene Form kennen lernen. Für germanischen Ursprung sprechen nicht nur die Verzierungen der Streifen, sondern auch der fast entscheidende Umstand, dass der Stoff des Bildwerks kein Elfenbein ist, sondern Wallrosszahn zu sein scheint. Da nun vier ganz ähnliche aus Wallrosszahn geschnitzte Figuren, alte Schachsteine aus christlicher Zeit, und auch einige vollständige Spiele in Skandinavien gefunden worden sind (vgl. den Leitfaden zur nordischen Altertumskunde, Kopenhagen 1837), so liegt die Annahme am nächsten, dass das Bild durch Handel oder Krieg oder einen andern Zufall aus dem Norden, wo es gefertigt worden, gekommen ist, wogegen die orientalischen Bogen nicht zeugen können, da die nordischen Seefahrer schon sehr früh den Orient kennen lernten. Bei dieser Annahme möchte das Alter unserer Figur wohl nicht über das elfte Jahrhundert hinausgehen."

Um jedoch auf die „alte Burg" selbst zurückzukommen, so hat dieses Schloss, welches die Erzbischöfe von Magdeburg in alten Urkunden „unser Schloss" nennen (nach v. Dreyhaupt, Beschreib. des Saalkr. II, 912), Erzbischof Ludolf von Magdeburg, der 1194 die Regierung angetreten, nebst dem Dorfe ans Erzstift gebracht. Erzbischof Otto versetzte es nebst den Gerichten zu Salzmünde an Hermann Riche zu Halle, von welchem es Erzbischof Dietrich 1366 für 400 Mark brandenburgischen Silbers wieder einlöste, sein Nachfolger Albert von Sternberg aber für dieselbe Summe wieder an Meinhart von Schierstedt verpfändete. Nachdem Erzbischof Peter es wieder eingelöst, versetzte dessen Nachfolger Erzbischof Günther (1403—1444) es wieder an Volrad und Heinrich von Rammelburg. In den Fehden dieses Erzbischofs wurde wahrscheinlich das alte Schloss verwüstet und nicht wieder aufgebaut, denn die jetzigen Domanialgebäude sind von Günthers Nachfolger, Erzbischof Friedrich, der auch den grossen Teich anlegen liess, an anderer Stelle erbaut worden. Wenn nun im Mittelalter wiederholt Angehörige eines adligen Geschlechts von Langenbogen (Langenboy, Langenboyghe, Langenbuge) erscheinen, z. B. im Jahre 1289 Otto und Heinrich v. L., so wird man annehmen dürfen, dass diesen das Schloss Langenbogen nicht als Eigen gehörte,

sondern dass sie als die vornehmsten Burgmannen auf dieser erzbischöflich Magdeburgischen Burg sassen.[1]

Die Kirche, nach v. Dreyhaupt, Saalkr. II, 912 ursprünglich der heiligen Magdalena geweiht, ist neu, denn das Schiff ist im Jahre 1822, der Turm im Jahre 1875 neu erbaut. Sie enthält, von den Glocken abgesehen, nichts Merkwürdiges.

Zu Dreyhaupts Zeit war sie „ein altes Gebäude mit einem alten Altare, von welchem sich Nachricht findet, dass er 1481 von Erzbischof Ernsts (v. Magdeburg) Vicario, dem Weihbischof Andreas, eingeweiht worden sei, und zwar „ad honorem dei omnipotentis, beatae Mariae Virginis, Wolffgangi, Anthonii confessoris, Katharine, Dorothee, Barbare, Margarethe et Othilie virginum.“ In dem Altar sollen enthalten gewesen sein „reliquie S. Victoris martiris et S. Walpurgis virginis.“

Auf dem Turme hängen zwei Glocken von 0,79 und 0,44 m Durchmesser.

Die grosse ist 1652 von Simon Wildt in Halle gegossen, die kleine dagegen vom Jahre 1503 trägt in Minnskeln die Jahresangabe:

anno domini m ccccc iii.

Lochwitz.

[G] Kleines, ursprünglich slavisches Kirchdorf, 11½ km nordöstlich von Eisleben mit im Jahre 1875: 142, 1880: 138, 1885: 145, 1890: 151 Einwohnern (1307 Lochwitz), Filial von Heiligenthal. Es lag vor Zeiten in dem nördlichen Hosgau (Herrschaft Bösenburg) und gehörte zum Banne Eisleben. Das Kloster Gerbstedt hatte hier Besitz. Das Gemeindesiegel mit der Umschrift: **„Gemeinde Lochwitz 1717“** (oder 1718) zeigt zwischen zwei Pappeln einen Hügel, über welchen ein Vogel hinfliegt.

Die kleine spätgotische Kirche S. Pancratii hat einen halbachteckig geschlossenen Altarraum und westlich vorliegenden, kleinen modernen Turm. Im übrigen haben an der Kirche öftere Umbauten stattgefunden, die dem Bauwerk ein unruhiges Äussere geben.

Hinter der Kanzel befindet sich ein sehr beschädigtes, anscheinend altes Gemälde auf Leinwand, die Kreuzigung auf Golgatha mit beiden Schächern und daneben die Auferstehung darstellend.

Sehr alt ist die Altarplatte, denn dieselbe trägt nicht nur fünf Weihekreuze in der Form des eisernen Kreuzes, je eines an den vier Ecken und eins in der Mitte, sondern über dem Kreuze in der vorderen Ecke links steht deutlich die Zahl 1175. Da dieselbe nicht schon in diesem Jahre selbst eingegraben sein kann, so ist vielleicht nachträglich eine mündliche Überlieferung über die Zeit der Weihung durch dieselbe verewigt worden.

An der üblichen Stelle des Altarraumes befindet sich in der Wand ein kleines gotisches Tabernakel.



Am Gewänd der Chorfenster erblickt man wiederholt ein Steinmetzzeichen.

[1] Zeitschrift des Harzvereins XI, S. 120. Wernigerode 1878.

Vor der Thür des Ulrichschen Gehöfts östlich von der Kirche liegt ein oben achteckiger, unten halbkugelförmiger, umgestürzter Taufstein, welcher beim Umwenden auf dem Rande die Zahlen 1138 (1738?) und 15.21. zeigte. Zu Bierings Zeit stand dieser Taufstein noch in der Kirche.

Früher waren die beiden „Seelöcher“ bei Lochwitz beachtenswert, vermutlich Erdfälle, welche durch das Zusammenbrechen von Kalkschlotten entstanden waren. Da das Wasser des einen früher einen salzigen Geschmack hatte, so fabelte man von einer unterirdischen Verbindung der Seelöcher mit dem Meere.

Lüttchendorf.[1]

[G] Kirchdorf, 6½ km ostnordöstlich von Eisleben, mit im Jahre 1875: 406, 1880: 400, 1885: 424, 1890: 399 Einwohnern, Filial von Erdeborn. Es lag im südlichen Hosgau, im Burgwartbezirke Helfta, und in dem gleichnamigen Erzpriesterbezirke des halberstädtischen Osterbannes. Der Ortsname (im 8. Jahrh. Luzilendorpf, 1120, 1136, 1144, 1179 Luteckendorp, Luttekendorp, Lutekendorp, 1400 Luckendorp in sede Helpede, 1438 Luthgindorf) könnte zwar den Personennamen Liudiko, Luttiko (Koseform von Liudo oder Liuto) enthalten, da jedoch das ahd. adj. luzil, luzzil (klein) ein ahd. luzîg, luzîc, luzzîc, as. luttic mnd. luttik neben sich hat, so scheint derselbe doch so viel wie „kleines Dorf“ zu bedeuten, nur dass die Adjectiva luzil, luzic und luttik wechselnd gebraucht wurden, der Lage an der Sprachgrenze gemäss. Ist dies der Sinn des Namens, so würde wohl Helfta das „grosse“, d. h. das Mutterdorf sein, da die Beziehung der Lüttchendorfer Kirche als filia zu der mater Erdeborn vermutlich späteres Ursprungs ist, wie auch die Zuteilung des ehedem zu Helfta gehörigen Dorfes zu dem Amte Erdeborn erst anlässlich der Erbteilung der Grafen von Mansfeld im Jahre 1501 stattgefunden hat.

Die Klöster Kaldenborn bei Sangerhausen und das nahegelegene Helfta, auch das Erzstift Magdeburg, hatten hier Grundbesitz und Einkünfte; auch gab es zwei Rittergüter im Dorfe. Die Gemeinde hatte vielleicht ursprünglich gar kein selbständiges Siegel, da im Jahre 1438 die Vormünder und Gemeine des Dorfes Luthgindorf das Siegel des Grafen Volrad von Mansfeld, ihres Herrn, mitgebrauchten; das jetzige zeigt einen Fischer im Kahne, dem am Horizonte ein Stern leuchtet, ein Hinweis auf die Fischerei als ehemaligen Nahrungszweig der Einwohner.

Als Grundherren des Dorfes erscheinen bis zum Jahre 1346 die Edelherren von Hakeborn auf Helfta, deren Herrschaft damals das Dorf L. mit umfasste. Im genannten Jahre aber verkauften sie Helfta und mit ihm Lüttchendorf an den Grafen Burchard VII. von Mansfeld, dessen Nachkommen es seitdem besassen. 1420 kam es bei der Erbteilung an Graf Volrad von Mansfeld, 1501 wurde es zu dem mansfeldischen Amte Erdeborn geschlagen. 1602 verkaufte Graf Ernst von Mansfeld Lüttchendorf und Erdeborn an Heinrich und Anton von Mengersen, denen später die Familie von der Streithorst im Besitze nachfolgte.

---

[1] Karl Heine, Zur Geschichte des Dorfes Lüttchendorf im Mansfeldischen. (Mansfelder Blätter VI, S. 1—11. 1892.)

Die aus dem späteren Mittelalter stammende Kirche der beiden Heiligen Fabian und Sebastian hatte nach Biering im Papsttum ihren eigenen Priester und Wormsleben zum Filial. Die ehemalige Pfarrwohnung war zu seinen Zeiten ein an der Schule gelegenes Kirchenlehnhaus. Die Kirche selbst wird erst, nachdem das Dorf zum Amte Erdeborn geschlagen worden, Tochter der Erdeborner Kirche geworden sein. Sie zeigt auf einem Steine ihres halbachteckig geschlossenen Chores die Inschrift in gotischer Minuskel:

anno dm m° cccc° lxxx scda fria p9 ābrosii posit9 ē pm9 lapis h9 chori.

Aufgelöst:

Anno domini m° cccc° lxxx° secunda feria post ambrosii positus est primus lapis huius chori.

Deutsch: Im Jahre des Herrn 1480 am zweiten Tage nach Ambrosii (6. April) ist der erste Stein dieses Chores gelegt worden.

Auf Grund dieser Inschrift darf man nicht etwa annehmen, dass L. vor dem Jahre 1480 noch keine Kirche gehabt habe; eine solche bezeugt schon, abgesehen von obiger Nachricht Bierings, die Erwähnung in der halberstädtischen Archidiakonatsmatrikel im Jahre 1400, ferner der auf beträchtlich hohes Alter deutende Name der beiden Kirchenheiligen und ausserdem die Bauart des Turmes, welcher älter ist, als die Kirche, sehr roh im Mauerwerk, mit unvollständigen Luken, oben mit Ziegelsatteldach. Der Bau von 1480 war also nur ein Erweiterungsbau nach Osten zu. Wenn nun berichtet wird, dass am 8. Mai 1635 früh zwischen 1 und 2 Uhr die Kirche, Pfarre und Schule sowie der Amtshof nebst vielen andern Häusern abgebrannt sei, so kann doch das Mauerwerk der Kirche, wie sich aus dem noch stehenden Gebäude ergiebt, nicht erheblich beschädigt worden sein. Wann die Wiederherstellung erfolgt ist, wird nicht vermeldet.

Späterhin gingen am 30. Dezember 1716 zwei Häuser, am 3. Januar 1717 fünf Häuser nebst dem Breytherschen Hof und 1719 am ersten Sonntage nach Trinitatis (11. Juni) abermals fünf Häuser in Flammen auf.

Auf dem Turme hängen zwei Glocken, von Ulrich im Jahre 1856 gegossen, mit 1,05 und 0,86 m Durchmesser.

Die ältere grosse Glocke hatte vor dem Umgusse angeblich folgende, wohl ungenau überlieferte Inschrift:

Kirstan est parens Valentini. M. Lüttkendorf ad Dom. 1475 decimo kalendarum.

[B] An der Nordseite des Turmes sind zwei prunkvolle Denkmäler von ungefähr gleicher Form in einer nischenartigen Wandvertiefung angebracht, von denen eins hier dargestellt ist. (Vgl. Nr. 166).

Ein Engel mit edlem Gesicht hält einen Vorhang vor sich, den er so festhält, dass der Daumen verdeckt wird, die vier übrigen Finger jeder Hand aber sich sichtbar graziös um die gerafften Enden des Vorhanges legen. Zu beiden Seiten spriesst reiches und geschmackvolles Rankenwerk empor, über dem ein Gesims, das zugleich den Kopf des Engels berührt, sichtbar wird. Auf diesem

Gesimse sitzen zwei niedliche Putten, die, auf Rankenwerk sich lehnend, eine Krone schwebend über den Kopf des Engels halten. Die den Vorhang bedeckende



Nr. 166.

Inschrift ist zumteil verwittert. Doch lässt sich der Name Andreas Ehrenberger[1] und das Jahr 1652 (1682?) erkennen. Die Arbeit verrät eine gute Technik.

Müllerdorf.

[G] Kleines Dorf, 17 km östlich von Eisleben, mit im Jahre 1875: 341, 1880: 368, 1885: 381, 1890: 406 Einwohnern. Im Mittelalter lag es im südlichen Hosgau (Herrschaft Salzmünde) und gehörte in den Archidiakonat Eisleben. Der Name des Ortes (979 Millerendorf, 1254 Mullerendorp, 1292 Mullerdorp, 1403 Molredorf, 1505 Mollerdorf) enthält weder das Wort miler = Meiler, noch auch das Wort Müller, da die ahd. Form desselben mulinari, mulnari und die mhd. mülnaere lautet, was zu der ältesten Form Miller nicht passt, sondern einen vorauszusetzenden Personennamen Milheri oder Milher, bedeutet also: Dorf des Milher.[2]

[1] Nach K. Heine (a. a. O.) erscheinen 1605 die Erben von Paul Ehrenberg, 1624—1653 Johann Ehrenberg, Andreas Ehrenberg († 1688), Vollrath Ehrenberg (geb. 1654, † 1727), Christoph Ehrenberg (1697).

[2] Näheres hierüber in der Zeitschr. des Harzvereins XVI, S. 124.

Die Abtei Quedlinburg, dann das Kloster Mons Sionis (Münzenberg) in Quedlinburg, dann das S. Moritzkloster in Halle hatten hier Besitz. Das Siegel der Gemeinde zeigt einen Laubbaum, wohl eine Andeutung der Dorflinde, als des Sammelortes der Bauerschaft und somit Sinnbild der letzteren.

Die in mehrfacher Hinsicht sehr interessante Kirche dieses Dorfes, welche nach Angabe der Agende und mehrerer Kirchengeräte S. Peter geweiht ist, liegt südlich vom Dorfe auf einem Vorsprunge des Bergrückens in bedeutender Höhe. 1611 wurde der Turm erhöht und bedacht, auch eine Leichenhalle an die Kirche angebaut.

Die Beschädigungen, welche die Kirche durch räuberisches Kriegsvolk, namentlich im Jahre 1633, erlitten hatte, wurden in den Jahren 1659 und 1666 ausgebessert. 1687 wurde der Altarraum nach Osten zu erweitert, wie eine an der Ostwand des Chores befestigte, stark übertünchte Tafel mit der rot aufgetragenen Jahreszahl 1687 bekundet, und 1688 wurde ein neues Dach aufgesetzt. Im folgenden Jahre schaffte man einen neuen Altar und eine Orgel an. Im Jahre 1699 wurde der silberne Kelch geraubt, an dessen Stelle man zwei andere anschaffte, von welchen der eine 28 Lot und $1\,{}^{3}/_{16}$ Quentchen, der andere 24 Lot und ein Quentchen (das Lot 18 gr.) wog. Als man im Jahre 1714 das Turmdach erneuerte, fand man am 5. Juni im Knopfe ausser verschiedenen alten Münzen auch zwei Urkunden, eine in deutscher und die andere in lateinischer Sprache, von welchen nur die letztere noch ziemlich lesbar war. Eine von dem damaligen Pfarrer gefertigte Abschrift derselben, deren Inhalt leider nicht mitgeteilt ist, wurde mit einem Schriftstück wieder in den Knopf gethan. Am 3. November 1708 brannten zehn Bauernhöfe nebst der Schule ab.

Das Schiff der Kirche ist spätgotisch, der Altarraum ist halbachteckig geschlossen.

Der Turm zeigt romanische Fenster mit Säulchen. (Vgl Nr. 167.) Eine ungeschickte Abbildung der Müllerdorfer Kirche aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, welche uns einen jetzt verschwundenen, nördlich anschliessenden Vorbau zeigt, findet sich auf einer hinter der Kanzel angebrachten Gedenktafel der Frau Justina Meissner († 1632). Hier zeigt die Kirche noch Rundbogenfenster.

Hinter dem Altar an der südlichen Wand des Chors befindet sich ein Sakramentshäuschen mit ganz eiserner Thür aus der Zeit der naturalistischen Spätgotik, welches Motive aus der Holzkonstruktion zeigt. (Vgl. Nr. 168.)

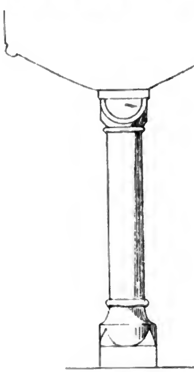
Ebenfalls hinter dem Altar ist ein angebliches Porträt Jesu, in Öl auf Leinewand gemalt, angebracht, mit folgender Inschrift:

Vera effigies Dn̄i et servatoris nostri
Iesu Christi delineata ad mentem
Lentuli expressam in epistola ad
S. P. Q. R. conscripta.
Longitudinem eius exhibebit linea haec decies combinata.

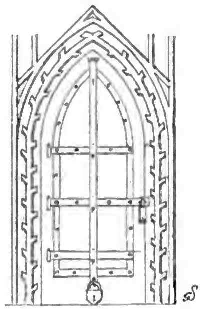
Das darunter abgebildete Mass beträgt genau 18 cm, stimmt also genau mit dem in Heiligenthal überein. Nach dieser Annahme hätte also Jesus eine Körperlänge von 1,80 m gehabt.

Die Kanzel ist nach einer Inschrift 1648 erbaut und 1651 mit den Bildnissen der vier Evangelisten bemalt. Doch steht auf dem Rande des Kanzeldeckels deutlich in Holz geschnitten die Jahreszahl 1·5·8·7.

Auf dem Altar befindet sich der Rest eines Altarschreines, dessen Mittelstück fehlt und der etwa dem Ende des 15. Jahrhunderts entstammt. Doch wird die Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde (beide gekrönt), welche über der



Nr. 167.



Nr. 168.

Kanzel auf einer nach unten gekehrten Erdsichel steht, an deren Ausschnitt ein Menschenantlitz (Adam) sichtbar ist, die Hauptfigur des Mittelfeldes gewesen sein. Auf der Predella des Altars ist aber ein kleines Abendmahl, in Öl gemalt, anscheinend Niederländer Richtung, noch erhalten. In den Seitenflügeln sind je

S. Petrus.	*Heilige.*	*S. Cyriacus?*	*Gottesmutter.*	*S. Paulus.*	*S. Matthaeus.*	*Heiliger.*
S. Nicolaus.	*S. Stephan.*	*S. Johannes.*		*S. Laurentius.*	*S. Margareta.*	*S. Andreas.*

sechs Heilige in zwei Etagen zu sehen. Darunter sind deutlich zu erkennen: links oben S. Petrus und zunächst dem Mittelfelde vermutlich S. Cyriacus mit der

Märtyrerpalme; links unten S. Nicolaus, S. Stephanus und S. Johannes; rechts oben S. Paulus und S. Matthaeus; rechts unten S. Laurentius, S. Margareta und S. Andreas.

Auf dem Turme hängen drei Glocken von 1,14, 0,88 und 0,62 m Dm.

Die grosse ist laut Inschrift im Jahre 1797 von Gottlieb August Becker in Halle umgegossen.

Die mittlere hat keine Schrift, sondern trägt nur auf je zwei gegenüberliegenden Seiten der Mantelfläche das Bild des sterbenden, auf den beiden andern das Bild des herrschenden Erlösers. Zur Seite des letzteren befinden sich innerhalb des ihn umschliessenden parabolischen Rahmens die apokalyptischen Buchstaben A und Ω.

Die kleine Glocke trägt die Inschrift:

VERBUM DOMINI MANET IN AETERNUM.
KOMT HERZU LAST UNS DEM HERRN FROHLOCKEN. Ps. 95.
AUS DEM FEUR FLOS ICH.
IOHANN KOCH AUS ZERBST GOS MICH.
S. MATHIAS HOMBERG M.
PASTOR.
CHRISTOF KERMES K. V. SIMON HAMMER, ANDREAS
FUCHS, CHRISTHOF SCHAAF, CHRISTIAN KELTZSCH S. M.
S. (Bild eines Engels.) M.

Am Glockenstuhle steht, auf Balken und Pfosten verteilt, das Jahr des Gusses:

A N N O
1 6 8 3.

An der Nordseite der Kirche zu Müllerdorf sind, vermutlich gemäss dem altchristlichen Brauche, erhalten gebliebene heidnische Götterbilder in den Aussenwänden solcher Kirchen einzumauern, die an die Stelle heidnischer Tempel getreten waren, zwei überaus merkwürdige Bildwerke aus Sandstein eingemauert, welche eine eingehende Besprechung verdienen. Zwar ist es gewagt, ein Urteil über die Bedeutung derselben abzugeben, aber wenn die Deutung, die ich versuchen werde, die Wirkung hätte, eine bessere Deutung hervorzurufen, so werde ich mir eine Widerlegung meiner Auffassung gern gefallen lassen.

Zunächst schicke ich eine Beschreibung der Bildwerke voran. Der eine Stein ist, von dem unteren Rande der Aushöhlung bis zum oberen gerechnet, 1,70 m hoch und einschliesslich des 7 cm breiten rechten Randes 0,52 m breit. Die Figuren sind so ausgehauen, dass der Stein in einer ungefähr zwei Zoll starken Vertiefung das eben so hohe Relief enthält. Die Ränder der Vertiefung stehen bei diesem in einem stumpfen Winkel gegen den Grund. Die auf dem Steine dargestellte Figur, dem Anscheine nach weibliches Geschlechts, welche dem Betrachtenden mit der Vorderseite zugekehrt ist, steht mit beiden Füssen auf dem Rücken eines Tieres und hält beide Hände auf die Schamteile. Sie ist ohne das Tier mehr als 1,40 m hoch. Der Gliederbau ist schlank, der Körper hat ziemlich plumpe, aber rundliche Form. Das Gesicht ist, wie die übrigen

Einzelheiten, fast völlig verwischt und ohne Ausdruck. Das über einen Fuss hohe und zwei Fuss lange Tier, auf welchem die Gestalt steht, ist in seiner Eigenart nicht sicher zu bestimmen. Eine ältere Zeichnung von dem Baumeister Stapel zu Halle, welche nach Aussage des Zeichners bereits Anfang November 1838 und, wie er versichert, so genau als möglich aufgenommen worden ist (vgl. Nr. 169),[1] stellt das Tier mit auffallend eckigem, fast spitz nach oben verlaufendem Schädel und einer ungewöhnlich langen, fast rüsselförmig verlaufenden Schnauze dar; eine jüngere vom Bauinspektor G. Sommer (vgl. Nr. 170) lässt letztere erheblich kürzer erscheinen, schmückt aber dafür den Kopf des Tieres mit einem Horne. Eine mir vorliegende photographische Abbildung aber zeigt, dass der Kopf keineswegs rüsselförmig verlängert ist und dass der anscheinende Hornansatz nur der stehengebliebene Rest der Randeinfassung ist. Die Möglichkeit der verschiedenen Auffassung erklärt sich aber aus dem Umstande, dass bereits Stapel das Ganze mit dicker Tünche und Flechten überzogen fand und infolge davon, zumal Wetter und Zufall manche Teile beschädigt hatten, nur die allgemeinen Umrisse des Tierbildes noch zu erkennen vermochte. Nach der Ortsüberlieferung stellt das Tier eine Wölfin dar; thatsächlich aber gleicht es am ehesten einem Pferde, dessen Grösse freilich zu der ihm gegenüber riesigen Figur der menschlichen Gestalt in gar keinem richtigen Verhältnisse steht.



Nr. 169. *(gez. von Stapel.)*



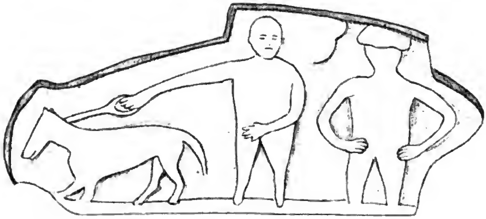
Nr. 170. *(gez. von G. Sommer.)*

Nicht übersehen darf auch werden, dass auf dem 7 cm breiten Rande des Steines, rechts vom Beschauer, offenbar eine mit dem Kopf nach oben gerichtete Schlange abgebildet ist, deren Schwanzende bis zum unteren Ende der Randleiste hinabreicht, und die ihren Rachen aufzusperren scheint, was auf beiden Zeichnungen nicht scharf genug hervortritt. Ohne Zweifel soll durch diese Beigabe eine symbolische Beziehung dieses Tieres zu der Figur angedeutet werden.

Über diesem Steine ist gleichsam als Aufsatz desselben noch ein anderer eingemauert, welcher — wiederum von Rand zu Rand gerechnet — 0,54 m Höhe

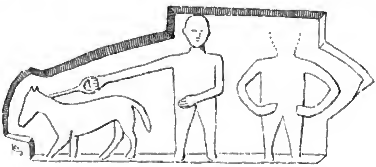
[1] Zuerst veröffentlicht in den Neuen Mitteilungen des Thür.-Sächs. Vereins V, 2, S. 132.)

und 1,30 m Breite hat. Seine Ränder sind nach Stapel auf der Grundfläche rechtwinklig. Inmitten dieses Steines, nur einen Fuss über dem Kopfe der vorher beschriebenen menschlichen Figur, stehen zwei kleinere in den Stein eingehauene menschliche Gestalten, deren jede etwa 0,50 m hoch ist, und (herald.) rechts von der einen ein Tier, welches dem auf dem unteren Steine an Gestalt und Grösse ähnlich ist. Die rechts vom Beschauer stehende, mit dem Gesicht ihm



Nr. 171. *(gez. von Stapel.)*

zugekehrte und offenbar völlig nackte Gestalt hält nach beiden Zeichnungen die Arme henkelförmig auf die Hüften gestemmt. Auf der Sommerschen Zeichnung ist der Kopf nur im Umriss angedeutet, auf der Stapelschen dagegen trägt der auch hier völlig ausdruckslose Kopf eine hut- oder helmartige Kopfbedeckung. Das mir vorliegende Photogramm lässt die Augen und Nasenhöhlen noch ziemlich deutlich erkennen. Minder deutlich treten bei der rechts stehenden Figur die Umrisse einer Kopfbedeckung hervor. Die weiter links dem Beschauer entgegentretende,



Nr. 172. *(gez. von G. Sommer.)*

ebenfalls völlig nackte Gestalt hat keine Kopfbedeckung. Augen, Nase und der breitgezogene Mund, auch das rechte Ohr sind auf dem Photogramm noch recht gut zu erkennen. Die Gestalt legt die linke Hand auf den Unterleib; in der Rechten hält sie einen Gegenstand, der bis zum Halse des neben ihr stehenden Tieres reicht. Der Pfarrer Förster zu Höhnstedt, der zuerst eine Beschreibung der Bildwerke gegeben hat, fand diesen Gegenstand „einem grösseren Kirchenschlüssel, wie man sie ehedem hatte, nicht ganz unähnlich.“ Mir kommt er vielmehr wie ein breiter Zügel mit rundem oder steigbügelähnlichem Griffe vor.

Und während Förster das Tier entweder für einen Wolf oder Fuchs halten möchte, obwohl, wie er selbst zugesteht, eigentlich gar keine Ähnlichkeit mit einem solchen vorhanden ist, scheint mir die Figur mit höchster Wahrscheinlichkeit ein Pferd darstellen zu sollen, welches die neben ihr stehende menschliche Figur am Zügel führt. Übrigens hat Stapel zwischen den beiden menschlichen Figuren in ihrer Kopfhöhe auch noch einen anderen Gegenstand wahrzunehmen geglaubt, den er auf seiner Zeichnung durch einige bogenförmige Linien, welche sich der Form einer Eichel nähern, angedeutet, aber nicht mehr zu erkennen vermocht hat. Das Photogramm lässt an dieser Stelle ebenfalls nichts Bestimmtes erkennen, doch ist möglich, dass der Bildner einen Tierschädel hat darstellen wollen.

Fragen wir nun nach dem Alter und Ursprung dieser Bildwerke, so hat der Pfarrer Förster jedesfalls recht, wenn er sagt:[1] „Aus dem christlichen Kirchenaltertum stammt diese Bildnerei auf keinen Fall, trotzdem dass sie ausserhalb der Seitenwand einer christlichen Kirche ihren Platz fand.“ Den Gedanken, es könne dieses Bild ein Leichenstein oder ein anderes Denkmal aus altchristlicher Zeit sein, verwirft er, weil die zugleich mit abgebildeten Tiergestalten augenscheinlich ein abgöttisches Symbol seien; auch trete das Obscöne in der Stellung der Figuren zu absichtlich hervor, als dass ein Christ zu irgend einem Zwecke, am wenigsten zu einem kirchlichen und religiösen, auch in einer rohen Zeit, es könnte gefertigt haben. Die Sage des Volks sei auch immer dahin gegangen, dass es aus heidnischer Zeit stamme und eine Göttin Vulpia oder Vulvia darstelle, die auf einem Wolfe reite.

Die letztere Behauptung erweckt einige Bedenken, da es doch sehr fraglich ist, ob wirklich eine Göttin dieses lateinisch klingenden Namens den Bewohnern der Umgegend bekannt gewesen ist, da sonst nirgends von einer solchen etwas verlautet. Die Annahme, dass hier ein Götterbild aus der griechischen oder römischen Mythologie dargestellt sei, liegt, wie Pastor Förster bemerkt, aller Wahrscheinlichkeit zu fern, als dass man an ein solches denken könnte. Vielmehr liege es nahe, nach Beziehungen in der Nachbarschaft zu suchen. Förster ist geneigt, einen Zusammenhang der Bildwerke mit den Tieropfern auf dem Luppberge bei Schochwitz, woher dieselben nach der Ortsüberlieferung an die Kirche zu Müllerdorf gekommen sein sollen, anzunehmen.

Zur Würdigung dieser Behauptung ist es erforderlich, auf den Inhalt einer Urkunde näher einzugehen, auf welche Professor Wiggert in Magdeburg[2] aufmerksam gemacht hat. Dem Bischof Gebhart von Hoym zu Halberstadt war die Kunde zugekommen, dass im südöstlichen Teile seines Sprengels in dem Dorfe Schochwitz (nördlich vom süssen See an der in die Salza mündenden Lawêke) das Volk einem gewissen Verstorbenen, den man den guten Lubben nenne (quendam mortuum vulgariter den guden lubben nuncupatum), die Gebeine toter Tiere zu opfern pflege (cum oblatione fetida mortuorum animalium ossium stulti homines venerantur). Zur Ausrottung dieses Ärgernisses, das schlimmer sei, als Götzendienst, fordert der Bischof im Jahre 1462 die beiden Grafen Günther und Gebhart von Mansfeld sowie den Propst Johann des Klosters Neuwerk vor Halle

[1] Neue Mitteil. V, 2, S. 118.

[2] Neue Mitteil. III, 1, S. 131—136.

und den Pfarrer Hermann an der Marienkirche zu Halle auf, gemeinschaftlich dahin zu wirken, dass der so grässliche Begräbnisplatz für totes Vieh in eine Viehweide oder in Ackerland verwandelt werde.

Nach der Meinung Wiggerts hat der Bischof den Gegenstand der anstössigen Feier für keinen Götzen gehalten, da ja der auszurottende Missbrauch in der Urkunde ausdrücklich vom Götzendienste unterschieden werde. Jedoch die gebrauchte Wendung „qui quidem prophanus et spurcissimus ritus vesanus peior quam ydolatriae cultus hactenus continuatus" soll offenbar nur einen verwerflicheren Grad des gewöhnlichen Götzendienstes bezeichnen, zumal ja der Bischof selbst den Wunsch ausspricht, es möge der durch den erwähnten Missbrauch entweihte Ort aufhören ein Schlupfwinkel für Dämonen zu sein (ut huiusmodi locus a dicta prophana spurcitia penitus expurgatus delubrum demonorum esse desistat) und der Teufelsaltar mit seinen scheusslichen Opfern gründlich zerstört werden (ad plenam huiusmodi are dyabolice cum suo fetido sacrificio abolitionem ac subversionem). Es kann demnach nicht bezweifelt werden, dass er in dem Brauche des Knochenopfers einen Überrest heidnischer Anschauung erkannt hat, der unbedingt ausgerottet werden müsse. Er selbst berichtet dabei, dass die Beseitigung der Knochenmasse (qui hactenus mortuorum animalium extitit polyandrum)[1] nicht in einem Tage bewirkt werden könne (quia unius diei opus non est).

Thatsache ist nun, dass man auf dem Luppberge südlich von Schochwitz eine grosse Menge von Tierknochen, den Zähnen nach besonders von Pferden, Rindern und Ebern, gefunden hat.[2] Pastor Förster bemerkt zu dieser schon vor ihm veröffentlichten Thatsache, der Knochenberg und Luppberg seien zwei für sich bestehende Berge, und letzterer laufe nicht etwa in einen Knochenberg als Kuppe aus, wie überhaupt in keine eigentliche Bergkuppe, sondern in eine Abplattung und Feldebene nach Süden zu. Auf dieser Luppbergsebene habe sich abseits nach Morgen, ungefähr hundert Schritte vom heutigen Luppberge, am südöstlichen Ende des sogenannten Lupphölzchens, nur durch eine Fahrstrasse (von Höhnstedt nach Schochwitz) von ersterem getrennt, ein aus Tierknochen aufgeschichteter Knochenhügel erhoben, den man wegen seiner ungewöhnlichen Grösse oder a potiori den Knochenberg genannt habe. Dieser Hügel, welcher nach Aussagen glaubwürdiger Augenzeugen 10—12 Fuss hoch gewesen sei und an seiner Grundfläche 50—55 Fuss Durchmesser gehabt habe, sei etwa 30 Jahre zuvor (also um das Jahr 1810) weggefahren worden, um als Düngungsmittel verwandt zu werden. Die Knochen, welche haarartig in sich zusammengehangen, hätten zum grossen Teil aus unzerlegten Rinderknochen, zumteil aber auch aus Pferdeknochen bestanden. Menschenknochen seien aber nicht darunter gewesen. Während nun die älteren Berichterstatter (Fulda und Bergner) behauptet hatten, die Tierknochen seien verbrannt gewesen, hatten die von Pastor Förster befragten Augenzeugen bestimmt versichert, dies sei nicht der Fall gewesen, da die Knochen gebleicht und weiss gewesen seien. Tausende von Fudern Knochen sind damals (um 1810) nach Aussage dieser Augenzeugen von dem Knochenberge

[1] Polyandrion bedeutet nach Arnobius VI, 6, eine gemeinsame Begräbnisstätte.
[2] Fulda und Bergner in Kruses Deutschen Altertümern III, 3 u. 4, S. 89, 90 u. 95.

weggefahren worden, obwohl die Menge der Knochen bis zur Zeit der Abfuhr durch Witterungseinflüsse und sonstige Zufälle schon beträchtlich verringert sein musste. Infolge des Knochenhandels nach England und des Gebrauchs bei der Runkelrübenzuckerfabrikation waren die Knochen des jetzt in Ackerland verwandelten Knochenberges von der ehemaligen Stelle desselben, ja auch von dem ganzen Luppberge schon zu Försters Zeit (1840) so vollständig verschwunden, dass man nur beim Nachgraben noch zerbröckelte Tierknochen finden konnte.[1] Doch giebt er zu, dass ein Teil der Knochen, weil er eingescharrt war, sich auch heute noch in der Erde finden könne. Eine Anschwemmung könne den Knochenberg nicht geschaffen haben; ebensowenig sei wahrscheinlich, dass man gefallenes Vieh aus den benachbarten Dörfern nur auf diesen einen Platz auf dem Luppberge zusammengetragen oder dass ein grosses Viehsterben die Knochenanhäufung veranlasst habe, da die umliegenden Ortschaften nur klein und fast sämtlich wenigstens $^1/_2$ Meile entfernt seien. Aber selbst zugegeben, dass dies der Fall gewesen, so wäre die übergrosse Anhäufung von Knochen damit doch nicht erklärt, da die abgefahrenen Tausende von Fudern unmöglich bloss von einem Viehsterben herrühren könnten; darum könne die Entstehung des Knochenberges nur von Tieropfern während eines sehr langen Zeitraumes in weitentlegener Zeit hergeleitet werden. Die bischöfliche Urkunde spreche ja überdies auch ausdrücklich von einem Opferbrauche (oblatio ossium und fetidum sacrificium) und auch die Ortssage führe die Entstehung des Knochenbergs auf Tieropfer zurück.

Wer aber waren denn nun die Opfernden, und welches war die Gottheit, der diese Opfer dargebracht worden sind? Für die Beantwortung dieser Frage ist es, da weder die Urkunde noch die Sage einen Fingerzeig hierüber geben, von der grössten Bedeutung, dass nach der Müllerdorfer Ortsüberlieferung der Bildstein an der Nordseite der Müllerdorfer Kirche, der von den Umwohnern allgemein für ein heidnisches Götzenbild gehalten wurde, von dem Luppberge hierher geholt worden ist.[2] Man wird daher berechtigt sein, einen Zusammenhang dieses Bildes mit den Tieropfern auf dem Luppberge bei Schochwitz anzunehmen, welche nach Ausweis der Urkunde des Bischofs Gebhart von Hoym, oder vielmehr nach dem Berichte seiner Gewährsmänner, auch zu seiner Zeit — wenn auch heimlicher Weise und in verminderter Zahl (omni palliacione circumscripta) dargebracht — noch nicht ganz abgekommen waren (ritus … hactenus continuatus).

Als die Gottheit, der die Opfer galten, nennt nun aber die Urkunde des Bischofs „den guden Lubben“, während auf der Rückseite der Name „Loppe“ steht, also einen männlichen Götzen, obwohl die Hauptfigur auf den Müllerdorfer Steinbildwerken anscheinend ein weibliches Wesen darstellen soll. Nach der Angabe des Bischofs war es quidam mortuus, ein gewisser Toter, von dessen Eigenart er aber nichts Näheres wusste (nescientes cuius conditionis); nach der Ortssage aber eine Göttin, die heilige Luppe, die in dem Luppholzwäldchen an der Stelle, wo zu Försters Zeit noch die Ruinen eines ehemaligen Lusthauses standen,

[1] A. a. O. V, 2, S. 119 u. 120.
[2] Ebenda S. 117 u. 127.

einen Tempel gehabt haben und daselbst, sowie auf dem Luppberge, verehrt worden sein soll.[1] Ob nun die Sage recht hat, welche sich durch das offenbar weibliche Aussehen der Hauptfigur vielleicht hat irre leiten lassen, oder der Bischof, der von Leuten, die selbst keine deutliche Vorstellung von der Sache hatten, seinen nicht ganz zutreffenden Bericht empfangen zu haben scheint, das ist die Frage.

Eine Stütze empfängt die Behauptung der bischöflichen Urkunde durch eine Stelle in der fast 100 Jahre später (am 20. Febr. 1546) von Michael Coelius zu Eisleben gehaltenen Leichenpredigt Luthers, welche folgendermassen lautet:

> „Wie zur Zeit Eliä nicht Gott, sondern Baal angerufen wurd und zu Johannis des Täufers Zeit alles voller Secten war und eine der andern sich fürziehen wollte: also hat man die verstorbenen Heiligen, ja auch wohl Holz und Steine und, wie man in unserm Manssfeldischen Lande erfahren, den Weidenstock, welchen sie Gedut genannt, und den guten Lupen, welches ein todter Hund sein soll, angerufen vnd bey ihnen Trost und Hülfe gesucht, wie in andern Ländern auch geschehen.“[2]

Nun ist freilich nicht unmöglich, dass die Quelle, aus welcher M. Coelius schöpfte, die Urkunde des Bischofs Gebhart war, dann könnte natürlich sein Zeugnis nicht schwer wiegen. Hören wir darum, was die Sage sonst noch zu vermelden hat. Nach einem Berichte des Pastors Franz zu Schochwitz aus dem Jahre 1842[3] spukt im Glauben des Volks auf dem Luppberge ein feuriger Hund, und desgleichen bei dem Weidenstocke, welcher ¼ Stunde westlich vom Luppberge bei dem Filialdorfe Räthern sich befindet. „Auf dem Luppberge bei den sogenannten vier Steinen, an welche sich auch eine alte Sage knüpft, und bei dem Weidenstock erscheint alljährlich vor der Fastenzeit ein grosser schwarzer Hund mit feurigen Augen, der den Wanderer, welcher ihn siehet, soweit verfolgt oder begleitet oder, nachdem er ihm auf den Nacken gesprungen, so weit sich tragen lässt, bis im nächsten Dorfe, zu welchem den Wanderer der Weg führt, der erste Hund bellt. Dann verschwindet der feurige Hund, bei Schochwitz gewöhnlich im Luppholze.“ „Es ist auch in Schochwitz unter einigen alten Leuten die Sage, dass vom Luppberge ein Götzenbild nach Müllerdorf gebracht worden sei. Bei welcher Veranlassung und wann, ist unbekannt. Es soll aber dies Götzenbild dasselbe sein, welches auf der Nordseite der Kirche zu Müllerdorf eingemauert ist. Eine alte Frau in Müllerdorf, welche in ihrer Jugend auf der dasigen Pfarre gedient hat, und welche teils von dem damaligen Geistlichen zu Müllerdorf, teils von ihren Grosseltern die Erklärung dieses Götzenbildes gehört haben will, sagte, es sei ein feuriger Hund, den eine Göttin reite.“

Sehen wir nun zunächst, ob sich aus dem Namen des Götzen ein sicherer Fingerzeig entnehmen lässt. Jakob Grimm, der sich mit dem Gegenstande freilich

---

[1] A. a. O. V, 2, S. 117.

[2] K. Ed. Förstemann, D. Martin Luthers Tod und Begräbnis im Jahre 1546, Nordhausen, Ferd. Förstemann 1846, S. 40. (Luthers Werke von Walch XXII, 1144.)

[3] Neue Mitteilungen, VI, 2, S. 168 u. 169.

nicht eingehend befasst hat, nimmt unter Hinweis auf die Lubbensteine bei Helmstedt an, dass durch den Namen Lubbe ein Riese angedeutet werde, ohne jedoch daraus weitere Folgerungen zu ziehen. Der mehrerwähnte Pastor Förster glaubt, die Knochenopfer auf Wenden zurückführen zu müssen. Den Beginn derselben setzt er darum in die Mitte des 7. Jahrhunderts, weil erst damals die Wenden in der Gegend von Schochwitz sesshaft geworden seien, ihre Endschaft aber in die Zeit Karls des Grossen, der solche Opfer gewiss nicht länger geduldet haben würde. Der so sich ergebende Zeitraum von etwa 160 Jahren sei lang genug gewesen, um die Entstehung des Knochenberges zu erklären. Gleichwohl giebt er zu, dass der heidnische Brauch auch noch in christlicher Zeit fortgedauert haben möge. Er hält also den guten Lubben für den slavischen Götzen Bjelbog, dessen Name später durch eine germanische Bezeichnung verdrängt worden sei. Irgend welche Gründe für diese Annahme hat er freilich nicht. Sie ist ebenso unhaltbar, wie seine Behauptung, dass Müllerdorf erst nach 1464 eine Parrochialkirche erhalten habe. Vor allem steht der Ansicht Försters der Umstand entgegen, dass der Name Luppe oder Lubbe germanischen Ursprungs ist. Das auf ein germanisches Thema lubja zurückzuführende ahd. luppi, mhd. luppe (welches als st. N., aber auch ahd. als st. Fem. vorkommt) bedeutet einen stark wirkenden Pflanzensaft, ein Gift, aber auch Zauberei. Luppari ist ein Heilkundiger, der die Wirkung der Pflanzensäfte und Gifte kennt. Die Bedeutung Zauberei tritt namentlich in dem ags. lyb (Gift, Zaubertrank) und in dem an. lyf (Heilkraut, heilkräftiger Pflanzensaft), wie auch in dem got. lubi (Neutr.) und lubja (st. Fem.) hervor, welches Giftkunde, Zauberei bedeutet. Dem entsprechend bedeutet ahd. luppôn (mhd. luppen, lüppen (schw. V.) = vergiften, aber auch heilen (medicare).[1] Nun ist zwar keine Personenbezeichnung (des gleichen Stammes) überliefert, welche mit dem Worte luppi, luppe ganz oder beinahe völlig gleichlautete, aber es liegt nahe, dass es eine solche gegeben hat, die einen Kenner heilkräftiger Pflanzensäfte, einen Zauberer oder Heilkünstler bedeutete, mochte man sich diese Person nun als ein männliches oder als ein weibliches Wesen denken.

Dachte man sich diese Heilgottheit als männlich, worauf ja die Angaben der bischöflichen Urkunde führen, so liegt eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Aesculap (Ἀσκλήπιος) der Griechen und Römer vor, den ebenfalls schon sein Name (aus ἀσκελὲς ἤπιος = der fort und fort freundlich Waltende, Heilende) als einen Heilkünstler bezeichnet. Dazu kommt nun noch, dass der Müllerdorfer Hauptfigur auf dem Rande rechts das Bild einer Schlange, das Symbol der sich verjüngenden Lebenskraft und des ärztlichen Scharfblicks beigegeben ist, dasselbe Tier, welches auch dem Aeskulap heilig war und in seinen Tempeln gehalten und gehegt wurde. Ja Aesculap selbst soll in Gestalt einer Schlange (in serpente Deus) von Epidauros nach Rom geholt worden sein und das römische Volk von einer furchtbaren Pest befreit haben.[2] Nun scheint freilich diesem Vergleiche der Umstand nicht günstig zu sein, dass nach Aussage der bischöflichen

[1] Schade, Altdeutsches Wörterb. I, 579ᵃ.

[2] Lübker, Reallexikon des klassischen Altert. S. 251. (Vgl. auch die Schilderung bei Ovid (Metam. XV, V. 659 u. 661.)

Urkunde die Verehrung des guten Lubben einem gewissen Toten (quidam mortuus) galt; aber auch Aesculap hatte ja den Tod erleiden müssen, da ihn Zeus wegen seiner allzu erfolgreichen ärztlichen Thätigkeit mit dem Blitze erschlagen hatte, damit durch die Verbreitung der Heilkunde die Menschen nicht etwa gänzlich vom Tode befreit und infolge davon dazu verleitet würden, die Hilfe der Götter in Zukunft nicht mehr zu erflehen. Aber als Sohn des Apollo (Apolline natus) hatte er im Tode nicht bleiben können, sondern war auferstanden und als Schlangenträger (Ὀφιοῦχος, Anguitenens) unter die Sternbilder versetzt worden. Aber auch auf Erden wurde er seitdem als Heilgott verehrt. Als ein göttliches Wesen bezeichnen ihn die Worte Ovids (Metam. XV, 628—630):

„Funeribus fessi postquam mortalia cernunt
Testamenta nihil, nihil artes posse medentum,
Auxilium caeleste petunt."

Auch der Umstand deutet auf weitere Übereinstimmung, dass die Verehrung Aeskulaps in Hainen stattfand, wie auch der gute Luppe in dem nach ihm benannten Lupphölzchen bei Krimpe unweit Schochwitz verehrt wurde.

Aus all diesen vorangeführten Gründen wäre eigentlich mit Notwendigkeit zu schliessen, dass die Figur zu Müllerdorf, wenn man sie als eine männliche ansehen dürfte, einen Heilgott darstellt, der in seinem Wesen mit dem des Aeskulap sich deckt. Nun ist aber die Figur allem Anschein nach eine weibliche, und dieser Eindruck wird unterstützt durch den volksmässigen Namen des Bildes „die heilige Luppe," sowie durch die Bezeichnung der Figur als heidnische Göttin namens Vulpia oder Vulvia. Allerdings liegt die Möglichkeit vor, dass die Auffassung der nur in Umrissen — ohne irgend welches Haar oder Bart — gezeichneten Figur als Göttin erst der neueren Zeit angehört und aus subjektiver Auffassung hervorgegangen ist, aber sonderbar bleibt es doch, dass Pastor Förster einen besonderen Namen der Göttin zu nennen imstande ist. Sehen wir uns diesen Namen an, so macht er auf den ersten Blick den Eindruck, als wäre er ein lateinischer; bei näherer Betrachtung aber erweist er sich dennoch als ein durchaus germanischer. Wenn wir nämlich berücksichtigen, dass im An. völva, gen. völu (später völvu), pl. völur (später völvur) die Wahrsagerin, Seherin, Zauberin bedeutet — vgl. völu — spa = Der Seherin Ausspruch —, ein Name, der vermutlich mit dem got. vilvan (= erwägen, grübelnd in sich bewegen) verwandt ist, so ist es gar nicht undenkbar, dass auch in der deutschen Mundart, die in heidnischer Zeit im Mansfelder Seekreise gesprochen wurde, ein ähnlich lautendes und auch gleichbedeutendes Wort vorkam, welches sich in der Form Vulvja erhalten haben kann. Natürlich müsste auch diese Seherin oder Zauberin von der Bevölkerung vor allem als eine Heilgottheit gedacht worden sein; sonst wäre ihr eben die Schlange nicht als Symbol beigegeben und auch die vielen Knochen wären nicht dorthin zusammen gebracht worden. Die Knochenanhäufung muss zu der hier verehrten Gottheit, mag sie nun männlich oder weiblich gedacht worden sein, in einer ganz bestimmten Beziehung gestanden haben, in einer ähnlichen, wie solche eine ausserordentlich beachtenswerte Nachricht bei Herodot andeutet. Herodot erzählt nämlich (Lib. II, cap. 41), die Ägypter hätten den Brauch gehabt, die gestorbenen Stiere so zu begraben,

dass immer noch die Hörner aus dem Erdboden hervorgesehen hätten, um die Stelle leicht wieder finden zu können. Nachdem dann eine bestimmte Zeit verstrichen und die Tiere verfault gewesen seien, wären Schiffe aus der Stadt Atarbechis auf der im Delta gelegenen Insel Prosopitis, bei welcher ein heiliger Tempel der Aphrodite (Venus) stehe, im ganzen Lande umhergefahren an alle Örter, dann wären die Gebeine ausgegraben, von dannen gefahren und alle an einer und derselben Stätte begraben worden. Und wie die Stiere — fügt Herodot hinzu — so begruben sie auch die andern gefallenen Tiere. („ἐκ ταύτης τῆς πόλιος πλανέονται ἄλλοι ἐς ἄλλας πόλις. ἀνορύξαντες δὲ τὰ ὀστέα ἀπάγουσι καὶ θάπτουσι ἐς ἕνα χῶρον πάντες. κατὰ ταῦτα δὲ τοῖσι βουσὶ καὶ τἆλλα κτήνεα θάπτουσι ἀποθνήσκοντα.") Warum das geschah, und warum sie gerade bei einem Heiligtum der Aphrodite oder wohl richtiger einer der griechischen Aphrodite wesensähnlichen ägyptischen Göttin begraben wurden, darüber sagt Herodot leider nichts.[1] Als ein Opfer, d. h. als eine Gabe, um die Gunst der Göttin zu gewinnen, dürfen wir das Aufhäufen der Knochen wohl kaum ansehen, da ja sonst immer nur die besten Fleisch- und Fettteile als Opfer dargebracht wurden. Der Grund des Brauchs muss bei Atarbechis, wie bei Schochwitz, wohl gleicher Weise die Hoffnung gewesen sein, dass es der Zauberkunst der Göttin gelingen werde, ihren gläubigen Verehrern Ersatz zu gewähren für die gefallenen oder geschlachteten Tiere durch Neubekleidung der sorgfältig gesammelten, weder verbrannten noch zerschlagenen Knochen mit Fleisch und Haut. Zahlreich sind ja die Mythen und Sagen des deutschen Volkes, welche von einer Wiederbelebung des sorgfältig aufgehobenen Knochengerüstes sowohl von Tieren wie von Menschen zu erzählen wissen; ich erinnere nur an die bekanntesten, an den Mythus von Thors Böcken und an das Märchen vom Machandelboom.[2] Und wenn den skythischen Königen nach Herodot (IV, 71 u. 72) ein Grabmal (σῆμα) aus den Knochen oder Leichnamen getöteter Knechte und Pferde errichtet wurde, so kann dieser Brauch doch nur den Sinn gehabt haben, dass diese nach stattgehabter Wiederbelebung dem Abgeschiedenen im Jenseits dienen sollten.

Da wir nun, so lange nicht nachgewiesen ist, dass die Römer jemals die spätere Grafschaft Mansfeld durchzogen haben, was an sich ja wohl möglich wäre, in den Müllerdorfer Bildwerken nicht wohl die Erzeugnisse eines römischen Steinmetzen erblicken und darum die Hauptfigur nicht für eine, wenn auch ungeschickte Darstellung des römischen Aeskulap halten dürfen, und zwar um so weniger, als die Volksüberlieferung an Ort und Stelle nur von einer Göttin zu sagen weiss und das Bildwerk auch offenbar eine weibliche Figur darstellen will, so fragt sich, ob es eine germanische Göttin gegeben, die in der Figur dargestellt sein könnte. Mir scheint, dass man in diesem Falle zuerst an die Göttin Hel (Halja) denken muss als diejenige, bei welcher die abgeschiedenen, wie auch die noch ungeborenen Seelen weilen und welcher man, weil sie als die alles Lebendige Verschlingende von wölfischer Herkunft und Natur gedacht wurde,

[1] Auch an die Venus Libitina der Römer, welche ebenfalls mit der Bestattung der Toten zu thun hatte, darf hier erinnert werden.

[2] Grimm, Kinder und Hausmärchen Nr. 47.

gleich dem Wolfe einen klaffenden, gähnenden Rachen zuschrieb,[1] weshalb ihr ein Wolf als kennzeichnendes Tier beigegeben werden konnte. Soll aber das Tier, auf welchem die weibliche Figur steht, ein Pferd vorstellen, so würde auch dieses mit der Darstellung der Hel vereinbar sein, weil man sich diese Göttin auf einem Pferde durchs Land ziehend dachte, um die ihr heimgefallenen Toten in Empfang zu nehmen.[2]

Aber nicht nur als Todesgöttin wurde Hel vorgestellt, sondern auch, weil man annahm, dass sie die bei ihr weilenden Seelen der noch ungeborenen Kinder wie der Abgeschiedenen in die Körper zurückkehren lasse, als die Spenderin neues Lebens, eine Thätigkeit, die sich nach der Vorstellung des Altertums nicht auf die Menschen beschränkt, sondern auch auf die Tierwelt erstreckt haben wird. Diese Seite ihres Wesens wird die der Figur beigegebene Schlange andeuten sollen, welche, wie wir sahen, im Altertum allgemein als Sinnbild der Verjüngung und Neubelebung galt. Schon Mannhardt[3] hat übrigens von anderen Erwägungen aus sich zu der Auffassung veranlasst gefunden, dass Hel mit der Seelengöttin Holda oder Freya ursprünglich eins sein müsse, nur dass Holda-Freya die lichte, freundliche Seite der Vorstellung zum Ausdruck brachte, während Hel ihre düstere Kehrseite bewahrte.

Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit dem zweiten oben beschriebenen Bildwerke zu, welches uns zwei anscheinend männliche Figuren zeigt, so würde, wenn man römischen Ursprung des Bildsteins voraussetzen dürfte, der Gedanke nahe liegen, dass hier die Dioskuren, nämlich der als Faustkämpfer berühmte Pollux und der als Rossebändiger verehrte Castor dargestellt seien, da die eine Figur ihre Arme kraftbewusst in die Seite stemmt, während die andere offenbar ein Ross zügelt. Da jedoch, wie schon bemerkt worden, eine Erklärung aus der römischen Mythologie erst dann statthaft ist, wenn glaubhaft gemacht werden könnte, dass die Römer diese Gegend durchzogen haben, so muss die Erklärung auf dem Boden heidnisch-germanischen Glaubens versucht werden. Da scheint mir denn eine Stelle in des Tacitus Germania, wenn dieselbe sich auch zunächst auf die ostgermanische Welt bezieht, alle Beachtung zu verdienen. Im 42. Kapitel seiner Germania berichtet nämlich Tacitus Folgendes: „Apud Nahanarvalos antiquae religionis lucus ostenditur; praesidet sacerdos muliebri ornatu; sed Deos interpretatione Romana Castorem Pollucemque memorant; ea vis numini, nomen Alcis; nulla simulacra, nullum peregrinae superstitionis vestigium: ut fratres tamen, ut iuvenes venerantur.“ Der Sinn dieser Stelle ist etwa folgender: Bei den Nahanarvalen zeigt man einen Hain, welcher die Stätte einer uralten Götterverehrung ist, der ein Priester in weiblicher Tracht vorsteht. Als Götter aber verehrt man dort, wenn man sie mit römischen Namen benennen will, den Castor und Pollux; wenigstens entspricht diesen das Wesen und die Bethätigung dieser Gottheiten, obwohl sie Alci heissen. Bilder von ihnen hat man nicht; auch deutet keine Spur darauf hin, dass diese Götterverehrung einen ausländischen Ursprung habe, und doch verehren sie sie als Brüder und jugendliche Gottheiten (gerade wie den Castor und Pollux).“

---

[1] J. Grimm, Deutsche Mythologie I, 290 u. 291.

[2] J. Grimm a. a. O.

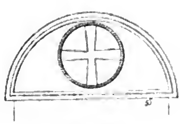
[3] Germanische Mythen S. 85, Anm. —

Hieraus ergiebt sich also, dass bei den östlichen Germanen ein göttliches Brüderpaar verehrt wurde, welches nach dem Urteile des römischen Berichterstatters mit Castor und Pollux hinsichtlich seines Wesens eine ganz auffallende Ähnlichkeit hatte. Unwillkürlich drängt sich da der Gedanke an das Brüderpaar Baldur und Hödur und ihnen wesensverwandte Persönlichkeiten auf, von denen der eine eine Gottheit des Lichtes und Lebens, der andre eine solche des Dunkels und Todes war; von denen der eine, Baldur, ebenso wie Castor, dem Tode verfiel zum grössten Schmerze seines unsterblichen Bruders. In ihnen sind die beiden Seiten der Hel auf zwei besondere Personen übertragen; beide zusammen sind Verkörperungen des Lebens und des Todes, berühren sich also aufs nächste mit Holda-Hel, weshalb es nicht Wunder nehmen kann, dass wir sie in ihrer Gesellschaft finden und dass beide in demselben Haine verehrt wurden. Auch bei ihnen scheint man, wie M. Coelius sich ausdrückt, „Trost und Hilfe gesucht" zu haben. Tiefer in den Gegenstand einzugehen, verbietet der hier zu Gebote stehende Raum.

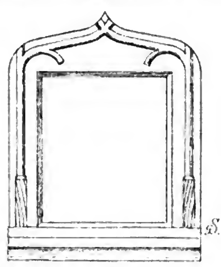
Naundorf.

[G] Kleines Dorf, $13\frac{1}{2}$ km ostnordöstlich von Eisleben mit im Jahre 1875: 159, 1880: 169, 1885: 147, 1890: 154 Einwohnern. Im Mittelalter lag es im nördlichen Hosgau (Burgbezirk Clotzenburg) und gehörte in geistlicher Hinsicht in den Bann Eisleben. Der Name (1316 Nyendorff, 1505 Neindorf, später Naundorf) erklärt sich selbst (von ahd. niwi = neu) als das neue Dorf. Da es Filial von Besenstedt ist, so ist vermutlich dieses das alte oder Mutterdorf, und seine Flur ehemals Zubehör der Besenstedter Mark. Die Klöster Helfta und Gerbstedt hatten hier Besitz. Das Gemeindesiegel zeigt einen Baum, vielleicht um anzudeuten, dass das Dorf eine (von Besenstedt aus gegründete) Neurodung im Walde war. Doch bleibt ungewiss, ob ein Laub- oder Nadelholzbaum hat dargestellt werden sollen. Die Umschrift lautet: **Gemeine Siegel zu Naundorff 1739.**

Die ursprünglich romanische, später mehrmals umgebaute Kirche ist dem



Nr. 173.



Nr. 174.

h. Johannes dem Täufer geweiht. Der ältesten Bauperiode gehört das Südportal mit seinem Tympanon an (vgl. Nr. 173), welches ein griechisches Kreuz in einem

20*

tauartig gewundenen Kreise zeigt. Der ohne Eingang gelassene sehr alte Turm hat durch einen Halbkreisbogen Verbindung mit dem Schiff. Aus der gotischen Zeit ist eine leider sehr beschädigte Sakramentsnische vorhanden (vgl. Nr. 172). Auch die Altarplatte ist alt, denn sie hat noch die Weihekreuze auf ihrer Oberfläche.

Der in zopfigen Formen gehaltene Taufstein vom Jahre 1620 zeigt auf verschiedenen Feldern: 1) die Taufe Jesu im Jordan; 2) einen Engel mit unerkennbarem Gegenstande in der Hand; 3) die Arche Noah und die Taube mit dem Ölzweig; 4) Jesum, mit dreiflammigem Nimbus geschmückt, ein Kind auf dem Schosse haltend und küssend, während zwei Frauen, jede mit einem Kinde an der Hand, an ihn herantreten. Auf dem oberen Rande der Spruch Gal. III, 27. Das Inschriftfeld enthält die Worte:

Anno MDCXX mense Maio M. Christoph. Stauffenbul pastore
Dorfel (?) Engeler et Hans Halte ... (Rest unleserlich.)

Auf dem Turme hängt nur eine im Jahre 1879 von Ulrich in Laucha umgegossene Glocke von geringer Grösse. Die alte Glocke, welche in der Zeitschr. d. Harzver. XI, S. 34 und Tafel II, Nr. 12 beschrieben und abgebildet ist, hatte die gotische Majuskelinschrift:

+ O REX GLORIE VENI AV.

(Der bekannte engl. Gruss war mitten im Satze abgebrochen.)

Neehausen.

[G] Kleines Dorf, 11 km nordöstlich von Eisleben, mit im Jahre 1875: 212, 1880: 245, 1885: 249, 1890: 211 Einwohnern, ehemals im nördlichen Hosgau (Grafschaft Hedersleben, später Seeburg) sowie in dem halberstädtischen Archidiakonatbezirke Eisleben gelegen, eingepfarrt in Volkmaritz. Der Ortsname (1068 Nifhusan, 1320 Nihusen, 1408 Nehusen) bedeutet entweder „zu den neuen Häusern“ (von ahd. niwi = neu) oder „zu den Häusern des Newi (jetzt Nebe) oder Nivo.“ Das Hochstift Naumburg und das Kloster Wimmelburg hatten hier Besitz. Das Gemeindesiegel zeigt einen Laubbaum, anscheinend eine Linde, in diesem Falle wohl Sinnbild der durch ihren Versammlungsort angedeuteten Dorfgemeinde. Im März 1640 brannte fast das ganze Dorf ab.

Die dem h. Nicolaus geweihte, auf einem beträchtlichen Hügel malerisch gelegene, neuerbaute Kirche hat einen altromanischen Turm, welcher sich mit einem Halbkreisbogen nach dem Schiffe öffnet. Die Schallfenster sind mit Säulchen gekuppelt, aber sehr verwittert.

Auf dem Turme hängt eine Glocke ohne Bilder und Schrift von 0,82 m Durchmesser.

Nelben.

[G] Dorf an der Saale, 20½ km nordöstlich von Eisleben, mit im Jahre 1875: 421, 1880: 437, 1885: 385, 1890: 387 Einwohnern. Im Mittelalter lag es im Nordschwabengau (Grafschaft Alsleben) und gehörte in den halberstädtischen Bann Wiederstedt.

Im 9. Jahrh. (874) heisst der Ort Nelibi (bei Dronke, C. D. Fuld. Nr. 610) und Nelibe. Förstemann (II, 1073) hält den Namen für denselben wie Naliub, jetzt Nalb am Manhart in Österreich (II, 1070) und darum für vermutlich slavisch. Um 1376 Nelbe. Das undeutlich gestochene Gemeindesiegel zeigt entweder fünf Kornähren oder — was bei der tiefen Lage am Wasser auch kennzeichnend wäre — fünf Rohrpumpen und trägt die Umschrift: **Gemeinde Nelben.**

Die dem h. Nicolaus geweihte Kirche ist, wie auch der sehr alte Turm, im Jahre 1810 (völlig stillos) repariert worden, wie folgende auf der Südseite neben der Hauptthür angebrachte Inschrift besagt:

Anno 1810. Ist diese Kirche Sct. Nicolai benebst den Thurm in und auswendig repariret.

v. Dreyhaupt (Beschreib. des Saalkr. II, 935) nennt (1750) die Kirche ein altes Gebäude, sagt aber nichts über ihre frühere Bauart. Dass aber auch schon vor seiner Zeit bauliche Änderungen vorgenommen waren, bekundet die Jahreszahl Anno 1731 im Thürsturze der Turmthür.

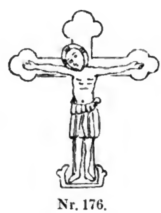
Die Kirche besitzt nur eine einzige, sehr alte Glocke mit einer reich verzierten Majuskelinschrift, welche in der Zeitschr. des Harzvereins XI, S. 36 besprochen und unter Nr. 14 abgebildet worden ist, folgendes Inhalts: (vgl. Nr. 175),



Nr. 175.

✠ A ✝ ◦ VAS ◦ DEVS ◦ hOC ◦ SIGNA ◦ PLEBS ◦ SALVA ◦ SIT ◦ AURA ◦ BENIGNA ◦

Unter der Inschrift befindet sich auf der einen Seite eine sitzende (thronende) Mutter Gottes, auf der andern das kleine Kreuzigungsbild (d. h. der Gekreuzigte nur mit Johannes und Maria.) Christus ist hier ohne Dornenkrone dargestellt, der Kopf nach rechts geneigt; Nägelmale sind nicht zu sehen, die Füsse stehen lose auf einem Trittbrett, ein langer Schurz umgiebt die Lenden. (Vgl. nebenstehende Nr. 176.)



Nr. 176.

Pfützenthal (Pfützthal).

[G] Kleines Kirchdorf, 19 km östlich von Eisleben mit im Jahre 1875: 239, 1880: 210, 1885: 199, 1890: 211 Einwohnern und einem zum Amte Friedeburg gehörigen Vorwerke, Filial von Fienstedt, am Rande der Saalniederung, vormals im nördlichen Hosgau bzw. im Oberamte Friedeburg (Burgbezirk Salzmünde), in geistlicher Hinsicht dagegen im Archidiakonatbezirk Eisleben gelegen. Der Ortsname (1125 u. 1156 Bucedale, 1288 Butcendal, 1304 Bitzendal, 1400 Butzendal, 1420 Putzenthal, 1442 Vitzenthal, später Pfützenthal) enthält als Bestimmwort das aus dem lateinischen puteus (Brunnen) entlehnte bzw. umgebildete ahd. puzzo, puzzi (Brunnen, Pfütze) und bedeutet demnach: „zum Brunnen- oder Pfützenthale.“ Das Gemeindesiegel macht entschieden den Eindruck eines herrschaftlichen Wappens, denn es besteht aus einem senkrecht halbierten Schilde, in dessen beiden Hälften je ein Kraut- oder Lilienstengel steht, deren rechts befindlicher (links vom Beschauer) überdies in der Mitte durch einen quer liegenden schraffierten Balken überdeckt ist. Dieses Wappen ist ohne allen Zweifel einer früheren Grundherrschaft entlehnt, welche erst noch festzustellen ist. 1420 kam das Dorf Putzenthal an den mansfeldischen Vorderort. Auf dem Vorwerke wohnte eine Zeitlang der vorderortische Graf Joachim Friedrich v. Mansfeld (Bornstedter Linie), dessentwegen die Pfarre eine Zeitlang von Fienstedt nach Pfützenthal verlegt wurde. Das Kloster Petersberg hatte in alter Zeit hier Grundbesitz, das Hallische Marienkammerkloster besass den Patronat über die Kirche hierselbst.

Diese dem h. Johannes Evangelista geweihte Kirche muss schon geraume Zeit vor dem Jahre 1304 vorhanden gewesen sein, da in diesem Jahre dem Marienkammerkloster zu Halle der Patronat über dieselbe bestätigt wird, den es schon mehr als 40 Jahre ungestört besessen habe. Von ihren Schicksalen erzählt eine gereimte, mitunter naiv-ruhmredige, häufig aber von Humor erfüllte „historische Beschreibung, wie Meister Hans Knothe, Fischer und gewesener zehnjähriger Kirchenvater, seine liebe Kirche zu Sct. Johannis in Pfützenthal mit einem geringen Vorrath von zwey Pfennigen so herrlich erbauet, wie solches die Beschreibung vermeldet.“[1] Auf alle Fälle bekundet dieselbe, wie dem Eifer und der Ausdauer eines armen Fischers gelungen ist, was einer ganzen Gemeinde nicht hatte gelingen wollen. Einige auf die Baugeschicke der Kirche bezügliche Stellen verdienen hier ihren Platz zu finden.

Meister Hans Knothe erzählt also:

„Die Alten hatten gebauet zur Pracht,
Das steinern Gewölbe nicht recht gemacht;
Sie hatten den Kalk an der Wand gespart,
Die Giebelmauer nicht recht verwahrt.
Da nun die Saale ward sehr gross
Und that daran einen starken Stoss,
Die Mauer bog sich hinterm Altar,
Weil das Gewölbe zu mächtig war. etc.“

[1] Diese Beschreibung ist mir durch die Freundlichkeit des Kirchenrendanten Herrn Friedr. Frönicke zugänglich gemacht worden. Eine ausführlichere Wiedergabe derselben ist gedruckt in den Mansfelder Blättern VII, (Jahrg. 1893), S. 93—103.

— **Anno 1595.** —

„Die eine Porkirch — ohn allen Stolz! —
War angebauet von Eichenholz.
Die Schweden hattens abgebrochen,
Thäten mit dem Holz braten und kochen,
Auf Einem Balken ruhte das Dach.
Da nun der faule Balken brach,
Da fiel herunter das ganze Dach,
Da schrieen die Leute Weh und Ach.“

— — — — — — — — —

„Die gewölbte Decke hing herunter
Gleichwie ein Lappen von altem Zunder,
Wie Spinnengewebe im Kuhstall:
So war es ganz zerlottert all.
In 14 Jahren man nicht fund
Allhier weder Mensch noch Hund.“

— — — — — — — — —

— **Anno 1650.** —

„Da kömmt der Wiedertäufer gross (die Saale)
Und giebt der Kirche den letzten Stoss,
Muss alles folgends ganz ersaufen,
Stürzt das Gewölbe ganz übern Haufen,
Zerschmettert Cantzel und Altar
Und, was dabei das Ärgste war,
Drei Apostel führte weg der Strom
Nach Magdeburg, und nicht nach Rom.
Weil sie Fischer gewest auf Erden,
So müssen sie jetzt auch Fischer werden.
Drei Herren Collegen schwammen weg,
Die andern stacken in Schlamm und Dreck.“

Nun erzählt Meister Knothe, wie das, was der Fluss nicht mit fortgenommen, auf Wagen und Kähnen gestohlen worden, wie die Gemeinde aus Geiz sich geweigert, ein neues Gotteshaus zu bauen. Die Folge davon war:

„Mussten zu Fienstedt lange Zeit,
Zu Gödewitz und anderm Ort
Anhören Gottes reines Wort,
Die Kinder in kalten Wintertagen
Weit über Feld zur Taufe tragen.
Gar oft des Bräutigams blosses Haar
Und Kranz mit Schnee gepudert war.

— — — — — — — —

So stund es vor den Zeiten alt,
Und war die Sache also bestallt,

Bis ich, Hans Knothe, von neuem baut
Meine liebe Kirche, die man hier schaut.

— — — — — — — — —

Mein schöner Turm steht auch dabei,
Den ich gebauet ganz funkelneu.

Nachdem er dann erzählt, wie sauer er sichs werden lassen, um das Baumaterial zu beschaffen und Herren und Unterthan zu erweichen, berichtet er weiter:

„Einen Zweier hatte ich zum Anfang,
Ehe ich die Sache recht brachte in Schwang,
Verkaufte einen Henkel von der Glocken
Und sammelte alle übrigen Brocken.
Die grosse Glocke erhielt ich doch,
Die ich zur Stunde gebrauche noch.
Sie sollte auf Nimmerwiederkommen
Nach Fienstedt werden weggenommen
Vor 50 Thaler als ein Pfand.
So hätt ich denn mit Schimpf und Schand
Nicht mehr zur Kirche können läuten,
Hätt mit dem Sprachrohr müssen täuten
Gleichwie der Hirte mit dem Horn.“

Alle Wege der Kollekte beschritt er, alle Mittel der Überredung versuchte er, und:

„Als ob ich baute Babels Thurm,
So ging das Werk in vollem Sturm.

— — — — — — — — —

Da stand meine Kirche nun funkelneu,
Un der Johannistag kam herbei

— Anno 1694. —

— — — — — — — — —

Und weil ich selbst auch heisse Hans,
Flocht ich meiner Kirch' einen Johanniskranz
Nicht von Kornblumen und wilden Nelken,
Die bald verdorren und verwelken:
Ich führte ein das Gotteswort
An diesen vormals wüsten Ort.

— — — — — — — — —

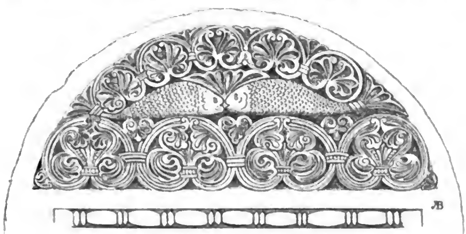
Zwei Wunderwerke im römischen Reich
Begaben beide sich zugleich.
Sie wurden beide zugleich vollbracht,
Woran kein Mensch je hätte gedacht;
Ich meine die Universität zu Hall
Und meine Kirche zu Pfützenthal. — —

Auch ist von mir in alter Zeit
Vom Kirchenbaue geprophezeit.
Dass die Kirche soll ein Fischer bauen,
Zeigen die Fische, in Stein gehauen.
Am Thurm auswendig steht das Bild,
Welches Wahrzeichen ich erfüllt. — —
Darum wird man in langen Jahren,
Wenn ich einmal, Meister Hans Knoth,
Werde liegen im Grabe ganz mausetodt,
Erweisen mir in hellem Klang,
Dem Kirchenvater, Ruhm und Dank."

Jedoch bei seinen Lebzeiten noch musste der von seinem Erfolg fast Berauschte einen grossen Schmerz erleben, denn das Gedicht schliesst mit folgender Klage über die Missgunst der Welt:

— **Anno 1697.** —
„Mein Porträt war in Stein gehauen,
Ein jeder wollte es an sich schauen,
Da kam der Herr Pfarr mit dem Maurer gerannt,
Hackte Meister Hans Knothen aus der Wand."

Der brave Kirchvater verdient es ohne Zweifel, dass sein Gedächtnis an dieser Stelle erneuert wird. Wie aus dem Mitgeteilten zu ersehen war, ist sowohl Kirche wie Turm im Jahre 1694 neu erbaut, aber in seinem Gemäuer ist das ziemlich gut erhaltene, sehr schöne Tympanon der alten Kirche mit reichem Ornament eingemauert worden (vgl. Nr. 177), dessen Schönheit vermuten lässt,



Nr. 177.

dass der alte Bau noch manches Schöne aus romanischer Zeit aufzuweisen vermochte, was nun leider verloren gegangen ist. Dem Umstande, dass dieses Tympanon früher teilweise von anderm Mauerwerk verdeckt war, ist es zuzuschreiben, dass es in dem Puttrichschen Werke zwar zweimal an verschiedenen Stellen abgebildet ist, aber in einander widersprechenden Formen. (Die Ecke rechts ist thatsächlich abgesprengt, in der Zeichnung aber ergänzt.) Eine

Besonderheit dieser Thür ist der Perlenstab, der die ganze Thüröffnung umzog, einer von den zahlreichen Beweisen dafür, wie sehr antike Muster in der romanischen Kunst lebendig sind. Doch entspricht die Gestaltung des Perlenstabes im Einzelnen nicht streng der Antike. Ob die die Mitte einnehmenden, mit ihren Köpfen einander zugewendeten, karpfen- oder lachsähnlichen Fische symbolische Bedeutung haben sollen, lässt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Nach Puttrich[1] sind diese von arabesken Weinranken umgebenen Fische das Symbol der christlichen Gemeinde, welche sich im Gotteshause zu christlichem Wandel vorbereiten soll.[2] Noch näher liegt der Gedanke an die symbolische Bedeutung des Wortes ΙΧΘΥΣ = Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτήρ.

Hinter dem Altar vom Jahre 1708 steht folgende Inschrift:

> Hoc altare lapideum M. Jo. Pauli Schumann pastoris loci cura; aerarii sacri — — — — — — — similibus - — — — — — Jo. Gotofridi Ermrichi caelatoris opera exstructum et ab ipso picturis distinctum est m Octobri Ao. R. 1708, quo simul anno circum coemiterium hoc sepimentum — — — — — fuit conditum.
> Soli Deo gloria.

Die fehlenden Wörter hat ein früherer Pfarrer der Kirche — angeblich 1849 — auskratzen lassen. Vermutlich waren auch hier einige Personen namhaft gemacht, denen nach dem Urteile des Pfarrers kein Nachruhm gebührte und auf diese Weise die erhoffte Unsterblichkeit entzogen wurde. Doch hat der Name des Bildhauers und Malers, Gottfried Ermrich, Gnade vor seinen Augen gefunden.

Auf dem Altare stehen zwei zinnerne Leuchter mit der Inschrift:

Johan Voigt Praefectus Friedeb. 1694.

Auf einem zinnernen Taufbecken steht:

Dieses Wenige giebet der Kirchen zu Pfützenthal Anna Lucretia Voigtinn, geborne Stierinn 1694.

Eine zinnerne Wasserkanne trägt denselben Namen und dieselbe Jahreszahl, zwei zinnerne Blumenvasen dagegen sind gezeichnet:

Davit Schotte 1732.

Der schöne, achtkantige, halbkugelförmig ausgehöhlte Taufbrunnen ohne Inschrift stammt wahrscheinlich noch aus der alten Kirche.

Auf dem Turme hängt nur eine einzige Glocke, aus dem Jahre 1508, vermutlich die von Hans Knothe gerettete, mit einer eigentümlichen Minuskelinschrift:

ihs. maria. w. v viij. X.

---

[1] Systemat. Darstellung S. 34. Vgl. auch H. Otte, Handb. d Archäol. IV. Aufl., S. 870.

[2] Ein ähnliches Tympanon findet sich in dem Dorfe Neutz im Saalkreise, dessen Entstehung G. Schönermark in das Jahr 1200 setzt. (G. Schönermark, Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Halle und des Saalkreises, Halle, O. Hendel, 1886, S. 544—546.)

Das auf den Namen Maria folgende Zeichen ist vermutlich nur die umgestürzte gotische Majuskel 𝔐, als Zahlbuchstabe 1000 bezeichnend. Das folgende 𝔳 soll wohl die Hunderte, und die dann folgenden Zeichen 𝔳𝔦𝔦𝔧 die Zahl 8 andeuten. Den Beschluss macht das Zeichen des Glockengiessers. Eine ganz gleiche Bezeichnung der Jahrhunderte findet sich auf einer Glocke zu Stumsdorf vom Jahre 1511 (Kreis Bitterfeld S. 83), desgleichen auf einer Glocke vom Jahre 1515 zu Ostrau, ebenfalls im Kreise Bitterfeld. (A. a. O. S. 55).

Polleben.

[G] Grosses Kirchdorf, 6½ km nordöstlich von Eisleben mit im Jahre 1784: 647, 1875: 1238, 1880: 1316, 1885: 1402, 1890: 1353 Einwohnern, vormals im nördlichen Hosgau (Unter- oder Schlossamt Eisleben) bzw. im halberstädtischen Archidiakonatbezirk Eisleben gelegen, zeitweilig Sitz eines gleichnamigen Geschlechts vom niederen Adel, wie auch eines Erzpriesters der Diöcese Halberstadt (Bann Eisleben).

Der Ortsname (1150 Pauleve, 1168 Panlove, 1191 Banleve, Ponleve, 1267 Ponleiven, 1362 Ponleiben, 1400 Ponleve (häufigste Form im späteren Mittelalter) 1480 Polleuben, erst später Polleben) enthält in seinen älteren Formen anscheinend einen dem ags. bana, altn. bani verwandten Personennamen Bani oder Bana und bedeutet Erbgut des Bani. Das Pollenlebe des IX. Jahrhunderts ist vermutlich auf einen andern Ort zu beziehen. Das Gemeindesiegel mit der Umschrift: **Gemeinde Polleben** zeigt einen viereckigen Turm mit abgewalmtem Satteldach, auf welchem ein Hahn mit Kreuz als Wetterfahne steht, offenbar als Stellvertreter der Polleber Pfarrkirche, da das Kirchensiegel denselben Turm zeigt, obgleich zweifelhaft bleibt, warum nicht die ganze Kirche in das Gemeindesiegel aufgenommen wurde.

Der urkundlich am frühesten bezeugte Grundbesitzer in Polleben ist ein in einer Urkunde des Erzbischofs Wichmann von Magdeburg, welche in die Jahre 1160—1168 fällt, erwähnter „freier Mann" namens Bezelin, der nebst seiner Frau Imma unter Einwilligung und Bestätigung seiner Erben dem Kloster des h. Viktor zu Gottesgnade 7½ Hufen in und bei dem Dorfe Polleben (Panloue) geschenkt habe, zu denen die Klosterbrüder dann noch eine Hufe hinzu gekauft hätten.[1] Die Schenkung muss aber zum grössern Teil schon vor 1150 stattgefunden haben, da bereits in diesem Jahre (am 12. Nov.) König Konrad II. dem Kloster Gottesgnade den Besitz von 5½ Hufen in Panleue bestätigte,[2] die in der Bestätigungsurkunde König Friedrichs I. vom Sept. 1153 bereits auf 8½ Hufen angewachsen waren. Da der Geschenkgeber Bezelin in Polleben noch Erben hatte und ein freier Mann, d. h. nach dem Sprachgebrauche jener Zeit von hohem Adel war, so liegt die Vermutung nahe, dass er der Schwiegervater des 1185 und 1189 urkundlich erscheinenden Ulrich von Polleben (Odelricus de Ponleue) war, den ich für einen Abkommen des gräflich mansfeldischen Geschlechtes, genauer für den zweiten Sohn des Grafen Hoyer III. von Mansfeld halte. Die

[1] v. Ludewig, Rell. manuscr. XI, S. 556—561.
[2] Ebenda XI, S. 539—541.

nach ihm die Herrschaft Polleben besitzenden Brüder Hoyer und Ulrich, Edle von Friedeburg, darf man als seine Söhne ansehen,[1] da beide gemeinsam als die Besitzer von Polleben erscheinen, die aber ihren Namen änderten, seit sie ihren Sitz, aus welchem Grunde auch immer, nach Friedeburg verlegt hatten. Wäre Bezelin aber der Vater Ulrichs von Polleben gewesen, so könnte man ihn für einen Sprossen des Mansfelder Grafengeschlechts, vielleicht für einen Sohn des berühmten Hoyer II., der am Welfesholze seinen Tod fand, halten.

Aus einer Urkunde des Erzbischofs Wichmann von Magdeburg vom Jahre 1189 erfahren wir ferner, dass das Kloster Gottesgnade seinen Grundbesitz in Polleben an das Kloster U. L. Frauen in Magdeburg verkauft und dieses wieder ihn an den genannten Ulrich von Polleben vertauscht hatte.[2]

Im Jahre 1264 verkauften Hoyers Söhne, die Edlen Hoyer der Ältere und Hoyer der Jüngere von Vredeberch, 12 Hufen in Polleben an das Kloster Wiederstedt, zugleich trat die Witwe Ulrichs von Vredeberch Polleben ganz an ihre Verwandten, die Edlen von Hohenbuchen (de Alta fago) ab. Noch im Jahre 1283 bekundet aber der Edle Siegfried von Friedeburg, dass er Güter in Polleben an die v. Gatersleben und die v. Nendorf verkauft habe. Schliesslich aber muss Polleben wieder an die Grafen von Mansfeld gekommen sein; denn diese befinden sich wahrscheinlich schon im 13. Jahrhundert, sicher aber im 14. im Besitze von Polleben, denn 1311 hat Graf Burchard v. Mansfeld von dem Hochstifte Halberstadt zwei Ämter in Polleben (Ponleve duo officia cum omni iure) zu Lehen,[3] und 1362 belehnt Bischof Ludwig von Halberstadt den Grafen Gebhart von Mansfeld ausser anderm auch mit dem Dorfe und Gerichte zu Ponleven. Das Amt wird seit dieser Zeit als „gräfliches Küchengut“ bezeichnet. Das Dorf blieb, was es von jeher, wenigstens seit der Schlacht am Welfesholz, gewesen zu sein scheint, Halberstädter Lehn bis zum Jahre 1573, wo es kursächsisches Lehen wurde, kam jedoch schon 1579 durch Tausch an das Erzstift Magdeburg und mit diesem später an Preussen. Das gräflich mansfeldische Amt wurde 1560 von dem vorderortischen Grafen Hans Hoyer mit Zustimmung seiner Brüder an Kaspar v. d. Schulenburg für 27 000 Thaler wiederkäuflich überlassen. Im Jahre 1612, am 19. Mai, wurde die Wiederkaufssumme unter Einwillung des Grafen Bruno des Älteren auf Verlangen Georg Christophs von der Schulenburg auf Schochwitz auf 32 637 Thaler erhöht. Graf Philipp v. Mansfeld wollte dann im Jahre 1629 20 000 Thaler an die von Schulenburgschen Gläubiger zahlen und weitere 8 500 Thaler an die Familie v. d. Schulenburg, um das Amt wieder einzulösen. Weil aber in der darauf folgenden Kriegszeit das Amt und Gut ganz verwüstet wurde, kam es nicht zur Einlösung. 1654 drangen die Gläubiger bei Bertha v. d. Schulenburg, Georg Christophs Tochter, auf Bezahlung, und ihrem Antrag gemäss wurde, obwohl die Grafen von Mansfeld Widerspruch erhoben, das Amt, weil die versprochene Zahlung nicht erfolgt war, für 14000 Thaler bares Geld und 6000 fl., „so seine Liebste daran zu fordern gehabt,“ an den

[1] Grössler, Geschlechtskunde der edlen Herren von Friedeburg (Polleben) in den Mansfelder Blättern III, S. 81 ff., Eisleben 1889.

[2] Regg. Magdeb. I, Nr. 1730.

[3] Riedel, Cod. dipl. Brandenb. A. XVII, S. 443.

Generalmajor Adam von Pful verkauft, der bereits ein Rittergut in Polleben besass. Dessen Nachkommen haben dann das Amt bis zum Jahre 1818 besessen. Die späteren Besitzer des Amtes waren ein Graf von Schwerin auf Erdeborn und der Amtmann Blumenau.

Als die Grafen von Mansfeld das Amt verkauften, entstand ein Streit zwischen ihnen und dem neuen Besitzer über das Patronatsrecht, bis im Jahre 1600 dieses und im Jahre 1772 auch das ius inspectionis durch gerichtliche Entscheidung den Grafen zugesprochen wurde. Nach dem bald darauf (1780) erfolgten Aussterben der Grafen ging das Patronatsrecht auf den jedesmaligen Besitzer des Amtes über.

Von den beiden Rittergütern gehörte das eine ohne Zweifel dem Ministerialgeschlechte von Polleben, von welchem viele Mitglieder in Urkunden vorkommen, später der Familie von Laue. Dieses, wie auch das zweite Rittergut, gelangte später in den Besitz der Familie von Schulenburg, von welcher der schon erwähnte Generalmajor v. Pful beide erwarb.

Polleben war schon früh reich an Kirchen. Eine derselben wird zum ersten Male im Jahre 1191 urkundlich erwähnt. Damals übereignete Erzbischof Wichmann von Magdeburg der von ihm gegründeten Propstei zu Seeburg ausser andern Kirchen auch die zu Polleben (ecclesiam Banleve), um als Pfründe für die Stiftsherren zu dienen. Nach einem Halberstädter Lehnsregister von unbekanntem, aber hohem Alter hatte Graf Burchard v. Falkenstein — man weiss nicht, ob der erste, zweite, dritte oder vierte dieses Namens gemeint ist[1] — vom Hochstifte Halberstadt das Patronatsrecht über zwei Kirchen in Polleben, nämlich die Kirchen S. Johannis und S. Stephani, zu Lehen (ius patronatus duarum ecclesiarum in villa Ponleve, videl. ecclīe Sti Ioh. et ecclīe S. Stephani). Bereits 1295 werden hier vier Geistliche genannt, nämlich die Pfarrer Johann, Heidenreich und Rudolf und ausserdem ein Hilfspfarrer Markwart (Iohannes, Heidenricus, Rodolfus plebani in Ponleue, Marquardus viceplebanus ibidem). Ausser der Johannes- und Stephanuskirche gab es in Polleben auch noch eine Pankratius- und eine Bartholomäuskirche. Daher kann es nicht Wunder nehmen, dass der Ort schon früh Sitz eines Erzpriesters war. So wird 1239 der Erzpriester Johann zu Polleben und 1262 Luderus archipresbyter de Ponleve urkundlich erwähnt. Im Jahre 1400 werden noch alle vier Kirchen als vorhanden erwähnt. Jetzt hat Polleben nur noch eine Kirche, und diese führt den Namen SS. Stephani und Johannis, ist aber eigentlich die alte S. Stephanuskirche im Oberdorfe. Über das Geschick der Polleber Kirchen lässt sich aus Aufzeichnungen in den Kirchenbüchern folgendes feststellen.[2]

1648 schreibt Pastor Christophorus Titius: „Die Hauptkirche wird S. Stephan genannt, darinnen jährlich gebauet, gebessert und die heiligen Gottesdienste verrichtet werden.“ Die S. Johanniskirche war die Kirche des Unterdorfs. Zwar sagt Biering in seiner Topographie, die Kirche S. Johannis sei die

[1] Burchard I, v. Falkenstein starb 1155; der zweite 1173; der dritte regierte von 1197 bis 1207, der vierte von 1287—1332.

[2] Nach gütiger Mitteilung des Herrn Pastor Schröter in Polleben reichen die dortigen Kirchenbücher bis zum Jahre 1601 zurück, die Lehenbücher bis ins 16. Jahrhundert, die Zinsbücher und Kirchrechnungen bis zum Jahre 1647. Ausserdem finden sich Kircheninventare aus den Jahren 1648 und 1790.

des Oberdorfs und die Kirche S. Stephani die des Unterdorfs, irrt aber sicher, da der Pfarrer Schmalwasser, der seit 1582 in Polleben das Pfarramt verwaltete, also die älteste Überlieferung hat, die Kirche S. Johannis als die Unterkirche bezeichnet. Auf dem Gottesacker der S. Johanniskirche wurden alle diejenigen Personen begraben, welche nördlich der Donau — so heisst ein kleiner, linksseitiger Zufluss der Schlenze oder des Polleber Mühlenbachs — ihre Höfe hatten. Schon 1648 schreibt der Pfarrer Christophorus Titius von ihr: „Die S. Johanniskirche ist ganz wüste, und gebrauchet der Pfarrer das Grass vom Gottesacker.“ 1789 liess der Pastor Ramdohr vom Johannis-Gottesacker den Schuttberg, wo die Johanniskirche gestanden, wegfahren. Auch aus diesen Mitteilungen ergiebt sich, dass die jetzt noch stehende Kirche im Oberdorfe nur die S. Stephanskirche sein kann.

Von der dritten Kirche berichtet Titius: „Die Kirche S. Bartholomaei ist itziger Zeit (1648) die Pfar Wohnunge, war anfenglich sehr wüst vnd ein altes Gebeude, nunmehr wird es von Jahr zu Jahr gebessert.“ Diese Kirche war, wie schon ihre Lage beweist, die Kirche des Mitteldorfs.

Endlich ist noch der vierten Kirche, der S. Pankratiikirche zu gedenken, welche ein ähnliches Schicksal gehabt hat. Von ihr erzählt Titius 1648: „Die Kirche S. Pancratii, so am Ambthoffe mitten im Dorfe, ist ehemals eine Zeiger Glocken Thurns gewesen (so!), itzo aber gantz öde vnd wüste, wiewohl das alte Uhrwergk noch vorhanden, vnd ist die gemeine willens, nach der Erndezeit eine Anlage zu machen, das es auff die grosse Glocken möcht gerichtet werden, wiewohl die Unterdörfer sehr darwieder protestiren.“ In einem Lehnbuche aber findet sich angemerkt: „Die Kirche S. Pancracii Ist zum wohnhause zugericht, wirdt jehrlich einem Schmiede vormiettet, vnd giebett doraus 3 fl.“

Von früheren Pfarrherren zu Polleben werden in einem Concordienbuche des Polleber Pfarrers Schmalwasser folgende (auf der Innenseite des vorderen Holzdeckels) genannt:[1] „Niclas, weiland Pfarrherr zu Throndorff (a. d. Wipper), ist zu Sct. Johannes in der Unterkirch gewesen, Johann Vde zu S. Bartholomei und Pancratii (Ist im Kaiserlerm schon dagewesen), Orban Baum zu St. Stephan; Simon Lurdsch[2] der erste Evangelisch prediger, Samuel Bornhausen, Heinrich Schmalwasser, Gregorius Mensel, M. Johannes Wachsmuth.“

Unter den späteren Nachfolgern dürften hervorzuheben sein: Thilo, Adjunkt der philosophischen Fakultät in Wittenberg, und Habermann (Norimbergensis), ein Professor aus Hermannstadt in Siebenbürgen.

Nach mündlicher Überlieferung und nach Kirchenbuchnachrichten hat Polleben während des dreissigjährigen Krieges längere Zeit (nämlich von 1635—1646) verödet gelegen, sodass von mindestens 600 Einwohnern vor dem Kriege nur elf Bauern übrig blieben, die dann das Dorf wieder aufbauten.

Das Schiff der jetzigen Kirche SS. Stephani (und Johannis) stammt aus verschiedenen Zeiten des gotischen Stils, die südlich angebaute Vorhalle nach einer im Schlussstein der Thür angebrachten Jahreszahl aus dem Jahre 1741. Am linken Gewänd der spitzbogigen Eingangsthür liest man in Minuskeln das

[1] Gütige Mitteilung von Herrn Pfarrer Strümpfel in Herren-Gosserstedt.
[2] Auch Simon Lurtius oder Lortz genannt.

Wort **naso**, dessen Bedeutung dunkel ist. Vielleicht ist es der Anfang des Namens Nasarenus, für dessen Abkürzung der kleine Kreis als Punkt dient. Der in der Kirche befindliche Taufstein ist modern, doch liegt auf dem südlichen Teile des Kirchhofs ein uralter, gewaltiger Taufbrunnen von romanischen Formen, schüsselartig ausgehöhlt, unregelmässig achteckig, wenigstens 1 m hoch, von 1,15 m Durchmesser und 0,79 m lichter Weite. Das im Gebrauch befindliche Taufbecken ist vom Jahre 1728.

Der ziemlich gut erhaltene dreiteilige Altarschrein zeigt oben und unten ein zierlich durchbrochenes Rankenornament. Im Mittelstück steht die Jungfrau

S. Jacobus d. Ä.	*S. Margareta.*	*h. Bischof. S. Wigbert?*	*S. Stephan.*	*Gottesmutter.*	*S. Barbara.*	*S. Katarina?*	*S. Philippus?*
		Anbetung der h. drei Könige.					

Maria mit dem Jesusknaben, neben ihr der Heilige, dem die Kirche geweiht ist, S. Stephanus, durch zwei auf seinem Buche liegende Steine kenntlich. Rechts von Maria die h. Barbara unter Krone, einen Turm haltend; links von S. Stephan ein Bischof mit Krummstab, zu dessen Füssen eine kleine männliche Gestalt auf der Seite liegt, vielleicht S. Wigbert. Im linken Flügel stehen links der Apostel Jakobus der Ältere mit dem Muschelhut, rechts die h. Margareta, einen Drachen erstechend. Im rechten Flügel links: eine weibliche Heilige mit unnatürlicher Haltung des linken Armes, (vielleicht die h. Katarina) und rechts: ein Geistlicher mit Buch und verloren gegangenem Beizeichen. (Viell. der h. Philippus? Eine ganz ähnliche Darstellung in der Kirche zu Wolmirstedt bei Wiehe.) In der Predella ist die Anbetung der h. drei Könige dargestellt.

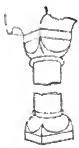
Auf einem mit reichlicher Schrift bedeckten Leichensteine steht unter anderm:

> Ingeborch von der Schulenburgk, Caspars dochter, ist geboren den
> 12. Martii Anno 1572 ...... 1. Juni ... ist sie an den Bocken in
> Got dem Hern hir seliglich entschlafen. Der Selen Got gn.

Darüber befindet sich an einem Pfeiler ein mit militärischen Abzeichen (Degen, Befehlshaberstab, Koller, Helm, Handschuh, Sporen) ausgestattetes Denkmal, über welchem das von Kanonen, Haubitzen, Trommeln und Pauken umgebene v. Pfulsche Wappen (drei goldene Sicheln — sonst Regenbogen — in blauem Felde) zu sehen ist. Als Helmschmuck dient ein Baum mit goldenen Äpfeln. Es ist zu Ehren des Generalmajors Adam v. Pfuel, Inhabers der Ämter Helfta und Polleben, † 5. Febr. 1659 zu Heltta, errichtet.

Die Kirchengefässe sind sämtlich neueres Ursprungs, was sich daraus erklärt, dass nach einer Nachricht im Kirchenbuche sämtliche Kelche im Jahre 1682 am 17. Nov. gestohlen worden sind.

Der Turm der Kirche hat altromanische Formen. Die gekuppelten Fenster zeigen Mittelsäulchen (vgl. Nr. 178a und b), deren Kapitäle die einfachste Würfelform haben. Zwischen Turm und Schiff erkennt man einen jetzt zugemauerten Halbkreisbogen. Auf der Nordseite des Turmes trägt ein eingemauerter Stein die Jahreszahl 1667, vielleicht auf eine nach den Verwüstungen des dreissigjährigen Krieges stattgehabte Reparatur hindeutend.



Nr. 178a.



Nr. 178b.

Auf dem Turme hängen nur zwei Glocken von 1,03 und 0,86 m Durchmesser. Die grössere ist im Jahre 1819 durch G. G. Becker in Halle, die kleinere, nach langem Gebrauche geborstene, 1739 durch Friedrich Aug. Becker, ebenfalls in Halle, umgegossen worden.

Über ältere Glocken enthält das Kirchenbuch folgende Nachricht: „Anno 1554 den 4. April haben ingleichen die wohlgebohrnen Graffen, Graffen von Mansfeld, drey Glocken von Polleben nehmen lassen, haben gewogen 5 Cent: 23 tl., sollen der gemeine bezahlet werden." Gleichwohl konnte noch im Jahre 1602 die Gemeinde Polleben der durch einen grossen Brand heimgesuchten S. Andreasgemeinde zu Eisleben eine kleine Glocke borgen. (Chron. Isleb. S. 80.)

Räther.

[G] Kleines Kirchdorf, Filial von Höhnstedt, 13 km nordöstlich von Eisleben mit 1784: 57, 1875: 143, 1880: 133, 1885: 145, 1890: 135 Einwohnern, im nördlichen Hosgau (Burgbezirk Seeburg, früher wohl Grafschaft Hedersleben) bzw. im Archidiakonatbezirke Eisleben gelegen. 1410 wurde das Dorf den Grafen von Mansfeld-Mittelort zugeteilt. Der Ortsname (1320 Rodere, Reder, um 1376 Reytere in comicia Seburch, 1400 Reyter) ist vermutlich slavisches Ursprungs, aber dunkler Bedeutung. Das Gemeindesiegel mit der Umschrift: **Siegel d. Gemeinde Räther** zeigt einen Laubbaum zwischen zwei Rosetten, vermutlich die Dorflinde als Sammelort der Bauerschaft.

Die jüngst (1866) umgebaute Kirche U. L. Frauen ist nach mündlicher Überlieferung von einer Gräfin Hahn zu Seeburg an Stelle eines Brauhauses erbaut worden. Da jedoch die Hahne erst 1574 in den Besitz von Seeburg gekommen sind, da ferner die Widmung an die Jungfrau Maria auf Ursprung in katholischer Zeit deutet und überdies schon in der Halberstädter Archidiakonatsmatrikel vom Jahre 1400 einer Kirche in Reyter Erwähnung geschieht, so ist sie zweifellos mittelalterlicher Stiftung. Dies beweist auch die Gestalt der stark übertünchten Nische in der Hinterwand des Altars, welche von einem zwischen zwei Rosetten stehenden (vgl. das Gemeindesiegel) Kreuze bekrönt ist. Die Kirche hat halbachtseitigen Chorschluss.

Das zinnerne Taufbecken trägt die Inschrift:

M. S. Wolffin 1758.

Auf dem Turme hing früher nur eine, aber angeblich sehr alte Glocke mit von Niemandem entzifferter Inschrift, die leider vor der im Jahre 1877 erfolgten Beseitigung von keinem Sachverständigen besichtigt worden ist. Die jetzigen beiden Glocken sind erst vor wenigen Jahren von Ulrich in Laucha gegossen und werden nach Ritterscher Methode geläutet.

Zwischen Räther und Krimpe, einige hundert Schritt südlich von dem Gute Bolzenshöhe, liegen die vier zumteil genagelten Steine (eigentlich sechs) am Kreuzungspunkte der Strassen Räther-Müllerdorf und Krimpe-Höhnstedt. An dieselben knüpft sich eine eigentümliche Sage.[1]

(Ober-) Rissdorf.

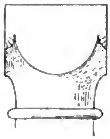
[G] Kirchdorf, 5 km nordöstlich von Eisleben mit im Jahre 1784: 234, 1875: 342, 1880: 329, 1885: 381, 1890: 385 Einwohnern, im nördlichen Hosgau (Burgbezirk bzw. Oberamt Eisleben) gelegen und in den Archidiakonatbezirk Eisleben gehörig. Der Ortsname (im 8. Jahrh. Risdorpf, 1121 Risdorph, 1195 Ristorp, 1320 Ristorph, 1383 Rystorff, 1397 Rissdorf vf dem Berge, 1555 Ober-Rissdorf), kann, da er durch lange Jahrhunderte sich im wesentlichen gleich bleibt und schon im 8. Jahrhundert die heutige Form hat, unmöglich aus Richardesdorf entstanden sein, wie mehrfach angenommen worden ist, umsoweniger, als dieses eingegangene, aber allerdings in der Nähe von Eisleben und zwar nördlich der bösen Sieben wegen seiner Lage im Banne Eisleben zu suchende Dorf in der Halberstädter Archidiakonatsmatrikel (1400) neben den beiden Risdorf vorkommt, also ein von ihnen unterschiedenes Dorf gewesen sein muss. Der Ortsname Risdorf enthält entweder den Personennamen Riso (= Dorf des Riso) oder bezeichnet ein an einem Wasserlaufe (mhd. rise = Wasserrinne) gelegenes Dorf. Ob Ober- oder Unter-Risdorf der ältere Ort ist, bleibe dahingestellt. Die Gemeindesiegel, das ältere mit der Umschrift: **„Oberisdorf** (so!) **der Gemeine Sigil“**, das jüngere: **„Gem. Oberrissdorf“** führt als Siegelfüllung die Kirche des Ortes. Die Klöster Wimmelburg, Helfta und Hedersleben, später auch die Pfarre zu Hergisdorf hatten hier (wenn nicht zumteil an Unterrissdorf zu denken ist) Güter oder Einkünfte. Bei der mansfeldischen Erbteilung fiel das Dorf an den Hinterort und wurde ein Zubehör des Amtes Erdeborn. — Im Jahre 1681 starben hier 146 Menschen an der Pest.

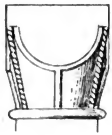
Die dem h. Valentin geweihte Kirche, welche im Mittelalter urkundlich nicht nachgewiesen ist, ebensowenig als einer ihrer Pfarrer, ist gleichwohl alt. Die Kirche mit Spitzbogenfenstern ohne Masswerk, stark verwittert und verstrebt, enthält hinter dem Getäfel der Evangelienseite des halbachteckig geschlossenen Altarraumes ein hübsches mit Fialen geschmücktes gotisches Tabernakel mit der Jahreszahl 1504 und einem Steinmetzzeichen: . Man wird annehmen dürfen, dass in dem angegebenen Jahre eine Erweiterung oder ein Umbau der Kirche in gotischem Stil stattgefunden hat. Der Turm ist erheblich älter als die Kirche, obwohl die Eingangsthür spitzbogig ist, denn er besitzt gekuppelte

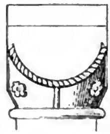
[1] Vgl. Grössler, Sagen der Grafschaft Mansfeld Nr. 81, S. 71.

romanische Fenster mit eigentümlichen Würfelkapitälen: (vgl. Nr. 179, 180 und 181.) In der Wettterfahne stand früher die Jahreszahl 1754; die jetzige ist 1874.

Hinter dem Altar erblickt man den Überrest (obere Hälfte) eines geschnitzten Bischofsbildes, angeblich des Schutzpatrons der Kirche, des h. Valentin. Am Himmelsgewölbe erblickt man zwischen den Bildern des Heilandes und der Apostel Petrus, Paulus, Jacobus und Johannes die Wappen sämtlicher früheren Kirchenpatrone, nämlich der Grafen v. Mansfeld, der Herren v. d. Streithorst, der Grafen v. d. Schulenburg-Kehnert und der Grafen v. Schwerin, die zumteil auch neben der vermutlich aus dem Jahre 1715, in welchem die Kirche innerlich restauriert wurde, stammenden Kanzel wiederkehren.







Nr. 179. Nr. 180. Nr. 181.

Das Altargemälde, Jesus am Ölberge darstellend, ist ein Werk des Eisleber Malers C. Ruprecht.

Beachtenswert sind zwei gotische Kelche mit sechsblättrigem Fuss. Auf den Zapfenfeldern des Knaufes zeigt der eine die Marterwerkzeuge Christi: die drei Nägel, eine Zange, eine Säule mit Geissel u. dgl., während am Schafte oben der Name IHESVS, unten dagegen MARIA steht. Auf einem Blatte des Fusses ist ein vergoldeter Crucifixus mit Johannes und Maria zur Seite befestigt. Der zweite Kelch, dessen Cuppa ein äusserlich befestigtes, vergoldetes, einem Distelgesträuch gleichendes Rankenwerk umgiebt, trägt auf den Zapfen des Knaufes in gotischer Minuskel den Namen ihesus; darüber steht am Schafte: got, und darunter: ave ꝛ mari ꝛ.

Von den beiden Patenen trägt die eine auf dem Rande im Kreise ein mit Arabesken verziertes Kreuz als Signaculum, die andere ein desgleichen ohne Arabesken, jedoch von der segnenden Dextera domini überdeckt, die in dieser Form auch als Thürbogeninhalt, z. B. über der innern Thür der Begräbnishalle Rudolfs v. Schwaben neben der Krypta im Merseburger Dome und an der Kirche zu Unter-Rissdorf vorkommt.

Auf dem Turme hängen drei Glocken von 1,28, 0,88 und 0,70 m Durchmesser. Die grosse vom Jahre 1654 hat folgende Inschrift:

KOMET · LAST · VNS · AVF · DEN · BERGK · DES ·
HERREN · GEHEN. ES · Z. RUDOLPH · HOMBERG · PAST:
ANDREAS · GUNTHER · RICHTER · CONRAD · BRAUN ·
GLORIUS · WERNIK · KIRCHVATER · UND · GANTZE ·
GEMEINDE ZU OBE: R. RIESDORF · IOACHIM ANEKEN ·
HAT · MICH · GEGOSSEN · DEN · 8. MAY · ANNO
1654.

Darunter ein missratenes Wappen, offenbar das Mansfeld-Querfurter, für welches die als Helmzier dienenden Fähnchen sprechen. Missraten ist aber auch der Name des Glockengiessers selbst, welcher Joachim Janken hiess.

Die Mittelglocke vom Jahre 1605 trägt die Inschrift:

ANNO MDCV GOS MICH MELCHIOR MOERINGK ZU ERFFURDT IM NAMEN GOTTES.

Die kleine Glocke ist im Jahre 1832 von C. G. Becker in Halle umgegossen.

(Unter-) Rissdorf.

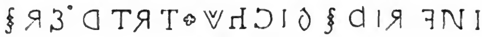
[G] Kirchdorf, 4 km östlich von Eisleben mit im Jahre 1784: 257, 1875: 437, 1880: 416, 1885: 424, 1890: 448 Einwohnern, nördlich von der bösen Sieben, die hier noch ihren uralten urkundlichen Namen Willerbach (Uuildarbah) führt, im nördlichen Hosgau (ursprünglich in dem Gerichtsbezirke Hedersleben), bzw. im Archidiakonatbezirke Eisleben gelegen, kam in der Erbteilung des Jahres 1501 an die Grafen v. Mansfeld-Mittelort. Das hier befindliche Ritttergut war eine gräfliche Besitzung und wurde 1561 an Christoph von Stammer auf Wiederkauf überlassen; derselbe trat es schon 1571 für 6000 meissnische Gulden wiederkäuflich an die Gebrüder Bucher in Eisleben ab, welche damals das Amt Seeburg pfandweise inne hatten. Seitdem blieb es mit dem Amte Seeburg vereinigt und kam mit diesem an die Grafen Hahn. Das Kloster Helfta scheint hier Besitzungen gehabt zu haben. Über den Ortsnamen vgl. das unter Ober-Rissdorf Bemerkte. Das Gemeindesiegel mit der Umschrift: **„Gemeinde Siegel zu Unter Risdorf"** zeigt eine Weintraube, die den schon im Mittelalter und zumteil noch jetzt in der Flur des Dorfes getriebenen Weinbau rühmend hervorheben soll.

Der Ort ist oft stark von der Pest heimgesucht worden. 1626 starben daran 90 Personen, 1631 hier und in Wormsleben 58, und 1636 in beiden Gemeinden wieder etliche 50. Im grossen Pestjahre 1681 aber raffte die Pest in beiden Gemeinden 142 Menschen hinweg.

Von den beiden Heiligen Liudiger und Maternus, denen die Kirche geweiht ist, und die sich beide um die Verbreitung des Christentums in Deutschland verdient gemacht haben, ersterer in Niedersachsen († 809), letzterer (angeblich der auferweckte Jüngling von Nain oder einer der 72 Jünger) am Mittel- und Niederrhein (Trier, Köln, Utrecht), wird Maternus auch als Patron des Weinbaues verehrt, was erklärlich macht, warum ihn die Gemeinde — vermutlich erst nachträglich, nachdem der Weinbau in ihrer Flur einigen Aufschwung genommen, — dem ursprünglich wohl alleinigen Schutzpatron der Kirche S. Liudiger zugesellt hat.[1] Das nach N zu offenbar erweiterte Schiff ist spätgotisch, der Turm dagegen noch romanisch mit schönen Säulen in den gekuppelten Schalllöchern. Der Altarraum, in welchem sich ein durchschnittlich kunstloses Sakramentsschränkchen mit Wimberg ohne Krabben sowie zwei Stäben mit Blumen links und rechts befindet, hat einen halbachteckigen Schluss. Der alte Taufstein bildet ein

[1] In der Halberstädter Matrikel freilich wird im Jahre 1400 der h. Cyriacus als Schirmherr der Kirche genannt. Vermutlich beruht diese Angabe auf einem Irrtum.

zwölfeckiges Prisma mit kurzer Einziehung von jedenfalls hohem Alter. In ihm befindet sich ein altes Messingtaufbecken, welches in der Mitte das Gotteslamm mit der Kreuzesfahne zeigt. Um dasselbe läuft die häufig vorkommende, bis jetzt noch nicht gedeutete, aus sieben in gleicher Ordnung sich mehrmals wiederholenden Buchstaben bestehende Inschrift,[1] welche von einer sich ebenfalls mehrmals wiederholenden, als Spiegelschrift gestellten Legende (vgl. Nr. 182),

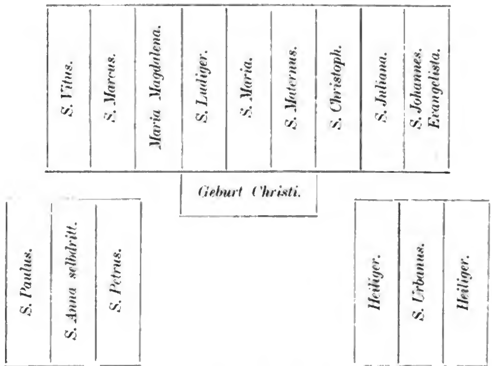


Nr. 182.

(= ER. INFRIDGICH. V̈ ∘ TRTD.)

umschlossen wird, deren Sinn dunkel ist, die aber offenbar den Namen Erinfried enthält.

Über dem Altar befinden sich Teile eines einst zusammengehörigen Altarschreins. Links von der jetzt die Stelle des Mittelfeldes einnehmenden Kanzel



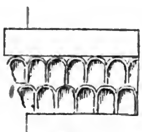
steht S. Ludiger, rechts derselben S. Maternus, wie die darüber später angeschriebenen Namen bekunden. Beide Gestalten, in Bischofsgewand mit schönem Faltenwurf, sind von guter Arbeit. Rechts vom Altar steht nach Süden zu der h. Christoph, in der Mitte die h. Juliana, die einen Teufelskopf an einer Kette hält, und S. Johannes mit dem Kelch. Links vom Altar drei Heilige: Maria Magdalena mit Salbenbüchse, S. Marcus mit geöffnetem Buch und einem an ihm emporsteigenden, geflügelten Löwen, zuletzt der h. Veit mit Buch und darauf sitzendem Hahn. Über der Kanzel ist das ehemalige Mittelfeld des Altarschreins angebracht, welches die auf der Mondsichel stehende Jungfrau Maria mit dem

[1] Vgl. Wiggert in den Neuen Mitteil. des Thür.-Sächs. Ver. III, 4, 122.

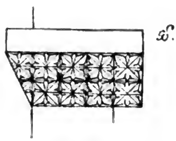
Jesuskinde enthält. Neben derselben im Flügel links steht S. Petrus mit Schlüssel und Buch, S. Anna selbdritt mit Tochter und Enkel, S. Paulus mit Buch und Schwert; im Flügel rechts ein unbestimmbarer Bischof, dessen Beizeichen verloren sind; ferner S. Urban, auf dem Haupt die dreifache päpstliche Krone, auf dem Buch eine Weintraube; endlich ein Heiliger mit Buch, dessen Beizeichen verloren gegangen ist. Am besten erhalten ist die über dem Altar befindliche Predella, welche die Geburt des Heilandes darstellt.

Hinter dem Altar zwei alte Gemälde. Das eine stellt die Flucht nach Ägypten, das andere die Beschneidung Christi dar. Die Auffassung ist originell, die Tracht altdeutsch.

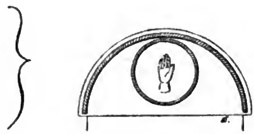
Das Turmerdgeschoss steht durch zwei romanische Halbkreisbogen, von denen der eine zugemauert ist, mit der Kirche in Verbindung. Die Kämpfer derselben (vgl. Nr. 183 und 184) haben Stern- und Blätterornamente. Aus derselben frühen



Nr. 183.



Nr. 184.



Nr. 185.

Zeit, wie diese romanischen Reste, stammt auch das bei einem Neubau wieder eingemauerte romanische Tympanon des in der Nordwand der Kirche befindlichen Eingangs, die segnende Rechte des Herrn in einem Kreise oder Kranze zeigend (vgl. Nr. 185). Die Ortssage freilich findet darin die warnende Erinnerung an einen ungeratenen Sohn, der seine Mutter erschlagen habe, und dem zur Strafe für sein schändliches Thun die Hand aus dem Grabe gewachsen sei. Zuweilen seien „Jesuiter“ durch das Dorf gekommen; die hätten die Hand so lange gepeitscht, bis Blut aus derselben gequollen sei.

Die beiden Glocken von mässiger Grösse (1,10 und 0,92 m Durchmesser) sind 1870 von Ulrich in Laucha gegossen.

Röblingen.

[G] Die beiden Orte des Namens Röblingen unweit des salzigen Sees sind nicht mit den beiden gleichnamigen Orten an der Helme zu verwechseln. Die Urform des Namens, welche Hrabaningi oder Hrabaningun gelautet haben muss, aber urkundlich nicht belegt ist, bedeutet zu den Nachkommen oder der Sippe oder den Angehörigen des Hraban (= Rabe). Die Laute ö und l statt a und n sind erst spät in den Namen eingedrungen, wie die urkundlichen Formen beweisen. Der ältere der beiden Orte scheint Unter-Röblingen zu sein, weil hier der Stammsitz der edlen Herren von Reveningen war, die vielleicht als redendes Zeichen ihrer Abstammung einen Raben im Schilde führten. Freilich müsste man dann annehmen, dass die späteren Herren v. Reveningen, ein ausgebreitetes Ministerialengeschlecht, das Wappen ihrer ausgestorbenen Grundherrschaft angenommen haben. Wie gross vormals der Umfang der Herrschaft Reveningen war, lässt sich jetzt nicht mehr sicher ermitteln, doch ist sie in geschichtlich erkennbarer Zeit in das Gebiet der ehemaligen Reichsburg Schraplau aufgegangen, seitdem beide unter die Herrschaft der Erzbischöfe von Magdeburg geraten waren.

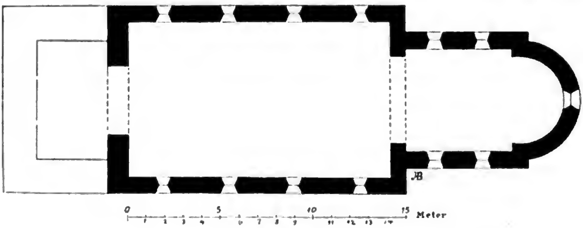
(Ober-) Röblingen.

[G] Grosses Kirchdorf am linken Ufer der Weida, etwa 1,5 km vom salzigen See und 11½ km ostsüdöstlich von Eisleben gelegen, mit im Jahre 1784: 190; 1875: 777; 1880: 1108; 1885: 1475; 1890: 1756 Einwohnern. Im Mittelalter lag es im südlichen Hosgau und gehörte in weltlicher Hinsicht zum Oberamte Schraplau, in geistlicher zum Erzpriesterbezirke Röblingen des halberstädtischen Osterbannes, woselbst der Erzpriester vermutlich seinen Sitz hatte, da die hiesige Kirche grösser ist als die Unter-Röblinger.

Das Dorf, im 8. Jahrh. Rebiningi genannt, hiess später Wester-Reveninge, d. h. das westlich gelegene Röblingen, ein Name, der sich aus der Lage erklärt. Im Jahre 1254 übereigneten die Burggrafen Burchard und Burchard zu Magdeburg dem Kloster Rode bei Eisleben u. a. auch 1½ Hufe und eine Baustätte in Wester-Reveninge; desgleichen erkaufte 1270 der Prior Philipp zu Kloster-Mansfeld von Tiedemann von Nienberg eine Hufe in Wester-Revennunge. Auch im Jahre 1400 heisst der Ort in der Halberstädter Matrikel noch Wester-Rebennunge. Erst viel später kommt der Name Röblingen am See auf, der eigentlich mit viel grösserem Recht dem viel näher am See gelegenen Unter-Röblingen gebührt, welches diesen Namen auch ursprünglich geführt hat. Das Ortssiegel mit der Umschrift: **„Gemeinde Oberöblingen"** (so!) zeigt einen im Kahne stehenden Schiffer, der mit der Angelrute einen Fisch aus dem Wasser zieht, eine Hindeutung auf den ehemaligen Hauptnahrungszweig der Bewohner, die auch im Lüttchendorfer Gemeindesiegel sich findet.

In der ersten Mansfelder Erbteilung (1420) kam das Dorf an den Vorderort, in der zweiten (1501) an den Mittelort. Das hiesige Freigut besassen nach einander, soweit bekannt, die Familien v. Schönitz, Wenzel, Roloff und Wenzel. Möglicherweise war dieses Freigut ursprünglich der Sitz einer in den Urkunden häufig vorkommenden Familie v. Reveningen.

[S] Die dem Patron des Bistums Halberstadt, dem h. Stephanus, geweihte romanische Kirche ist fast ganz unversehrt, nur der Turm ist, vermutlich wegen Baufälligkeit seines oberen Teils, im Jahre 1861 auf den alten Fundamenten neu erbaut und mit einer im Westen liegenden Eingangsthüre versehen worden, deren Fehlen in den romanischen Dorfkirchen sonst typisch ist (vgl. Nr. 186.) Der grosse

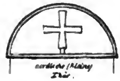


Nr. 186.

Flächeninhalt der Kirche deutet eine schon früh zahlreiche Bevölkerung, andererseits aber auch eine lange Zeit nicht erhebliche Vermehrung derselben an. An ein Schiff von 16,06 m Länge, 10,10 m Breite fügt sich ein Altarraum von 6,5 m Länge, 7,3 m Breite und eine Absis von 6,3 m äusserem Durchmesser. Letztere ist glatt gelassen, hat jedoch die Schmiege zum Fuss- und die Hohlkehle zum Hauptgesims, unter dem letzteren einen weiten Bogenfries mit eigenartig angebrachten Voluten. (Vgl. Nr. 187.)



Nr. 187.



Nr. 188.

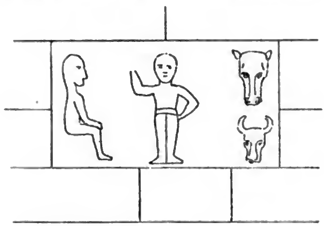




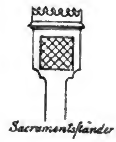
Nr. 189.

In das Innere des Schiffs führen zwei jetzt vermauerte Thüren, eine grössere verzierte von der Südseite, eine kleinere einfachere von der Nordseite (vgl. Nr. 188 und 189.) Die nördliche zeigt in ihrem romanischen Tympanon nur ein Kreuz

auf einem stielähnlichen Untersatz, eingefasst von einem Rundstabe; die südliche, portalähnlich umrahmt von einem breiten Streifen, welcher aus zwei Wülsten besteht und unten auf ein attisches Fussgesims sich aufsetzt, enthält in ihrem Tympanon das Lamm Gottes mit dem Stangenkreuz, jedoch mit männlichem Leibe und Hörnern, also als Bock gezeichnet, eine Darstellung, die zu den grössten Seltenheiten gehören dürfte. Links vom Lamme steht eine vierblättrige, etwas ungeschickt geformte Blume; rechts ein Arm, an dessen auf das Lamm zeigender Hand drei Finger segnend ausgestreckt sind, vermutlich den auf das Gotteslamm weisenden Arm Johannis des Täufers darstellend. *[G]* Oberhalb dieser Thüre ist in die Südwand ein merkwürdiges Steinbildwerk eingemauert (siehe Nr. 190), welches in die heidnische Zeit zurückweist. Die Mitte nimmt

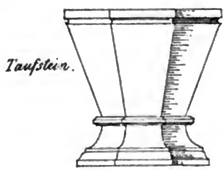


Nr. 190.



Nr. 191.

eine aufrechtstehende menschliche Figur ein, welche den rechten Arm erhebt, so dass die Hand Kopfhöhe erreicht, während der linke auf die von einem Gürtel umschlossene Hüfte gestemmt ist. Zur Rechten dieser Figur sind übereinander zwei Ochsenköpfe ausgehauen, von denen der obere jedoch auch einen Pferdekopf darstellen kann. Links sitzt, die Hände auf die Kniee gelegt, eine zweite menschliche Gestalt. Die Bedeutung dieses Bildwerks dürfte die sein, dass die links sitzende Gestalt eine Gottheit vorstellen soll; die in der Mitte stehende, die Hand betend und verehrungsvoll erhebende einen Priester oder Opfernden; die beiden Tierköpfe die von letzterem der Gottheit darzubringenden Opfer.



Nr. 192.



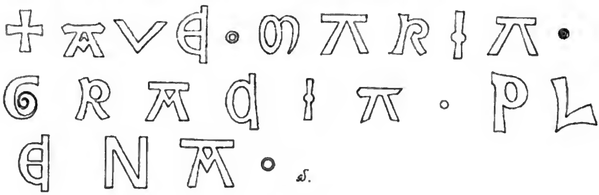
Nr. 193.

Das sehr einfache Sakramentshäuschen im Innern der Kirche steht auf einem viereckigen Ständer. Dieses und der Taufstein (vgl. Nr. 192), gehören

wohl noch in das XV. Jahrhundert, wogegen die steinerne, mit zierlichem Relief geschmückte Kanzel aus dem Jahre 1597 stammt. Dieselbe zeigt im Hauptfelde einen Crucifixus; darunter einen Mann und eine Frau mit der Anzeige, dass die Kanzel 1597 von dem Erbaren Hans Juede Landt Schoppen sampt seiner Hausfraven gestiftet sei. Darunter die Buchstaben W. I. mit einem Steinmetzzeichen oder einer Hausmarke (vgl. Nr. 193, S. 328).

Das als Altarbild dienende Abendmahl zeigt eine kreisförmige Anordnung der Sitzenden.

Auf dem Turme hängen zwei alte Glocken von 1,08 und 0,68 m Durchmesser, deren grössere in sehr rohen alten Majuskeln, deren A teilweise der



Nr. 194.

Querstrich fehlt (vgl. Nr. 194), die Legende zeigt:

✠ AVE ∘ MARIA ∘ GRACIA ∘ PLENA ∘[1]

Zwischen dem letzten Worte und dem die Inschrift beginnenden Kreuze befinden sich zwei Brakteaten-Abdrücke.

Die kleinere Glocke hat keine Schrift.

(Unter-) Röblingen.

[G] Mittelgrosses Kirchdorf, Filial von Ober-Röblingen, $12^1/_2$ km südöstlich von Eisleben am rechten Ufer der Weida und dicht am Südgestade des salzigen Sees gelegen, mit im Jahre 1784: 130; 1875: 303; 1880: 407; 1885: 442 und 1890: 602 Einwohnern. Im Mittelalter gehörte es, wie das benachbarte Ober-Röblingen, in den Burgbezirk Schraplau des südlichen Hosgaues, bzw. in den halberstädtischen Osterbann und war urprünglich Sitz eines gleichnamigen Geschlechtes von hohem Adel. Im 8. Jahrh. einfach Rebiningi genannt, führt es im zehnten, seiner Lage entsprechend, den Namen See-Rebiningen. Im Jahre 932 nämlich ertauschte König Heinrich I. von dem Kloster Hersfeld in Hessen dessen in der Grafschaft des Grafen Siegfried gelegenen Besitz in Seorebininga, ein Zeichen, dass hier schon früh eine Einwirkung der Mönche des Klosters Hersfeld auf die heidnischen Bewohner stattgefunden haben muss. Noch im Jahre 1300 kehrt diese Bezeichnung in der Form See-Reblingen wieder.

[1] Vgl. Grössler, Die Glocken des Mansfelder Seekreises (Zeitschr. d. Harzver. XI, S. 28 und Abbild. Nr. 1 auf Tafel I. wie auch die der Form auf Tafel III.).

Die kleine Wasserburg des ohne Zweifel uralten Edelherrengeschlechts, welchem das Chronicon des Klosters Gratia Dei sogar fürstliche Abstammung beilegt, die aber in den Urkunden meist nur als Herrenhof (curtis oder auch curia allodii) bezeichnet wird, lag westlich vom Dorfe Unter-Röblingen dicht am Ufer des salzigen Sees zwischen den Mündungsarmen des Weidaflusses und hiess der Osterberg oder auch der Wall im Osterthale. Die Burgstelle ist jetzt nur zumteil noch erhalten, zum grössten Teile aber, soweit sie aus guter Dammerde bestand, vor etwa 50 Jahren abgefahren worden. Auf diese Eigenschaft des Ortes als Sitz eines hochadligen Herrengeschlechtes ist es wohl auch zurückzuführen, dass Röblingen wiederholt als Gaugerichtsstätte diente. So erwähnt im Jahre 1175 der Erzbischof Wichmann von Magdeburg in einer zu Giebichenstein ausgestellten Urkunde, dass der Pfalzgraf im Dorfe Röblingen zu Gerichte gesessen habe. (Actum in villa Rebeninge, cum palatinus comes ibidem pro tribunali resideret.)[1] Desgleichen hielt im Jahre 1208 der Landgraf Hermann von Thüringen, der ja zugleich Pfalzgraf von Sachsen war und als solcher den südlichen Hosgau zu verwalten hatte, in Gegenwart von Grafen und Baronen ein Landgericht in Röblingen ab. („in provinciali placito Reueningen coram comitibus et baronibus, qui aderant.")[2]

Von dem Ursprunge des Geschlechts der Edelherren von Reveningen haben wir fast gar keine Nachricht. Nur der Umstand, dass der Letzte des Geschlechts in dem Chronicon montis sereni auch als ein Graf von Crottdorf (Crudorp) — Crottorf liegt in der Nähe von Halberstadt — bezeichnet wird, liesse sich vielleicht auf niedersächsischen Ursprung schliessen. Andererseits jedoch lässt die Anhänglichkeit, die der letzte Spross des Geschlechts gerade an sein väterliches Erbgut (patrimonium) Reveningen bekundet, vermuten, dass schon seine Vorfahren lange auf dem Hofe am See gesessen haben, umsomehr als der Graf Ludwig von Wippra als der Sohn seiner Mutterschwester bezeichnet wird. Genauere Nachricht haben wir über den Ausgang des Geschlechtes und den Verbleib seiner Güter. Der Erzbischof Norbert von Magdeburg, welcher in den Jahren 1126—1134 den erzbischöflichen Stuhl zu Magdeburg inne hatte, war nämlich auf das eifrigste darauf bedacht, den Prämonstratenser-Orden in seiner Kirchen-Provinz auszubreiten. Da war es ihm denn gleichsam ein Fingerzeig Gottes, als er den Edlen Otto v. Reveningen kennen lernte. Otto war nach dem Berichte des Chronicon Gratia Dei[3] von fürstlicher Abstammung und besass grosse Reichtümer; auch zeichnete er sich durch Rechtschaffenheit aus und genoss wegen seines hohen Adels bei den Grossen Ehre und Gunst. Da er zwar noch in blühendem Alter stand, aber weder geheiratet noch auch einen Erben hatte, auf welchen sein reicher Eigenbesitz hätte übergehen können, so ermahnte ihn Norbert, Christum und die Kirche zu seinen Erben zu machen und für die zeitlichen Güter ewige einzutauschen. In der That gab Otto dem Drängen des Erzbischofs nach, doch stellte er die Bedingung, dass das Kloster, welches Norbert seinem Lieblingsheiligen S. Victor, von welchem er Reliquien aus Xanten am Rhein mitgebracht hatte, zu errichten gedachte, auf dem Boden seiner Erbgüter, und zwar in

[1] v. Mülverstedt, Regg. Magdeb. III, S. 545, Nr. 210.
[2] Neue Mitteil. XIV, S. 277 u. 278.
[3] Mon. German. SS. XX, S. 688.

Röblingen, errichtet werde, damit sein Andenken um so länger und ruhmreicher bei den Nachkommen erhalten bliebe. Das war aber durchaus nicht nach Norberts Sinn, weil Röblingen nicht innerhalb des Erzbistums lag, und darum erlangte er schliesslich durch sein unablässiges Drängen von Otto die Einwilligung, dass das mit Ottos Erbgütern auszustattende Kloster auf dem Boden seines Erzbistums errichtet würde. Otto schenkte zu diesem Zwecke dem Erzstifte 1100 Hufen mit allen zu denselbigen gehörigen Ministerialen. Bereits 1131 wurde das Kloster, welches den Namen Gottesgnade (Gratia Dei) erhielt, auf erzstiftischem Grund und Boden dicht an der Saale gegründet; Norbert und Otto legten eigenhändig den Grundstein, letzterer aber wurde dann in dem neuerbauten Kloster von dem Erzbischof zum Canonicus geweiht und erhielt die Würde eines Subdiaconus. All seines Eigentums hatte sich aber Otto doch noch nicht entäussert, denn Röblingen hatte er noch zu eigener Verfügung zurückbehalten, um — wie ausdrücklich berichtet wird — abzuwarten, ob er nicht doch noch seinem ursprünglichen Wunsche gemäss eine geistliche Stiftung dort errichten könne. Als aber nach Norberts Tode († 1134) Konrad v. Querfurt den erzbischöflichen Stuhl von Magdeburg bestiegen hatte, der dem sterbenden Norbert die Vollendung der frommen Stiftung hatte angeloben müssen, da liess sich Otto im Jahre 1135 von dem neuen Erzbischof endlich doch bestimmen, auch die bisher noch zurückbehaltenen Güter in Röblingen dem Kloster Gottesgnade zu übereignen, jedoch mit Ausnahme des Schlosses und der zu demselben gehörigen Einkünfte von 7 Pfund jährlich, welches sich Konrad für sein Erzstift als Entschädigung für den Grund und Boden überweisen liess, auf welchem das Kloster Gottesgnade erbaut worden war. Doch wurde dabei festgestellt, dass der Magdeburger Erzbischof nur auf Verlangen des Propstes von Gottesgnade und mit Zustimmung der Klosterbrüder jemanden mit dem Schlosse Röblingen sollte belehnen dürfen.[1] So ging Röblingen der ihm von seinem angestammten Grundherrn zugedachten geistlichen Stiftung verlustig, und so geriet das Schloss Röblingen unter die Lehenshoheit des Erzstifts Magdeburg. Im Jahre 1150 bestätigte Kaiser Konrad II. dem Kloster Gottesgnade den Besitz der curtis Reveninge und desgleichen im Jahre 1153 König Friedrich I.[2] Seitdem finden wir in Röblingen ein oder mehrere Ministerialengeschlechter, die sich nach diesem oder dem benachbarten Orte des gleichen Namens nannten, aber natürlich mit dem Geschlechte der alten Edelherren gleiches Namens nicht verwandt waren und bald nur als Herren von R., bald auch als Vögte (advocati), bald als Truchsesse (dapiferi) von Reveningen bezeichnet werden. Vom 12. Jahrhundert an bis zum Jahre 1620 kommen Herren dieses Namens in den Urkunden vor.[3] Übrigens trat das Kloster Gottesgnade im Jahre 1300 dem Erzstift Magdeburg zu Händen des damaligen Erzbischofs Burchard seine Güter in See-Reblingen ab in der Erwartung gelegentliches Ersatzes. Das

[1] Die Quellen, welche diese Vorgänge berichten, sind: Chron. montis sereni ed. Eckstein. — Chron. Magdeb. bei Meibom, Script. rer. Germ. II, S. 326. — Chron. Gratia Dei in Mon. Germ. SS. XX, S. 687 u. 688. — v. Mülverstedt, Regg. Magdeb. I, Nr. 1050 u. 1092.

[2] v. Ludewig, Rell. manuscr. XI, 539—541 u. 551—553.

[3] Vgl. über diese Familie v. Mülverstedt in seinem Aufsatze über Jordan v. Rebeningen (Zeitschr. des Harzvereins III, S. 685—694), wo eingehend über diese Familie und ihre Verzweigungen gehandelt wird.

Erzstift aber belehnte seitdem die Edlen von Schraplau und nach diesen (seit 1335) die Grafen von Mansfeld mit der Burg und dem Gerichte in Rebeningen. Das spätere Prinzlich-Ferdinandsche Vorwerk war offenbar der Rechtsnachfolger des ehemaligen Schlossgutes.

Zur Unterscheidung von dem nahegelegenen Wester- oder Ober-Röblingen wurde das Dorf seit 1300 auch als Mark- oder Markt-Röblingen (1300 Reveninge forense, 1322 Marckreveningen, 1400 Marckrebenunge) bezeichnet, vermutlich weil es der alte Herrschaftssitz, der Hauptort der Mark und im früheren Mittelalter der bedeutendere von beiden Orten war. Erst seit dem 16. Jahrhundert tritt die Bezeichnung Unter-Röblingen auf.

Das Ortssiegel, dessen sehr undeutliche Umschrift: N. (oder U.) Reblingen gelesen werden zu müssen scheint, zeigt ein springendes Pferd, wohl kaum einen Rappen (Sprossform von Rabe) als redendes Wappentier des alten Grundherrengeschlechts. Wäre jedoch das Pferd als Rappe zu fassen, so spräche auch dies für das höhere Alter von Unter-Röblingen gegenüber Ober-Röblingen.

Die der Oberröblinger sehr ähnliche, fast unverändert bis zur Gegenwart erhaltene, alte romanische Kirche S. Nicolai muss bei der Übereignung von Röblingen an das Kloster Gottesgnade im Jahre 1135 schon bestanden haben, wenn auch der Name des Ortsheiligen auf eine spätere Zeit der Erbauung hinzudeuten scheint. Aber nicht nur ist es fraglich, ob dem h. Nikolaus in unserer Gegend wirklich erst seit dem Ende des 12. Jahrhunderts Kirchen geweiht worden sind, sondern es ist auch möglich, dass ein älterer Heiliger durch den h. Nikolaus verdrängt worden. Wahrscheinlich ist schon von den Äbten des Klosters Hersfeld, welches ja bis zum Jahre 932 Grundbesitz in Seorebininga hatte, die Kirche gegründet worden. Seit dem Übergange der Herrschaft Röblingen an das Kloster Gottesgnade hat dieses die Kirche zu Röblingen und das Patronatsrecht über dieselbe besessen, denn im Jahre 1300 trat dasselbe ausser anderm auch die Kirche in See-Reblingen samt dem Patronatsrecht an das Erzstift Magdeburg ab und erhielt dafür andere Kirchen zugewiesen.[1]

Die in neuester Zeit reparierte, aber in ihrer Eigenart erhaltene Kirche, (vgl. Nr. 195 u. 196) ist das Muster einer romanischen Landkirche einfachen Stils und hat bis vor kurzem nur unbedeutende Reparaturen erdulden müssen. So steht an der Nordseite des Turmes über der Schallöffnung: **ANNO 1717**, ein Beweis, dass der obere Teil des Turmes neueres Ursprungs, bzw. erneuert ist. Der untere Teil dagegen mit dem Gewölbe ist, wie die Bauart zeigt, zweifellos alt. In der äusseren Westwand des Turmes ist eine kleine rundbogige Nische, ähnlich der eines Sakramentshäuschens, wahrzunehmen, die hier schwerlich ihre ursprüngliche Stelle gehabt haben dürfte. Über der zum Schiffe führenden Hauptthür steht:

AO MDCCXXIX · DA ANDR. RVNDSVPT U. CHRISTOPH ·
SCHERE · PF. IST · DIESE · THÜR · RENOVIRT · WORDEN.

Im Jahre 1890 hat die Kirche ein neues Dach erhalten, bei welcher Gelegenheit leider verschiedene ehrwürdige Altertümer zertrümmert worden sind. *[S]* Die Unter-Röblinger Kirche ist etwas kürzer, als die Ober-Röblinger (drei Fenster

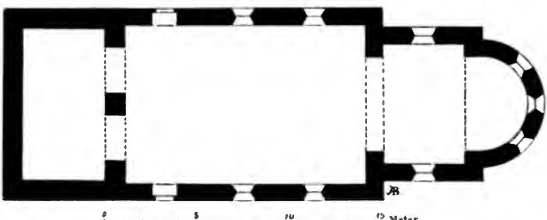
[1] v. Mülverstedt, Regg. Magd. III, Nr. 1045.

statt vier in der Langseite des Schiffs), dagegen aber erheblich breiter. Der alte, plumpe, sehr niedrige Turm, welcher die Flucht der Kirche fortsetzt, öffnet sich mit zwei jetzt vermauerten Halbkreisbogen, deren Kämpfer nur die einfache Schmiege zeigen, gegen das Schiff. Die Glockenstube des Turmes hat gekuppelte

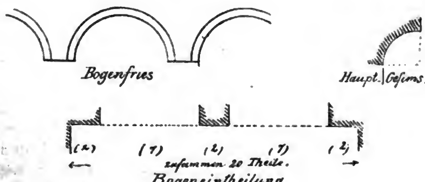


Kirche zu Unter Röblingen

Nr. 195.

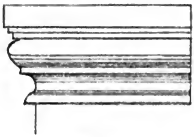


Nr. 196.



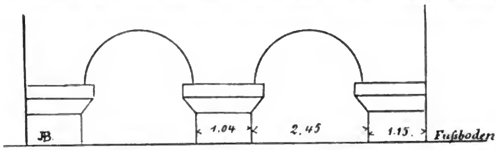
Nr. 197.

Fenster mit Säulchen, die jedoch sehr verwettert sind. Die Absis hat äusserlich unter der grossen Hohlkehle einen weiten Bogenfries und vier hübsch entwickelte Lisenen. (Vgl. Nr. 197 und 198). Innerlich besitzt der Bogen der von drei kleinen Rundbogenfenstern erhellten Absis eine etwas gedrückte, der Ellipse sich nähernde Form mit ausgebildeterem Kämpfergesims. Die beiden romanischen Thüren haben ihr Tympanon, das sie auf alle Fälle besessen haben, leider nicht mehr.



Nr. 198.

Der Kirchhof liegt erheblich höher als der Fussboden der Kirche, obwohl dieser, der grösseren Trockenheit wegen, um 1,25 m aufgefüllt ist. Dadurch hat die Kirche ein gedrücktes Verhältnis angenommen, das sich besonders darin bekundet, dass die Halbkreisbogen zwischen Turm und Schiff wie versunken aussehen (siehe



Nr. 199.

Nr. 199), wie auch demgemäss der uralte, innerhalb neben der nördlichen Thür angebrachte steinerne Weihwasserkessel fast den Erdboden berührte.

Dicht vor der Altarnische befindet sich ein spätgotisches Sakramentshäuschen mit überschlagenden Stäben und Eselsrücken, ohne Fialen, Krabben und dergleichen.

<table>
<tr><td>drei Apostel.</td><td>S. Moritz?</td><td>Heilige.</td><td rowspan="2">Gottesmutter.</td><td>S. Agnes?</td><td>S. Gangolf?</td><td>drei Apostel.</td></tr>
<tr><td>drei Apostel.</td><td>S. Magdalena.</td><td>S. Katarina.</td><td>S. Barbara.</td><td>S. Georg.</td><td>drei Apostel.</td></tr>
</table>

[G] Von einem ehemaligen Altarschrein war das Mittelstück an die nördliche, die Seitenstücke mit einem zwischen ihnen befestigten Kruzifix dagegen an die südliche Wand angeheftet. Während inmitten des ersteren die Maria mit dem Kinde sich befand, sah man oben rechts und links vier Heilige, unter denen sich

anscheinend S. Moritz, S. Gangolf und S. Agnes befanden, wogegen unten links S. Magdalena und S. Katarina, rechts S. Barbara und S. Georg zu erblicken waren. Die Seitenflügel enthielten die Apostel in zwei Reihen übereinander. Das Ganze war in sehr kleinem Massstabe gearbeitet, jedoch leidlich erhalten und mit hübschen Wimbergen und Masswerken geschmückt. Nach der „Reparatur“ jedoch fand ich die beschriebenen Stücke und Figuren mehr oder weniger zertrümmert im Erdgeschoss des Turmes wieder, woselbst auch die traurigen



Nr. 200.

Überreste des oben erwähnten, an der Südwand befestigt gewesenen Crucifixus zerstreut umherlagen, was umsomehr zu bedauern war, als er in beiden Mansfelder Kreisen, ja in weiterer Umgebung seines Gleichen nicht hatte. Denn derselbe trug nach Ausweis meiner früheren Aufzeichnungen ein langes, grünes bis zu den Knieen reichendes Lendentuch; auf dem kaum bemerkbar gesenkten, mit kurzem, dichtem Kinnbart und schmalem Schnurbart versehenen Kopfe sass eine etwas plump gearbeitete, bogenförmig ausgezackte Königskrone; die Füsse waren nicht angenagelt, sondern standen neben einander auf einem Fussbrett; die Arme waren wagerecht ausgebreitet. Das edelgeformte Antlitz zeigte unverkennbar jüdischen Typus. Das Haar des Hauptes war an den Seiten zu langen Locken geordnet. Der ganze Körper und namentlich die Glieder waren ziemlich

mager. Auf meine Veranlassung hat Herr Prof. Dr. J. Schmidt, Direktor des Provinzial-Museums in Halle, sich der Trümmer angenommen und die Figur, welche sich jetzt im Provinzial-Museum befindet, wieder zusammenzubringen versucht, und zwar mit gutem Erfolg. Allerdings ging es dabei ohne Ergänzungen nicht ab. So musste statt des ursprünglichen Kreuzes, von dem sich nur wenige Reste noch vorfanden, ein neues Kreuz angefertigt werden, dessen Formen und Massverhältnisse den ältesten bekannten Beispielen angepasst wurden. Breite: 1,21 m, Höhe: 1,42 m. (Vgl. Nr. 200). Ferner haben ein Arm und die zweite Hand, desgleichen ein Bein und ein Fuss erneuert werden müssen. Besonders auffällig ist, dass, obwohl das Haupt keine Dornenkrone trägt, dennoch Blutströme auf die Stirn aufgemalt waren, wie auch die Wunden in der Seite und in den Händen nebst den daraus sich ergiessenden Blutströmen nur aufgemalt waren. Auch auf die Füsse waren trotz der mangelnden Nagelung nach Herrn Dr. Schmidts Versicherung Blutströme aufgemalt, die aber von ihm nicht erneuert worden sind. Ich möchte daher annehmen, dass die ganze Anmalung der Blutströme erst eine spätere Zuthat ist, um der veränderten Auffassung des Kreuzigungsaktes Genüge zu thun. Ohne Zweifel ist dieser Crucifixus von sehr hohem Alter, da der hier beschriebene Typus des Gekreuzigten bereits mit dem 13. Jahrhundert erloschen ist.[1] Der Unter-Röblinger Crucifixus ist demnach höchstwahrscheinlich spätestens im 12. Jahrhundert angefertigt. Sind aber die Blutströme von jeher angemalt gewesen, so müsste er wohl ins 13. Jahrhundert verwiesen werden, da er die beginnende Änderung des bis dahin herrschenden Typus andeuten würde. (Die Abbildung ist Herrn v. Brauchitsch in Halle zu verdanken.)

Vor dem Nordportale liegt ein alter romanischer Taufstein aus rotem Sandstein ohne besondere Stilformen. Der jetzige Taufstein ist überaus roh.

Das messingene Taufbecken zeigt in seinem Grunde die Darstellung des Sündenfalles; um dieselbe zieht sich die bekannte rätselhafte Inschrift (vgl. bei Unter-Rissdorf), welche von der ebenfalls bekannten, aber auch noch dunkeln und mehrmals wiederholten Inschrift:

GI ⁊ SCAL ⁊ REKOR ⁊ DE ⁊

umschlossen wird.

An der Kanzel, welche in vier Feldern die Bildnisse der vier Evangelisten aufwies und eine hübsche Brüstung hat, steht bemerkt, dass sie 1619 erbaut worden. Die Inschrift lautet:

GOTT DER HEILIGEN DREYFALTIGKEIT ZV EHREN VND DIESER KIRCHEN ERBAVVNG IST ANNO 1619 DIESER PREDIGSTVL VON DEN HIERZV VERTESTIRTTEN (!) GELDE FRAW VRSVLA WEYDEHOFERIN VND ZVSGHOS AVS DER GEMEINE VND KIRCHEN ERBAVET WORDEN.
(Oben steht:) MALACH. Z. DES PRIESTERS LIPPEN SOLLEN DIE LEHRE BEWAHREN VNDT DAS GESETZ SVCHEN.

Unten: (Der vordere Teil ist abgemeisselt)

...... DAMVS WEICHMVTH. PFARREN.

[1] Vgl. hierzu Neue Mitteil. des Thür.-Sächs. Ver. VIII, 2, 130 u. 133 und H. Otte, Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie des deutschen Mittelalters, 5. Aufl. I, S. 537.

Die Bildnisse der vier Evangelisten in den vier Feldern sind jetzt ausgemeisselt und die Felder übertüncht.

Zum Besitztum der Kirche gehört auch ein Kelch mit sechsblättrigem Fuss, auf welchem das Sächsische und Stolberger Wappen angebracht ist. Unter demselben stehen die Buchstaben:

V. G. G. L. C. H. Z. S. J. C. B. E. U. W. 1733.

welche ohne Zweifel folgende Bedeutung haben:

„Von Gottes Gnaden Louise Christine, Herzogin zu Sachsen, Jülich, Cleve, Berg, Engern und Westfalen."

Zu dem Kelche gehört eine Patene und eine Oblatenschachtel mit denselben Siglen, demselben Wappen und derselben Jahreszahl 1733.

Die auf dem Turme hangenden beiden Glocken von 1,02 und 0,55 m Durchmesser sind von hohem Alter. Die grössere hat nur das apokalyptische Buchstabenpaar A und ω neben zwei Münzabdrücken zweimal am oberen Rande gleichmässig verteilt, während die ganze Glocke mit einer Bandgeflechtzeichnung bedeckt ist.[1]



Nr. 201 a.

Die kleinere, sehr langgestreckte, vermutlich dem X. Jahrhundert angehörige Glocke (vgl. Nr. 201 a), welche gelegentlich der „Reparatur" leider einer Ulrichschen Glocke den Platz hat räumen müssen, trug in sehr altertümlichen, noch gar nicht gotisierenden Majuskeln den Namen Cecilia, sodass je zwei Buchstaben durch ein Kreuz von einander getrennt waren (vgl. Nr. 201 b). Nach Heineccius (de sigillis etc. S. 185) gehört das rechtwinklig gebrochene C, wie es auf der Unter-Röblinger Glocke

CE+CI+LI+A+

Nr. 201 b.

mehrfach erscheint, dem IX. und X. Jahrhundert an. Umsomehr ist die ohne Befragen von Sachverständigen vorgenommene Einschmelzung dieser Glocke, welche hinsichtlich des Alters in Deutschland wenige ihresgleichen gehabt haben dürfte, zu beklagen und zu wünschen, dass endlich ein Gesetz diesem Unwesen Einhalt thut.

Rollsdorf.

[G] Kleines Kirchdorf, Filial von Seeburg, 13 km östlich von Eisleben mit im Jahre 1784: 81, 1875: 117: 1880: 133, 1885: 132, 1890: 124 Einwohnern, vormals im nördlichen Hosgau, (Grafschaft Seeburg oder Hedersleben) bzw. im Banne Eisleben des Bistums Halberstadt gelegen. Der Ortsname lautet im 8. Jahrhundert Ruodoldesdorpf, 1120 Roldestorp (dabei ein lacus Roldestorp, offenbar der jetzige Bindersee), 1299 Rolsdorff und enthält nach Ausweis der ältesten Form den Personennamen Hruodolt (= der ruhmvoll Waltende.) Das Gemeindesiegel mit

[1] Vgl. Grössler, Die Glocken des Mansfelder Seekreises. (Zeitschr. des Harzver. XI, S. 27 u. 28 und Tafel III, Nr. 24a und b.)

der Umschrift: **„Gemeinde Rollsdorf“** enthält als Sinnbild eine Weintraube, offenbar eine Hindeutung auf den hier einst ziemlich starken Weinbau, den Stolz der Bewohner. Das Kloster Kaldenborn bei Sangerhausen besass hier durch Schenkung des Grafen Wichmann von Thüringen eine Hufe Land. In der mansfeldischen Erbteilung von 1420 kam es an den Mittelort, bei dem es auch 1501 verblieb.

[S] Die dem h. Petrus geweihte, alte, sehr roh gebaute Kirche hat einen zwischen Schiff und Altarraum stehenden Turm, welcher sich nach Westen mit romanischem, auf Schrägkämpfern aufsitzendem Kreisbogen, nach Osten mit gotischem Spitzbogen ohne Kämpfer öffnet. In das westlich gelegene Schiff führt eine romanische Thür ohne allen Zierat; wenigstens ist jetzt nichts dergleichen zu sehen, da das Thürbogenfeld dick übertüncht ist. Der Halbachteckschluss des Altarraumes enthält kleine spätgotische Lichtfenster mit Gardinenstürzen. Eine kleine schmucklose Sakramentsnische befindet sich an üblicher Stelle.

Der sehr grosse Taufstein aus dem Jahre 1868 ist eine rohe Zopfarbeit. Die von Stein im Jahre 1697 aufgeführte Kanzel, wie solches durch Einmeisselung ersichtlich ist, steht auf einer eigentümlichen Männergestalt mit Bart und beinahe weiblicher Brust, deren Unterteil und Arm ein Blattornament ist. (Vielleicht Moses? Vgl. Eisleben, Sct. Annen, Mansf. Seekr. S. 158.) Die Brüstung enthält in vier Feldern die bemalten Bilder der vier Evangelisten mit ihren Emblemen und Namen.

[G] Auf dem Altar befindet sich ein ziemlich wohlerhaltener Altarschrein aus der Mitte des XV. Jahrhunderts mit sehr kurzen gedrungenen Gestalten.

Apostel.	*S. Andreas.*	*S. Paulus.*	*S. Margareta.*	*S. Sebastian.*	*Maria.*	*Heiliger.*	*S. Felicitas?*	*S. Petrus.*	*S. Bartholomaeus.*	*S. Matthaeus.*
S. Jacobus maj.	*S. Johannes.*	*S. Simon.*	*S. Elisabeth.*	*S. Stephanus.*		*S. Katarina.*	*S. Mauritius.*	*Apostel.*	*Apostel.*	*Apostel.*

Das Mittelfeld nimmt Maria mit dem Kinde ein, auf der Halbkugel mit Gesichtsmaske stehend. Links und rechts stehen in zwei Etagen je zwei Heilige und zwar links oben: S. Margareta mit dem Drachen und S. Sebastian, von Pfeilen durchbohrt; links unten: S. Elisabeth mit einem Korbe und S. Stephanus mit drei Steinen. Rechts oben: Ein unbekannter Heiliger mit einem Buche und eine gekrönte Frau mit einer Palme, vielleicht die Blutzeugin S. Felicitas; rechts unten: S. Katarina mit dem Rade und S. Mauritius (ein Mohr) mit Schild und Schwert. Auf den Flügeln stehen zwölf Apostel, zu je dreien in jeder Etage. Oben links, dem Mittelfelde zunächst S. Paulus mit Buch und Schwert, oben rechts S. Petrus

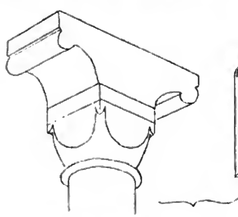
mit Buch und Schlüssel. Dem Paulus zur Seite folgen S. Andreas mit dem Andreaskreuz und ein anderer, dem nur das Buch verblieben ist; dem Petrus S. Bartholomäus mit der Haut und S. Matthaeus mit dem Beutel. In der untern Reihe sind erkennbar: am weitesten links S. Jacobus der Ältere mit dem Muschelhut, dann S. Johannes mit Kelch und Schlange und S. Simon mit Buch und Säge. Die Figuren der unteren Reihe rechts würden den übrigen Aposteln zuzuweisen sein. Das roh ausgeführte, aber aus derselben Zeit, wie die Schnitzerei stammende Gemälde der Predella stellt das Abendmahl dar. Über dem Altarschreine steht noch eine Maria mit dem Kinde, mit zwei betenden Engeln zur Seite.

Die einzige, sehr kleine Glocke von nur 0,52 m Durchmesser trägt im Kranze zweimal die apokalyptischen Zeichen A und Ω, getrennt durch vier lotrechte Schlangenlinien.

Angeblich ist die Kirche zu Rollsdorf die erste gewesen, welche in der Grafschaft Mansfeld lutherischen Gottesdienst erhalten hat.

Rottelsdorf.

[G] Kleines Dorf, 11 km nordöstlich von Eisleben, mit im Jahre 1784: 124, 1875: 274, 1880: 269, 1885: 310, 1890: 324 Einwohnern, vormals im nördlichen Hosgau (Burgbezirk Bösenburg) sowie im halberstädtischen Banne Eisleben gelegen. Der Name lautete 1273 und 1296 Rotelendorp, 1400 Rottelendorp und wird noch jetzt von alten Leuten Rottelndorf oder Rotteldorf gesprochen. Die letztere Form brauchen auch die ältesten Kirchenbücher. Demnach enthält der Ortsname den Personennamen Rodilo oder Hruodilo. Das genetivische **s** ist erst spät eingeschoben. Das Gemeindesiegel mit der Umschrift: **„Gem: zu Rottelsdorff“** zeigt drei kleine Bäume, über welche ein Adler oder ein anderer grosser Vogel hinfliegt; die Deutung ist zweifelhaft. Die Kirchenbücher reichen zurück bis 1590, brechen jedoch 1634 plötzlich ab und werden erst 1650 wieder fortgesetzt; ein Zeichen, dass das Dorf in dieser Zeit vermutlich verödet war. 1588 starben hier, vermutlich an der Pest, 47 und im Jahre 1611 neun Personen, 1626 dagegen 34. Im Jahre 1709 am 16. Sonntage nach Trinitatis brannte das Dorf samt der Pfarre bis auf die Kirche ab. Die Pfarre wurde 1710 für 566 Thaler, 18 Gr. 7 Pf. wieder aufgebaut.





Rottelsdorf.

Nr. 202. Nr. 203.

Die sehr verschiedene Bauperioden aufweisende Kirche ist wie, die Kirche des nicht weit entfernten Hedersleben, den beiden Aposteln Simon und Judas gewidmet, ein Umstand, welcher uralte Beziehungen zu dem Kloster Hersfeld in Hessen vermuten lässt, welches ursprünglich diesen Heiligen geweiht war. Schon 1273 ist hier die Kirche nachweisbar, da die Grafen Burchard (IV.) und Gebhart (I.) v. Mansfeld in diesem Jahre den Patronat über diese Kirche an den Abt zu Hersfeld abtraten. Der der romanischen Zeit angehörige Turm hat

nach Osten und Westen je zwei, nach Norden und Süden je ein gekuppeltes romanisches Fenster (siehe Nr. 202). Er öffnet sich im Erdgeschoss mit zwei auf einfachen Hohlkehlenkämpfern aufsitzenden Halbkreisbogen gegen das Schiff. Das Dach des Turmes ist ein Sattel-Ziegeldach. Das Schiff der Kirche ist von einem Holztonnengewölbe mit Oberlichtluken überdeckt. Der gerade Altarschluss zeigt drei gleich hohe schlanke romanische Fenster mit leichter Neigung zum Spitzbogen. Über dem mittleren befindet sich noch ein zweites in Kleeblattform (vgl. Nr. 203), welches im 13. Jahrh. eingefügt worden sein mag.

Der stark in Roccoco-Geschmack gehaltene Taufstein trägt am obern Rande die Inschrift: Marci am 16. Wer da etc. Darunter:

Ano MDCXVII wurde dieser Taufstein gesetzet, da Johan Schmalwasser Pfarrer und Wolf Eulenberg Kirchvater waren.

Das zinnerne Taufbecken ist vom Jahre 1741. Auf dem Altar steht ein alter geschnitzter Schrein. Im Mittelfelde steht die gekrönte Mutter Gottes

Evangelist?	*Evangelist?*	*Heilige.*	*Gottesmutter.*	*S. Margareta.*	*S. Lucas.*	*Evangelist?*
S. Urban?	*Heiliger.*	*S. Barbara.*		*Heilige.*	*S. Stephan.*	*S. Maternus?*

(mit dem Kinde) auf der Mondsichel, zur Seite auf Konsolen vier weibliche gekrönte Heilige, von denen rechts oben S. Margareta an den fast gansähnlichen Drachen, links unten S. Barbara an dem Kelche zu erkennen ist.

Die obere Reihe der Flügel enthält vier männliche Heilige mit Büchern, anscheinend die vier Evangelisten, da der dritte (S. Lucas?) auf einen Ochsen tritt. In der unteren Reihe steht links ein Papst mit Tiara, dessen Rechte kein Sinnbild mehr hält (S. Urban?). Die folgende jugendliche Gestalt ist noch weniger sicher zu bestimmen. Zuerst rechts steht S. Stephan, an den drei Steinen kenntlich; an S. Nikolaus mit drei Broten ist hier kaum zu denken. Neben ihm ein Bischof mit einer Kirche in der Linken, vermutlich S. Maternus, Patron des Weinbaus, für den dann der h. Urban als anderer Patron des Weinbaus ein passendes Gegenstück wäre. Die Aufnahme beider aber dürfte auf ehemaligen Weinbau in der Dorfflur hindeuten.

Die einzige Glocke von 0,90 m Durchmesser hat folgende Inschrift:

Durch Gottes Güte ist dise Glocke, als Heinrich Fürst zu Fondi und Graff zu Mansfeld, Lebr. Friedrich Ludewig Pastor zu Rottelsdorf und Joh. David Böhme Kirchvater war, umgegossen v. Friedr. Aug. Becker in Halle MDCCLXXVI.

Über der Thür des südlichen Ausbaues steht die Jahreszahl 1742. Nördlich der Kirche steht der Grabstein eines D. Böhme vom Jahre 1717, an der Ostwand der Kirche ein Denkmal der Familie Prinz.

Übrigens enthält das Siegel der „Kirche zu Rotteldorf und Burgsdorf" merkwürdigerweise nichts weiter als ein adliges längsgeteiltes Wappen, welches in der h. rechten Hälfte einen mit drei Rosen belegten Schrägbalken, in der h. linken vierzehn Kugeln, in fünf Reihen zu 4, 4, 3, 2, 1 gesetzt, aufweist. Letzteres ist das der Familie v. Bülow (vgl. Schraplau, im besondern den Kammerhof daselbst), welche früher das Amt Helmsdorf und mit ihm den Patronat über die Kirchen zu Rottelsdorf und Burgsdorf besass. Befremdlich bleibt es aber immerhin, dass eine Kirche lediglich das Geschlechtswappen ihres Patrons im Siegel führt. Eine ähnliche Entlehnung des grundherrlichen Wappens kommt hier und da, so z. B. in Gerbstedt, Pfützenthal und an andern Orten, auch auf Siegeln städtischer und dörflicher Gemeinden vor, doch ist dieses dann meist nur in Form eines Beizeichens vertreten.

Rumpin.

[G] Kleines Kirchdorf unweit der Saale, Filial von Friedeburg, 16 km nordöstlich von Eisleben, mit im Jahre 1784: 124, 1875: 176, 1880: 199, 1885: 184 1890: 153 Einwohnern, ehemals im nördlichen Hosgau (Burgbezirk Bösenburg) bzw. im Banne Eisleben des Bistums Halberstadt gelegen. Der einen slavischen Namen tragende und darum wohl auch von Slaven gegründete Ort lautete 952 Rupina, um die Mitte des 12. Jahrhunderts und 1311 Rumpene, später Rumpin, von dunkler Bedeutung. 952 ertauschte König Otto von seinem Vasallen Billing die Mark Rupina. Das in dem Ortssiegel mit der Umschrift: **Gemen Sigel zu Rvmpin** erscheinende springende Ross deutet vielleicht auf ehemals häufig betriebene Pferdezucht hin. Nach der Ortsüberlieferung lagen im Mittelalter Dorf und Kirche der Saale näher. Da jedoch die Bewohner häufig von Überschwemmungen heimgesucht wurden, so bauten sie sich, anscheinend um 1610, westwärts in höherer Lage an und verlegten schliesslich auch ihre dem Evangelisten Johannes geweihte Kirche dorthin, deren ehemaliger Standort in der Aue noch jetzt den Namen „alte Kirche" führt.[1] Am 23. Juli 1716 wurde von dem Dekan Matthias Brauer feierlich der Grundstein zu der neuen Kirche gelegt, deren Bau so eifrig betrieben wurde, dass man am vierten Adventssonntage des Jubeljahres 1717 den ersten Gottesdienst darin halten konnte. Die feierliche Einweihung fand am sechsten Sonntage nach Trinitatis im Jahre 1720 durch den General-Superintendenten D. Deyling statt. Schon im Jahre 1723 wurde der Turm durch einen Blitzschlag arg beschädigt. Eine an der Südostwand des Chors befindliche Inschrift, welche lautet:

Soli Deo Gloria. Anno 1717.

[1] Über den Untergang derselben vergleiche die Sage vom Kesseltümpel. (Mansfelder Blätter IV, S. 142, Nr. 9.)

bezeichnet das Jahr der ersten Fertigstellung. Der halbachteckige Altarschluss des Chores hat Spitzbogenfenster, deren Masswerk eine sehr manierierte Form zeigt.

Das zinnerne Taufbecken ist aus dem Jahre 1744, die zinnerne Taufkanne aus dem Jahre 1761. Der achtkantige, mit Blatt- und Blumenornamenten verzierte Taufstein ist ebenfalls nicht alt.

Auf dem Turme hängen zwei Bochumer Gussstahlglocken von 0,85 und 0,72 m Durchmesser.

Salzmünde.[1]

[G] Grosses Fabrikdorf, Filial von Fienstedt, $19^1/_2$ km östlich von Eisleben, mit im Jahre 1784: 47, 1875: 836, 1880: 853, 1885: 799 Einwohnern, welches 1784 nur zwölf Feuerstellen zählte, in anmutiger Lage an der Mündung der Salze in die Saale, vormals im nördlichen Hosgau bzw. im Banne Eisleben des Bistums Halberstadt gelegen. Es wird schon früh in Urkunden erwähnt. Der Name (979 Salzigunmunda, 1121 Salsahamunda, um 1129 Saltzmunde, 1156 Salzamunde, 1210 Salzmunde) bezeichnet eine Ansiedelung an der Mündung der Salziga oder Salsaha, auch Salta, jetzt Salzke oder Salze. Das Dorf, in dessen Mark verschiedene edle Geschlechter und geistliche Stifter Grundbesitz und Zehnten besassen, verdankt seine Entstehung ohne Zweifel der uralten Burg gleiches Namens, welche vom Volke jedoch auch als die Hüneburg bezeichnet wird, übrigens auch, ein seltenes Beispiel, in dem Dorfsiegel als Burgruine erscheint, aus deren Mitte sich ein viereckiger Turm mit pyramidalem Dache erhebt.

Das Dorf hat früher eine Kirche gehabt, die aber schon vor dem Jahre 1554 der Amtmann zu Friedeburg in eine Scheune hat verwandeln lassen, sodass die Einwohner nach Fienstedt und Gödewitz zum Gottesdienste gehen mussten. Die jetzige ist ein moderner Bau, und auch die Glocke stammt aus unserem Jahrhundert.

Westlich der Stelle, wo sich die Salze in die Saale ergiesst, erhebt sich der aus der westlich gelegenen Hochfläche hervortretende, nach S und O, zumteil auch nach N steil abfallende Bergrücken, welcher die Hüneburg heisst und mit dem Plateau nur durch eine schmale, an der Verbindungsstelle sich senkende Landbrücke zusammenhängt. Auf ihm lag das gewiss spätestens schon im zehnten Jahrh. als Bollwerk der Deutschen gegen die Slaven erbaute Schloss Salzmünde, welches urkundlich allerdings erst im Jahre 1288 erwähnt wird. Der nördliche Abfall des Berges scheint künstlich abgeböscht zu sein. Das Gemäuer des schon 1442 als wüst bezeichneten Schlosses ist mit Ausnahme dürftiger Reste auf der Ostseite völlig verschwunden, sodass die Anlage der Befestigungen im Einzelnen nicht mehr zu erkennen ist. Im Jahre 1834 war von den Mauern des Schlosses, die man zum grössten Teil zur Verwendung bei Neubauten abgebrochen hatte, nur im Osten ein Stück von etwa 50', im Westen von 30' Länge bei einer Höhe von 4—12' über der Erde noch vorhanden.

Zu dem Schlosse gehörte eine Herrschaft, welche das Gebiet zwischen Salze, Laweke, Saalgrund und Saale (von Zappendorf bis Trebitz) längs der Saale

[1] Vgl. Jul. Schadeberg, Salzmünde. Eine historische Skizze. Halle, Gebauer-Schwetschke 1857. 8°.

umfasste. Wir finden beide zunächst im Besitze einer Linie der Wettiner, der Grafen von Brehna. Der letzte Spross derselben, Graf Otto von Brehna, verkaufte Schloss und Herrschaft an das Erzstift Magdeburg. Dieses belehnte damit die Edlen von Hadmersleben, welche bereits die benachbarte Grafschaft Friedeburg von den Bischöfen von Halberstadt zu Lehen hatten. 1316 erwarb Magdeburg auch die Lehnshoheit über Friedeburg. 1442 verkaufte das Erzstift die Ämter Friedeburg und Salzmünde unter Vorbehalt der Lehnsoberhoheit an die Grafen Volrad und Gebhart von Mansfeld, unter deren Nachkommen beide bei der Erbteilung von 1501 an den Vorderort kamen.

Schochwitz.

[G] Dorf, 15 km östlich von Eisleben, mit im Jahre 1784: 301, 1875: 551, 1880: 569, 1885: 555, 1890: 556 Einwohnern, ehemals im nördlichen Hosgau, sowie im Bann Eisleben des Bistums Halberstadt gelegen. Der Name des Ortes (1133 Scochwice, 1156 Schochewice, 1185 Schochwiz, 1259 Scochwiz, 1262 Scogwitz) ist zweifellos slavisches Ursprungs, aber von dunkler Bedeutung. Das Gemeindesiegel mit der Umschrift: **Gemeine zu Schochwitz** und **Siegel der Gemeinde Schochwitz** zeigen einen Bauern, welcher in jeder Hand eine Ähre hält, (die freilich fast wie ein Mohnstengel aussieht), vermutlich um die Ergiebigkeit des Ackerbaus in der Dorfflur anzudeuten. Die Buchstaben **A S**, welche den Kopf des Bauern zwischen sich haben, scheinen „**A**mt **S**chochwitz" gedeutet werden zu müssen.

Eine Zeitlang war der Ort Sitz eines gleichnamigen Dynastengeschlechts, welches nach dem Sachsenspiegel schwäbischer Abkunft war, dessen Herrschaft ausser Schochwitz selbst noch die Dörfer Wils und Krimpe umfasste und dessen Wappen einen aufrecht stehenden Löwen zeigte. Näheres über seine Abkunft ist nicht bekannt. Doch erscheinen ihre angeblichen Nachkommen als Burggrafen von Wettin und von Clöden (Cludene) zwischen Elbe und schwarzer Elster. Später erscheint auch ein Geschlecht gleiches Namens von niederem Adel, das demnach zu den Edelherren von Schochwitz keine verwandtschaftlichen Beziehungen hat.[1] Den Besitz der Edlen von Schochwitz in Schochwitz müssen wenigstens zumteil die Edlen von Friedeburg erworben haben, denn im Jahre 1267 verkauft Hogerus iunior de Vredeberc an den Bischof Friedrich von Merseburg all seinen Eigenbesitz (omnes proprietates nostras) in Schochwitz. (Cod. dipl. Anh. II, 243.) 1464 bezeichnet sich Volrad von Rammelburg als „zu Schochwitz gesessen", also war er wohl Besitzer des Rittergutes daselbst. Nach ihm erscheint Andreas Fesicke als Besitzer, welcher 1565 starb. Von seinen Erben kam das Gut 1565 an die gräfliche Familie v. d. Schulenburg, 1783 durch Kauf an Gebhart von Alvensleben, dessen Nachkommen es noch besitzen.

Ein Schloss in Schochwitz bestand spätestens schon zu Anfang des zwölften Jahrhunderts, da bereits 1133 Odalricus de Scochwice erwähnt wird. Ob dieses

[1] Vgl. Grössler, Geschlechtskunde der Edlen und der Ministerialen von Schochwitz. (Mansfelder Blätter, Eisleben 1892. VI, S. 14—21.)

älteste Schloss innerhalb des Dorfes an Stelle des jetzigen Schlosses, oder ausserhalb desselben, vielleicht auf der Höhe bei Krimpe lag, bleibt noch zu erforschen. Das jetzige, auf dem Rittergute stehende ansehnliche Schloss, welches noch Spuren von Wallgräben und einer Zugbrücke zeigt, ist während der Jahre 1601 bis 1606 von Lewin VII. v. d. Schulenburg gebaut worden. Bereits 1604 war es so weit vollendet, dass daselbst ein bekanntes Religionsgespräch gehalten werden konnte. Jetzt sind die Wallgräben zugeschüttet und in Gartenanlagen verwandelt. Die nördliche und südliche Ecke der nach Osten gerichteten Hauptfront bilden bastionartig vorspringende Erkertürme. Der nördliche ist, wie der nördliche Teil des Schlosses selbst, der ältere. (Kreuzgewölbe in den Turmgemächern.) Der südliche Teil des Schlosses soll um das Jahr 1690 erbaut worden sein. An dem südlichen, mit gotischem Masswerk gezierten Turme befindet sich ausser dem v. Schulenburgschen und von Hünerbeinschen Wappen auch das v. Alvenslebensche (drei Rosen). Die beiden erstgenannten erblickt man auch an der mit hübschem Stuck ausgestatteten Decke eines Zimmers des südlichen Turmes innerhalb eines Kreises am Rande mit der Jahreszahl 1738 (oder 1748). Auch über der Schlosseinfahrt in der Mitte der Hauptfront ist das v. Schulenburgsche Wappen angebracht. Erwähnung verdient auch das im ersten Stock des Schlosses befindliche Zimmer, welches durch die Sage von der feurigen Mütze des Herrn von der Schulenburg bekannt ist.

In dem Dorfe gab es auch ein Freigut, („eine freye Hofstette hinder dem Pfarrhoff gelegen, mit drithalbe Huffe landes, einem Garten mit weyden besatzt gegen Hans Wulffen vber, einer Wiese hinder der pfarscheffereien“), welches im Jahre 1575 Hans Schütz, zu Hedersleben gesessen, an Lewin v. d. Schulenburg, Dompropst zu Havelberg und Domherrn zu Magdeburg für 700 Thaler gutes sächsischen Schrots und Korns in unwiderruflichem Erbkauf verkaufte. (Urk. im Privatbesitz — Goldarbeiter Weber — in Eisleben.)

Von dem Besitze geistlicher Stiftungen in dem Dorfe sind nur folgende Spuren nachweisbar. 1274 kauft der Propst Siegfried zu Hedersleben von einer Äbtissin in Halle zwei Hufen im Dorfe Scockwitcz für 22 Mark.[1] Das Kloster Hedersleben besass schon 1250 durch Schenkung des Edlen Gardolf von Hadmersleben die Mühle zu Schochwitz, doch auch das Kloster Mansfeld erwarb 1323 eine Hufe hierselbst.

Die dem h. Benedikt geweihte, der Gründung nach gewiss alte, jetzt spätmittelalterliche Kirche hat in der Renaissancezeit viele manierierte Umbauten erfahren. Der Altarraum ist halbachteckig geschlossen, das Schiff hat ein Holztonnengewölbe mit Oberlichtluken.

Auf der Evangelienseite des Altars befindet sich unweit einer mit Rundbogen überdeckten Wandnische eine Grablegung Christi, aus Holz trefflich geschnitzt. Die teils bunte, teils vergoldete Gewänder tragenden Figuren (von hohem Alter) sind von dem Hauptmann a. D. v. Alvensleben renoviert worden.

An der inneren nördlichen Wand des Chores stellt ein Steinrelief einen gepanzerten Ritter dar, welcher vor dem Gekreuzigten kniet. Über dem Kopfe desselben ist innerhalb des Gesamtrahmens folgende Inschrift eingegraben:

[1] Regg. Magdeburg. ed. v. Mülverstedt, III, Nr. 169.

ANNO · 1565 · AM · 18. TAG · IANV
ARII · IST · DER · GESTRENG ·
UND · EHRENVESTE · AND
RES · FESICKE · WILHELM ·
SELIGER · SON · ERBSAS · ZV ·
SCHOCHWICZ · SO · DES ·
GESCHLECHTS · UND · NAMENS ·
DER · LECZT · GEWESEN · IN · GOT ·
SELIGLICH · ENTSCHLAFFEN ·
DEM · GOTT · GENADE ·

Darunter steht:

Dis · Epitaphium · hat · die · edle · und · tugentsame · frav · Maria · geborne · Fesicken · Friedrich · v. Trotta · zu · Schburgk · eliche · hausfrav · ihrem · Bruder · als · auch · die · leczte · des · Geschlechts · zum · Gedechnis · (so!) **machen · und · seczen · lasen ·** (so!) ·

Die den oberen Rand besäumenden vier Wappen sind nicht mehr deutlich zu erkennen. Doch ist sicher das Fesickesche darunter vertreten.

An der äusseren Südseite der Kirche steht in einem Winkel der Grabstein eines früheren Schochwitzer Pastors vom Jahre 1576 mit zumteil abgeblätterter Inschrift.

An der äusseren Nordseite der Kirche befindet sich folgende Inschrift:

Deus pro nobis. Quis contra nos?
Anno Domini 1595 den 16. Janvari auf den abent umb 9 Uhr ist die ehrber und thugentsame frav Barbara Jeremiasen Schallers eheliche Hausfraw in Got seliglig entschlafen ihres Alters in 41 Jar etc.
Hiob am XIX. ... Ich weiss, dass mein Erlöser lebt etc.

Auf dem grösstenteils in achteckigem Fachwerk ausgeführten Turme hangen drei Glocken von 1,36, 1,18 und 0,79 m Durchmesser.

Die Grosse Glocke vom Jahre 1503, welche den Namen Maria führt, hat folgende gotische Minuskelinschrift:

Anno domini nostre salutis mccccc et iii anno jhesus maria ann (Schlussfigur).

Die Schlussfigur Nr. 204 stellt offenbar den Buchstaben A dar, der vielleicht zugleich als Glockengiesserzeichen dient. Hinter demselben erblickt man ein Marienbild und davor einen Crucifixus. Auf der Haube der Glocke befinden sich zwischen den Henkeln Kreuze.



Nr. 204.

Die Mittelglocke vom Jahre 1522, welche Margareta heisst, trägt die gotische Minuskelinschrift:

Maria ein reine iuncfraue mdxxii.

und ausserdem das Wappen der Stadt Halle, (Halbmond zwischen zwei Sternen). Im Glockenstuhle steht innerhalb eines Kreises die Jahreszahl 1748.

Die kleine Glocke vom Jahre 1607 führt folgende römische Majuskelinschrift:

ANNO MDCVII · DEN · XV. IUNII · GEGOSSEN · BEY ·
LEBZEITEN · DES · EDLEN · LEVINS · V. D. SCHULENBURG ·
UND · DESSELBEN · FRAU · MUTTER · FREDECKEN ·
VON · ALVENSLEBEN ·
HERRN · JOHAN · PITNERS · PFARRHER ·
PETER · WALTER · SCHÖSSER · UND · HANS · WOLFF ·
KIRCHVATER ·
LORENTZ · RICHTER · HALENSIS · ME · FECIT ·

Darunter ein undeutliches Wappen, anscheinend ein Hirsch u. a. auf halbiertem Felde.

Schraplau.

[G] Kleine Stadt, 13 km östlich von Eisleben, im engen Thale der Weida gelegen, mit im Jahre 1784: 650, 1825: 958, 1840: 1149, 1855: 1309, 1867: 1300, 1871: 1523, 1875: 1552, 1880: 1837, 1885: 1957, 1890: 2226 Einwohnern (einschliesslich Schaafsee). Im Mittelalter lag dieselbe im südlichen Hosgau; die über ihr gelegene Alte Burg war der Hauptort eines zu ihr gehörigen Burgwartbezirkes. In kirchlicher Hinsicht lag es im Erzpriesterbezirke Röblingen (sedes Rebenungen) des halberstädtischen Osterbannes.

Der Name der Stadt ist schwer zu erklären, zumal das Grundwort in den überlieferten Formen nicht durchweg dasselbe ist. Dieselben lauten im 8. Jahrh. Scrabanlôch, 979 und früher Scroppenlevaburg und Scrabenlevaburg, 1196 Scrappelo, 1242 Scrapolo, 1254 Scrappelowe, 1273 Schrapelo, 1282 Scraplowe, 1286 Scrapelowe, 1303 Scrapleve, 1314 Schrapelow, 1336 Schraplouwe, 1389 Schraplaw, 1400 Schraplow, 1470 Schrapla, heutzutage im Volksmunde Schrappel. Massgebend ist, dass die älteste Form zweifellos als Grundwort das ahd. lôch, lôh (= lucus) Wald, Waldlichtung hat, welches aber zeitweilig in das in der Umgegend nicht seltene leba oder leva entstellt, später sogar in eine slavisch klingende Endung umgewandelt worden ist. Als Bestimmwort scheint scraeva oder screb (= Habicht, Sperber, Stossvogel) zu dienen und der ganze Name demnach „Habichtswald", zu bedeuten.[1]

Immerhin ist es eigentümlich, wenn Biering, der nicht entfernt an eine derartige Erklärung des Namens denkt, betreffs des Wappens der Herrschaft Schraplau die Vermutung ausspricht, diese habe den Vogel Greif im Wappen geführt. Er stützt sich bei dieser Annahme nicht nur auf die Thatsache, dass zwei Greifen als Schildhalter des Mansfeldischen Wappens vorkommen, sondern auch auf ein im Schlosse Schraplau angebrachtes Wappen, welches ausser den Querfurter Fahnen den Vogel Greif zur Rechten und einen geflügelten Löwen (also auch einen Greifen?) zur Linken als Helmschmuck zeigte.

Das Wappen bzw. Siegel der Stadt Schraplau mit der Umschrift:

SIGILLVM · CIVITATIS · SCHRAPLAVIENSIS · 1746.

---

[1] Siehe die weiteren Ausführungen hierüber in Grössler: Erklärung der Ortsnamen des Mansf. Seekreises, Harzzeitschr. XVI, S. 114.

zeigt auf der (herald.) linken Seite einen pyramidal abgedachten Thorturm, also das bekannte Stadtzeichen, durch welches die siegelnde Gemeinde als eine städtische bekundet wird. Die rechte Seite nimmt ein auf jenen Turm zuschreitender Mann ein, der ein Schwert in der erhobenen Linken und das Haupt eines Mannes in der erhobenen Rechten trägt, offenbar das Haupt Johannis des Täufers, des Schutzpatrons nicht nur der Ortskirche, sondern auch der Ortsgemeinde. Erst nach Erlangung des Stadtrechts wird zu diesem älteren Siegelbilde, um die Rangerhöhung auch äusserlich anzudeuten, das Stadtzeichen d. h. der Thorturm hinzugefügt worden sein.

Es ist Burg, Schloss und Stadt zu unterscheiden. Die spätestens schon im Anfange des 10. Jahrhunderts vorhandene Scrabenlevaburg stand nicht etwa an Stelle des jetzt ebenfalls in Trümmern liegenden „Schlosses", welches auch „die neue Burg" hiess, sondern auf dem höchsten Punkte des über dem Kirchhofe und dem Pfarrgarten sich erhebenden Berges, der noch heute „die alte Burg" heisst. Die Fundamente der Altenburg, die den Burgring noch deutlich erkennen liessen, sind erst in diesem Jahrhundert ausgegraben worden, um die Steine anderweitig zu benutzen. Hier und da finden sich, namentlich auf der Nordseite, noch Fundamentspuren; unversehrt aber ist noch ein mächtiger Erdwall mit davorliegendem, noch ziemlich tief eingeschnittenem Graben, welcher die Burgstelle nach Osten hin von der dort sich ausdehnenden Hochfläche scheidet.[1] Hier war eine starke künstliche Befestigung nötig, während nach Norden, Westen und Süden hin der steile Abfall des aus der Hochfläche ins Thal vorspringenden Bergrückens — ganz wie bei der etwas weiter südlich gelegenen Kuckenburg — natürlichen Schutz gewährte. Diese Burg war mindestens seit der Mitte des 11. Jahrhunderts bis zum Ausgange des zwölften der Sitz des Geschlechts der Edlen von Schraplau; die zu ihr gehörige Herrschaft umfasste, wenn man die Herrschaft Rebeningen mit einrechnet, ausser dem Gebiete des Zellgrundes und dem unteren Weidagebiet wahrscheinlich auch das ganze Gebiet des in die Salza mündenden Würdebachs, und wurde im Norden begrenzt von dem salzigen See und der Salza. Das Geschlecht dieser Edelherren von Schraplau, von welchem sich Edle von Bornstedt und Eichstedt abzweigten, und welches möglicherweise mit den Edlen von Querfurt eines Stammes war, scheint mit Egelolf von Schraplau erloschen zu sein. Die Hauptquelle über das Geschlecht der Edlen von Schraplau ist der Annalista Saxo, welcher zum Jahre 1130 berichtet: „Esicus comes de Ballenstedt desponsavit Mathildem, sororem Gislae inperatricis, habuitque ex ea Adalbertum comitem seniorem, patrem Ottonis, et filiam nomine Adelheidam, quam quidam nobilis dictus de Scroppenlo duxit uxorem, peperitque illi Esicum seniorem et fratrem eius Ekkihardum. Esicus senior genuit Esicum iuniorem de Burnstide, et Ekkehardus frater eius genuit Conradum et Ekkihardum de Eikstide (M. G. SS. VI, 763). Hiernach gestaltet sich die Stammtafel der Edlen von Schraplau etwa, wie folgt:

[1] Stellt man sich an das südliche Ende dieses Wallgrabens, so erblickt man nordwärts Ober-Röblingen, welches von den Böschungen des Wallgrabens gleichsam eingerahmt wird. Steigt man noch einige hundert Schritte ostwärts den Berg hinauf, so hat man eine prächtige Aussicht über die gesamte Landschaft am See bis nach Halle und dem Petersberge hin.

Esico von Ballenstedt. **Mathilde.**

Adalbertus senior von Ballenstedt † 1076. — Adelheid v. Orlamünde † 1100 28. März.

Adelheid. — **Thimo** de Seroppenlo.

Otto d. Reiche † 1123 9. Februar.

Esico senior v. Bornstedt.

Ekkihard senior.

N von Schraplau.

Esico de Burnstide iunior † bald nach 1141?

Conradus de Eikstide, 1130 in Halle ermordet.

Ekkihard iunior de Eikstide.

N von Schraplau.

Esico III. etwa 1141 bis 1179.

Egelolf de Scrappelo bis 1196.

Etwa seit dem Jahre 1200 finden wir das Erzstift Magdeburg im Besitze der Burg und Herrschaft, und nun erbaute im Jahre 1206 Erzbischof Ludolf unterhalb der alten, nunmehr vermutlich verfallenden Burg nahe bei der Kirche eine neue Burg, das sogenannte „neue Schloss“, die er nebst der Herrschaft den Burggrafen von Magdeburg Querfurtischen Stammes zu Lehen reichte, welche nunmehr als Besitzer erwähnt werden. Dieses neue Schloss muss einen stattlichen Turm gehabt haben, da ein altes Statut den Fischern auf dem salzigen See das Recht verlieh, denselben so weit zu befischen, als sie den Schraplauer Schlossturm sehen könnten. Auch eine Schlosskapelle wird im Jahre 1254 erwähnt (capella in castro). Nach Osten zu war das Schloss durch einen jetzt verschütteten Wallgraben von der Hochfläche des Berges geschieden, über welchen eine Zugbrücke ins Innere führte. Nur der nördliche Teil dieses Wallgrabens ist unter dem Namen Wolfsschlucht noch jetzt erhalten. Der östlich vor diesem gelegene Kälberhof war ohne Zweifel eine Art Vorburg oder ein zum Schlosse von jeher gehöriger Wirtschaftshof. 1254 gab Burggraf Burchard der Ältere Schraplau an das Erzstift zurück, welches es pfandweise an den Markgrafen Dietrich von Landsberg veräusserte. 1266 bewilligte Erzbischof Ruprecht die zur Einlösung des Schlosses und der Herrschaft erforderlichen Mittel und nun erkaufte 1267 Burchard der Jüngere, Edler von Querfurt, ein Bruder des gleichnamigen Grafen von Mansfeld Querfurtischen Stammes, die Herrschaft, nach welcher er sich hinfort Herr von Schraplau (dominus de Schraplo) nannte. Einer seiner Nachkommen, Burchard der Jüngere v. Schr., verkaufte 1335 die Herrschaft Schraplau nebst Röblingen an den Grafen Burchard VII. von Mansfeld, bei dessen Nachkommen sie lange verblieb. 1347 belagerte Erzbischof Otto v. Magdeburg Schraplau, vermutlich weil die Besitzer des Schlosses Verbündete seines Gegners, des Markgrafen von Meissen waren, und eroberte es. 1371 erkaufte Graf Gebhart von Mansfeld die Herrschaft von der Tochter des Grafen Burchard, Sophia, mit Zustimmung des Erzbischofs Albert von Magdeburg. In den Erbteilungen von 1420 und 1430

bekam Graf Günther v. M. die Herrschaft Schraplaw. Die Söhne desselben, Ernst und Albrecht, restaurierten im Jahre 1484 die zerfallende Burg, wie sich aus einer später zu erwähnenden Inschrift ergiebt. Bei der Erbteilung von 1501 wurde die Herrschaft den Söhnen Ernsts überwiesen, welche sie in zwei Ämter teilten, sodass das westlich gelegene Oberamt dem Grafen Gebhart, dem Stifter der mittelortischen Linie, das östlich gelegene Unteramt dem Grafen Albrecht, dem Stifter der hinterortischen Linie, zufiel. Graf Gebhart (Oberamt) erhielt: „das Hauss Schraplau mit den Dörffern Oberröblingen, Niederröblingen, Bennstedt, Melmstorff, Asendorff, Schaffsehe, Nieder-Alberstedt, Ober-Alberstedt, das Fohrwerg Röbling, wie auch die Helffte vom Flecken Schraplau.“ Graf Albrecht (Unteramt) erhielt: „Köchstedt, Amsdorff, Wantzleben, Stedten, Dornstedt und Steudten zusambt dem Fohrwergk Etzdorff, wie auch die Helffte des Flecken Schraplau, der Herren Mühle, Öhl Mühle, Hansen Zellers Mühle, die Brau Mühle, die Fischerey im Bache, die Jagten, Vogelfang, Salpeterhütte, die Voigtey über das Kloster Zelle.“ Nach dem Bauernaufruhr nahmen die gräflichen Brüder Gebhart und Albrecht auch das ledig stehende Kloster Holzzelle in gemeinsame Verwaltung und teilten später dessen Besitz unter sich. Schliesslich brachte Graf Albrecht die bisher seinem Bruder Gebhart gehörige Hälfte des Amtes Schraplau auch an sich, sodass er nun die ganze Herrschaft allein besass.[1] Als er aber 1560 gestorben war, fiel in der Erbteilung vom 25. Dezember 1561 Schraplau durch das Loos an seinen Sohn, den Grafen Karl von Mansfeld. Doch scheinen den Söhnen des Grafen Gebhart gewisse Rechte an Schraplau verblieben zu sein, denn als im Jahre 1574 Graf Christoph, der Sohn des Grafen Gebhart, des Inhabers des Oberamtes, seine Herrschaft Seeburg an den Grafen Kuno v. Hahn verkaufen musste, verlegte er seine Residenz nach Schraplau, wo er am 20. August 1591 starb und in der neben dem Schlosse gelegenen Kirche begraben wurde. Mit seinem Sohne Heinrich, der gleichfalls auf Schraplau wohnte, starb 1602 der Mansfeldische Mittelort aus und Schraplau fiel nun ganz an den Hinterort. Bis 1628 residierte dann hier der Graf David vom Hinterort, und nach dessen Tode dessen Schwiegersohn, Graf Johann Georg II. von der Eisleber Linie des Vorderorts, bis zu seinem Todesjahre 1647. Seitdem blieb das nach der Ortsüberlieferung während des 30jährigen Krieges von den Schweden eingeschossene Schloss unbewohnt und zerfiel allmählich. Ruinen von demselben sind zwischen den beiden Wegen nach Stedten, dem Markgrafschen Gehöfte und der Altenburg noch vorhanden, doch ist kein bemerkenswertes Altertum mehr erhalten. Schon 1732 war es unbewohnbar geworden, wie sich daraus ergiebt, dass der Sitz des in diesem Jahre vom Könige Friedrich Wilhelm I. von Preussen erkauften Oberamtes nicht auf das Schloss, sondern auf das in der Stadt gelegene ehemals Könitzsche Rittergut, den jetzigen Amtshof verlegt wurde. Zur Geschichte der beiden Ämter in Schraplau ist kurz noch Folgendes zu bemerken.[2]

Der ältere, unterhalb des Schlosses nach der Stadt zu gelegene Sitz des

[1] Cyriacus Spangenberg, Mansfeldische Chron. Fol. 445ᵛ.

[2] Ausführliche topographische Beschreibung des Herzogtums Magdeburg und der Grafschaft Mansfeld, Berlin 1785, S. 484.

Oberamtes war vermutlich schon seit 1501 der Schützenhof, welcher westlich des aus der Stadt zur Burg und Kirche hinaufführenden Fahrweges am Abhange des Schlossberges liegt und jetzt Herrn Rabe gehört. 1574 besass Nicol von Ebeleben das Oberamt; während des 17. Jahrhunderts hatten es zeitweilig die v. Hake inne. Von diesen löste es nach 1710 die Gräfin Luise Christine, die hinterlassene Witwe des Grafen Johann Georg III. v. Mansfeld (Eisleber Linie), später vermählte Herzogin von Sachsen-Weissenfels, wieder ein und verkaufte es 1732 an den König Friedrich Wilhelm I. von Preussen, welcher es dem Prinzen Ferdinand von Preussen schenkte. Bald nachher kaufte er auch das ehemalige v. Könitzsche Rittergut, welches östlich von der Weida an der Weidabrücke in der Stadt lag und jetzt Herrn Dr. Humbert gehört, und überwies es ebenfalls der Kammer des Prinzen Ferdinand. Diese kaufte alsdann auch das südwestlich davon in der Stadt gelegene Apel — v. Stockhausensche Freigut dazu, dessen Grundbesitz, wie der des v. Könitzschen Rittergutes mit dem des Oberamtes verbunden wurde. Später wurde der Schützenhof von der prinzlichen Kammer einem Privatmanne wiederkäuflich überlassen und der Sitz des Oberamtes auf das ehemals von Könitzsche Rittergut verlegt.

Der Sitz des Schraplauer Unteramtes war anfänglich ein nördlich von dem Schlosse und desgleichen nördlich von dem Glogerschen Gasthofe gelegenes Gebäude, welches jetzt vom Volke die Kammer genannt wird. Am 15. Mai 1620 überliessen die Grafen Friedrich Christoph und David von Mansfeld-Hinterort das Unteramt wiederkäuflich an den niederländischen Arminianer Niclas Schmuckhard von Schönburg. Später gelangte es in den Besitz der Familie von Bülow. An diese Zeit erinnert ein über dem Portal der Südseite angebrachter Bildstein, welcher heraldisch rechts das v. Bülowsche Wappen zeigt, welches im Schilde fünf übereinander zu 4, 4, 3, 2, 1 gesetzte Reihen von Kugeln und als Helmschmuck den zwischen zwei Schirmbrettern stehenden und einen Ring im Schnabel tragenden Vogel Bülow (Pirol) führt. Heraldisch links erblickt man das Wappen der Familie v. d. Asseburg, im Schilde einen springenden Wolf und als Helmschmuck einen spitzen Hut mit Federkrone zeigend. Um beide Wappen zieht sich folgende Inschrift herum:

VICTOR VON BVLOW | BARTHA GEBOHRNE
VON DER ASSEBVRGK.

Zu beiden Seiten der Helme verteilt, steht die Jahresangabe:

Aõ 16 — 65.

Auf dem Thürsturze stehen die Buchstaben:

I T S.

welche nach mündlicher Überlieferung den Namen eines späteren Besitzers dieses Hauses — Johann Tobias Schilling — andeuten sollen, und die Jahreszahl 1802.

Im Jahre 1742 löste König Friedrich II. von Preussen das Unteramt von der Familie v. Bülow ein und schenkte es dem Prinzen Ferdinand, welcher seit 1732 bereits das Oberamt besass. Bald darnach (1743) wurde dieses Haus der Sitz der prinzlichen Gesamtkammer und erhielt seitdem den Namen Kammerhof,

den es noch heute trägt, obwohl es schon im Jahre 1763 seine Eigenschaft als Sitz der prinzlichen Gesamtkammer wieder verlor. Infolge davon wurde der Kammerhof verkauft und die Unteramtswirtschaft auf das Vorwerk Etzdorf bei Teutschenthal verlegt.

Wann das am Fusse des Schlosses in einem Thalkessel der Weida gelegene Dorf Schraplau eine Stadt geworden, ist nicht sicher festzustellen. Doch sagt ein alter Bericht aus dem 17. Jahrhundert: „Dieses Marckfleck Schraplau ist ein Flecken oder Städtlein gewesen von undencklichen Jahren und so lange mann Nachrichtung findet de anno 1497, und durch Schultzen und Kumpen oder Schöppen, welche nachmalss Burgemeister und Rath seynd genennet, regiret worden, darzu sie einen Stadtschreiber und einen Stadtknecht gebraucht haben, inmassen in Herrn Graff Davids Confirmation des Raths, den 4. Nov. 1610, diese Wort zu finden: „zum vierden soll der Rath Ihr alt Insiegel, darin die Enthauptung Johannis gegraben, mit der Überschrift Sigillum oppidi Schraplau, wie sie solches mehr denn vor 100 Jahren gehabt, behalten.“ Hieraus darf man schliessen, dass Schraplau schon mindestens seit 1497 ein Marktflecken (oppidum) gewesen und als solcher seit jenem Jahre auch sein eigenes Siegel geführt hat. Auch in der Teilung des Jahres 1501 und in einem Lehnbriefe des Kardinals Albrecht vom Jahre 1523 wird es bereits ein Flecken genannt. Da es aber auf seinem mit dem Stadtzeichen ausgestatteten älteren Siegel die Jahrzahl 1743 (oder 1748) trägt, so möchte man fast annehmen, dass es infolge der Übergabe der beiden Ämter an den Prinzen Ferdinand von Preussen zur Stadt erhoben worden. Jedesfalls ist Schraplau die jüngste der mansfeldischen Städte. Und obgleich Schraplau eine Stadt genannt wird, so hat es doch weder Mauern noch Thore besessen. Es begriff ausser dem Marktplatze ursprünglich nur die Marktstrasse, die Zellergasse, Beckergasse, Linden- und Kreuzgasse in sich.

Wie so viele andere Städte der Umgebung, ist auch Schraplau wiederholt stark von Pest, Krieg und Brand heimgesucht worden. 1626 starben hier 220, 1636: 130, 1644: 96 und 1698: 258 Einwohner an der Pest, wogegen die Stadt in dem grossen Pestjahre 1681 von ihr fast völlig verschont blieb.

1631 wurde Schraplau geplündert und die besten Häuser in der Stadt und den umliegenden Dörfern demoliert. Dasselbe Schicksal, nur in grösserem Masse, traf die Stadt am 24. Oktober 1632 und den folgenden Tagen, wo die Pappenheimer die Stadt wiederholt plünderten und die Kroaten der Witwe des Grafen David sogar einen Finger abschneiden wollten, weil es ihr nicht gelang, einen von jenen begehrten Ring schnell genug vom Finger zu ziehen, worauf sie sich, wie der Berichterstatter (Biering) sagt, „bei Nacht und Nebel nach Eisleben salviret.“ Zur Abwechselung plünderten im August 1635 die Sachsen den Ort aus. Noch zwei Plünderungen erfolgten am 28. Januar und 13. Februar 1636. Bei der ersteren rissen die ins Schloss gedrungenen Plünderer der Frau Gräfin den Brustlatz vom Leibe, um Geld dahinter zu suchen.

Von den Bränden, welche Schraplau heimgesucht haben, sind besonders folgende hervorzuheben. Am 15. August 1650 brannte die Stadt zum grössten Teile ab; desgleichen gingen im Juni 1670 abermals 50 Häuser, nach einer andern Angabe aber im Juli die ganze Stadt bis auf 14 oder 15 Häuser in Flammen auf. Genauere Angaben sind über den grossen Brand erhalten, welcher 1700 am

Mittwoch nach Ostern (14 April) Mittags 1 Uhr auf dem v. Könitzschen Hofe ausbrach. Dieser verzehrte die Häuser von diesem Hofe an auf beiden Seiten bis an den Markt, das Backhaus auf dem Berge nebst den dabei stehenden Häusern, die Zellergasse bis an die Mühle. Mit dem Rathause sind damals leider auch alle städtischen Akten und Urkunden in Flammen aufgegangen.

Da von dem Schlosse nur noch dürftige Trümmer stehen, so sei aus Bierings handschriftlicher Topographie mitgeteilt, was er zu seiner Zeit davon noch gesehen hat. „Das Schloss — schreibt Biering — hat seine eigene Capelle, schöne Säle und Gemächer gehabt, ist mit einer starken Mauer, Rondelen und Gräben verwahret gewesen. Mitten im Schlossplatz stand ein starker, runder Thurm, aus welchem man die nahegelegenen Berge hat beschiessen können.

An der Auslage gegen den Morgen (nach Spangenberg „an dem Ercker der alten Hoffstuben auswendig gegen dem Oberthore werdts unter den Fenstern") ist ein grosser Sandstein eingemauert. Mitten inne siehet man das gräflich Mansfeldische Wappen mit dieser Nebenschrift:

Nobiles et generosi Comites et Domini Fratres in Mansfeld Albertus Anno 1484 et Ernestus 87 quale Hoigeri et Alberti natorum Ernesti 89 opus id construi egerunt.[1]

Rudolf von Wazdorff.	Hans von Latorf.	Cnute von Herbelstein.	Cunz von Wazdorff.

Unter diesen Namen stehet auch jedes Vormundes[2] angebohrnes Schild oder Wappen.

Weiter nein im Schlosse über einem kleinen Fenster bey einem unförmlich gehauenen Mönchskopfe stehet:

Anno Domini 1480.

Über der Thüre gegen dem Thore über, wo man die Wendeltreppe naufgehet, ist in Stein gehauen das gräflich Mansfeldische Wappen mit der Überschrift:

Christoph, Graf zu Mansfeld.

(Da Christoph I. der Sohn des mittelortischen Grafen Gebhart VII. war, geb. 11. Sept 1520 und gestorben 20. Aug. 1591, da ferner sein Vater 1558 starb und Christoph erst 1574 auf Schloss Schraplau seinen Wohnsitz nahm, so wird der erwähnte Schlossteil etwa um diese Zeit erbaut worden sein.) Auf der linken Hand das gräflich Schwartzburgische Wappen nebst der Überschrift:

Amalia Gräfin zu Schwartzburg.

und über diesen allen stehet der Ritter S. George zu Pferde.

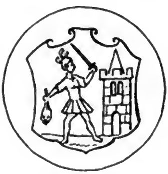
---

[1] Vermutlich hat Biering diese Inschrift nicht ganz richtig gelesen, da Ernst I. schon 1486 gestorben ist und nur einer seiner Söhne Albrecht hiess, während Hoier ein Sohn seines Bruders Albrecht III. war. Jedesfalls stammt aber dieser Teil des Schlosses aus der Zeit der gemeinschaftlichen Regierung beider damals bestehenden Linien.

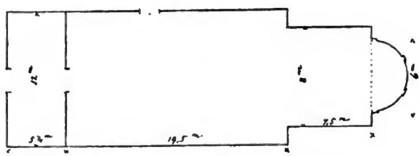
[2] Spangenberg in seiner Mansfeldischen Chronik Fol. 402[a] nennt als Vormünder der noch unmündigen Grafen: „Rudolf von Watzdorff, Cuntz von Herberstedt, Hans von Lattorff, Friedrich Fesicke und Cuntz von Watzdorff."

Was diese Herrschaft für ein Wappen geführet, habe ich nicht erfahren können, doch vermuthe ich, den Vogel Greif, denn obberührtes Mansfeldische Wappen allhier hat drei Helme über dem Schilde, als: mitten die Querfurthischen Fahnen, zur Rechten den Vogel Greif, zur Linken den geflügelten Löwen. Mitten in dem Schilde siehet man noch ein klein Schildlein, den Greif in sich haltend." Wie schon bemerkt, ist von alledem, was Biering hier beschreibt, nichts mehr erhalten. Das Wappen der Stadt folgt hier nachträglich; vgl. Nr. 205.

Zwischen der alten Burg und dem neuen Schloss steht die romanische, dem h. Johannes dem Täufer gewidmete Kirche, ganz ähnlich der in Unterröblingen gebaut, nur in grösserem Massstabe, welche zwar erst im Jahre 1254 urkundlich erwähnt wird, aber viel älter ist, da der gegenwärtige Bau mindestens aus dem 12. Jahrhundert stammt. Die Lage der Kirche auf hohem Berge und die Wahl Johannis des Täufers zum Schutzheiligen deuten sogar auf ursprüngliche



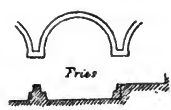
Nr. 205.



Nr. 206.

Gründung derselben bei Einführung des Christentumes hin. Aus der älteren, urkundlich beglaubigten Geschichte der Kirche ist nur hervorzuheben, dass im Jahre 1254 am 20. Februar die beiden Burggrafen von Magdeburg, des Namens Burchard, dem Kloster Rode (bei Eisleben) das Patronatsrecht über die Kirche beati Johannis Baptiste in Scrapelowe sowie über die Burgkapelle (capella in castro) übereignet haben. Weil jedoch die Erben der Burggrafen das Patronatsrecht über beide Gotteshäuser für sich in Anspruch nahmen (fortiter impetebant), so veranlassten 1292 die Markgrafen Otto und Konrad von Brandenburg das erwähnte Kloster, gegen Übereignung einer andern Kirche auf das streitige Patronatsrecht wieder zu verzichten. Von den mittelalterlichen Geistlichen der Kirche ist nur Andreas bekannt geworden, welcher im Jahre 1352 als plebanus und rector ecclesie in Schraplowe bezeichnet wird.

Später war mit dem Pfarramt der Schraplauer Kirche ein Dekanatsbezirk verbunden, zu welchem die Kirchen in Stedten, Hornburg, Alberstedt, Esperstedt, Steuden, Wansleben und Röblingen am See gehörten.

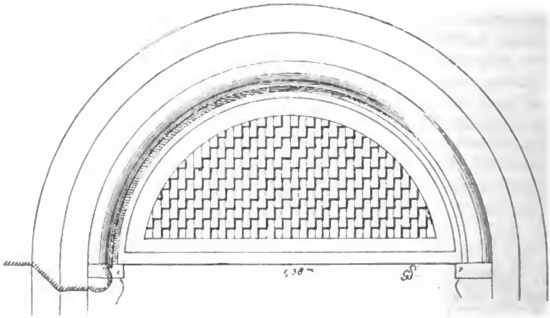


Nr. 207.

Über das Kirchengebäude selbst ist Folgendes zu bemerken.

[S] Der westlich stehende Turm nimmt die ganze Breite des Schiffs ein. Der Chor und der ganze Unterbau der Kirche gehören der romanischen Zeit an. Die Absis ist auch hier mit einem weiten Bogenfries und vier Lisenen versehen (vgl. Nr. 207). Von der Nordseite führt eine frühromanische Thür in das

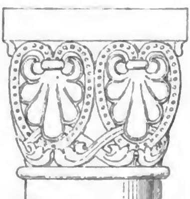
Innere, deren **Tympanon** mit lauter geschuppten Kragsteinchen ausgefüllt ist. (Vgl. Nr. 208.) Die Farbe des Steins und die Reinheit der Arbeit lässt aber fast eine Erneuerung nach altem Muster vermuten.



Nr. 208.

Abweichend von der gewöhnlichen Bauart führt in die Westseite des Turmes eine (sehr einfache) Halbkreisbogen-Thür. Ihr gegenüber, im Kirchengiebel, erblickt man ein reicheres Portal, etwa aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, welches eigentümlicher Weise in einem viereckigen vortretenden Felde angelegt ist und in welchem zu beiden Seiten der viereckigen Thüröffnung zwei Säulen mit schönen Kelchkapitälen stehen (vgl. Nr. 209, 210 u. 211.) Die ¾ Säulen laufen über den Kapitälen noch als dicker Wulst herum. Im Tympanon befindet sich nur ein einfaches, auf einem Stiel stehendes Kreuz, ebenso wie in Ober-Röblingen. Das oben erwähnte, ebenfalls alte Portal auf der Nordseite der Kirche zeigt noch einfache Verhältnisse. An der Nordseite der Absis erblickt man etwa ein Meter hoch über dem Boden ein Kreuz von folgender Form eingehauen:



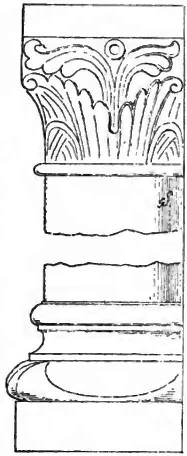


Nr. 209.

Das Innnere der Kirche ist durchaus modernisiert. Der aus der Renaissancezeit stammende **Taufstein** hat einen von drei geflügelten Engelsköpfen umgebenen Fuss. Die Aussenwände des Taufbrunnens bilden drei durch Karyatiden getrennte Bildflächen, auf deren südlicher Jesu Taufe durch Johannes, wobei ein Engel zuschaut; auf deren nordöstlicher Adam und Eva unter dem Baume der Erkenntnis; auf deren nordwestlicher Jesus im Gespräch mit Nikodemus dargestellt ist. Nikodemus trägt einen Rock

mit Pelzkragen und Aufschlägen, etwa derselben Art, wie Melanchthon seiner Zeit dargestellt wurde.

[G] Biering sah zu seiner Zeit (1725) im hohen Chor zur Rechten des Altars noch die Jahrzahl 1499, an der Kanzel aber 1599. Auch waren damals an dem Altar „Graf Christophs Kinder abgemalet, als 7 Söhne und 5 Töchter." Auch dieses Gemälde ist jetzt verschwunden.



Nr. 210 u. 211.

Dagegen ist ein merkwürdiger Grabstein, welcher an der südlichen Aussenwand der Kirche aufrecht stehend befestigt ist, noch vorhanden. Die auf demselben dargestellte Figur führt beim Volke allgemein den Namen Pickelhäring, zeigt aber ohne Zweifel einen höheren Offizier aus der Zeit des dreissigjährigen Krieges in schwedischer Tracht. Leider ist die Gestalt namentlich im Gesicht ziemlich stark beschädigt. Nun behauptet zwar die Volksüberlieferung, dass ein im dreissigjährigen Kriege erschossener schwedischer Reitergeneral neben der Schraplauer Kirche begraben sei, bezeichnet aber irriger Weise nicht das Denkmal an deren Südseite, sondern ein anderes, obeliskenförmiges, welches an die Nordseite der Kirche angelehnt ist, als das des schwedischen Generals. Jedoch hier liegt offenbar eine Verwechselung vor. Denn sowohl die auf letzterem noch deutlich erkennbare Jahrzahl 1683, wie auch der zopfige Stil der Ornamente zeigen, dass dieses Denkmal einer späteren Zeit angehört. Die Figur des sogenannten Pickelhärings dagegen ist zweifellos die eines höheren schwedischen Offiziers. Der unbedeckte Kopf zeigt dichtes, lang auf die Schultern herabwallendes Haar und einen kurzen, spitzen Kinnbart, wie auch Schnurrbart von genau derselben Form, welche König Gustav Adolf getragen haben soll. Die Nase und der Mund sind leider stark beschädigt. Die Schultern bedeckt ein breit aufliegender Spitzenkragen, wie auch grosse, weit zurückgeschlagene Spitzenmanchetten an den Ärmeln und breitzackige Spitzen an den kurzen, in der Kniegegend durch ein Zugband zusammengerafften Hosen erscheinen. Die rechte Seite schmückt eine Schärpe. Während die linke Hand an den mit einem Korbgefäss versehenen Degen gelegt ist, hält die rechte einen mit wallender Feder geschmückten, fast senkrecht abfallenden, grosskrämpigen Reiterhut, so dass die Hand breit auf der Hutkrämpe aufliegt. Diese Art der Darstellung befindet sich nicht in Übereinstimmung mit der Volksmeinung, dass dem Pickelhäring die rechte Hand fehle, und dass er sie wegen eines Verbrechens habe hergeben müssen. Zwei verschiedene Sagen sind über Pickelhäring im Umlauf. Nach der einen war Pickelhäring ein in Schafstedt wohnender Ritter, der auf einem Kindtaufsfeste in Schraplau, vom Weine berauscht, den ihm befreundeten Gastgeber erst in die Nase gebissen und dann wegen einer ihm verabreichten Ohrfeige erschlagen haben soll, dafür aber die rechte Hand, die die

That begangen, habe hergeben müssen. Nach einer andern Überlieferung war Pickelhäring selbst der Burgherr von Schraplau, der seinem Burgpfaffen zum Danke dafür, dass er ihm durch seine urkundlichen Forschungen den Besitz eines umstrittenen Forstes verschafft hatte, die Lieferung eines Huhns aus dem Dorfe Langeneichstedt für jeden Tag des Jahres verschrieben haben soll, ein Zins, der angeblich erst im Jahre 1848 abgelöst worden ist.[1] Wer nun eigentlich diese von der Sage umwobene Persönlichkeit gewesen ist, das ist noch nicht festgestellt, da eine Auskunft gebende Inschrift an dem Denkmal nicht erhalten ist; denn die Schriftzüge der über dem Denkmal angebrachten Inschrifttafel sind fast vollständig verwittert; nur die acht Wappen, deren je vier auf den die Figur einschliessenden Pilastern angebracht, die aber auch nur zumteil noch erkennbar sind, könnten Auskunft gewähren. Das unterste auf der (herald.) linken Seite zeigt im Schilde eine schräg gestellte Leiter, das darüber befindliche hat als Schildzeichen einen mit drei Rosen belegten Balken und zeigt als Helmschmuck drei Hackmesser. Darüber steht:

der v. Birckaw.

Die übrigen Wappen und Namen sind kaum noch zu erkennen. Nur endet einer der letzteren, der oberste in der Reihe, auf — leben.

Auf dem rechteckigen Turme hängen drei Glocken von 1,40 0,78 und 0,58 m Durchmesser. Die grosse Glocke vom Jahre 1506 trägt die gotische Minuskelnschrift:

Anno ◦ domini ◦ mcccccvi ◦ ior ◦ hilf ◦ got ◦ maria ◦ anna ◦ iohannes ◦ osanna ◦ pia (oder pla) ◦ fredericus laege bastchank hences. (Der Rest ist unleserlich.)

Darunter die Namen:

elisabet. hans.

Diese Glocke. deren Inschrift namentlich nach SW zu misslungen und sehr undeutlich ist, scheint dem Meister Paul Mos, von welchem schon früher (siehe Eisleben, S. Nikolai S. 130) die Rede war, ihren Ursprung zu verdanken, da die Anordnung und die Eigentümlichkeiten der Inschrift, namentlich auch die eckige Form des c in der Jahreszahl, fast völlig mit denen anderer Glocken dieses Meisters übereinstimmen. Die Namen Friedrich Länge und Sebastian Henze dürften die von Kirchvätern der Schraplauer Kirche sein.

Die Mittelglocke, welche schwer zugänglich ist, trägt nur die apokalyptischen Zeichen A Ω und den in gotischen Majuskeln geschriebenen Namen:

SANCTA ANNA.

Die kleine Glocke hat zwar einige Münzabdrücke, aber keine Inschrift.

---

[1] Grössler, Sagen der Grafschaft Mansfeld, Eisleben 1880, Nr. 75 u. 76, S. 68 u. 69.

Schwittersdorf.

[G] Kleines Kirchdorf, Filial von Besenstedt, 12 km ostnordöstlich von Eisleben, mit im Jahre 1784: 159, 1875: 297, 1880: 369, 1885: 355, 1890: 268 Einwohnern, vormals im nördlichen Hosgau (Burgbezirk Clotzenburg), bzw. im Banne Eisleben des Bistums Halberstadt gelegen. Der Ortsname (1086 Swyterestorpe, 1120 Suithardesdorp, 1136 Suithardestorp und Suitherstorpe, 1144 Suithardesdorff, 1196 Swytherethorpe, 1394 Schwytterdorff, 1439 Swittersdorff, 1499 Switkersdorp) bedeutet Dorf des Suithart oder Suitheri. Das Dorfsiegel mit der Umschrift: **Schwitters Dorff** (älter) bzw. Gemeinde Schwittersdorf, Mansfelder Seekreis (jünger) zeigt einen Pelikan, welcher seine Jungen mit dem aus seiner Brust strömenden Blute tränkt. Welcher Grund die Dorfgemeinde veranlasst hat, dieses bekannte und oft gebrauchte Sinnbild der Mutterliebe in ihr Siegel aufzunehmen, ist nicht nachgewiesen. Die Klöster Kaldenborn, Wiederstedt und Ilsenburg besassen hier Güter und Zinsen. Früher soll das Dorf, welches jetzt Filial von Besenstedt ist, eine eigene Pfarre gehabt haben.

Die, wie einige vor dem jüngsten Neubau noch erhaltene Teile bewiesen, bereits in romanischer Zeit vorhandene, dem h. Veit gewidmete Kirche zeigte geraden Chorschluss mit zwei kleinen zugemauerten romanischen Fenstern. Zwischen beiden scheint früher noch ein drittes romanisches Fenster vorhanden gewesen zu sein, das aber durch ein erweitertes ersetzt worden ist. Ob die im romanischen Stil im Ostgiebel ausgeführte Sakramentsnische wirklich in diese frühe Zeit gehörte, ist fraglich, da solche zu den grössten Seltenheiten gehören würde. In der Südwand des Chors scheint ehemals ein Ausguss (Piscina) gewesen zu sein. Das Erdgeschoss des durchaus nicht merkwürdigen Turmes war mit zum Kirchenschiff gezogen, gegen welches es sich durch einen grossen Halbkreisbogen öffnete. Das Schiff war mit einem Holztonnengewölbe und einseitigen Oberlichtluken eingedeckt.

Über dem Altar befindet sich[1] ein kleines schlechtes Gemälde, das Abendmahl darstellend. Der achtkantige, becherförmige, zopfige Taufstein aus dem Jahre 1617 trägt auf dem Rande folgende Inschrift:

Gal. 3. v. 27. Wie viel eur getauft sint, die haben Jesum Christum angezogen.

Auf einem darunter befindlichen Felde steht:

Anno Chri 1617 den 16. Februar ward Gott zu Ehrn tieser Taufstein gesetzet.

Die Kanzel trägt die Jahreszahlen 1786 und 1871.

Auf dem Turme hängt nur eine Glocke von 0,73 m Durchmesser aus dem Jahre 1699 mit folgender zweireihigen Inschrift in römischen Majukeln:

BEY DES HERR' PASTORIS JOHAN. HEINRICH FISCHER ZEITEN BIN ICH UMBGEGOSSEN WORDEN VON JOHANN JACOB HOFFMANN IN HALLE ANNO MDCXCVIIII.

Am Anfange jeder Zeile erblickt man ein Weidenblatt, offenbar das Zeichen des Giessers.

[1] Ob die nachfolgende Beschreibung auch für den Neubau noch zutrifft, kann ich nicht sagen.

Seeburg.

[G] Kleiner Flecken, 12 km ostsüdöstlich von Eisleben mit im Jahre 1784: 252, 1875: 455, 1880: 502, 1885: 512, 1890: 534 Einwohnern (einschliesslich des Gutsbezirks), vormals im südlichen Hosgau, bzw. im erzpriesterlichen Bezirk Röblingen des halberstädtischen Osterbannes gelegen, mit einem Schlosse und einer Pfarrkirche.

Den Namen hat der Ort ohne allen Zweifel von der uralten Burg gleiches Namens, die einer der am frühesten bezeugten Orte in weiter Umgebung ist. Die Metzer Annalen und andere Jahrbücher des fränkischen Reiches berichten nämlich, dass Karlmann, der Sohn Karl Martells, im Jahre 743 Oscioburg, die Feste des sächsischen Häuptlings Theodorich, zur Übergabe genötigt habe. Im Jahre 747 oder nach anderen Berichten 748 zog Pippin durch Thüringen nach Sachsen und zwar in das Gebiet der Nordschwaben, um dieselben zu unterwerfen und zur Annahme der Taufe zu nötigen. Auf dem Wege dahin eroberte er abermals die Burg des Häuptlings Theodorich, welche diesmal Hocseburg d. h. Hochseeburg genannt wird („in eodem vero itinere cepit castrum, quod vocatur Hocseburg“) und nahm den Theodorich nochmals gefangen. Nun hat man zwar in Hocseburg manchen andern Ort ausserhalb des Mansfelder Seekreises erkennen wollen,[1] aber der Wortlaut der Metzer Annalen macht es zweifellos, dass Hocseburc zwischen Thüringen und dem Nordschwabengau lag, woraus folgt, dass es im nordthüringischen Hosgau gelegen haben, d. h. das mansfeldische Seeburg gewesen sein muss.[2] Schwierigkeiten macht nur, dass das jetzige Schloss Seeburg ziemlich tief liegt und demnach seine Lage zu dem Namen Hochseeburg nicht passt. Die Schwierigkeit wird aber dadurch behoben, dass nicht das jetzige Schloss Seeburg Hôhseoburg ist, sondern der Schlossberg, d. h. die östlich von dem jetzigen Schlosse gelegene, jetzt mit Wald und Busch bewachsene Anhöhe, deren Scheitel die gegenwärtige Schlosslage ganz erheblich überragt. Die Scheitelfläche hat einen solchen Umfang — die Länge der Ostseite beträgt etwa 130 Schritte — dass sie eine Feste getragen haben kann.[3] Die Ränder bestehen aus wallartigen Anschwellungen, deren höchste und am deutlichsten wahrnehmbare auf der Ostseite zu erkennen ist, da, wo der Schlossberg von dem ostwärts unter dem Namen Kullerberg sich fortsetzenden Bergrücken durch einen von Menschenhand hergestellten Wallgraben geschieden ist, während der westliche Abhang ziemlich steil zu dem ebenfalls künstlich hergestellten, von einem tiefen Wallgraben durchzogenen Durchstiche abfällt, welcher den „Schlossberg“ von dem jetzigen, erheblich tiefer gelegenen Schlossgrundstücke trennt.[4] Deutlich tritt auf der beigegebenen südlichen Fernansicht von Seeburg (vgl. Nr. 212) der bedeutend höhere Schlossberg rechts vom Schlosse als ein für eine Burganlage gut geeigneter Platz hervor. Natürlich werden

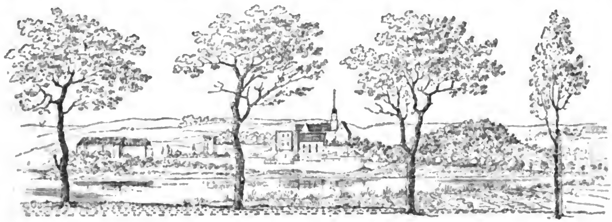
[1] Vgl. den Aufsatz Hilmars v. Strombeck in der Zeitschr. d. Harzver. Jahrg. 1874, S. 85 ff.

[2] Vgl. Grössler, Über Seeburg und Hôeseoburg in der Zeitschr. d. Harzver. VII (1874) S. 128 ff. und ebenda S. 284—286.

[3] Wie klein die ältesten Burgen waren, lehrt das Beispiel des Schlosses Alt-Morungen. (S. Mansfelder Gebirgskreis.)

[4] Vgl. auch den beigegebenen, neu aufgenommenen Lageplan Nr. 216.

wir uns dieses älteste Schloss, die Hochseeburg, nur als eine baumene, d. h. durch Pallisaden oder eingegrabene Baumstämme gesicherte Burg zu denken haben. Spätestens gegen Beginn des zehnten Jahrhundert wird Seeburg abermals und zwar als Burgwart (urbs cum viculis suis et omnibus locis ad se pertinentibus) im zweiten Abschnitte des Hersfelder Zehntverzeichnisses unter denjenigen Bezirken genannt, welche dem Kloster Hersfeld in Hessen zehntpflichtig waren. Der Umfang dieses Bezirks lässt sich nicht sicher angeben, doch scheint er nur das zwischen dem süssen, salzigen und Bindersee gelegene kleine Gebiet mit Seeburg,



Nr. 212.

Rollsdorf, Aseleben und dem wüsten Liebsdorf am süssen See umfasst zu haben. Das nördlich des süssen Sees und des Mühlbachs gelegene Gebiet scheint erst später hinzugekommen zu sein. Nach der Besitznahme durch die fränkischen Könige wird Burg und Herrschaft Reichsgut geworden sein. Um die Mitte des elften Jahrhunderts finden wir Grafen von Seeburg, einen Zweig des uralten Geschlechts der Edlen von Querfurt hier hausend.[1] Der zuerst genannte Graf Wichmann von Seeburg war ein Sohn des Grafen Christin von Querfurt, eines Bruders Gebharts II. von Querfurt. Wichmannns Sohn war Graf Gero von Seeburg, und dessen Sohn der berühmte Erzbischof Wichmann von Magdeburg († 1192). Nach dem Tode seines Bruders, des Grafen Konrad, erscheint jener als alleiniger Besitzer der Freiherrschaft Seeburg. Die Vorfahren Wichmanns sind es ohne Zweifel gewesen, welche — vermutlich schon im 11. Jahrhundert, da schon um diese Zeit Grafen oder doch Edelherren von Seeburg anzusetzen sind — das jetzt noch vorhandene, unterhalb des Schlossberges gelegene Schloss gegründet haben, so dass hier ganz ähnlich wie in Schraplau, dicht unterhalb des alten Schlosses ein neues entstand, welches grössere Ausdehnung der Anlagen gestattete. Dass es im zwölften Jahrhundert bereits vorhanden gewesen sein muss, erhellt daraus, dass innerhalb des neuen Schlosses bzw. im Anschluss an dasselbe, spätestens schon 1179 eine in diesem Jahre „ecclesia novae plantacionis“ genannte Propstei nebst Kapelle bestand, welche das Vorhandensein dieses Schlosses voraussetzt. Auch hat Erzbischof Wichmann schon vor dem Jahre 1184 — vermutlich bald nachdem er Erzbischof von Magdeburg

[1] Vgl. Grössler, Geschlechtskunde der Grafen von Seeburg und der Edelherren von Lutisburg. (Mansfelder Blätter III, S. 104 ff. Eisleben 1889.)

geworden, also bald nach dem Jahre 1152 — sein ererbtes Schloss Seeburg samt Zubehör der Magdeburger Kirche geschenkt, wie sich aus einer Bulle des Papstes Lucius III. aus diesem Jahre ergiebt, in welcher dieser dem Erzbischof schreibt: „castrum Seburg, quod cum reliqua hereditate prefate ecclesie (Magdeburgensi) contulisti.“ Diese frühzeitige Vergabung wird auch dadurch wahrscheinlich, dass bereits 1156 ein Gardolf von Seeburg nebst seinem Bruder Gero, jedesfalls in der Stellung eines Burgvoigts, und 1157 sowie 1165 ein Heidenricus camerarius de Seburch erscheint, also ein erzbischöflicher Kämmerer, der im Auftrage des Erzstifts die Herrschaftseinkünfte zu verwalten hatte und sich, wie jene, nach dem Schlosse nannte, auf dem er als Verwaltungsbeamter seinen Sitz genommen. Nicht viel später muss Wichmann auf seinem ehemaligen Erbgute die schon erwähnte Propstei für Chorherren (Kanoniker) gegründet haben, welche er mit dem Patronat über zehn Kirchen, darunter auch über die Seeburger Kirche selbst, deren Alter dadurch mitbezeugt wird, ausstattete. Freilich schon im Jahre 1211 vereinigte Wichmanns Nachfolger, Erzbischof Albert, die Seeburger Propstei samt ihren Gütern durch Verlegung der ersteren mit dem Kollegiatstifte SS. Petri-Pauli in der Neustadt Magdeburg. Der Bischof von Halberstadt wurde, um ihn für das ihm hierdurch verloren gehende Aufsichtsrecht über das Stift zu entschädigen (dessen Patronatsrecht übrigens immer den Erzbischöfen von Magdeburg zustand), mit dem Patronatsrechte über die Kirchen zu Oznitz (schwerlich das jetzige Unter-Teutschenthal), Klein-Oschersleben und die S. Stephanuskirche zu Langen-Weddingen begabt.[1] Nicht sehr lange dauerte die Verwaltung der Burg und Herrschaft durch erzstiftische Beamte, denn schon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts verkaufte das Erzstift Schloss und Herrschaft unter Vorbehalt der Oberlehnsherrlichkeit Magdeburgs an den Grafen Konrad von Wernigerode, dessen Söhne sie jedoch schon 1287 an die Grafen Busso, Burchard und Gebhart von Mansfeld überliessen. Die Bestätigungsurkunde des Erzbischofs Erich v. Magdeburg vom 30. Juni 1295 erwähnt als im Schlosse gelegen und den Käufern zuständig eine am Ende (des Grundstücks?) gelegene Kurie, einen Turm und eine steinerne Kemenate neben dem erzbischöflichen Palaste (finalem curiam una cum turri et Caminata lapidea iuxta palatium nostrum sitis), ferner Ritter und Knappen, die mit Ritter- und Lehngütern, zur Burg gehörig, belehnt sind (milites et famuli ministeriales habentes bona ad idem castrum spectantia). Seitdem ist die Burg und Herrschaft im Besitz der Mansfelder geblieben, welche ebenfalls adlige Dienstmannen auf dem Schlosse hielten, die sich nach dem Schlosse nannten, so z. B. 1301 Friedrich von Seburgk. In der Erbteilung des Jahres 1410 kam Seeburg an die Grafen Gebhart V. und dessen Bruder Busso. Des ersteren Sohn, Gebhart VI., fügte einen neuen Bau hinzu, wenigstens berichtet Spangenberg, dass dieser Graf während einer Wallfahrt (im Jahre 1453) nicht nur sein Land, sondern auch die Fortsetzung seines angefangenen Schlossbaues seinem Vetter, Graf Günther anvertraut habe. Wir werden auf denselben zurückkommen. Der Neubau scheint sobald nicht beendet worden zu sein, denn auch Gebharts VI. Enkel, Graf Ernsts Sohn, Gebhart VII., der Stifter der

[1] Die Verlegungsurkunde befindet sich in Abschrift im Staats-Archiv zu Magdeburg, Copialbuch C 1, f. 35.

mittelortischen Linie, welchem Seeburg bei der Erbteilung im Jahre 1501 zufiel, muss an dem grossväterlichen Bau weitergebaut haben, denn an der Ecke der Westseite des nach Süden sich erstreckenden „Rittersaales“, welcher früher mit der Schlosskirche durch das jetzt abgebrochene „blaue Gebäude“ verbunden war, befindet sich folgende Inschrift:

Do man nach Christi Gebort schreibet 1515, ist dis Haus durch den wolgeborn und Edlen Herrn Gebharden Grafen und Herrn zu Mansfeld, und die eben (wol) gebohrne Graefin von Gleichen, Margaretha genannt, welcher Wapen neben dem Mansfeldischen alhier befunden, angefangen zu bawen und im 1518 Jahre vollenbracht worden.

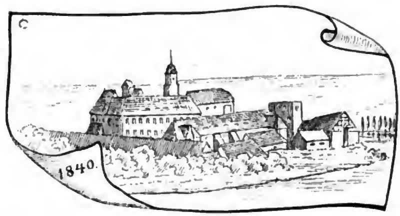
Die hier erwähnte Gräfin Margareta war die Gemahlin des als Erbauer genannten Grafen Gebhart VII. Zu ihrer und ihres Gemahls Zeiten scheint, nach den noch erhaltenen Resten zu schliessen, die Burg einen stattlichen



Nr. 213. Alte Ansicht von Schloss Seeburg.

Anblick dargeboten zu haben; auf alle Fälle war sie der bedeutendste spätgotische Bau des Seekreises, fein entwickelt in Fenstern und Altanen, reich an Motiven. Vgl. die alte Ansicht des Schlosses von Sadeler (Nr. 213), eine neuere Ansicht vom Jahre 1840 (Nr. 214), die jetzige Ansicht von der Südseite (Nr. 215) und die jetzige Ansicht von der Ostseite (Nr. 216). *[B]* Die Eigenart des Baues tritt besonders an dem erwähnten, noch erhaltenen Rittersaale noch hervor, dessen Fenster spätgotische Gewände mit vierteiligen Vorhangbögen haben und durch Hohlkehle und an der innern Seite sich anschliessenden Rundstab gegliedert sind.

[G] Als Graf Gebhart VII. am 13. Sept. 1559 starb, war der Mittelort so verschuldet, dass sein Sohn, Graf Christoph III., 1563 das Amt Seeburg an die Vettern Peter und Hieronimus (Jeremias?) Buchner (Bucher) versetzen musste. An diese Pfandzeit erinnnert die der Polykrates-Sage ausserordentlich ähnliche Sage vom Ringe der Frau Bucher.[1] 1574 am 27. Mai überliess Graf Christoph Schloss und Herrschaft wiederkäuflich an den reichen aus Mecklenburg stammenden



Nr. 214.

Grafen Kuno Hahn auf Basedow und Müggenburg für 115,250 Thaler, von welcher Summe 112,800 Gulden oder 98,700 Thaler allein an die Buchner kamen. Die Gräfin Amalie, geb. Gräfin von Schwarzburg, die Gemahlin des Grafen Christoph, welche mit Seeburg beleibzuchtet war, erhielt 16,550 Thaler gegen Aushändigung ihres Leibzuchtbriefes und den Verzicht auf all ihre Ansprüche an Seeburg. Am 18. Mai 1575 wurde Kuno Hahn in Seeburg „immittiert." Als nun 1602 mit



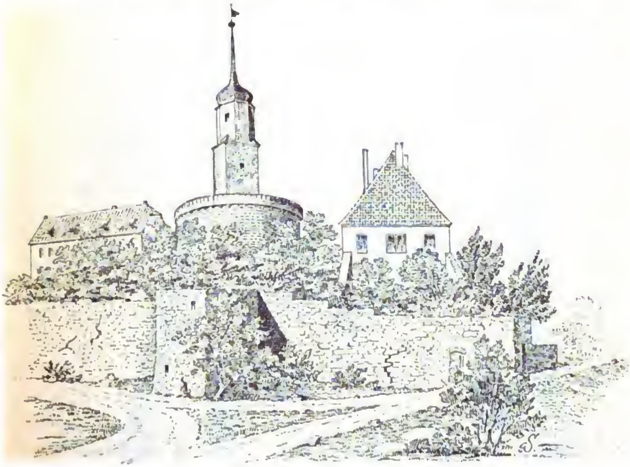
Nr. 215. Schloss Seeburg von Süden.

Christophs Sohn, dem Grafen Heinrich, der Mittelort ausstarb, wollten die vorderortischen Grafen das Amt einlösen, jedoch die Hahne weigerten sich und es kam zu einem mehr als 100 Jahre dauernden Prozesse vor dem Reichskammergerichte, der zu Gunsten der Hahne ausfiel, weil die mittelortischen Grafen ohne Mitbelehnte gestorben waren und somit die übrigen Grafen von Mansfeld kein Einlösungsrecht

[1] Grössler, Sagen der Grafschaft Mansfeld, Eisleben 1880, O. Mähnert, Nr. 70, S. 62.

hatten. Mit Anna Hedwig Hahn († 1780), der Gemahlin Hartmanns von Geusau, erlosch nach mehr als zweihundertjährigem Besitze Seeburgs die Rempliner Linie des Grafengeschlechts der Hahne, und Seeburg wurde nun nach längerem Prozess im Jahre 1783 der Familie von Geusau zugesprochen, in deren Besitz es aber nicht lange blieb; vielmehr ging es bald durch Kauf an den Grafen Gustav von Ingenheim über. Die Erben desselben haben Schloss und Amt an den Rittmeister Wendenburg in Wormsleben verkauft, in dessen Besitz beide gegenwärtig noch sind.

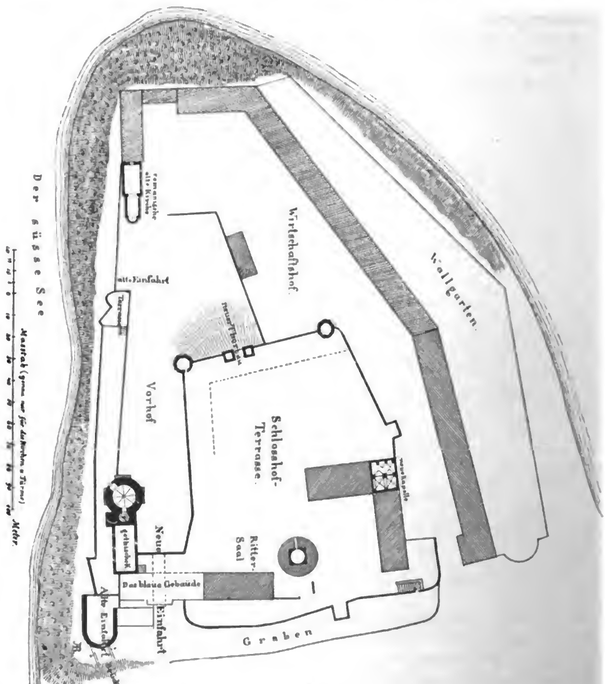
Wenden wir uns nun nach diesem für das Verständnis der Baulichkeiten



Nr. 216. Schloss Seeburg von Osten.

notwendigen Überblicke über die Geschichte des Schlosses und der Herrschaft der Betrachtung der vorhandenen Baulichkeiten zu, so lässt eine Durchwanderung des jetzigen Schlossgrundstücks deutlich zwei Teile unterscheiden, nämlich den eigentlichen Schlossraum im Osten und die Wirtschafts-Gehöfte im Westen und Norden nebst einem Thorhof auf der Südseite. (Vgl. den Grundriss Nr. 217.) Freilich haben im Laufe der Zeiten erhebliche Änderungen stattgefunden. Ganze Gebäude sind abgebrochen und teils durch andere ersetzt, teils gar nicht wieder aufgeführt worden. Aber auch neue sind hinzugekommen und alle zu anderen, als den ursprünglichen Zwecken benutzt worden. So dient die uralte Burgkapelle als ein Stall für Wirtschaftszwecke, der Rittersaal aber im unteren Stock als Pferdestall, im oberen als Heuboden, von gänzlich verödeten Überbleibseln zu geschweigen, während der ehemals vorhandene, ausgedehnte westliche

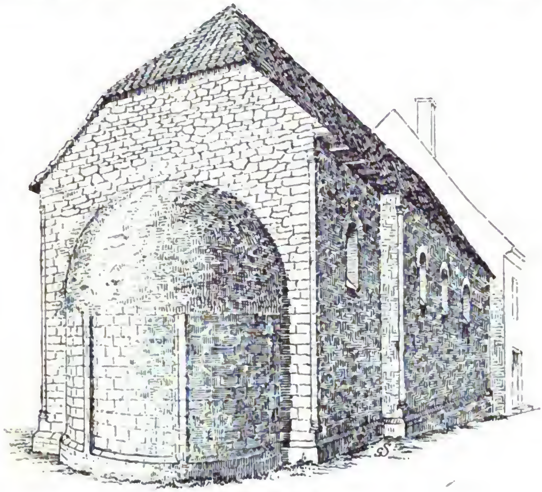
Gebäudecomplex jetzt ganz fehlt, nur dass die runden Ecktürme im Grundbau noch vorhanden sind. Namentlich ist das sonst neben dem Thore befindliche „Portenhaus“, auch „das blaue Gebäude“ genannt, welches, wie schon bemerkt, früher die Schlosskirche mit dem Rittersaale verband, jetzt aber in



Nr. 217. Lageplan von Schloss Seeburg.

seinem unteren, allein noch erhaltenen Teile die Hauptthorfahrt enthält, wegen Baufälligkeit abgetragen und der Platz über dem neuen Thore in eine Veranda verwandelt worden. Zu den ältesten, gewiss noch ins zwölfte Jahrhundert zurückreichenden Teilen des Schlosses gehört in erster Reihe der Rest der schon erwähnten, westlich vom Schlosse in der Nähe des Einganges zum Wirtschaftshofe gelegenen romanischen Kapelle, zu welcher man, durch das Hauptthor eingetreten, gelangt, indem man den rechts von der mit Zinnen und Scharten versehenen Zingel- oder

Mantelmauer begrenzten Vorhof überschreitet. (Vgl. Nr. 218 und 219.) */S/* Diese, gegenwärtig als Stall benutzte, von Puttrich gar nicht erwähnte Kapelle weist

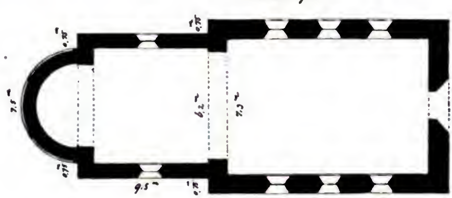


Ehemalige Capelle auf Schloß Seeburg

Nr. 218.

eine nahe Verwandtschaft hinsichtlich ihrer Formen mit der Klosterkirche zu Wimmelburg auf, eine so nahe, dass sie nicht bloss in dieselbe Zeit mit dieser

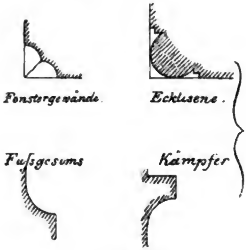
Grundriſs.



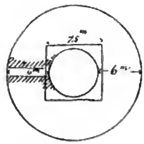
Nr. 219.

(1121) zu setzen sein, sondern vielleicht auch denselben Baumeister, wie diese, haben dürfte. Leider ist von dieser ehemaligen Kapelle nur wenig erhalten, und

an der Absis ist nicht ersichtlich, dass sie Fenster oder einen Bogenfries hatte, denn man erblickt an ihr nur die ganz gleiche Behandlung in lotrechten Lisenen, wie in Wimmelburg, ferner die Gliederung der Altarraum- und Schiffecken durch

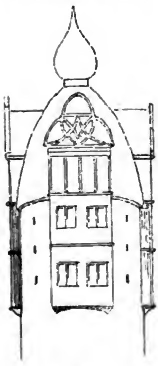


Nr. 220—223.



Nr. 224.

ein Rundsäulchen, das oben mit einem Würfelkapitäl und unten mit der attischen Base abgeschlossen ist. (Vgl. Nr. 220, 221, 222 und 223.) Der Bogen des Absisgewölbes ist, wie in Wimmelburg und an andern romanischen Bauwerken am Nordrande des Harzes, kein reiner Halbkreis, sondern ein der Ellipse sich nähernder Bogen, dessen gedrückte Form nicht etwa aus einer Senkung entstanden ist. Offenbar ist damit nur beabsichtigt gewesen, eine gewisse Höhe des Gebäudes nicht zu überschreiten; ästhetische Gründe würden die Ellipse fern gehalten haben.[1] Das Kämpfergesims (Nr. 223) hat eine einfache Hohlkehle.



Nr. 225.

Ein zweiter sehr alter Bauteil ist der jetzige Schlossturm, welcher im östlichen Teile des inneren Schlosshofes steht. Dieser kreisrund angelegte Turm hat ungefähr $20\frac{1}{4}$ m Durchmesser und lässt innerlich einen hohlen Cylinder von nur $7\frac{1}{2}$ m Weite, besitzt also die ausserordentliche Mauerdicke von $6\frac{3}{4}$ Meter. Vgl. den Grundriss (Nr. 224.) Doch ist dieser starke Mauerring, in dessen Wand wohl die Treppe emporführte, nur 12 Meter hoch, bot also mit seiner Zinnenbekrönung nur eine Verteidigungsterrasse. Um den Umblick zu ermöglichen, ist dem Unterturm später ein viereckiger Aufbau von fast derselben Höhe aufgesetzt, welcher nur 9 Meter im Quadrat Grundfläche hat und, ins Achteck übergehend,

[1] *[B]* Da man die geplante Höhe bequem hätte innehalten können, wenn man den Bogen etwas tiefer aufsetzen liess, so können die Flachbogen, die auch in Wimmelburg mehrfach vorkommen, entsprungen sein aus einer Entartung des Geschmackes, der am Ungewöhnlichen seine Freude hatte, also als eine Modethorheit zu betrachten sein.

eine Haube trägt. Vgl. die gegebene Ansicht von Osten (Nr. 216). *[G]* Puttrich irrt sicher, wenn er diesen runden Turm, welcher dem sogenannten Kaisertrutz in Görlitz sehr ähnlich ist, dem Ende des 15. Jahrhunderts zuweist.

[GS] Ein anderer sehr alter Turm liegt südlich des Schlosses in der Nähe der Thoreinfahrt, jedesfalls ursprünglich dazu bestimmt, diese zu schützen.

Dieser von Puttrich allein einer Darstellung durch zwei (nicht gerade getreue) Abbildungen gewürdigte Turm, der sogenannte Witwenturm, welcher in späterer Zeit Witwen der Schlossherren als Wohnsitz gedient hat, stammt seinem Kerne nach keineswegs, wie die späteren An- und Ausbauten, erst aus dem 15., sondern schon aus dem 12. Jahrhundert. Auch Puttrich setzt den runden Kern dieses Turmes mindestens schon in diese Zeit.[1] Er hat fast dieselbe Cylinderdicke, wie der eben beschriebene Schlossturm, aber eine grössere Höhe. Gegen Anfang des 16. Jahrhunderts aber erhielt er, jedesfalls durch den mittelortischen Grafen Gebhart VII., eine eigentümliche Erweiterung dadurch, dass er mit vier oben in Giebeln endigenden Erkerausbauten von grosser Breite durch drei Stockwerke hindurch versehen wurde, vermutlich um auf diese Weise mehr Wohnräume zu gewinnen, so dass er infolge dieser Veränderung auch geeignet wurde, später als Witwensitz zu dienen. *[G]* Jeder dieser Erker bildete, wie schon bemerkt, drei Stockwerke übereinander, deren jedes mit zwei Fenstern versehen war. Die Fenster der beiden noch erhaltenen unteren Stockwerke sind breit, werden aber mittelst eines steinernen Pfeilers in zwei schmale Abteilungen geschieden. Die Fenstergewände sind durch mehrfache Gliederungen verziert.

Den Turm selbst bedeckte eine gewölbte Haube, die in einer birnenförmigen Rundung endigte. (Vgl. Nr. 213 und 225). Von aussen mit Kupfer beschlagen, inwendig mit Brettern ausgetäfelt, gestattete dieser Knopf etlichen Personen, in seinem Innern an einem kleinen Tische zu speisen und sich an dem anmutigen Blicke über den See bis Eisleben zu ergötzen. Jetzt ist der Turm seines Daches beraubt und selbst zur Ruine geworden.

An diesen Turm schliesst sich nach Osten zu in derselben Breite, wie sie die Erker haben, die Schlosskirche in spätgotischem Stile an. Allerdings scheint auch dieser spätgotische Bau nur ein Erweiterungs- oder Umbau gewesen zu sein, da die grossen Spitzbogenfenster den Eindruck machen, erst später eingebrochen zu sein, und einige kleinere, mit Rundbogen versehene auf eine viel ältere Bauzeit des ursprünglichen Kirchengebäudes hinweisen. Es liegt nahe, anzunehmen, dass die schon mehrerwähnte romanische Kapelle auf dem Wirtschaftshofe, welche schon dem Anfange des zwölften Jahrhunderts angehört, ursprünglich allein vorhanden war; dass dagegen die umfangreichere Schlosskirche ursprünglich die (in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts vom Erzbischof Wichmann erbaute) Seeburger Propsteikirche war, denn diese für zwölf Kanoniker eingerichtete, mit gräflich Seeburgischen Erbgütern reich begabte (ecclesia collegiata in XII prebendorum stipendiis instituta"), zu einem gräflich Seeburgischen Haus-

[1] *[B]* Dem kann ich nicht ganz beistimmen; denn der Raum unter der Witwenwohnung ist mit einem mächtigen, bienenkorbartigen Rippengewölbe überspannt. Es ist allerdings nicht unmöglich, dass dieses gotische Gewölbe nachträglich eingezogen ist, wahrscheinlich ist es aber nicht; nur der unmittelbar über dem Erdboden sich erhebende Teil dürfte wegen der rundbogig geschlossenen Eingangsthür im Südwesten in die romanische Zeit zu setzen sein.

und Familienstift („pro nostra et parentum nostrorum salute“) bestimmte und den Heiligen Petrus und Lambertus geweihte Propstei musste notwendiger Weise eine geräumige Kirche haben, zumal sie mindestens über 30 Jahre in Seeburg bestanden hat, und diese Kirche kann eben nur die jetzige, wenn auch nur noch dürftige Spuren romanischer Bauart tragende Schlosskirche gewesen sein, welche bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts ihre älteste Form behalten haben mag. Als man aber im Anfange des 16. Jahrhunderts an den Ausbau des sogenannten Witwenturmes ging, wird sie etwa gleichzeitig mit diesem in spätgotischem Stile erweitert oder umgebaut worden sein. Damit aber war die Umgestaltung dieser Kirche noch nicht zu Ende. Denn im Jahre 1649 wurde sie vom Grafen Christ. Wilhelm I. v. Hahn nicht etwa, wie eine Ortsnachricht besagt, neu erbaut, sondern durchgreifend im Renaissancestil umgebaut, auch 1681 schon wieder repariert, so dass ihr eigentliches Alter jetzt kaum noch zu erkennen ist. In ihr hat der genannte Graf seiner Gemahlin Hedwig, geb. v. d. Busche († 1671), ein weniger künstlerisch als kunstgeschichtlich merkwürdiges Denkmal setzen lassen.[1] (Vgl. Nr. 226.) „An der Wand steht ein Relief von weissem Marmor, ohngefähr 12′ im Quadrat, mit vielen lebensgrossen Figuren, die Kreuztragung Christi darstellend. In der Mitte sinkt Christus unter der Last des Kreuzes zur Erde. Hinter Christus nimmt Christ. Wilh. Hahn in Allongenperücke als Simon von Cyrene das Kreuz auf sich. Hinter ihm seine sechs älteren Söhne. Vor Christus beugt sich seine Frau Hedwig als Veronika mit dem Schweisstuche; hinter ihr die vier jüngeren Söhne; vor ihr knieet die ältere Tochter Armgart, im Begriffe Christus die Hand zu küssen, und zu den Füssen Christi liegt ein kleines Kind, auf einen Totenkopf gelehnt, die Tochter Katharina Elisabeth, welche, ein Jahr alt, 1668 gestorben war. Darunter die etwas überschwengliche Inschrift:

D. M. S.

Mortalitatis suae exuvias
Ad iudicis adventum usque deposuit Hedewig
E vetustissimo de Busch et Wreden
Utrinque Westphalie nobilissimo sanguine nata,
Nobilis domini Christiani Wilhelmi Hahni
Desiderata conjunx, foecunda duodecim lectissimorum
Liberorum mater, prisca semper fide,
Procul ruga, procul ira, semper blanda, facilis,
Benigna, ubique inculpata, ex propria sua laude innocens.
Aetat. XXXII. Mens. VI. Conjug . . . . . . Mense III.
Cane fama, sile liquor, mirare posteritas!

[B] Die Ausführung ist überaus fleissig, nicht aber künstlerisch bedeutend. Dass der Graf in prunkvollem Imperatorenkostüm seine Last trägt, darf nicht auffallen; es liegt im Sinne jener auf äusseren Prunk so erpichten Zeit; auch der Gräfin, die in zeitgenössischer Kleidung dargestellt ist, hat der Künstler das Bestreben zu gefallen angedichtet. Kräftige Gestalten sind die eben das Stadtthor verlassenden Reiter.

[1] K Heine, Ein Wandertag an den beiden Mansfelder Seen. Halle 1872. O. Hendel, S. 46.



Nr. 226.

Das innere Schloss, um auch dessen noch kurz zu gedenken, ist ein Bau des 17. und 18. Jahrhunderts in zopfigen Formen. Alle westlich gelegenen Bauten sind verschwunden. Die über den Wallgraben ins ältere Schlossthor führende steinerne Bogenbrücke ist nach einer unten an der Südseite befindlichen Inschrift von Günther Hahn im Jahre 1706 erbaut worden. Der

innere Hof dieses Thores südlich vom blauen Gebäude ist noch jetzt ziemlich gut erhalten. Von ihm aus ging die Auffahrt ins Schloss an der Südseite der Schlosskirche und des Gebbartsbaues entlang, alsdann um die Westseite des letzteren herum und zog sich allmählich auf die Höhe des Schlossgrundstückes dahin, wo jetzt die Einfahrt in den Wirtschaftshof ist.

Wenn gleichwohl über dem jetzigen, aber wie schon bemerkt, erst in diesem Jahrhundert von Herrn Wendenburg errichteten Schlossthore ausser dem Wappen der Hahne und derer v. dem Bussche (zwei Pflugscharen) die Inschrift zu lesen ist:

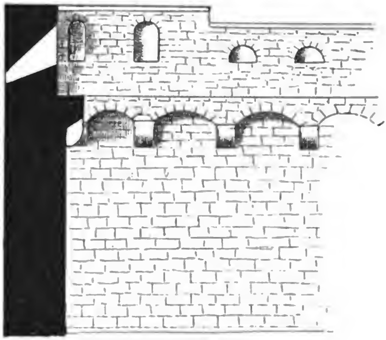
Erhalt, o ſtarker Gott, diſſ Hauß in deinen Gnaden,
In Seegen frid vnd ruh bey deinem Reinen Wortt,
vnd laſſe nimmermehr betreffen diſſen Ortt
Aufruhr vndt Ketzerey, Krieg, Kranckheit, fewerſchaden,

so ist zu bemerken, dass sich nach Aussage der älteren Schlossbewohner diese Inschrift gar nicht auf die Thoreinfahrt bezieht, weil sie sich früher an dem jetzt noch bewohnten Schlosse befand, welches mit einer seiner Langseiten die nördliche Umfassungsmauer bilden hilft und von dem Grafen Christian Wilhelm I. Hahn in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erbaut worden ist, nachdem am 26. Juli 1669 der grösste Teil des erst wenige Jahre zuvor wieder hergestellten Schlosses abgebrannt war. Auf dieses Schlossgebäude also bezieht sich obige, über der jetzigen Thoreinfahrt befindliche Inschrift, welche die Vorbesitzerin, Gräfin von Ingenheim, vor wenigen Jahrzehnten anlässlich einer Reparatur an ihrer jetzigen Stelle hat anbringen lassen, dadurch freilich den Leser irreleitend.

[B] Die alte Einfahrt, zu der man vermittelst der oben erwähnten Brücke gelangt, war wohl befestigt. Auf dem Grundriss stellt sich diese im Mauerwerk noch erhaltene Thorbefestigung fast als ein grosser Mauerturm dar, dessen Angriffsfront abgerundet ist, während die Nord- und Südseite parallele Mauern bilden die länger sind, als sie bei einem wirklichen Turme zu sein pflegen; die Mauerstärke beträgt dabei nur 1,77 m. Den oberen Teil der Mauer durchbrechen Schiessscharten, zu deren Bedienung die Verteidiger auf einem Laufgange standen, der auf konsolengestützten Flachbogen ruht (s. Nr. 227). Da der See ohnehin die Annäherung eines Feindes erschwerte und die Einfahrt auch noch von dem sie hoch überragenden „blauen Gebäude“ beherrscht wurde, so war ein Angriff von dieser wichtigen Stelle nicht gar zu schwer abzuwehren, zumal doch auch der Graben ein Hindernis bot. Statt der jetzigen 1706 erbauten Brücke war früher natürlich eine Zugbrücke vorhanden.

Es dürfte zweckmässig sein, zum Schluss noch einmal auf die Bilder zurückzukommen, welche die verschiedenen Perioden dieser alten Burg zur Anschauung bringen. Die älteste Ansicht (Nr. 213) findet sich auf demselben Sadelerschen Blatte, auf dem auch Schloss Mansfeld in seiner alten Gestalt wiedergegeben ist (siehe Heft XVIII., Mansfelder Gebirgskreis, unter Nr. 74 auf S. 133). Der Standpunkt des Zeichners dieser alten Ansicht ist ungefähr derselbe, wie der bei der Aufnahme der Gesamtansicht des jetzigen Schlosses innegehabte (Nr. 215); wir können deshalb einigermassen bequem vergleichen. Es fällt dabei zunächst auf, dass die Schlosskirche einen Fachwerkaufsatz mit zwei Dachgiebeln hatte. Vielleicht befand sich hier die Wohnung des Geistlichen oder auch des Küsters.

Das war nichts Seltenes; die Schlosskapelle der Burg Wendelstein im Unstrutthal war ebenso ausgestattet.[1] Auch das anstossende blaue Gebäude hat einen Fachwerkaufsatz; die dort sichtbaren Spitzen dürften wohl zu Dachluken gehören sollen.



Nr. 227.

Weiter nach links ist der Witwenturm mit seiner Haube sichtbar. Ob die dann folgende Wand mit den drei Rundgiebeln den Rittersaal darstellen soll, ist nicht ganz sicher, aber wahrscheinlich, wie ein Blick auf den Grundriss darthut, wobei man der perspektivisch mangelhaften Zeichnung manches zu gute halten muss.

Der dann folgende mächtige Turm ist trotz seiner veränderten Gestalt leicht wiederzuerkennen; statt des jetzigen viereckigen Aufsatzes trägt nämlich hier der Unterbau einen ebenfalls runden, fast ebenso gewaltigen Oberbau mit Kegelpyramide. Der Turm in dieser Gestalt muss das Aussehen der ganzen Anlage bedeutend beeinflusst haben; er bildete weit mehr als jetzt ihren beherrschenden Mittelpunkt.

Das hieran im Vordergrunde sich anschliessende Gebäude muss den Südflügel des grossen Baues darstellen sollen, der jetzt verschwunden ist, wohl aber auf der Abbildung von 1840 (Nr. 214) noch in die Augen fällt. Der untere runde Teil des südwestlichen Eckturmes ist hier leicht zu erkennen, wenn man die beiden hohen Wände darüber als Seiten des achteckigen Oberbaues ansieht; vielleicht hat der Zeichner bei der Ausführung seiner Skizze die Bedeutung dieser Wände nicht mehr im Gedächtnisse gehabt und ihnen so die etwas sonderbare Gestalt gegeben, die sie eher als zwei dicht nebeneinanderstehende Häuser erscheinen lässt.

---

[1] Ja es darf die Frage aufgeworfen werden, ob nicht schon in ältester Zeit solche kleinere Kapellen eine Wohnung über sich trugen; so würden sich wenigstens öfter die Gewölbe erklären, wie z. B. in der Wipertikrypta zu Quedlinburg, die ursprünglich nur eine Hauskapelle war.

Das links folgende Gebäude hat dieselben Dachgiebel und dieselbe Fensterstellung wie der erstgenannte Südflügel, ist also der westliche Teil dieses ganzen Gebäudes, den der Zeichner demnach sehr verkürzt hat; er hat wohl mit der Perspektive nicht recht fertig werden können.

Die übrigen Gebäude sind auf Grund des jetzigen Planes nicht mehr festzustellen, nicht einmal die alte romanische Kirche tritt unzweifelhaft hervor.

Das Bild von 1840, von Nordwesten aufgenommen (Nr. 214), zeigt im Wesentlichen den jetzigen Zustand, nur dass die im Westen und Süden den oberen Schlosshof abschliessenden Gebäude noch vorhanden sind; die beiden Ecktürme mit runder Grundfläche und achteckiger oberer Fortsetzung gehörten, wie die Aussenmauer selbst, dem alten Bau an. Auf dem Bilde, das den jetzigen Zustand giebt (Nr. 215), ist die Umänderung der Aussenmauer dieses Baues in eine zinnengekrönte Umfassungsmauer deutlich; der festungsmässige Eindruck wird durch zwei die Einfahrt zum Schlosshofe flankierende viereckige Türme noch verstärkt.

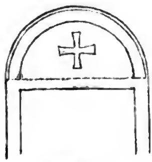
Der Gesamteindruck, den man von aussen hat, besonders wenn man vom Südufer des süssen Sees her auf das Schloss blickt, hat dadurch gewonnen; das Ganze sieht so trotziger und kriegerischer aus; kommt man näher, so wird man freilich aus der Illusion, in die man sich durch das malerisch-romantische Aussere hat versetzen lassen, zunächst wieder herausgerissen; doch wird man über der Erinnerung an die uralte Bedeutung des Schlosses und seine mannigfachen Schicksale das landwirtschaftlich-prosaische Treiben bald vergessen und die Sprache der altersgrauen Kirchen, Türme und Paläste, die der Mauerring der Feste umschliesst, ungetrübt in sich aufnehmen, die den Besucher in das poetisch-ritterliche Treiben längstverklungener Tage zurückversetzt.

[G] Östlich vom Schlosse und südlich von dem Kullerberge oder der Fleckenhöhe zieht sich der Flecken hin, welcher, wie schon der Name bekundet, aber auch das ausserordentlich frühe Dasein der Burg beweist, sicher später entstanden ist, als die Burg, aber auch schon im 8. Jahrhundert vorhanden gewesen sein muss, da bereits das Hersfelder Zehntverzeichnis Seoburg nennt. Das Gemeindesiegel (mit der Umschrift: **Gemeinde Siegel zu Seeburg**) zeigt einen stachelflossigen Fisch und unter demselben eine Weintraube. Beide deuten offenbar auf die Hauptnahrungsquellen der Einwohner, den Fischfang im benachbarten süssen See, und den Weinbau auf den benachbarten Bergen hin, der früher offenbar stärker war als gegenwärtig, wie z. B. aus einer Urkunde des Erzbischofs Albrecht von Magdeburg hervorgeht, der im Jahre 1209 die von seinem Vorgänger Wichmann dem Kloster Marienthal gemachte Schenkung mehrerer zu Weinpflanzungen geeigneten Anhöhen neben dem Schlosse Seeburg bestätigte. Der Flecken selbst enthält nichts Merkwürdiges, höchstens verdient folgende, über der Thür der Gemeindeschenke, des jetzigen Gasthofs zur Forelle, befindliche Inschrift Erwähnung:

Fratres et Agnati de Hahn, Possessores Seeburg,
domini in Kuchelmis, Remplien, Liepen et Demzin,
Aedificium hoc exstrui fecerunt
Anno 1705.

Beachtenswert ist dagegen die oberhalb des Fleckens auf der Fleckenhöhe hoch gelegene Kirche S. Nicolai. Die Wahl dieses Bischofs, des Patrons der

Fischer und Schiffer, zum Schutzheiligen erklärt sich leicht daraus, dass die meisten Einwohner des Dorfes ehemals Fischer waren. Auch dieser Kirche darf man ein sehr hohes Alter, vielleicht ein ebenso hohes, als der vorher beschriebenen Burgkapelle zuschreiben. *[S]* Ganz besonders gilt dies von dem Turme, in welchen man freilich später kleine Spitzbogenfenster eingesetzt hat. Das westlich angebaute Schiff war, wie die romanische Eingangsthür in der Südwand, deren Tympanon ein gleicharmiges Kreuz enthält (vgl. Nr. 228), und ein im Westgiebel befindliches kleines romanisches Fenster bezeugen, ursprünglich von gleichem Alter als der Turm, dagegen ist der östlich gelegene Altarraum gotisch und mit halbachteckigem Schluss versehen. Doch war auch er, wie die Turmstellung (in der Mitte) bezeugt, ursprünglich wohl mit einem in romanischem Stile ausgeführten Altarraum nebst Absis versehen. Da der Boden nach Osten ansteigt, so liegt der Fussboden des Altarraumes viel höher, als der des Schiffes; der des letzteren ist deshalb in der Mitte erhöht, um den Geistlichen vor dem Altare sehen zu können.



Nr. 228.

[G] In der Kirche sieht man den Rest eines Altarschreines. Die Mitte desselben nimmt ein in vier Felder geteiltes Gemälde des späteren Mittelalters

Vorderseite:

Gottesmutter.	*Marterung der h. Agnes.*	*Überredungsversuche.*	*S. Barbara.*
S. Joh. Evang.!	*S. Agnes im Gefängnis.*	*Tröstung durch Engel.*	*Heiliger.*

Rückseite:

S. Gangolf?		*S. Florian.*

ein, welches das Martyrium der h. Agnes darstellt. Oben links erblickt der Beschauer die Heilige an einen Pfahl gebunden und von einem Manne gegeiselt, der auf dem Rücken eine die Zunge herausstreckende Fratze trägt. Vor ihr steht

ein Mann, der sie mit einem eisernen Marterwerkzeuge bedroht. Oben rechts scheint der Vater der Heiligen nebst anderen Personen ihr vom Eintritt ins Kloster abreden zu wollen. Unten links erblickt man die Jungfrau in einem Gefängnis, neben ihr ihren Vater (?). Unten rechts wird die nackte, in Wolken gehüllte Jungfrau durch einen von Gottvater entsendeten Engel, dessen Angesicht von grosser Schönheit ist, mit Brot und Wein gespeist. Die beiden letzteren Bilder haben 1730 durch Absägen ihre untere Hälfte eingebüsst, da man so Raum gewinnen wollte, um über ihnen die Kanzel anbringen zu können (!). Links von dem viergeteilten Mittelbilde steht im oberen Felde eine Mutter Gottes auf dem Halbmonde, unter ihr der Evangelist S. Johannes mit dem Kelche. Rechts oben ist die heilige Barbara, am Kelche kenntlich, angebracht; unter ihr ein männlicher, barhäuptiger, aber — da sein Emblem abhanden gekommen ist — nicht näher zu bestimmender Heiliger.

Fast noch schöner sind die Gemälde hinter dem Altare auf der Rückseite des Mittelfeldes, die im vorigen Jahrhundert ebenfalls zersägt und zeitweilig als Schrankthüren gebraucht worden sind (!). Das eine (links vom Beschauer) stellt einen Ritter mit Fahnenlanze, das andere (rechts vom Beschauer) den ein Schöpffass in den Händen haltenden, das Feuer löschenden heiligen Florian dar. Da die auf diesem Bilde im Hintergrunde rechts befindliche Person etwas Ähnlichkeit mit Luther hat, so ist die unerwiesene Sage aufgekommen, diese Bilder seien von Lukas Kranach dem Jüngeren gemalt, der, als er noch katholisch gewesen, Luther dadurch habe verspotten wollen. Jedoch gerade diese Begründung, ganz abgesehen von den auf frühere Zeit weisenden Trachten, macht jene Behauptung hinfällig, da schon sein Vater einer der ersten Anhänger Luthers war.

Unter dem Turme befinden sich zwei Grabsteine aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Der eine von ihnen bezieht sich auf einen Herrn von Trotha, wie das daran angebrachte Wappen derer von Trotha neben dem derer „von Wadztorff“ beweist. Die Inschrift, soweit sie erkennbar ist, lautet:

Anno domini 1576 am 4. Tag Novembris ist der edle
und gestrenge Juncker . . . . entschlafen
seins Alters . . . . . . dem Got Gnade.

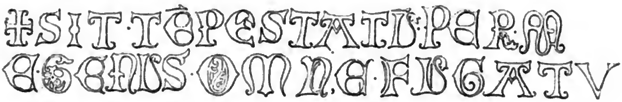
An der Nordseite der Kirche, nach dem Altare zu, steht ein Sandstein-Denkmal, gesetzt mense Augusto anni MDLXXVIII, die in jugendlichem Alter im Jahre 1578 verunglückten beiden Söhne Kuno Hahns I. darstellend.[1] Beide Brüder in Lebensgrösse knieen hintereinander. In der Hüfte des älteren Kuno Paris ist die Stelle, wo die Kugel des Mörders eindrang, durch ein Loch bezeichnet. Hinter den Statuen erblickt man das Hahnsche Wappen nebst denen vieler verwandter Geschlechter, der Maltzan, Bülow, Bugenhagen, Quitzow u. a. mit Emblemen und Sprüchen. Die darunter angebrachte Inschrift berichtet in weitläufiger Weise und in unklassischem Latein den Tod und die Vorzüge des unglücklichen Jünglings. Eine kürzere deutsche, auf den jüngeren Bruder bezügliche Inschrift befindet sich auf der östlichen Giebelseite des Denkmals. Neben dem Denkmal und demselben gegenüber stehen auf zwei in die Mauer

[1] Nach K. Heine, Ein Wandertag etc. S. 42.

eingesetzten Trägern zwei ritterliche Figuren, wahrscheinlich Nachbildungen der beiden Brüder Levin Ludwig I. und Werner Hahn.

Erwähnung verdient noch, dass Luther am zweiten Ostertage 1525 in dieser Kirche gegen die aufrührerischen Bauern, welche bei Osterhausen lagen, gepredigt hat.

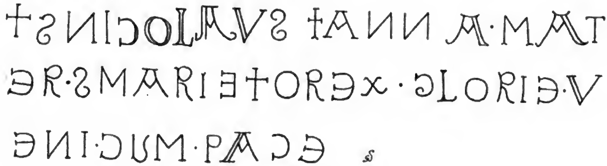
Die drei Glocken des Turmes haben 0,96, 0,93, 0,37 m Durchmesser. Die beiden grösseren sind schon früher von mir abgebildet und besprochen worden.[1] Die grosse, mit sehr schönen Majuskeln, trägt die Legende:



Nr. 229.

+ SIT · TEPESTATV‾ · PER · ME · GENUS · OMNE · FVGATUM.

Die mittlere, mit teilweise rückwärts stehenden, sehr rohen und daher wohl sehr alten Majuskeln hat die Umschrift:



Nr. 230.

+ S. NICOLAVS + ANNA + MATER · S. MARIE
+ O REX · GLORIE · VENI · CVM · PACE ·

Die Zahlbuchstaben, addiert, ergeben eine so hohe Summe, dass nicht daran zu denken ist, sie könnten hier zur Zählung gedient haben. Ein Schluss auf das Entstehungsjahr erscheint also unstatthaft.

Die kleine Glocke vom Jahre 1484 trägt in gotischen Minuskeln nur die Jahresangabe:

ano · dni · m · cccc ❀ lxxxiiii.

Stedten.

[G] Grosses, 14 km südöstlich von Eisleben und südlich vom süssen See an der Weida gelegenes Pfarrkirchdorf mit im Jahre 1784: 356, 1875: 1037, 1880: 1202, 1885: 1465, 1890: 1520 Einwohnern, in fruchtbarer Gegend. Auf die Fruchtbarkeit der Flur deutet der Name des Ortes (urkundlich im 8. Jahrh. Stedi, seit 1242

---

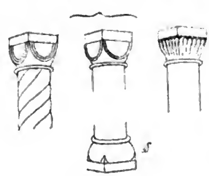
[1] Vgl. Grössler, Die Glocken des Mansfelder Seekreises, Zeitschrift des Harzvereins XI., S. 34 und 35. Die Abbildung der Umschriften ebenda, Tafel I, No. 8 und 9.

Steden und Stedin) insofern, als die älteste Namensform, der Dat. oder Locativus sing. das ahd. stat, alts. stad. einfach „zur Stätte", nämlich „zur Wohnstätte" bedeutet, eine Bezeichnung, deren Einfachheit zu der Annahme berechtigt, dass dieser Ort die älteste Gründung im Weidathale ist, da man bei Anlage derselben noch nicht nötig fand, ein unterscheidendes Bestimmwort beizufügen, und die ersten Ansiedler sich doch sicher den besten Platz, die fruchtbarste Flur aussuchten. Nach erfolgter Zunahme der Zahl der Höfe war der Eintritt der Mehrheitsform Steden (= zu den Wohnstätten) selbstverständlich. Die Fruchtbarkeit der Dorfflur wird aber auch durch das Gemeindesiegel bekundet, welches einen Säemann mit der Umschrift: **Gemeinde Stedten** darstellt, also den Ackerbau als den Hauptnahrungszweig der Bewohner bezeichnet. Im Mittelalter lag das Dorf im südlichen Hosgau und zwar im Burgbezirk Schraplau; später gehörte es zum Unteramt Schraplau, in kirchlicher Beziehung gehörte es zum halberstädtischen Osterbann (bannus orientalis) und zwar zum Erzpriestersitz Röblingen des halberstädtischen Osterbannes. Das Kloster Helfta hatte hier Grundbesitz.

Nach dem Dorfe, in welchem vier Rittergüter und ein Freigut gewesen sein sollen, nannte sich ein niederes Adelsgeschlecht. Die Rittergüter waren eine Zeit lang im Besitze der Familien von Steuben, von Letmath, von Watzdorf (später von Bodenhausen), Gürg (später von Krosigk); das Freigut war im Besitz der Familie Schumann. Die zwei letztgenannten Rittergüter erkaufte die prinzliche Kammer und schlug sie zum Amte Schraplau.

Am 31. Juli 1719 brannten infolge eines Blitzschlages vierzehn Häuser nebst der Pfarre und Schule ab.

Die Kirche ist nach der Agende dem h. Martin, nach anderer Angabe dem h. Georg geweiht. Da jedoch das Kirchensiegel das Brustbild eines Bischofs zeigt, welcher in der Linken einen Krummstab, in der Rechten ein Schwert hält, so war die Kirche ohne Zweifel dem h. Martin geweiht. Die Kirche gehörte in ältester Zeit dem Kloster Rode (Hildborgerode) zwischen Sangerhausen und Eisleben, denn am 29. Nov. 1323 vertauschte dasselbe das Patronatsrecht über die Kirche zu Stedten gegen das Patronatsrecht über die Kirche zu Bornstedt an das Erzstift Magdeburg. (Es wird nämlich, nachdem bemerkt ist: „cum ad nos et nostram ecclesiam jus patronatus ecclesie in Steden . . pertineret," vereinbart: „ita quod ad nos et ecclesiam nostram in Hilborgherode ius patronatus ecclesie in Bornstede, ac ius patronatus ecclesie in Steden ad vos et vestram Magdeburgensem ecclesiam deinceps debeat perpetuo pertinere." Bereits im Jahre 1254 wird ein Pfarrer der Stedtener Kirche namens Theoderich erwähnt.


Nr. 231.

Das Kirchengebäude selbst gehört der frühromanischen Zeit an, doch ist das Schiff in spätgothischer Zeit umgebaut. Während der im Jahre 1714 reparierte Turm in seiner Nordwand ein vierfach gekuppeltes und in seiner Südwand ein dreifach gekuppeltes Fenster mit hübschen kleinen romanischen Zwischensäulen hat (Nr. 231), zeigt das Schiff der Kirche jetzt Spitzbogen, wie auch das kunstreich gearbeitete

Nordportal Spitzbogen mit überschlagenden Stäben zeigt. In das Holz der Thür, an welcher ein hübscher Klopfer angebracht ist, ist folgende Inschrift eingeschnitten:

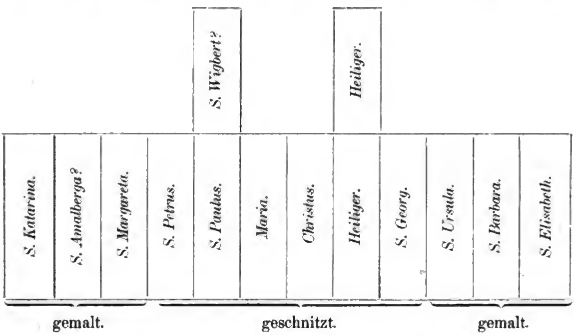
I · 5 · 17 ·
KIRCHE · ERBAVET ·
V. D. M. I. Æ.
(Verbum domini manet in aeternum.)

Zur rechten Seite dieses Portals liegt eine umgestürzte, runde, etwas konische romanische Taufsteinschale von sehr roher Form, die 23 Zoll hoch ist und am oberen Rande etwa 30 Zoll Durchmesser hat.

Im untern Turmgeschoss, welches durch Doppelbogenstellung mit der Kirche verbunden ist, befindet sich in der westlichen Wand ein altes Tabernakel. Der innere Ausbau der Kirche, Kanzel und Orgel trägt den Stil der Renaissance.

Besondere Beachtung verdient der auf dem Altar stehende, gut erhaltene, mit schön geschnitzten Baldachinfriesen geschmückte grosse Klappenaltarschrein, dessen Seitenflügel auf Goldgrund gemalte Heiligenbilder zeigen.

Im Mittelfelde sitzen Maria und Christus auf Sesseln, beide gekrönt; links stehen Petrus (Schlüssel verloren) und Paulus mit dem Schwert; rechts eine männliche Figur mit Krummstab und Buch, sowie St. Georg, den Drachen



erstechend. Auf dem linken (nur gemalten) Flügel erblickt man S. Katarina mit Schwert und Rad, ferner eine gekrönte weibliche Gestalt mit einer Kirche S. Amalberga?) und S. Margareta ohne Krone, ein Kreuz in der Rechten, einen Drachen gleich einem Schosshündchen in der Linken haltend. Auf dem rechten S. Ursula mit Pfeil und Palme (?), S. Barbara mit Kelch und S. Elisabeth unter Lilienkrone mit einem Korbe. Unter der Mittelgruppe steht die Legende:

Veni electa mea; ponam in te (= te in) **tronum.**

Über derselben stehen noch zwei männliche Gestalten. Zu Füssen der ersteren liegt ein Kind oder Bettler (S. Wigbert oder S. Valentin?); die letztere



Nr. 232 a.

ist nicht zu deuten. Auf der Rückseite der Flügel sind je drei Heilige gemalt. Der nördliche zeigt in der Mitte S. Anna selbdritt, ausnahmsweise beide Kinder (Maria und Christus) auf dem Arme haltend und dem Christuskinde einen Apfel reichend. Ihr zur Seite steht eine Heilige mit einem Behälter, in welchem Fische zu sehen sind, und eine andere, welche anscheinend eine Kanne trägt. (S. Magdalena?) Auf dem südlichen Flügel sind drei männliche Heilige zu sehen; in der Mitte ein Bischof mit Krummstab, ihm zur Seite ein bärtiger Heiliger mit Hackemesser und Buch und ferner S. Laurentius mit dem eisernen Rost.

Unter der südlichen Empore befindet sich ein Bild Luthers in Basrelief mit der bekannten Inschrift:

Pestis eram vivus, moriens ero mors tua, papa.

Ebenda ein Begräbnisdenkmal, eine betende Familie vor dem gekreuzigten Christus darstellend, welcher sonderbarerweise durchaus weibliche Formen hat.

Auch auf der südlichen Empore befindet sich ein Grabdenkmal, welches die Auferstehung und die Himmelfahrt Christi darstellt, letztere so, dass — wie auf einem Gemälde in der Kirche zu Creisfeld — nur die Beine des Auffahrenden sichtbar sind. Die beigegebenen Wappen sind so gründlich übertüncht, dass man sie nicht mehr erkennen kann.

Auf dem Turme hangen drei Glocken von 1,16, 0,84 und 0,72 m Durchmesser, deren grösste in verzierten Majuskeln[1] folgende Legende hat:

+ MATHEVM SIGNAT VIR, BOS LUCĀ, LEO M'CV̄, ALES DISCIPLM QVI SV̄ SORDE FVIT · Ā · Ꞇ.

(Nr. 232 a.)

In diesem aus ungereimten und darum gewiss alten Versen bestehenden Distichon werden die auf der Glocke innerhalb kreisrunder Medaillons auch bildlich dargestellten Symbole der vier Evangelisten mit deren Namen aufgeführt. Allerdings müssen die Worte sv̄ sorde richtiger sub corde gelesen werden. Der discipulus, qui sub corde (Jesu) fuit, ist Jesu Lieblingsschüler Johannes, der an seinem Herzen lag, unter seinem Herzen ruhte. Unter der Legende des Kranzes stehen noch mehrere Namen (Nr. 232 b). Zuerst der Name Sannson mit einer von einem Kreise eingeschlossenen Darstellung Simsons, wie er den

[1] Vgl. Grössler, Die Glocken des Mansfelder Seekreises in der Zeitschrift des Harzvereins XI., S. 30 und Tafel 1, Nr. 4 und 5 der Abbildungen.

Tempel des Gottes Dagon zertrümmert; ferner der Name S. Elisabeth über einer weiblichen Gestalt, welche einen Korb (?) am Arme trägt, während ihr zur Seite ein behelmter, die Arme in die Seiten stemmender Ritter steht, offenbar der Landgraf Ludwig, ihr Gemahl. Wir haben also hier offenbar eine Darstellung der bekannten Sage der von Gott selbst gutgeheissenen Notlüge der frommen Landgräfin. Drittens der Name S. Nicolaus über einer sitzenden Gestalt, welche in ihren ausgestreckten Händen nicht erkennbare Gegenstände hält. Die östliche Wange zeigt den Namen Tammo, welcher vermutlich der des Giessers ist. Obschon eine Jahreszahl auf der Glocke nicht angegeben ist, so lässt sich doch aus der Erwähnung und bildlichen Darstellung der im Jahre 1235 heilig gesprochenen Elisabeth der Schluss ziehen, dass die Glocke nicht vor der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts gegossen sein kann.

Die beiden kleineren Glocken sind jüngsten Ursprungs. Eine von ihnen war 1587 gegossen und hatte 150 fl. gekostet.



Nr. 232b.

Steuden.

[G] Ansehnliches, $19\frac{1}{2}$ km südöstlich von Eisleben am Schmerlenbache oder Stephanusborn gelegenes Pfarrkirchdorf mit im Jahre 1784: 390, 1875: 740, 1880: 825, 1885: 854, 1890: 851 Einwohnern, welches wie Stedten im Burgbezirke Schraplau des südlichen Hosgaues, später im Unteramte Schraplau lag und in geistlicher Hinsicht auffälliger Weise zu dem Erzpriestersitz Wünsch im halberstädtischen Osterbann gehörte. Man unterscheidet das Ober- und Unterdorf.

Der Name des Ortes (im 8. Jahrhundert Studina, später Studene, Steuden), von dem slav. studny kühl abgeleitet, bezeichnet das Dorf als eine an kühlem Quell oder Bache gelegene Ansiedlung, deren Gründer demnach slavische Serben gewesen sind. Das Gemeindesiegel zeigt in seiner älteren Darstellung (mit der Umschrift: „**Gme Steuten**") anscheinend einen Nadelholzbaum, in der jüngeren einen palmenartigen Baum, scheint also andeuten zu wollen, dass das Dorf einst im Tannenwalde lag, wenn nicht der Baum, wie sonst meist, die ungeschickt ausgeführte Dorflinde, d. h. das Sinnbild des Sammelplatzes der Bauernschaft sein soll.

Das Nonnenkloster S. Georg zu Glaucha bei Halle und das S. Moritzkloster ebendaselbst, ferner die Klöster Hildburgeroda (Klosterode) und Eilwardesdorf (Marienzelle bei Querfurt) hatten hier Grundbesitz. Das Steudener Ritter- oder Freigut war vorübergehend im Besitz der Familien von Helldorf, von Bose und von Biesenroth, wurde aber später von der prinzlichen Kammer angekauft und dem Amte Schraplau zugelegt.



Nr. 233.

Im Jahre 1647 hatte das Dorf eine Plünderung zu erleiden. Am 21. November 1669 brannte die Pfarre und Schule nebst fünfundzwanzig Häusern ab.

Die dem h. Moritz geweihte Kirche scheint, da, wie erwähnt, das hallische S. Moritzkloster hier Grundbesitz hatte, den Mönchen dieses Klosters ihre Entstehung zu verdanken. Das im Wesentlichen der Renaissancezeit angehörige Kirchengebäude hat keine besonderen Merkwürdigkeiten. Doch finden sich Spuren eines älteren Baues in der zugemauerten südlichen Rundbogenthür und in den Spitzbogenfenstern mit und ohne Masswerk. Die Westwand des durch Gesimse in drei Stockwerke geschiedenen Turmes zeigt einen mit Steinen ausgesetzten mächtigen Rundbogen. Über der ebendaselbst befindlichen Eingangsthür erblickt man das Mansfeld-Querfurtische Wappen und über demselben die Inschrift:

Anno 1697 neu erbawet

und darüber:

Anno 1741 repariret.

Die Kirche besitzt ein messingenes Taufbecken mit dem Reichsdoppeladler.

Auf dem Turme hängen drei Glocken von 1,05, 0,88 und 0,65 m Durchmesser. Die grosse Glocke ist 1674 zuerst gegossen, im Jahre 1835 aber von Ulrich in Laucha umgegossen worden. Die mittlere ist 1876 ebenfalls von den Gebrüdern Ulrich in Laucha gegossen worden. Die kleine, eine der wenigen datierten Glocken aus dem Mittelalter, vom Jahre 1336, trägt in gotischer Majuskel die Inschrift:

+ ANNO ◦ DOMINI ◦ M◦ C◦ C◦ C◦ XXXVI◦◦
XVI◦◦ KL · AUGVSTI◦◦[1]

ist also am 17. Juli 1336 gegossen worden (vgl. Nr. 233).

Strenz-Naundorf.

[G] Doppeldorf, 19 km nordnordöstlich von Eisleben gelegen, mit im Jahre 1875: 664, 1880: 648, 1885: 610: 1890: 664 Einwohnern und zwei Kirchen, vormals zum nördlichen Schwabengau (Grafschaft Alsleben) und zum Banne Wiederstedt des Bistums Halberstadt gehörig. Das ältere der beiden Dörfer ist, wie schon der Name Naundorf (neues Dorf) bekundet, ohne Zweifel Strenz, jedesfalls slavischen Ursprungs. Schon im Jahre 964 nennt Markgraf Gero unter den Dörfern, mit denen er das von ihm gestiftete Nonnenkloster zu Gernrode ausstattet, auch Strenz cum ecclesia (Cod. dipl. Anhalt I. No. 38). Freilich ist möglich, dass die Urkunde

[1] Vgl. Zeitschr. des Harzvereins, Tafel 3, Nr. 26.

einen wüst gewordenen Ort in der Gegend von Bernburg meint. Die Bedeutung des Ortsnamens ist dunkel. Ein besonderes Ortssiegel von Strenz ist nicht vorhanden, offenbar weil das jüngere Naundorf sich bedeutender entwickelte, als das später in ihm aufgegangene ältere Strenz. Auf diese Vereinigung der beiden Gemeinden soll vielleicht das Ortssiegel von Naundorf mit der Umschrift:

Gemeine Siegel Naundorff bey Alsleb. 1745,

welches in undeutlichen Umrissen anscheinend zwei sich umarmende menschliche Gestalten, eine weibliche und eine männliche, von verschiedener Grösse zeigt, hindeuten. Oder blickt diese Darstellung auf ein anderes geschichtliches Ereignis zurück? Ebenso muss dahingestellt bleiben, warum ein späteres Siegel der vereinigten Gemeinden Strenz-Naundorf mit der Umschrift: **„Strenz-Naundorf. Mansfelder Seekreis“** ein von einem Lorbeerkranze umgebenes Kreuz in der Form des eisernen Kreuzes zeigt.

Die Kirche von Strenz ist dem h. Wigbert geweiht, ein Umstand, der schon allein ihre frühe Gründung zur Zeit der Einführung des Christentums beweist, da letztere in hiesiger Gegend höchstwahrscheinlich dem h. Wigbert oder doch dessen Schülern zu verdanken ist. Jetzt ist die zu v. Dreyhaupts Zeit (1750) bereits so baufällig gewesene Kirche, dass kein Gottesdienst mehr in ihr gehalten werden konnte, in ein Schulhaus mit Lehrerwohnung verwandelt. Doch hat man im Ostgiebel desselben zwei kleine altromanische Kirchenfenster — ausser einem vor dem Bienenhause liegenden Fusse einer romanischen Fenstersäule die einzigen Zeugen von dem hohen Alter des ehemaligen Kirchengebäudes — belassen. Der Turm hat seine alte romanische Form bewahrt und dient noch seinem ursprünglichen Zwecke, zeigt aber nichts Merkwürdiges. Auf demselben hangen noch zwei schöne alte Glocken von 1,01 und 0,86 m Durchmesser, mit gotischer Majuskelinschrift. Die grössere (vgl. Nr. 234) trägt die schöne Inschrift:



Nr. 234.

+ IN HONORE SANCTE MARIE· VIRGINIS . A . ⳨

Die Inschrift der kleineren lautet:

+ + ANNA MATER MARIE ⳨

Das zur Ergänzung des apokalyptischen Omega erforderliche bekreuzte A findet sich in dem Worte mater (vgl. Nr. 235 auf S. 382).

Erwähnt sei noch, dass an der südlichen Mauer der ehemaligen Kirche ein Grabstein des „ehrbaren“ Köhler vom Jahre 1585 liegt.



Nr. 235.

Die Naundorfer, dem erheblich später in Norddeutschland zur Verehrung gelangten h. Nicolaus geweihte Kirche ist ein modernes Gebäude, dessen Inneres sehr verwahrlost ist. Der Schlussstein der Turmthür zeigt die Jahreszahl 1724. In der Wetterfahne des pickelhaubenartig bedachten Turmes befindet sich ein fliegender Engel, eine Posaune blasend; unter ihm die Jahreszahl 1864. Die ziemlich geschmacklos verzierte Kanzel ist nach v. Dreyhaupt 1725 in die Kirche gebracht; in demselben Jahre ist auch der Altar neu erbaut worden. An der äusseren Nordwand des nördlichen Vorbaues ist ein Crucifixus eingemauert, dessen Füsse nebeneinander stehen. Keine üble Arbeit. An der Südwand der Kirche der Leichenstein des Pfarrers Daniel Gottlieb Grossmann († 1726).

Auf dem Turme hangen zwei Glocken von 1,04 und 0,93 m Durchmesser. Die grosse hat gar keine Inschrift. Auf der kleineren vom Jahre 1735 ist in römischen Majuskeln Folgendes zu lesen:

D. O. M. S.
FRIED · WILHELM - REGE - PRUSS - ET ELECT -
BRANDENB. - REGNANTE
SONO QVEM ANNO 1480 ACCEPI,
EX FISSURA AMISSO:
PATRONUS ECCLESIAE HUIUS
DN. HANS GEORGE DE KROSIGK
PEDITUM GUELFFERBYT. DUCIS CHILIARCHA,
ALSLEBIAE, PIESDORFII, GNOLBZIGII POSSESSOR,
ME HALAE DENUO FUNDENDAM ET
PRISTINO SONO MAGNITUDINI ET LOCO
RESTITUENDAM CURAVIT
MENSE AUGUSTI 1735.

Darunter das v. Krosigksche Wappen mit den drei Pflugscharen. Auf der anderen Seite steht:

OFFICIO H. T. FUNGENTIBUS
DN. ANDREA CURTIO P. T. KROSIACI PRAETORII
PRAEFECTO,
PAST. HUIUS LOCI DN CARL AUGUST GROSMANN,
LUDIMAGISTRO JOH. FRIEDR. GEORGE FISCHER,
JUDICE JOHANN CHRISTOPH LOTZE,
ARBITRIS CHRISTIAN NAUNDORFF ET
ANANIA FRITZSCHES.
TEMPLI CURATORIBUS JOHANN FRIEDERICH
GOLTZER ET CHRISTOPH VETTER.

Darunter steht umrahmt:

GOS MICH PETER BECKER IN HALLE ANNO 1735.

Am unteren Rande erblickt man den Spruch:

GOTT, GIEB FRIEDE IN DEINEM LANDE,
GLÜCK UND HEIL ZU ALLEM STANDE. AMEN.

Teutschenthal.

[G] Grosses, 19–20 km ostsüdöstlich von Eisleben am Würdebache gelegenes Doppeldorf mit im Jahre 1875: 3279, 1880: 3421, 1885: 3716, 1890: 3431 Einwohnern und zwei Kirchen, während des Mittelalters zum Burgbezirk Schraplau im südlichen Hosgau, bzw. zum Erzpriesterbezirk Holleben im Halberstädtischen Osterbann gehörig.

Der Name des Ortes ist trotz seinem anscheinend urdeutschen Aussehen durchaus undeutsch. Das heutige Teutschenthal ist nämlich ein aus vielen kleinen Dörfchen zu einem grossen Orte erwachsenes Sammeldorf, das auch schlechthin „das Thal“ genannt wird. Während Unterteutschenthal aus Oesnitz — wo die Haupt- oder Unterkirche liegt — und Wordhem (jetzt Würdenburg), Mittelteutschenthal aus Ibitz und Bosdorf — in welchem die Pfarre und Mittelkirche lag, die später zu einer Pfarrscheune gemacht wurde — sich bildete, entstand Oberteutschenthal aus Kuhsdorf, Gottsdorf und Deussen (mit der Oberkirche). Ja, da das Hersfelder Zehntverzeichnis letzteren Namen fünf Mal nennt, so muss man auch annehmen, dass es eben so viel kleine Ansiedelungen dieses Namens im Thale des Würdebachs gegeben hat.[1] Die Entwickelung des alle anderen Dorfnamen verdrängenden Namens Teutschenthal ist sehr lehrreich, da sie bekundet, wie vorsichtig man bei der Erklärung von Ortsnamen sein muss, und wie man nur dann eine sichere Erklärung bieten kann, wenn genügende urkundliche Formen sich ermitteln lassen. Im achten Jahrhundert heisst der Ort Dussina, 1120 Deusne, 1136 Dusne, 1144 Deussene, 1179 und 1191 Dusne, 1201 Deusen, seit 1340 Deussenthal, d. h. Deussen im Thal oder das Deussen-Thal. 1376 Dusendale, 1400 Tutzenthal. 1436 in deme Dutzschental, 1447 zum Deussenthall, 1481 das Deussenthal. Erst in der neueren Zeit schrieb man den Namen, nachdem man den slavischen Ursprung desselben vergessen hatte, Deutschenthal und, um ihn ja recht urdeutsch zu machen, in amtlicher Schreibung Teutschenthal und bezeichnet demnach in völliger Unkenntnis des wahren Sachverhältnisses einen Ort als deutsch, der ursprünglich entschieden slavisch war, und wo noch im Jahre 1201 slavisch redende Einwohner (Slavi in Deusne manentes) zu finden waren. Das Gemeindesiegel von Teutschenthal mit der Umschrift: „Gemeinde Teutschenthal“ zeigt einen grossen Laubbaum inmitten zweier kleinerer, vermutlich eine Hindeutung auf die Dorflinden der später herausgebildeten drei Dörfer Ober-, Mittel- und Unterteutschenthal. Das Kloster Kaldenborn bei Riestedt hatte hier reichen Grundbesitz sowie das Patronatsrecht über die beiden schon 1120 vorhandenen Pfarrkirchen zu Osnitz (Unterteutschenthal) und Deussen (Oberteutschenthal), während das Gericht im Dorfe und Felde zu „Düssenthal“ den Besitzern der Würdenburg zustand. In späterer Zeit gehörte die Sct. Veitskirche

[1] Über das Beieinanderliegen mehrerer Dörfchen desselben Namens vgl. Harzvereinszeitschrift, XVI, S. 104 und 105.

zu Oesnitz zum Mansfelder, die S. Laurentiuskirche zu Oberteutschenthal zum Merseburger Anteil der Mark. 1436 belehnte der Bischof Johannes Bose von Merseburg den Caspar von Borgkartzrode mit dem Judenzoll in deme Dutzschental. (Neue Mitt. XVIII, S. 227.) Daraus ergiebt sich, dass die Annahme, der Besitz des Bistums Merseburg hierselbst rühre erst von dem Bischof Thilo von Trotha her, der seinen Anteil an Teutschenthal zu seinem Bistum geschlagen, irrig ist, da Thilo von 1468—1514 den Merseburger Bischofsstuhl inne hatte, das Bistum aber schon vor ihm in Teutschenthal Besitz hatte.

Im Jahre 1641 wurde Teutschenthal geplündert, dagegen erging es dem Orte im Jahre 1642 besser. Kurz vor Weihnachten bezog nämlich die kaiserliche Armee unter Erzherzog Leopold und Feldmarschall Piccolomini in der Gegend ihre Winterquartiere. Teutschenthal im besondern wurde von dem Obersten von Spiegel und seinem ganzen Regiment zu Pferde besetzt. Die Einwohner hatten aus Furcht vor Misshandlungen das Dorf verlassen und sich (wahrscheinlich nach Halle) geflüchtet, der Pfarrer aber war mit Weib und Kind zurückgeblieben und fand Aufnahme auf dem Hause Würdenburg bei dem Obersten Spiegel, von dem er mit Speise und Trank versorgt, auch zu Neujahr beschenkt wurde. Der Berichterstatter Biering nennt daher den Obersten einen rechten Spiegel für Offiziere und Soldaten.

Ober-Teutschenthal.

[G] 19½ km. südöstlich von Eisleben gelegen, hatte im Jahre 1875: 942, 1880: 978, 1885: 1124, 1890: 1030 Einwohner.

Schon im Jahre 1120 war in Oberteutschenthal, welches damals Dussina, Dusne hiess und in der Grafschaft des Pfalzgrafen Siegfried von Sachsen lag, eine Kirche vorhanden, welche von dem Gründer des Klosters Kaldenborn bei Sangerhausen, dem Grafen Wichmann von Thüringen, nebst 37 Hufen dem genannten Kloster übereignet wurde. 1136 und 1179 wurde dieser Besitz dem Kloster bestätigt und im letzteren Jahre von dem Bischof Odelrich von Halberstadt dabei bemerkt, dass der Propst von Kaldenborn die Kirche zu Dusne als Patronatsherr zu vergeben habe, wie es von dem Grafen Wichmann und dessen Verwandten bestimmt worden sei. Gleichwohl überwies schon im Jahre 1180 der Erzbischof Wichmann von Magdeburg, ein Verwandter des Grafen Wichmann, die Kirche zu Dusne, für deren Patronatsrecht er das Kloster Kaldenborn vermutlich entschädigt hatte, dem Propste des von ihm kurz zuvor gegründeten Kollegiatstiftes Seeburg, als künftigem Patron und Lehnsherrn, und wiederholte diese Verleihung im Jahre 1191. Seinen Grundbesitz in Teutschenthal muss aber das Kloster Kaldenborn behalten haben, da um 1200 der Bischof Gardolf von Halberstadt bekundet, man habe dieses Kloster durch die Forderung beunruhigt, dass die Slaven in Deusen den Zehnten geben sollten, wogegen er bestimmt, dass die Klosterleute in Deusen vom Zehnten befreit bleiben sollen. Später machte das Kloster Kaldenborn den Versuch, das Patronatsrecht über Teutschenthal zurück zu erlangen, denn 1363 erklärt Bischof Ludwig von Halberstadt, das genannte Kloster habe diesen Patronat (ius patronatus ecclesie parrochialis in Deussenthal) durch die Nachlässigkeit einiger seiner Amtsvorgänger verloren, und darum solle er wieder an die Kaldenborner Kirche fallen, sobald der gegenwärtig im Amte

befindliche Pfarrer Siegfried gestorben wäre oder auf die Stelle verzichtet hätte, worauf ein Mitglied des Kaldenborner Konvents mit dieser Pfründe zu belehnen sei. Der 1365 erwähnte Hermann von Erich, Pfarrer zu Deussenthal, war vielleicht schon ein Kaldenborner Conventual. Auffällig ist freilich, dass noch im selben Jahre das Kloster alle seine Güter und Zinsen zu Deussenthal verkaufte, also wohl auch auf den Patronat über die Ortskirche verzichtete. Weiteres über die Geschichte der Kirche hat sich nicht ermitteln lassen.

Die dem h. Laurentius geweihte, aber schwerlich den Bischöfen von Merseburg ihren Ursprung verdankende, weil schon im Jahre 1120 erwähnte Kirche ist jetzt ein ziemlich modernes Gebäude. Über die Bauzeit giebt eine an der Südwand des Schiffs dicht neben dem Turme angebrachte Inschrift Auskunft, welche lautet:

Durch Gottes Gnade Joa. Geo. H. zu S. Gv. Cl. und Berge etc.
Anno 1617 den 18. April ist dise Kirch benebē dem Turm vorvertigt.
Domas (so!) ist gew(est) Joan. Schlewitz pharrer und die bawhern
Mat. Minch, David Hein, David Gra, Gal Klid, Hans und Pet . . .
(der Rest unleserlich).

Die Verbindung zwischen dem Erdgeschoss des zumteil wohl älteren Turmes wird durch eine ziemlich schmale Rundbogenthür hergestellt. Hinter der Kanzel im Schiff erblickt man die vier Evangelisten und eine Kreuzigung, nicht übel in Holz geschnitzt. Auch ein Moses von gröberer Arbeit steht in einer Nische. Die spiralförmigen, aus Holz geschnitzten Säulen der Emporen gleichen ganz denen der Kirche zu Eisdorf.

Auf einem südwestlich vom Turme stehenden Grabsteine des Christian Bosse, dem letzten in einer nach Süden laufenden Reihe, ist der auferstehende Christus nicht übel in Stein gehauen. Namentlich sind die anatomischen Verhältnisse auffallend geschickt.

Auf dem Turme hängen drei Glocken von 1,41, 1,13 und 0,91 m Durchmesser. Die beiden kleineren sind 1865 von Ulrich in Laucha gegossen; die grosse, vom Jahre 1495, auf deren Stuhl die Jahreszahl 1691 steht, trägt in gotischer Minuskel die mehrfach fehlerhafte Inschrift:

Anno dn̄i m° cccc° l xxxxv hilf got maria berot ihesus
nasarenus rex iudeorum clama ne cessen ex alta socem (so!)
tuam · sicut tuba · Ihesus xpu̅s̅ · Amen ·

Darunter stehen, gleichmässig verteilt, die Namen:

Mattheus · Maricus (so!) · Lucas · Johannes ·

Unter-Teutschenthal.

[G] Grosses, 20 km ostsüdöstlich von Eisleben gelegenes Pfarrkirchdorf mit m Jahre 1875: 2337, 1880: 2445, 1885: 2592, 1890: 2401 Einwohnern. Die Kirche zu Unterteutschenthal, eigentlich zu Osnitz, scheint im wesentlichen dieselben Besitzer gehabt zu haben, wie die zu Oberteutschenthal. Das Dorf kommt unter dem Namen Osniza schon im 8. Jahrhundert im Hersfelder Zehntverzeichnis vor. Die Kirche zu Osnitz (Osneze) wurde 1120 gleich der zu Dusne

von dem thüringischen Grafen Wichmann dem Kloster zu Kaldenborn übereignet, 1180 von dem Erzbischof Wichmann von Magdeburg der Propstei Seeburg, 1211 aber, wenn dies kein andres Osnitz ist, von dem Erzbischof Albrecht von Magdeburg dem Hochstift Halberstadt überwiesen, zum Ersatze für die Verlegung der Seeburger Propstei nach Magdeburg. Im Jahre 1277 verurteilte Bischof Volrad von Halberstadt mit mehreren andern als Schiedsrichter die Edlen Gebhart und Gerhart von Querfurt dazu, dem Kloster Kaldenborn noch vor nächstem Weihnachtsfeste das Patronatsrecht über die Kirche zu Osnitz mit sämtlichem Zubehör oder ein gleich wertvolles zu beschaffen. Dies scheint geschehen zu sein, da Papst Urban III. im Jahre 1382 dem Kloster Kaldenborn den Besitz der Kirche zu Osnitz bestätigte. Freilich bleibt an diesem Patronats- und Besitzwechsel noch manches dunkel. Im Jahre 1400 wird die Kirche als zu Tutzenthal alias Oszenitz belegen bezeichnet. Sie lag im Erzpriesterbezirke Holleben des Halberstädtischen Osterbannes.

Das jetzige Gebäude der Kirche S. Viti, mit einer nördlich angebauten Herrenstube, ist nach dem Amtskalender von 1870 in byzantinischem Stil erbaut (!), aber verhältnismässig modern, denn es zeigt eine etwas rohe Spätgotik. Die Anfangsbuchstaben der Namen der Erbauer und die Jahreszahl des Baues zeigt die auf den Säulen des Nordportals und dem Thürsturze verteilte Inschrift:

16. W. T. V. T. A. V. T. G. V. HB. 75.

Darüber befindet sich das Wappen derer von Trotha, Fuchs und Rabe mit einem Ringe im Schnabel. Die ersten Buchstaben deuten jedesfalls den Namen Wolf Thilo von Trotha an. In der Sakristei ist die alte Sakramentsnische wieder eingemauert. An der Südwand des Schiffes erblickt man das Porträt-Gemälde des Ritters Moritz von Trotha, auf welchem derselbe in Ritterrüstung dargestellt ist. Im Jahre 1676 soll derselbe der Kirche einen Abendmahlskelch verehrt haben, welchen sie noch besitzt. An der Nordseite der nördlich angebauten Herrenstube findet sich über der Thür nochmals das von Trothasche Wappen mit den Buchstaben:

T. L. V. T. A. E. G. V. T. G. (oder S) V. P.

Im Turmgewölbe finden sich die Überreste einer anscheinend alten Kanzelbrüstung, nämlich drei Basrelieftafeln, auf denen drei Evangelisten dargestellt sind. Ebenda liegt auch ein bei Seite gesetzter, nicht sehr alter Taufstein.

Das älteste Stück in der Kirche ist ein jetzt als Bordstein des etwas höher gelegenen Altarraumes dienender, der Länge nach durchgeschnittener Grabstein, auf dessen noch vorhandener Hälfte die gotische Minuskelinschrift steht:

dn̄s Johannes Irbel plbn̄9 h9 ecclie̅ c9 aīa requiescat in pace.

d. h. dominus Johannes Irbel plebanus huius ecclesie,
cuius anima requiescat in pace.

Ausserdem besitzt die Kirche ein altes messingenes Taufbecken, welches in getriebener Arbeit auf dem Rande wiederholt einen von Hunden gehetzten Hirsch, im Mittelfelde dagegen die Verkündigung Mariä darstellt. Um das Mittelfeld zieht sich ein Band, welches jene bekannte, fünfmal sich wiederholende rätselhafte Inschrift aus sieben verschnörkelten Buchstaben enthält.

Die drei auf dem Turme hängenden Glocken haben 1,20, 0,69 und 0,49 m Durchmesser. Die grosse, anscheinend von hohem Alter, trägt keine Schrift. Einige Bilder von geringerer Grösse sind wegen des sie bedeckenden dicken Taubenkoths völlig unkenntlich. Die mittlere enthält in römischer Majuskel folgende Inschrift:

HERR, ERZEIGE UNS DEINE GNADE UND HILF
UNS ◦ JACOB WENZEL ME FECIT - BALTHASAR
GENZSCHEN VORW. ⊚ CHRISTOFF ECKERSBERG
TROT. RICHTER - 1666 -

Darunter findet sich in vertiefter Schrift, also vermutlich nachträglich eingeschnitten, weil bei Anfertigung der Form vergessen, der Name:

H. SAMVEL GRVNDELER
PASTOR.

Auf der östlichen Wange der Glocke erblickt man das von Trothasche Wappen mit der dasselbe umgebenden Inschrift:

WOLF TIHLO V. TROTHA AUF HECKLINGEN
SEFORT U. WURDENBURG ERBLEHN. (-herr?)

Die kleine Glocke vom Jahre 1482 hat die gotische Minuskelinschrift:

+ Ave maria gracia plena dominus tecum -
(Glockengiesserzeichen) l xxxxij · +

Die Zahl der Jahrhunderte (m cccc) fehlt und muss von dem Lesenden ergänzt werden. Das Glockengiesserzeichen (Nr. 236) gehört einem unbekannten Meister an; dasselbe findet sich aber auch auf einer Glocke in Sömmerda vom Jahre 1467.[1]



Nr. 236.

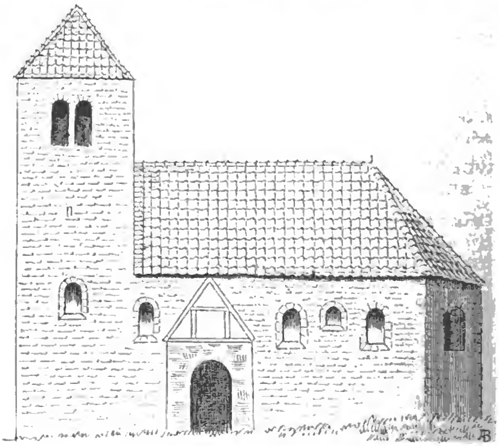
Erwähnt mögen noch sein: an der Nordwestecke des Turmes ein Denkstein des „Adel. Trothaischen Gerichtsschöppen und Anspänners im Unterthal David Puppen, geb. 1603 den 12. Mai“ und anderer Glieder seiner Familie bis 1722, sowie an der äusseren Nordwand des Schiffes der Grabstein eines Pastors Schulze, Sohn eines Superintendenten und Pastor primarius Sch., geb. 1746.

Thaldorf.

[G] Kleines, 16½ km nordöstlich von Eisleben und östlich von Gerbstedt gelegenes Kirchdorf mit im Jahre 1784: 85, 1875: 166, 1880: 158, 1885: 188, 1890: 139 Einwohnern. In ältester Zeit war es ein Filial von Nelben, dann von Friedeburg, dann von Adendorf und zuletzt von Ihlewitz. Der Name desselben (1380 Daldorp, 1501 Taldorf) enthält als Bestimmungswort entweder das ahd. dal, as. dal (Thal, Schlucht) und würde dann „im Thale oder in der Schlucht gelegenes Dorf“ bedeuten, was zu der Lage passt, oder den Personennamen ahd. Tallo, as. Dalla, vom ags. deall berühmt, stolz (= Dorf des Dalla). Das Ortssiegel mit

[1] Vgl. Heft VI., Fig. 28 der Kunst- und Baudenkmäler der Prov. Sachsen.

der Umschrift: „**Gm Siegel z Thaldorf**“ zeigt eine Göttin der Gerechtigkeit mit verbundenen Augen, eine Wage in der Linken, ein Schwert in der Rechten haltend. Dadurch soll vielleicht angedeutet werden, dass Thaldorf im Mittelalter gleich Bösenburg, welches die gleiche Darstellung im Siegel führt, die Stätte eines Landgerichts (placitum provinciale) war, was freilich bisher urkundlich nicht nachgewiesen ist. Während des Mittelalters lag das Dorf im nördlichen Schwabengau (Grafschaft Friedeburg) und gehörte in geistlicher Hinsicht zum halberstädtischen Banne Wiederstedt. Das Kloster Gerbstedt hatte hier Zinsen zu erheben. Mit dem Amte Friedeburg kam Thaldorf 1501 an die Grafen von



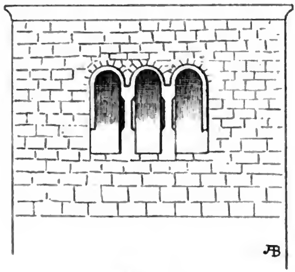
Nr. 237. Kirche in Thaldorf.

Mansfeld-Vorderort. Über prähistorische Stätten und Funde in der Thaldorfer Feldmark berichten die Neuen Mittheilungen 1, 1, 24.

Die Dorfanlage ist slavisch. Denn es ist, wie Biering berichtet, „wie ein Sack gebauet. Wer aus Unwissenheit nun durchfahren will, muss wieder umkehren, wenn er hinten ans Ende kommt.“ Das Dorf ist innerhalb fünfzig Jahren zweimal abgebrannt, das letzte Mal im Mai 1711.

Die auf einer steilen terassierten Böschung gelegene Kirche (Nr. 237) ist nach Angabe einer Ihlewitzer Kirchenrechnung vom Jahre 1679 dem h. Wenzel, einem um die Christianisierung seines Landes verdienten, im 10. Jahrhundert ermordeten Herzoge von Böhmen, geweiht, der in der Nähe der Saale nicht selten als Kirchenheiliger vorkommt. Das jetzige ziemlich unansehnliche Kirchengebäude stammt aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. *[B]* Der Turm ist aber romanisch und vielleicht auch der grössere Teil des Kirchenschiffes, wenigstens in seinen

unteren Teilen. Der Turm hat an der Westseite drei Schallöffnungen, die durch abgefaste viereckige Pfeiler von einander getrennt sind, eine nicht gewöhnliche



Nr. 238.

Form; es ist deshalb nicht unmöglich, dass diese Schallöffnungen erst später eingesetzt worden sind (Nr. 238). *[G]* Nach einer Notiz des Pfarrers Biering in den Ihlewitzer Pfarrakten ist die Kirche 1519 erbaut; jedoch die über dem Südportal angebrachte, übrigens dick übertünchte Inschrift in gotischer Minuskel:

ano domini
m · v · c · iiii ·

giebt als Jahr der Erbauung 1505 an.

„An dem Turme gegen mitternachtwärts — erzählt Biering — siehet man an der Ecke an einem Werkstücke einen Daumen in Stein gehauen, und sagt man, dass ein Steinmetz bei diesem Baue um seinen Daumen gekommen, derohalben man zum Gedächtnis einen Daumen eingehauen habe."

Vor dem Altar liegt im Fussboden die alte Altarplatte aus katholischer Zeit, durch ein ziemlich nahe der Mitte, in jeder Ecke eingehauenes, gleichschenkliges Weihekreuz als solche gekennzeichnet. An der Evangelienseite des Altars, in der Nordwand des Chors, befindet sich eine gotische Wandnische, in der Ostwand ein Ausguss (piscina), der nur in wenigen Kirchen erhalten ist.

Der Altarschrein, welcher siebenfach eingeteilt ist,

Apostel?	*Heiliger.*	*S. Anna selbdritt.*	*Gottesmutter.*	*S. Stephan.*	*S. Michael.*	*S. Cyriacus.*

enthält folgende, durchweg weiss angestrichene Figuren: im Mittelfelde Maria mit dem Jesusknaben, ihr zur Rechten S. Anna selbdritt mit Maria, während das

Jesuskind abhanden gekommen ist; ihr zur Linken S. Stephan, der Patron des Bistums Halberstadt, mit drei Steinen. Die Aussenfelder enthalten eine Apostelgestalt (?) mit Buch und einen bärtigen Greis, der sein Emblem und die rechte Hand verloren hat; ferner den h. Michael, auf den Drachen tretend und das Schwert schwingend, nebst einem bärtigen Heiligen mit einem Buche, unter dessen Fusse man eine einem Bullenbeisserkopfe ähnliche Teufelslarve erblickt (S. Cyriacus). Auf dem Sims vor dem Schreine steht S. Barbara, in der Rechten noch den Kelchfuss tragend, während die Kelchschale abgeschlagen ist.

Die beiden ausserordentlich hoch hängenden Glocken von 0,81 und 0,64 m Durchmesser sind 1874 von Ulrich in Apolda gegossen.

Trebitz.

[G] Kleines, 16½ km ostnordöstlich von Eisleben, an der Saale gelegenes Kirchdorf, mit im Jahre 1875: 235, 1880: 237, 1885: 229, 1890: 220 Einwohnern, im nördlichen Hosgau (Burgbezirk Salzmünde), in geistlicher Hinsicht im Banne Eisleben gelegen, Filial von Fienstedt. Der slavische Ortsname kommt in der Form Treibitz zuerst 1501 urkundlich vor, weist aber wegen seines slavischen Ursprungs auf ein viel höheres Alter des Dorfes hin und bedeutet „Walddorf." Das Ortssiegel mit der Umschrift: „**Gemeinde Trebitz**" zeigt ein dreimastiges Schiff, will also offenbar Schiffahrt als den Hauptnahrungszweig der Bewohner bezeichnen.

Die dem h. Laurentius geweihte Kirche ist im Jahre 1854 neu erbaut und bietet gar nichts Merkwürdiges. Die grosse im Jahre 1583 von Georg Beinrodt, einem Eisleber Giesser, gegossene Glocke liegt zerschlagen in der Vorhalle; die kleine von 0,62 m Durchmesser stammt aus dem Jahre 1701 und trägt unleserliche Namen. Eine dritte Glocke war in Bestellung gegeben.

Volkmaritz.

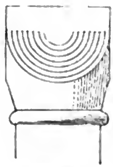
[G] Kleines, 11 km östlich von Eisleben gelegenes Dorf mit im Jahre 1784: 159, 1875: 204, 1880: 225, 1885: 248, 1890: 237 Einwohnern, welches im Mittelalter im nördlichen Hosgau (Grafschaft Hedersleben, später Seeburg), bzw. im Halberstädtischen Banne Eisleben lag und später mit dem Schlossamte Seeburg erst zum Mansfelder Vorderort, dann (seit 1501) zum Mansfelder Mittelort gehörte. Der Name des Ortes: (urk. 1376 Volgkmartz, später Volkmaritz) deutet auf slavischen Ursprung (= der von den Nachkommen des Vulkomer besetzte Ort.[1])

Die Klöster Helfta und Wimmelburg hatten hier Zinsen zu erheben. Die Bedeutung des Ortssiegels (mit der Umschrift: **Gemeinde Volckmaritz**), welches auf einem Hügel zwischen zwei Laubbäumen einen Hahn zeigt, ist dunkel.

Die dem Apostel der Thüringer, dem h. Bonifatius, geweihte Kirche stammt aus der Zeit des gotischen Stils und ist östlich im Halbachteck geschlossen, während in den Turmfenstern eine romanische Säule mit eigentümlichem Würfel-

[1] Vgl. Grössler und Brückner, Die slavischen Ansiedelungen im Hassengau (Archiv für slav. Philologie V., S. 363).

kapitäl steht (vgl. Nr. 240). Nach dem Schiff zu zeigt das Erdgeschoss des Turmes zwei romanische Bogen.



Nr. 240.

In der Nordwand des Altarraumes befindet sich eine kleine, zierliche Sakramentsnische, von einfachem Wimberg und Fialen umrahmt. Über dem Altar ein Abendmahl in steifer Manier. Rechts von der geschmacklos aufgeputzten Kanzel das Porträt eines Geistlichen namens Schröter vom Jahre 1600, links von demselben ein Bild Luthers.

Ein kleines Messingtaufbocken hat in seinem Grunde in getriebener Arbeit die Darstellung des Sündenfalls; durch Frevlerhände verunstaltet.

Auf dem Turme hängen zwei Glocken von 0,80 und 0,44 m Durchmesser. Die grössere zeigt unter dem Bilde des den Drachen tötenden h. Georg in römischer Majuskel die Inschrift:

VERBUM DOMINI MANET IN AETERNUM · ANNO 1601 · HEINRICH BORSTE(L)MAN ZU MAGDEBURG ME FECIT ·

Auf der kleinen steht, ebenfalls in römischer Majuskel:

GOTT ALLEIN DIE EHRE · ANNO 1709 · JOH: CHRISTIAN BACHMANN GOSS MICH IN HALLE ·

Volkstedt.

[G] Grösseres, 4 km nördlich von Eisleben gelegenes Pfarrkirchdorf mit zwei Gutsbezirken, einschliesslich deren der ganze Ort im Jahre 1784: 410, 1875: 714, 1880: 788, 1885: 884, 1890: 900 Einwohner hatte. Es lag im Mittelalter im nördlichen Hosgau (vermutlich im Burgbezirk Eisleben) und gehörte zum Banne Eisleben. Der Ortsname (im 8. Jahrhundert Vulchistedin, 1201 Folckstete, 1295 Volchstedi, 1311 Volcstede, 1400 Volkstete, 1480 Volgstete, 1579 Volckstedt) hat mit dem Worte Volk nichts zu thun, wie die Sage von der Schlacht am Welfesholz annimmt, nach welcher es seinen Namen davon erhalten hat, dass daselbst das Kriegsvolk vor Beginn der Schlacht gestanden,[1] sondern bedeutet, wie die älteste Form zeigt, „zur Wohnstätte des Vulcho oder Fulco", ein Name, der allerdings von ahd. folk = Volk abgeleitet ist. Das jetzige Ortssiegel führt kein besonderes Merkzeichen; ein älteres mit einem solchen ist noch unbekannt. Die Klöster Wimmelburg und Helfta besassen hier Zinsen und Güter. In der Mansfelder Erbteilung vom Jahre 1420 kam das Dorf an den Mittelort, in der von 1501 aber an den Vorderort, bei dem es dann verblieb. Die Lehnsherrlichkeit über dasselbe ging in der Lehnspermutation des Jahres 1573 von dem Bistum Halberstadt an Chursachsen, 1579 aber an das Erzbistum Magdeburg über. Volkstedt hat fünf Rittergüter und drei Freigüter, eine Zahl, die kein anderer mansfeldischer

[1] Vgl. Grössler, Sagen der Grafschaft Mansfeld etc. Eisleben 1880, Nr. 103, S. 98.

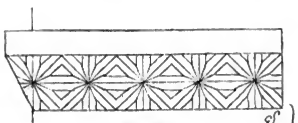
Ort erreicht. Eins der Rittergüter besass im Anfange des 17. Jahrhunderts Alexander II. v. d. Schulenburg, der nebst seinem Bruder Georg Christoph damit belehnt war.[1] Im Jahre 1618 verkaufte er es mit Zustimmung seines Bruders für 9482 Gulden erblich an Heinrich Blancke, der es schon einige Jahre im Pfandbesitz besessen. 1738 waren zwei Rittergüter im Besitz eines Herrn v. Wülknitz, die übrigen gehörten den Familien Koch, Schmidt und Jasper. Die drei Freigüter bezeichnet v. Dreyhaupt als das v. Wülknitzsche, Poltermansche und Trögersche. 1784 gehörten die beiden v. Wülcknitzschen Rittergüter nebst dem einen Freigute dem Kammerherrn von Firks, dann dem Grafen Henkel von Donnersmark, von dem sie durch Kauf an den Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen übergingen. Die beiden übrigen Rittergüter sind jetzt im Besitze der Familien Wartze und Spielberg.

Das Dorf ist wiederholt von der Pest stark heimgesucht worden. Es starben daran 1598: 175, 1611: 34, 1625: 37, 1626: 134. 1681: 161, und 1682: 42 Menschen.

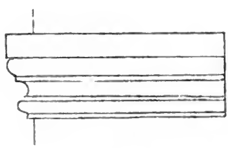
Die Kirche ist den beiden Aposteln Peter und Paul geweiht. Darum zeigt das Kirchensiegel mit der Umschrift:

DER KIRCHEN SIEGEL ZV VOLCKSTETD 1696

(h.) rechts den Apostel Paulus, welcher ein grosses Schwert in der Linken hält, und (h.) links den Apostel Petrus, welcher in der Linken einen grossen, auf die Schulter gelegten, sein Haupt weit überragenden Schlüssel trägt. Die jetzige Kirche und der westlich vorliegende, äusserst baufällige, nur durch eine Menge von Ankern zusammengehaltene Turm sind im wesentlichen modernes Ursprungs. Die Grundmauern und das Erdgeschoss des Turmes freilich stammen noch aus romanischer Zeit. Denn er besitzt, wie es bei romanischen Türmen üblich war, keine westliche Eingangsthür, wogegen er sich mit zwei romanischen Bogen nach dem Schiff zu öffnete, unter denen folgende Kämpferformen (vgl. Nr. 240 und 241) zu sehen sind. Als Kapitäl dient die umgestürzte attische Base. Vom Schiffe aus gewahrt man die beiden jetzt zugemauerten Rundbogen nicht, sondern nur von dem als Rumpelkammer dienenden Turmgewölbe aus. Bereits 1295 wird ein Pfarrer von Volkstedt namens Ulrich erwähnt. Bei dem Umbau der Kirche im Jahre 1830 fand man unter der Altarplatte eine hölzerne Büchse, welche einen Pergamentstreifen enthielt, auf



Nr. 240.



Nr. 241.

[1] Vgl. Danneil, Das Geschlecht der v. d. Schulenburg, I. S. 592.

welchem „Friedrich (oder Tederic) Henniglius, von Gottes und des apostolischen Stuhles Gnade Bischof von Flandern und Generalvicar des Halberstädter Bischofs Ernst (1390—1399)“ bezeugt, dass er den Altar mit dem Chor im Jahre 1390 geweihet habe. Die Kirche hat also wiederholt Umbauten erfahren.

Unter dem Kirchenpflaster fand man zu gleicher Zeit ein rundes Petschaft, dessen Abdruck den geflügelten Löwen des Evangelisten Marcus darstellte, mit dem Namen Marcus auf einem Schriftbande. Die Umschrift in grossen lateinischen Buchstaben lautete:

S. CONRADI · PLBI · IN · MAIORI · DITVORDE ·

zu deutsch:

Siegel des Pfarrers (plebanus) Conrad zu Grossen-Ditfurt.

Innerhalb der Kirche steht ein von dem Kirchvater Georg Franke verehrter Taufstein vom Jahre 1608 mit zopfigen Formen und dem häufig vorkommenden Spruche: „Lasset die Kindlein zu mir kommen etc.“ Auf demselben liegt ein altes grosses Messingtaufbecken mit dem Bilde des Josua und Caleb in Bauerntracht, welche auf dem Stecken eine Weintraube tragen, und den gewöhnlichen Verzierungen solcher Becken.

Auf dem Turme hängen zwei Glocken von 0,98 und 0,96 m Durchmesser, deren kleinere gar keine Schrift trägt, während die grössere vom Jahre 1463 in kräftiger gotischer Minuskel folgende Inschrift führt:

Obere Zeile:

Anno dñi iocoi  (Giesserzeichen) **mcccclxiii galle brige thomas cristi sum tuba nõi** (nomine) **vocor osanna**

Untere Zeile:

hans fleming caspar sin son procratores -

Die obere Zeile enthält — falls es nicht die Namen zweier Kirchväter sind — die vier Heiligen-Namen Gallus, Brigitta, Thomas und Jacob, ausserdem den Namen der Glocke Osanna; die untere entweder den Namen des Giessers und seines Sohnes (= procreatores) oder der Kirchväter (= procuratores). Da jedoch nicht wohl denkbar ist, dass Vater und Sohn zugleich Kirchväter gewesen, so bezeichnen die fraglichen Namen höchstwahrscheinlich die Giesser.

Sonst bietet die Kirche nichts Merkwürdiges.

Wansleben.

[G] Grosses Dorf, 16 km südöstlich von Eisleben, unweit der Südecke des salzigen Sees gelegen, mit im Jahre 1784: 250, 1875: 919, 1880: 1051, 1885: 1123, 1890: 1216 Einwohnern, vormals zum südlichen Hosgau (Burgbezirk Schraplau), bzw. zum halberstädtischen Osterbann (Erzpriesterbezirk Reveningen) gehörig. Der Name des Ortes (im 8. Jahrhundert Wenzesleba, 1320 Wantzleyben, 1322 Wantzleven, 1400 Wandesleve) bezeichnet das Erbgut des Wenzo, Wanzo oder Wando. Das Dorfsiegel mit der Umschrift des älteren: **„Kön. Pr. Gemeinde Wansleben“** und des jüngeren: **„Gemeinde Wansleben“** führt einen grossen Fisch, offenbar um anzudeuten, dass im Mittelalter der Fischfang die Haupterwerbsquelle der

Einwohner gewesen. Die Klöster Kaldenborn und Helfta sowie das Hochstift Merseburg besassen hier Güter und Zinsen.

Die nach Ausweis der Kirchen-Visitations-Akten dem h. Andreas geweihte Kirche spätgotischen Stils stammt aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Die Spitzbogenfenster zeigen gutes einfaches Masswerk. Die Thüren sind spitzbogig mit überschlagenden Stäben und Eselsrücken. Der Turm ist frühgotisch mit Ziegel-Satteldach. Der Abschluss des Chors ist polygonal. Die in den siebziger Jahren unter Leitung des kunstverständigen Pfarrers Schulze restaurierte Kirche macht einen angenehmen Eindruck. In einem Fenster der Südwand finden sich Reste einer alten Glasmalerei.

Auf dem Turme hängen drei Glocken von 1,20, 0,97 und 0,79 m Durchmesser, welche sämtlich im letzten Jahrzehnt von Ulrich in Laucha umgegossen sind. Die auf den alten Glocken befindlich gewesenen Inschriften scheinen nicht erhalten zu sein. Doch berichtet eine Aufzeichnung, dass die grössere im Jahre 1593, die kleinere im Jahre 1626 gegossen war. Auf dem alten Glockenstuhle steht folgende Inschrift eingeschnitzt:

Haec campanarum structura coaedificata est Augusto Gottlieb . . . . anno MDCCXXXIII mense Junio.
C. Sinhoff Kirch(vater).
M. Joh. Martin Prechtel et M. Christoph Grossmann Zimmerleute.

Welfesholz.

[G] Grosses, 12½ km nördlich von Eisleben gelegenes Rittergut mit ansehnlichem, neu erbautem Schloss, im Besitz des Freiherrn von Stromberg, ohne irgend welche altertümliche Reste. Das Holz lag im Schwabengau an der Südgrenze desselben in der Grafschaft Friedeburg. Die Sage über die Entstehung des Namens[1] hat keinen geschichtlichen Wert. Ob jedoch derselbe auf eine bestimmte Person des Namens Welf oder auf eine Begebenheit mit jungen Hunden, wie es in den zahlreichen Welfensagen der Fall ist, Bezug hat, muss dahingestellt bleiben. Geschichtlich bekannt ist der Ort durch die Schlacht, in welcher die aufständischen Sachsen das Heer des Kaisers Heinrich V. am 11. Februar 1115 besiegten. Henricus de Herfordia nennt den Ort (im 14. Jahrhundert) Welepesholte, eine Halberstädter Chronik Wulpesholte, eine andere Quelle Welpesholde; Nicolaus Marescalcus: silvula Velphia Mannorum i. e. Mansfeldensium. Urkundlich: 1290 lignum catuli (Welphesholz), 1362 Welpsholt, 1516 Welbesholtz, 1590: 300 Acker das Gwelfers holtz genandt. Der Schlacht gedenken folgende Verse, die über dem Eingange der S. Marienkapelle standen, von welcher noch die Rede sein wird:

Anno milleno centeno ter quoque quino
Sylvam Welponis perfuderat unda cruoris.
Sunt fere / Tunc sunt } necati quadraginta millia quinque,
Ipso nempe die Dionysi Martyris almi.

[1] Vgl. Grössler, Sagen der Grafschaft Mansfeld, S. 87, Nr. 100.

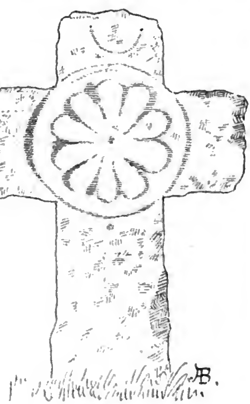
Auf dem Schlachtfelde errichteten die Sachsen zum Andenken ihres glorreichen Sieges eine Denksäule. Auf derselben stand ein geharnischter Mann, der in der rechten Hand einen mit eisernen Stacheln besetzten Streitkolben, in der linken einen Schild mit dem altsächsischen Wappen, einem springenden weissen Ross in rotem Felde, hielt.[1] Das umwohnende Landvolk und auch die Priester machten daraus einen Heiligen; S. Jodute, dessen Verehrung mit der eines Weidenstockes verknüpft war, „weil derselbe während der Schlacht Jodute gerufen" und durch diesen Schlachtruf den Sachsen den Sieg verschafft haben sollte.[2] Zugleich mit der Denksäule aber wurde am Standort derselben nach dem Zeugnisse Heinrichs von Herford eine Kapelle errichtet, welche der Jungfrau Maria geweiht und mit dem benachbarten Kloster Gerbstedt behufs geistlicher Versorgung verbunden wurde. Im Jahre 1290 gewährten zwei Erzbischöfe und neun Bischöfe dem Kloster zu Gerbstedt und der mit ihm verbundenen Marienkapelle im Welfesholze (in ligno catuli oder Welphesholz) einen vierzigtägigen Ablass, nachdem laut einer Inschrift an der Kapelle diese das Jahr zuvor von dem Kaiser Rudolf von Habsburg wieder hergestellt und nach einem späteren Berichte auch mit einem Gemälde, welches die Schlacht darstellte, geschmückt worden war. Infolge davon wurde die Kapelle bald ein berühmter Wallfahrtsort an welchem Priester des Klosters Gerbstedt den Gottesdienst abhielten. Berger in seiner Chronik von Gerbstedt (S. 49) irrt also, wenn er sagt, der Gottesdienst in der Kapelle sei durch Predigermönche aus dem Kloster Ober-Wiederstedt abgehalten worden. Die Urkunden wissen nur von einer geistlichen Versorgung der Kapelle durch Priester des Klosters Gerbstedt. Beziehungen zu dem Kloster Wiederstedt hatte die Kapelle am Welfesholz nur insofern, als Rudolf von Habsburg nach dem Berichte einer alten Chronik die von der Landbevölkerung abgöttisch verehrte Bildsäule im Jahre 1289, um der Abgötterei zu steuern, aus der Kapelle hat entfernen und in das Kloster Wiederstedt schaffen lassen. Richtig dagegen mag eine andere Nachricht Bergers (a. a. O.) sein, dass in der Nähe der Kapelle eine Pilgerherberge erbaut und überdies im Jahre 1327 auf den Tag der h. Ursula die Abhaltung einer grossen Messe gestattet worden ist. 1362 wurde der Priester zu Welfesholz mit gewissen Nebeneinkünften begabt, und noch 1516 gab der Erzbischof Cardinal Albrecht von Magdeburg, Administrator von Halberstadt, der Capelle zu Welbeszholz einen Ablassbrief. Nach Einführung der Reformation jedoch hörten die Wallfahrten nach der Kapelle auf, und schliesslich ging auch der Gottesdienst daselbst im Jahre 1535 ein. Die Messe wurde nun nach Gerbstedt gezogen und erscheint dort als der Jahrmarkt zu Kreuz-Erhöhung. Der Gasthof aber kam in Privatbesitz und wurde nach wie vor besucht, da er an der alten Handelsstrasse von Magdeburg über Eisleben nach Erfurt lag, welche unmittelbar am Welfesholz vorüber führte. Die beiden mansfeldischen Geschichtschreiber Kraus und Spangenberg müssen vor dem Jahre 1555 die Kapelle noch besucht

[1] Eine bildliche Darstellung des Jodute findet sich, wenn ich mich recht erinnere, in Bothos „Cronecken der sassen, gedruckt zu Mayntz 1492," und ferner in der Schrift des M. Cyriacus Spangenberg, „Wahrhafftiger Bericht des grossen Blutuergiessens / So am Welphesholtz in der Herrschafft Mansfelt / geschehen · Gedruckt zu Eisleben durch Urbanum Kaubisch · Im Jar M. D. lvi," als Titelblatt.

[2] Grössler, Sagen der Grafschaft Mansfeld, 1880. S. 88, Nr. 102.

haben, sprechen aber von ihr in einer Weise, als ob der Gottesdienst daselbst aufgehört habe. Auch der im Jahre 1585 gestorbene Hettstedter Pastor Andreas Hoppenrod hat die Kapelle besucht und, wie er berichtet, in derselben die Bildnisse von Neucke und Napigan, der Begründer des Mansfelder Bergbaues, gesehen, dieselben Bildnisse offenbar, welche jetzt im Sitzungszimmer des Eislebischen Bergamts aufbewahrt werden. (Siehe Eisleben, Nr. 114 und 115.)

Das fernere Schicksal der Kapelle war ein trauriges. Schon im 16. Jahrhundert richtete sie der Besitzer des Amtes Gerbstedt und zugleich auch des Welfesholzes, Otto von Plotho, welcher 1586 wiederkäuflich diesen Besitz erlangt hatte, zu einem Viehhofe für Ochsen und Schweine ein, was natürlich den Verfall der Baulichkeiten und die Zerstörung aller Altertümer zur Folge hatte. Zur Zeit Franckes im Jahre 1723[1] war dieselbe bereits Ruine, denn er berichtet: „Vorerwehnte Capelle bey dem Welfesholtze lieget anitzo desolat und wüste. Und ob ich wohl selbige selbst in Augenschein genommen, so habe ich doch weder Schrifft noch Gemählde, sondern nur die blossen Mauren gefunden. Sonst ist's eine feine raumliche Capelle gewesen, deren Gegend ohne Zweifel zu der Zeit bewohnet worden." Im Jahre 1739 ging das Klosteramt Gerbstedt samt dem Welfesholz und mit diesem die Kapellenruine in den Besitz des Prinzen Ferdinand von Preussen über, für welchen König Friedrich Wilhelm I. schon das Jahr zuvor das von Steubensche Rittergut in Gerbstedt erkauft hatte. In der westfälischen Zeit ging dieses „prinzliche Gut" abermals in andere Hände über. Der Besitznachfolger (jetzt Legationsrat von Neumann), welcher im Jahre 1822 auch den Gasthof am Holze käuflich erworben hatte, legte zum Zwecke bequemerer Bewirtschaftung der vom Amte weit abgelegenen Äcker am Welfesholze unter Benutzung des Gasthofs ein Vorwerk an, welches den Namen Welfesholz erhielt. Diesem fiel nun auch die Kapellenruine zum Opfer, denn der Besitzer liess dieselbe abbrechen, und die Steine höchst wahrscheinlich zum Bau der neuen Wirtschaftsgebäude verwenden, auch die Massengräber, welche als Zeugen der Schlacht noch vorhanden waren, einebnen. 1849 bzw. 1855 wurde Welfesholz ein selbständiges Gut, dessen Waldbestand jetzt nur noch etwa 120 Morgen beträgt. Der jetzige Besitzer, Freiherr von Stromberg, hat dann in den Jahren 1875 und 1876 auf dem geschichtlich merkwürdigen Boden ein stattliches Herrenhaus errichtet.

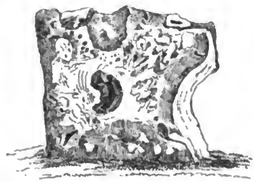


Nr. 242.

[1] Historie der Grafschaft Mansfeld, S. 208.

Unweit des Rittergutsgehöftes, etwa zwanzig Meter östlich von der Stätte der ehemaligen Wallfahrtskapelle Beatae Mariae virginis, steht ein breites, hohes Steinkreuz am Wege nach Belleben (vgl. Nr. 242), an welchem ein grosses zehnspeichiges Rad eingemeisselt ist. Vermutlich bezieht sich dasselbe auf die älteste, vor Gründung des Bistums Halberstadt bis hierher reichende Grenze der Mainzer Diöcese und verdient daher sorgfältig geschützt zu werden. Weiter östlich stand das nicht mehr vorhandene Pfaffenkreuz.

Ein Stein mit dem die Diöcesangrenze bezeichnenden Rade von Mainz befindet sich auch zwischen Scharfoldendorf und dem Angerkruge an der Staatsstrasse von Eschershausen nach Halle, und ein anderer an der Staatsstrasse von Stadtoldendorf nach Dassel nördlich vom Dorfe Braak.[1]



Nr. 243.

Der historisch-mythische Hoyer-Stein, ein etwa $^2/_3$ über den Boden sich sich erhebender Kohlensandstein von ungefähr 1 m Breite, in welchen Graf Hoyer von Mansfeld zur Bekräftigung seines Schwurs wie in Weizenteig gegriffen haben soll,[2] befindet sich auf der Feldmark der Wüstung Dankelsdorf südwestlich von Gerbstedt und hat die in Nr. 243 mitgeteilte Gestalt. Seine Oberfläche ist sehr ungleich und zeigt viele Vertiefungen, in welchen sich viele eingeschlagene Nägel (etwa sechzig sind zu zählen) befinden. Der sehr poröse Stein enthält, von der grösseren Seitenfläche ausgehend, eine ganz hindurch gehende Öffnung, in welcher sich Eindrücke wie von den Fingern einer Hand zeigen.

Wils.

[G] Kleines Kirchdorf, 17 km östlich von Eisleben, Filial von Schochwitz, mit im Jahre 1784: 35, 1875: 45, 1880: 51, 1885: 56, 1890: 59 Einwohnern, vormals im nördlichen Hosgau (Herrschaft Schochwitz), bzw. Bann Eisleben gelegen. Der Ortsname (1121 Wilce, 1360 Wiltz, 1376 Weltz) deutet auf slavischen Ursprung des Dorfes und erinnert an das slavische Volk der Wilzen. Das Gemeindesiegel mit der Umschrift: **Wiltz** zeigt einen Laubbaum inmitten zweier kleineren. Die Klöster Neuwerk vor Halle und Helfta bei Eisleben besassen hier Güter und Einkünfte. In der Mansfelder Erbteilung kam „Weltz" an den Mittelort, bei dem es auch später verblieb.

Das Dorf hat eine kleine umgebaute Kirche ohne Turm und ohne altertümliches Interesse. In derselben befindet sich ein alter schmuckloser, achtkantiger

[1] Ziegenmeyer, Wüstungen im Herzogtum Braunschweig zwischen Weser und Leine. (Zeitschr. des Histor. Ver. für Niedersachsen. Jahrg. 1892, S. 351.)

[2] Vgl. Grössler, Sagen der Grafsch. Mansf., Nr. 101, S. 87 und das bekannte Gedicht von Theodor Körner, welches mit den Worten beginnt:

„Der Graf hält stolz
Am Welfesholz."

Taufstein. In der Schallluke des Daches hängt eine kleine Glocke vom Jahre 1466 mit der gotischen Minuskelinschrift:

anno dni m.° cccc l x vi ·

Wimmelburg.

[G] Grosses Dorf mit Domäne, 2 km südwestlich von Eisleben gelegen, mit im Jahre 1818: 387, 1871: 1110, 1875: 1276, 1880: 1503, 1885: 1804, 1890: 2024 Einwohnern. Während des Mittelalters gehörte dasselbe zum Gaue Friesenfeld, in dessen nordöstlicher Ecke es lag, durch das Bett der bösen Sieben von dem nördlichen, dagegen durch das Bett des von Wolferode herabkommenden Baches von dem südlichen Hosgau geschieden.[1] In kirchlicher Hinsicht war es dem den Gau Friesenfeld umfassenden Halberstädtischen Archidiakonate Kaldenborn unterstellt. Allerdings haftete der Name des Ortes ursprünglich nicht an dem später entstandenen Dorfe, sondern an einer zuerst vorhandenen Burg. Man nimmt gewöhnlich an, es sei dies die hoch über dem Dorfe gelegene Burgstätte östlich des Wolferöder Baches, welche im Volksmunde die Hüneburg (anscheinend also = Riesenburg) heisst, richtiger jedoch mit Rücksicht auf die im Jahre 1569 vorkommende Form Heineburk als Waldburg, Burg im Hagen, eingehegtem, heiligem Berg gedeutet werden muss. Für diese Deutung spricht auch noch der Umstand, dass der über den Bergrücken, auf welchem die Hüneburg liegt, von Eisleben nach Wolferode führende Weg der „Hahnestieg“ (d. h. der nach dem Hagen führende Steg) heisst. Diese Burg, von der jetzt nicht die geringste Spur mehr vorhanden ist, lag — weil östlich von der Wolferöder Grund — im südlichen Hosgau und zwar im Burgbezirk Helfta. Doch ist zu beachten, dass auf dem dem Dorfe Wimmelburg nördlich gegenüber gelegenen Friedrichsberge, etwa in den dreissiger Jahren dieses Jahrhunderts, ein aus lauter Feldwacken und Kieselsteinen bestehender Füllmund von wohl vier Ellen Breite ausgebrochen worden ist, der einige zwanzig Ruten Steine hergab, von welchen ein Weg in Wimmelburg gepflastert worden ist, während auf der Hüneburg noch niemals Gemäuer gefunden worden ist. In der Asche der alten Burg auf dem Friedrichsberge ist auch eine sehr grosse Radehacke (ohne Helm) und ein Beil von ungeschickter Form, ähnlich den jetzt gebräuchlichen Äxten, gefunden worden. Demnach dürfte die alte Burg, welche später Wimmelburg hiess, vielleicht doch auf dem Friedrichsberge gestanden haben. Ein Teil des Abhanges des Friedrichsberges heisst der Weinberg, den vermutlich die Mönche des Klosters angelegt haben. Die Burg scheint schon sehr früh vorhanden gewesen zu sein, ist aber auch sehr früh wieder wüst geworden. Erbauer oder Gründer derselben war ein Mann oder eine Frau — der Name war nämlich bei beiden Geschlechtern in Gebrauch — namens Wigmod, wie sich aus den urkundlichen Namensformen ergiebt, für welche einige Beläge folgen mögen. 1038 Wimidiburck, 11. Jahrh. Wimodeburg, 1108 civitas (= Burg) Wemodebruch (!), 1120 Wimeneburg, 1121 Wimodeburg, 1150 Wimeburch, 1177 Wimodeburg, 1179 Wimecheburg, 1184

[1] Näheres hierüber bei Grössler, Die Binnengrenzen der Gaue Friesenfeld und Hassengau in der Zeitschr. des Harzvereins XI., S. 86 ff. 1876.

Wimedeburg, 1195 Wymodeburg, 1197 Wimmedeburg, 1202 Wimmdeburch, 1205 Wimodeburg, 1272 Wymedeburgk. Die Formen Wymedeburg und Wimedeburg, zuweilen noch unterbrochen von der Form Wymodeburch, dauern bis 1362, wo zum ersten Male die Form Wymmelborgk erscheint. 1420 Wimelborgk, 1463 Weymelborgk, 1480 Wymmelburg. Die jetzt übliche Volksaussprache lautet Weimelbork.

Die Burg muss ein Besitz und Lieblingsaufenthalt der Pfalzgrafen von Sachsen Merseburgischen Geschlechts gewesen sein, da der letzte weltliche Sohn dieses Hauses, der am 25. April 1038 verstorbene Pfalzgraf Siegfried, nach einer Nachricht des Annalista Saxo in der Burgkirche zu Wimidiburck im Jahre 1038 beigesetzt wurde, woselbst damals schon eine kirchliche Stiftung — deren Art man jedoch nicht kennt — bestand. Nach dem Erlöschen des Geschlechtes wurde dieselbe — unbekannt, wann, aber jedesfalls spätestens in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts — durch die Gräfin Christina, welche höchst wahrscheinlich eine Schwester Siegfrieds und Gemahlin des Dynasten Hoier von Mansfeld war und die Wigmodeburg als Heiratsgut ihrem Gemahl zugebracht haben wird,[1] in ein Kloster verwandelt, welches dem h. Cyriacus geweiht wurde, dem Lieblingsheiligen des bekannten Markgrafen Gero. Dort oben auf dem Berge bestand das Kloster bis zum Jahre 1121. Aus dieser Zeit weiss man so gut wie nichts Näheres von demselben. In jenem Jahre aber wurde es auf Bitte des Abts Milo und seines Convents ins Thal hinab, jenseits des Wolferöder Grundes, verlegt, und zwar, wie die auf die Neugründung bezügliche Urkunde des Bischofs Reinhard von Halberstadt besagt, wegen der Windigkeit und Steilheit des Berges, auf dessen Gipfel das alte Kloster lag, sowie häufiger Plackereien durch Räuber und anderer Unannehmlichkeiten wegen. („Notum sit, ..., quod ego reginhardus, dei gratia halberstadensis ecclesie episcopus, Winodeburgense cenobium a loco, in quo prius erat constructum et a religiosa cometissa, nomine Christina, cum consensu predecessoris mei, scilicet secundi Burchardi venerabilis episcopi, in nonasticam religionem transmutatum, petente domno Milone eiusdem cenobii abbate ceterisque fratribus in hoc idem consentientibus, maxime propter aëris inequalitatem, propter excelsi montis, in cuius summitate idem cenobium continebatur, difficultatem, propter frequentem hostium incursionem et aliarum plurimarum incommoditatem causarum, cum consilio tam spiritualium quam secularium hominum deum timentium in locum in quo nunc cernitur, transferri permiserim etc.“[2]) Da der Vorgänger Reinhards, mit dessen Zustimmung die Verwandlung der Burgkirche in ein Benediktiner-Kloster stattgefunden hatte, Burchard II., von 1059—1088 Bischof von Halberstadt war, so ist in dessen Regierungszeit die erste Gründung des Klosters zu setzen, vermutlich schon in die Zeit von 1060—1070. Die Güter, mit denen das Kloster nach Ausweis der Genehmigungsurkunde des Bischofs Reinhard bei seiner Gründung ausgestattet worden war, lagen fast sämtlich teils im nördlichen, teils im südlichen Hosgau, werden also von der Gründerin, der Gräfin Christina, aus väterlichem Erbe, sowie von deren Gemahl, dem Grafen Hoyer I. aus dessen Eigengütern geschenkt

[1] Vgl. Karl Meyer in der Zeitschr. des Harzvereins XV., S. 247.
[2] M. Urkb. S. 611 und 612.

worden sein, weshalb denn auch — nachweislich seit 1311 — die Grafen von Mansfeld das Vogteirecht über das Kloster ausübten, obwohl nach ursprünglicher Bestimmung der Vogt von dem Abte und dem Konvent frei gewählt werden sollte. („Nobilis vir Burchardus comes in Mansfeld solus feret . . in pheodo ab ecclesia [sc. Halberstadensi] aduocaciam super claustrum Wimedeborg ac omnes claustri redditus.“ [1]) Im Jahre 1162 erhielten die Äbte von Wimmelburg von dem Papste Viktor IV. das Recht, eine Mitra zu tragen. An Kirchenpatronaten besass das Kloster den Patronat über die Dorfkirche S. Vincentii zu Wimmelburg, die Kirche S. Cyriaci zu Wolferode, die Kirchen zu Erwinsrode und Hohenwarte (wüst bei Wolferode), ferner über die Kirche S. Pauli zu Klein-Eisleben (wüst bei Eisleben), die Kirche S. Petri in der Stadt Eisleben und über die Dorfkirche zu Globigkau. Bei der Mansfeldischen Erbteilung des Jahres 1420 fiel die Schirmvogtei über das Kloster dem Grafen Volrad und seinen Vettern Günther und Hoyer zu. Da sich nach und nach die Klosterzucht gelockert hatte, so wurde das Kloster im Jahre 1491 von dem Abte Andreas zu Kloster Bergen bei Magdeburg nach der Bursfelder Regel reformiert. Der Schutzheilige des Klosters Cyriacus galt als Schutzpatron gegen den Einfluss böser Geister, und darum kann es nicht befremden, dass in der katholischen Zeit starke Wallfahrten nach Wimmelburg stattfanden, weil man des Glaubens war, vom Teufel Besessene würden, wenn sie den Klang des im Kloster hängenden Cyriakusglöckleins vernähmen, ihrer Beschwerung ledig werden. Eine Zeit lang lagerte sich daher täglich eine grosse Anzahl Leidender auf den das Kloster umgebenden Höhen und wartete auf das Vespergeläut, um der heilenden Wirkung desselben teilhaftig zu werden, ein Aberglaube, dessen Luther in seinen Tischreden tadelnd gedacht hat.

Der Bauernaufruhr am 2.—4. Mai 1525 brachte dem Kloster, wenn auch nicht völligen Untergang, so doch grossen Schaden, da es in jenen unheilvollen Tagen gleich den übrigen Klöstern in der Grafschaft Mansfeld nach einem Berichte der Eisleber Stadtchronik [2] „gepucht und geplündert“ wurde, „welchs alles die pauren und lose leuthe gethan.“ Nicht lange darnach wurde das Kloster säkularisiert und nebst Zubehör in ein kleines Amt verwandelt, welches ausser dem Dorfe nur das Vorwerk Birken umfasste und 1535 zu den mittel- und hinterortischen $^{2}/_{5}$ der Grafschaft Mansfeld gezogen wurde. Durch die Halberstädtische Lehnspermutation des Jahres 1573 kam die Lehnshoheit darüber an Kursachsen. Hand in Hand mit der Säkularisierung ging die Evangelisierung des Klosters und Dorfes, so dass 1554 Wimmelburg und Wolferode bereits einen evangelischen Prediger namens Johann Rauch hatten, dem aber schon Johannes Strackmann, Petrus Kulbe und Veit Marggraff als evangelische Prediger vorangegangen waren. [3]

Über die späteren Besitzer des Amtes ist wenig bekannt. 1569 hatte Jobst von Meusebach Wimmelburg inne. [4] 1598 wurde den Gläubigern der hinterortischen Grafen Ernst und Friedrich Christoph, nämlich den Collerischen und Schaderitzschen Erben und dem Grafen Wolf von Barby durch den chursächsischen

---

[1] Riedel, cod. dipl. Brand. I, XVII p. 443.
[2] Chronicon Islebiense p. 4.
[3] Mansfelder Blätter VIII., Jahrg. 1894, S. 162.
[4] Chron. Isleb. p. 37.

Oberaufseher Ludwig von Wurmb in den Besitz des Klosteramtes Wimmelburg verholfen.[1] 1634 war Christoph von Hagen Pachtinhaber des Klosteramtes.[2] Am 2. November 1645 bemächtigten sich Hans und Andreas Stolle des Amtes, vertrieben den bisherigen Inhaber Christoph von Hagen, mussten aber am 9. Dezember 1645 demselben das Amt wieder einräumen, welcher dann am 24. Februar 1655 plötzlich starb.[3] Das Jahr 1680 war für das Klostergebäude verhängnisvoll, denn „am 10. Januar abends kurz vor sechs Uhren, Sonnabend vor dem 1. Epiph. entstand eine plötzliche fewersgluth mit einem so hell gläntzenden Anblicke, als wäre das Unglück mitten in der Stadt (Eisleben) etc., aber wie man sich auf den Thürmen umbsahe, war es zu Weimelburg, allwo in dem Stalle an der Kirche fewer [: wie? weiss man nicht :] ausskommen und den Stall samt der Kirche wie auch eine dabei stehende Scheine zu Grund auss eingeäschert hat."[4] In diesem Brande zerschmolz auch das berühmte Cyriakusglöcklein. Was aber dieser Brand noch hatte stehen lassen, das wurde gegen Anfang des 18. Jahrhunderts zum grössten Teil noch durch Menschenhand beseitigt. Denn damals wurde „der grösste Teil der Klostergebäude hinweggeräumt, als der damalige Gutsherr[5] ein schönes Herrenhaus und einen stattlichen Lustgarten anrichtete."[6] Infolge dieser Wegräumung blieben nur noch dürftige Reste der ehemaligen Klosterkirche S. Cyriaci erhalten, welche jetzt im wesentlichen nur aus dem Altarraum und dem Unterteil des nördlichen Querschiffs bestehen (vgl. Nr. 244). *[B]* Sie sind jedoch noch bedeutend genug, um eine vollständige Wiederherstellung der ganzen Kirche zu ermöglichen. Aus dem beigegebenen Grundriss (Nr. 245) lässt sich deutlich erkennen, welche Teile des alten Baues erhalten sind; sie sind durch tiefschwarze Farbe hervorgehoben. Es sind erstens das Mittelschiff des Altarraumes mit dem Triumphbogen und der grossen Absis, zweitens das nördliche Nebenschiff des Altarraumes mit kleiner Absis und einem Kreuzgewölbe, drittens ein Teil des südlichen Nebenschiffs des Altarraums mit Kreuzgewölbe, viertens die Vierung, fünftens der nördliche Teil des Querschiffs mit dem Verbindungsbogen zum nördlichen Seitenschiff des Langhauses. Abgebrochen sind also folgende Teile: Erstens der grösste Teil des südlichen Seitenschiffs des Altarraumes mit zugehöriger Absis, zweitens der ganze südliche Teil des südlichen Querschiffes, drittens das ganze Langhaus, viertens die Absis des nördlichen Querschiffes, fünftens die vielleicht vorhanden gewesenen Westtürme. Auf Grund der vorhandenen Teile sind die übrigen, mit völliger Sicherheit zu ergänzenden auf der Zeichnung wieder hergestellt, aber nur durch Linien. Wegzudenken hat man sich nur die schraffierten Teile, die mit eingezeichnet sind, um eine Vorstellung des jetzigen Zustandes des einst so stolzen Baues zu ermöglichen.

Ein Blick auf den Grundriss genügt, um das Ganze als eine Anlage des Benediktinerordens nach Hirsauer Muster zu erkennen. Denn alle kennzeichnenden

---

[1] Schumann und Schiffner, Lexikon von Sachsen XIII., 105.

[2] Chron. Isleb. p. 147.

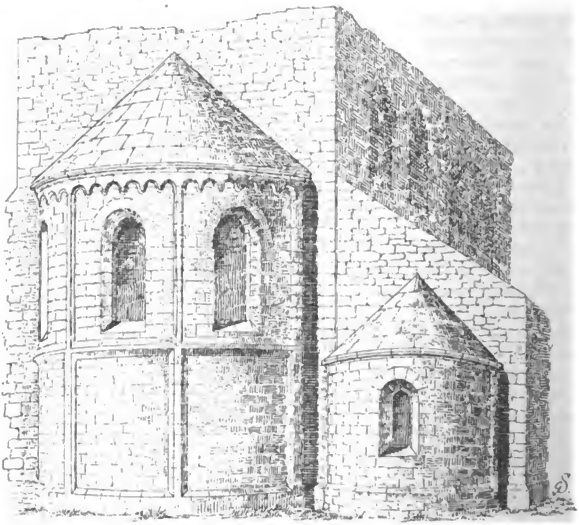
[3] Chron. Isleb. p. 223.

[4] Grössler, Mansfelder Blätter II., S. 96, 1888.

[5] Der Herr von Pful, dessen Wappen über der Thoreinfahrt angebracht ist.

[6] Schumann und Schiffner, Lexikon von Sachsen XIII., S. 105.

Merkmale, wie wir sie in einer freilich nur kurzen Reihe von ähnlichen Beispielen wahrnehmen, sind hier vorhanden: die Verlängerung der Seitenschiffe des Langhauses über das Querschiff hinaus, so dass der Altarraum ebenfalls von Seitenschiffen begleitet wird; die Verbindung dieser Seitenschiffe mit dem Altarraume durch je zwei auf viereckige Pfeiler,- von denen der mittlere quadratische Grundfläche hat, aufsetzende Rundbogen; der östliche Abschluss dieser Seitenschiffe durch Absiden und schliesslich die Anordung je einer Absis an den östlichen Teilen

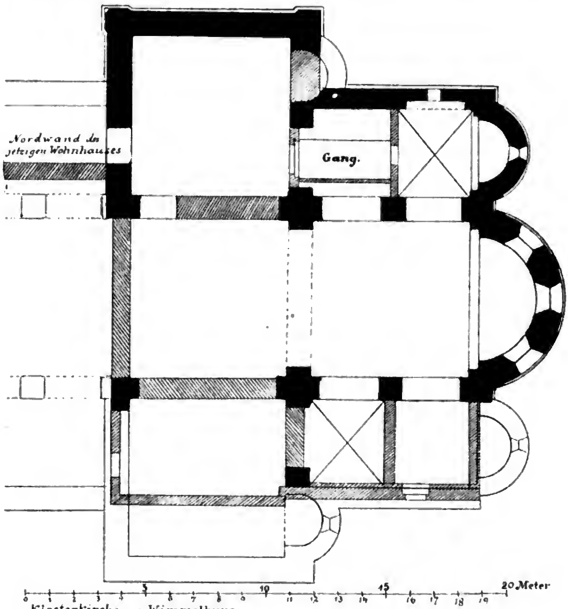


Nr. 244.

des nördlichen und südlichen Querschiffes. Demnach ist den Orten, welche durch Kirchen mit so reichen und merkwürdigen Choranlagen ausgezeichnet sind oder waren (Breitenau in Hessen, Ellwangen, Königslutter, Paulinzelle, Posa bei Zeitz, Sangerhausen), noch Wimmelburg hinzuzufügen. Auch der Altarraum der Konradsburger Kirche ist genau so gestaltet, doch fehlen am Querschiffe die Absiden.

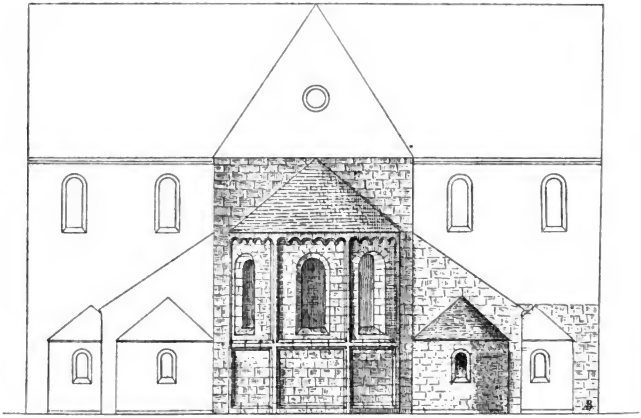
Über das Vorhandensein von Absiden am Querschiffe war man bisher im Zweifel; Lotz (Kunst-Topographie I. S. 630) hatte dasselbe behauptet, seine Behauptung wurde aber angezweifelt. Wie recht er hatte, beweist mein Grundriss, aus dem auch hervorgeht, dass die Anordnung dieser Absiden genau dieselbe war, wie in Breitenau, Ellwangen, Königslutter, Paulinzelle, wo auch die Aussenmauern dieser Absiden kaum zu $^2/_3$ aus der Wand heraustreten.

Von der wirkungsvollsten Seite des äusseren Aufrisses, der Ostseite, giebt Nr. 246 eine Anschauung; die erhaltenen Teile sind hier schraffiert. Denkt man sich noch die das Ganze überragenden beiden Westtürme hinzu, so hat man ein imposantes Ganzes, das durch die reiche Gliederung der Massen und den stufenweise emporstrebenden Aufbau einer bedeutenden Wirkung sicher gewesen sein muss.

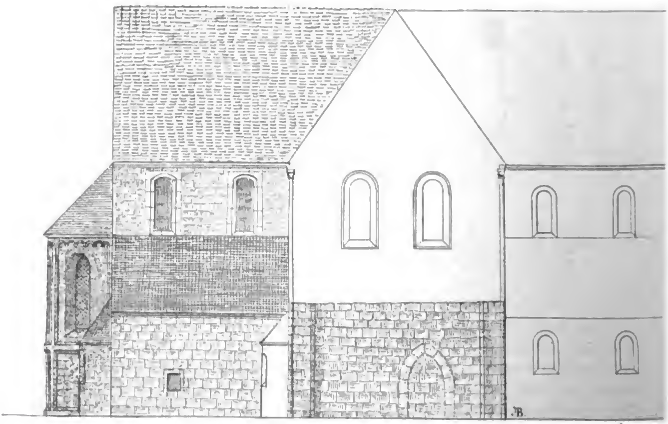


Nr. 245.

Der Aufriss der Nordseite (Nr. 247) ist nicht so vollständig wieder herzustellen, natürlich ebensowenig der der Südseite; man sieht zwar deutlich, dass die Ecken in schlanke Dreiviertelsäulen umgewandelt waren, ganz wie an der romanischen Kapelle in Schloss Seeburg (s. o. Seite 366), man ist aber nicht sicher, wie die an der Giebelseite des Querschiffes risalitartig vortretenden Teile, die durch eine Hohlkehle in die Rücklage verlaufen, sich oben entwickelt haben; wahrscheinlich schloss sich ein Arkadenfries oben an, der die Grundlinie des Giebeldreiecks begleitete.

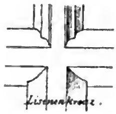


Nr. 246. Ostansicht.

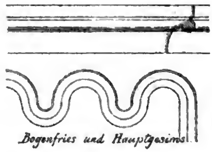


Nr. 247. Nordansicht.

Der architektonische Schmuck der Aussenseiten ist an der Ostfassade am reichsten. Die Hauptabsis wird in drei Teile geteilt durch Lisenen, die oben (Nr. 248) untereinander von einem Arkadenfries verbunden sind; dieser Fries (Nr. 249) ist wellenförmig gestaltet, eine Form, die sich sonst noch an dem

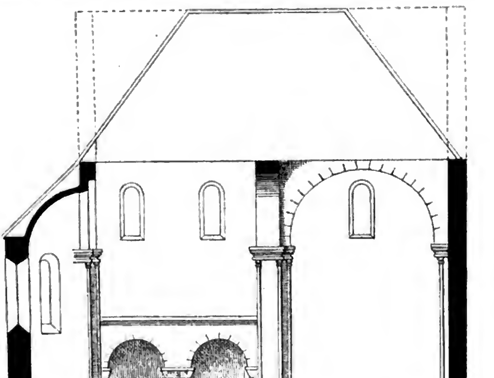


Nr. 248.



Nr. 249.

Langhause der Klosterkirche in Kloster-Mansfeld findet. (Vgl. Mansfelder Gebirgskreis, Kloster-Mansfeld, S. 111, Nr. 67.) Die Lisenen wie der Arkadenfries verlaufen in die Wand vermittelst zweier scharf zusammenstossender Hohlkehlen. Unter den Fenstern stossen die Lisenen auf ein wagerecht die Absis umgürtendes Band,



Nr. 250. Längsschnitt.

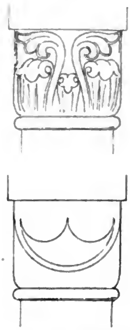
das selbst wieder auf wagerechten Lisenen von derselben Form verläuft, die aus Nr. 248 ersichtlich ist. So ist also auch die Brüstung in drei rings umrahmte Felder eingeteilt und das Ganze wirkt trotz der Einfachheit der Ornamente selbst — die Fensterleibungen sind ganz ohne Schmuck — reich und würdig. Die einzige erhaltene Nebenabsis hat keine Schmuckformen. Besonders reichen Schmuck hat das Innere aufzuweisen. Den Aufriss der Südwand giebt der Längsschnitt (Nr. 250).

Die Hauptwand wird durch eine kräftige profilierte Leiste in zwei Teile geschieden; der obere Teil hat keinerlei Schmuckformen, der untere aber um so mehr und zwar sehr reich und geschmackvoll. Die aus der Wand heraustretenden Halbpfeiler, welche im Verein mit einem Mittelpfeiler die Scheidbögen zwischen Mittel- und Seitenräumen tragen, haben statt der Ecken gedrungene Halbsäulen (Nr. 250 u. 260) mit hübschen Kapitälen (dargestellt in Nr. 252—259); ganz besonders reich aber ist der Schmuck der dazu gehörigen Kämpfer; Nr. 260 stellt den schönsten von den Pfeilern dar. Der Mittelpfeiler der Nordwand ist arg verstümmelt, sein Kämpfer ist vollständig abgeschlagen. Einfacher sind die Kapitäle und Kämpfer (Nr. 261) der den Triumphbogen tragenden Wandpfeiler;

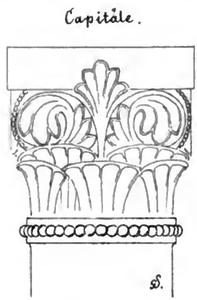


Nr. 251.

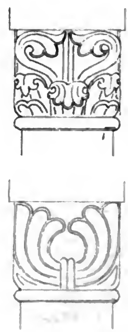
die Kämpfer zeigen hier die umgekehrte attische Basis und die Kapitäle sind zum Teil Würfelkapitäle. Ähnlich gebildet sind die entsprechenden Teile am Übergang zur Hauptabsis. Sämtliche Schmuckformen sind übrigens durch gewiss zahlreiche Schichten weisser Tünche ziemlich undeutlich geworden. Eine Merk-



Nr. 252 u. 253.



Nr. 254.

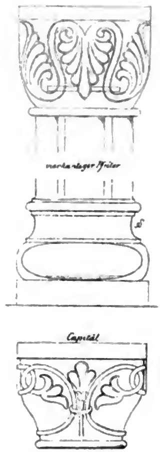


Nr. 255 u. 256.

würdigkeit, die sich anderwärts nur selten findet, ist in der Kirche die Anwendung des Flachbogens, der zwischen Hauptabsis und Altarraum sogar die Form des wirklichen Korbbogens annimmt; die Verbindungsbogen zwischen Hauptschiff und Querschiffen sind nicht ganz so gedrückt, der Triumphbogen ist allein ein regelrechter Rundbogen. Dass auch in der alten Kapelle auf Seeburg der Flachbogen auftritt, ist oben (unter Artikel Seeburg) erwähnt.

Es kommen also zahlreiche Gründe zusammen, um der Wimmelburger Klosterkirche einen ehrenvollen Platz in der Kunstgeschichte zu sichern.

Jetzt ist der traurige Torso, dessen südliches Nebenschiff zum Teil in einen Viehstall verwandelt ist, der Gemeinde Wimmelburg als Dorfkirche überlassen. Bei der „Wiederherstellung“ hat man keinen Bedacht darauf genommen, die erhaltenen reichen Kunstformen wieder zu Ehren zu bringen; man hat sie vielmehr von neuem überschmiert. Das Dach hat aber zur Aufnahme eines Glöckchens einen sog. Dachreiter erhalten.



Nr. 257, 258 u. 259.

Ein im südlichen Nebenschiffe eingemauertes Relief lässt unter der Tünche schöne gotische Formen erkennen, die man für hochgotische halten würde, wenn der mittlere Teil nicht die für die Spätgotik bezeichnende Form des Eselsrückens statt des Spitzbogens aufwiese (Nr. 262), der hier einen Christuskopf (nach dem Tuche der Veronika) umrahmt. *[S]* Das Relief scheint zu einem Sakramentshäuschen gehört zu haben.

Unter der südlichen Abseite soll sich ein altes Grabgewölbe mit Särgen aus dem 16. Jahrhundert befinden.

[G] Da die dem h. Vincentius gewidmete ehemalige Dorfkirche schon seit Jahrhunderten — man weiss nicht genauer, seit wann — verschwunden ist und nur die Stätte des alten Gottesackers älteren Leuten noch bekannt ist, so dienen jetzt die Reste der ehemaligen Klosterkirche als Dorfkirche.

Schliesslich sei auch des Klostersiegels noch gedacht. Gross und rund, zeigt es den Schutzpatron Cyriacus mit Palme und Buch in ganzer Figur, stehend, neben ihm zwei knieende Beter unter Bäumen und Blumen. Die Umschrift lautet:

+ · S'. CONVENTVS · DOMINORVM · IN · WIMEDEBVRCH ·

Der Stempel gehört dem Anfange des 14. Jahrhunderts an. Ein zweites Siegel in gleicher Grösse, welches offenbar eine Nachbildung des vorerwähnten ist, zeigt nur einen Beter und grössere Blumen um den Heiligen. Es findet sich zuerst 1487 und trägt die Umschrift in Minuskeln:

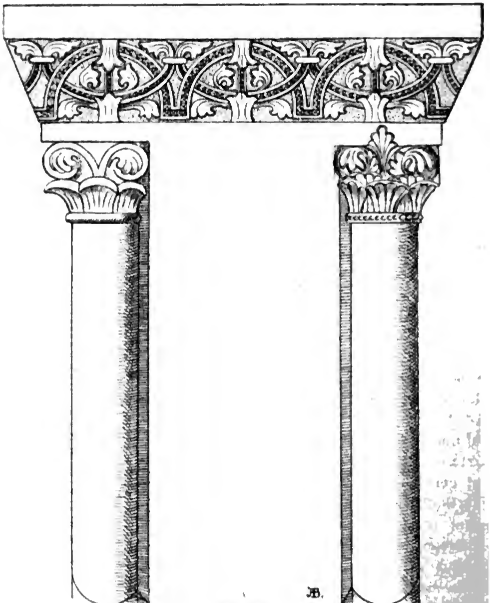
Sigillum ⊙ conventus ⊙ in ⊙ ⊙ Wimmelburgh ⊙ ⊙

Es war 1516 noch in Gebrauch.[1]

Das Siegel der Dorfgemeinde dagegen zeigt einfach einen Laubbaum, also das Sinnbild der versammelten Bauerschaft, bzw. den Sammelplatz derselben, die Dorflinde.

Folgende Bemerkungen aus dem Wimmelburger Kircheninventarium werfen

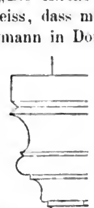
[1] Herr von Mülverstedt in der Hierographia Mansfeldica (Harzzeitschr. I., S. 46).



Nr. 260.

einiges Licht auf die Patronatsherren und Gönner, doch auch auf die Geschichte der Kirche und den Ursprung einiger Erzeugnisse der Kleinkunst:

„Die Kirche hat einen silbernen, übergoldeten Kelch. Inschrift unten: Ich weiss, dass mein Erlöser etc. Oben am Rande: Adrian von Steinberg, Ober Hauptmann in Doringen, Maria Bortfelt, sein ehelich Hausfrau 1563."



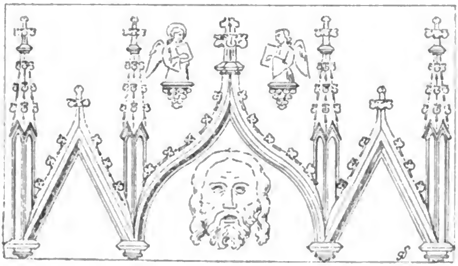
Kämpfergesims

Nr. 261.

„Anno 1680 ist die Kirche abgebrannt, hernach durch Freygebigkeit des Hrn. Obr. Lieutenants v. Wobeser u. Zuthun der Kirchen nach und nach wieder erbauet." (Nach Ausweis des gegenwärtig vorhandenen kann dieser angebliche Neubau nur auf notdürftige Wiederherstellung des Altarraums zum Gottesdienste sich erstreckt haben. Damals vermutlich wurden die zu dem Querschiffe führenden Bogen vermauert.)

„In der Kirchen zu Wimmelburg ist nur ein (?!) Glöcklein, vor Alters Ciliax Glöcklein genant, gewesen,

dessen auch B. Lutherus gedenket (vid. C. Porta, Pastorale Lutheri p. m. 591.), ist 1680 beim Brande der Kirche zerschmolzen, 1686 von Mstr. Peter Wilden neu gegossen, 8 Ctr. 68 Pfd. schwer, daran das Gräfliche (Mansfeldische) u. Hagenische Wappen. 1685 beschenkte der Amtsschösser Aug. Schneider (?) die



Nr. 262.

Kirche, 1686 hat Frau Obr. Lieutenant v. Wobeser eine neue Kanzel und Beichtstuhl bauen lassen, 1695 hat Hr. Martin Lange, der Verwalter der Klostergüter, den Taufstein ganz neu ausgehauen u. vergoldet verehret. 1702 schenkte Hans Keutel der Kirche eine zinnerne Kanne, mit dem Bilde Luthers auf dem Deckel verziert; 1718 und 1730 beschenkten die Frau von Pfuel und die Frau von Trotte (Trotha) den Altar."

Wolferode.

[G] Grosses Dorf, $3^1/_2$ km südwestlich von Eisleben, mit im Jahre 1784: 204, 1871: 952, 1875: 1004, 1880: 1108, 1885: 1313, 1890: 1476 Einwohnern, an der Grenze des südlichen Hosgaues und des Friesenfeldes gelegen, so dass der ältere Teil des Dorfes, die Gemeinde Wolferode A, dem Friesenfelde (Amt Sangerhausen), der jüngere, Gemeinde Wolferode B, dem Burgbezirke Helfta im südlichen Hosgau angehörte.[1] Der weltlichen Sonderung entsprechend, welche erst im letzten Jahrzehnt einer Vereinigung der beiden Gemeinden gewichen ist, gehörte der westliche Teil des Dorfes zum Archidiakonat Kaldenborn, der östliche zum Erzpriesterbezirk Helfta im Halberstädter Osterbann, wie denn auch Wolferode B nach dem Dorfe Helfta eingepfarrt war. Der Name des nicht sehr früh urkundlich erscheinenden, aber gewiss schon alten Ortes (1336 Wolverode, 1400 Wulverode, 1711 Wolfferode) weist auf einen Mann namens Wolf als Gründer desselben hin. Da das Ortssiegel, von welchem zwei Stempel vorhanden sind — die Umschrift des älteren ist nicht mehr lesbar — eine Tanne zeigt, so wird man annehmen dürfen, dass das Dorf auf einer Tannenrodung angelegt wurde. Das alte Dorf Wolferode gehörte ursprünglich wohl der Gräfin Cäcilie von Sangerhausen, kam

---

[1] Näheres hierüber bei Grössler: die Binnengrenzen der Gaue Friesenfeld und Hassengau in der Zeitschr. des Harzvereins IX., S. 87 ff. 1876.

später an die Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meissen, 1291 an die Markgrafen von Brandenburg, 1320 an Braunschweig. Der Herzog Magnus der Jüngere von Braunschweig, mit dem Beinamen Torquatus, belehnte 1352 die Grafen von Mansfeld, deren Vorbesitzer die Herren von Hakeborn gewesen zu sein scheinen, welchen zum mindesten das zur Herrschaft Helfta gehörige Wolferode B zustand, mit Wolferode, welches bis auf die neueste Zeit braunschweigisches Lehn geblieben ist, wie auch der Kirchenpatronat hierselbst dem Herzoglich Braunschweigischen Hause noch zusteht. Bei der Erbteilung im Jahre 1501 fiel Wolferode an Graf Albrecht IV. von Mansfeld, der das Dorf zum Eisleber Oberamte schlug. Die Klöster Wimmelburg und Helfta hatten hier Zinsen zu erheben. Die starke Zunahme, ja vielleicht schon die Entstehung des Dorfes, welches am südlichen Ausgehenden des Mansfelder Kupferschieferflötzes liegt, ist dem Aufschwunge des Mansfelder Bergbaues zu danken.

Die dem h. Cyriacus — gleich der Wimmelburger Klosterkirche — geweihte und darum ursprünglich vielleicht von dem Kloster Wimmelburg aus gegründete, im Jahre 1859 aber mit Ausnahme des Westgiebels neuerbaute Kirche, wie dies die Jahreszahl auf der Stirn des mittleren Kragsteins der Balkendecke an der Südwand bekundet, ist stattlich, aber ohne geschichtliches Interesse. Den im späteren Mittelalter ausgeführten Turm, in dessen Erdgeschoss sich ein Kreuzgewölbe ohne Rippen befindet, hat man von dem älteren Baue beibehalten. Ebenda liegt der alte Taufbrunnen, achtseitig, mit ebener Bodenfläche, sehr ähnlich dem in der Filialkirche zu Bischofrode noch jetzt in Gebrauch befindlichen. Erwähnt mag werden, dass das Holzgetäfel der Decke des Schiffs mit den Bildern Jesu und mehrerer Apostel geschmückt ist. Der an der Südseite, zwischen den Aposteln Johannes und Paulus dargestellte, mit Hirtenstab und dem Modell der Wolferöder Kirche ausgestattete Heilige soll vermutlich den Patron der Kirche, den h. Cyriacus, darstellen.

Die drei auf dem Turme hangenden Glocken haben 1,40, 0,84 und 0,58 m Durchmesser. Die kleine, im Jahre 1877 gegossene, aber keine Jahreszahl tragende hat die Inschrift:

Gott segne die Gemeinde Wolferoda.
Umgegossen von Gebr. Ulrich in Laucha a. U.

Auf der Mittelglocke steht:

Gegossen von Robert Meyer in Ohrdruff 1838.
Frueh und spat
Ruf ich fromme Christen
Zum Gebet.

Die grosse trägt folgende Inschrift:

Rein wie der Frommen Lobgesang,
Ertoene stets noch spät dein Klang.
Sanft rufe er wie Gottes Wort
Die Christen her zu diesem Ort.

Durch werkthaetige Vermittelung | des Berggeschwornen Herrn Gottlob Wiebecke | wurde diese Glocke Anno Christi 1824 | aus

den Mitteln der Wolferoder 164 Dorfeinwohner, | worunter 100 Bergleute voll inniger Ruehrung | den groesten Beitrag geliefert haben, | groesstentheils aus einer alten | in dem verhängnissvollen Jahre 1813 | bei der Friedensfeier zersprungenen Glocke | zur Verehrung und zum Preise des allmächtigen Vaters | wieder umgegossen von G. G. Becker in Halle.

Beachtenswert ist auch noch ein Kopf (Nr. 263), welcher an dem zweiten Hause der Nordseite der zur Ostseite der Kirche führenden Strasse angebracht und nach der Ortssage das Bild eines früheren Besitzers des Bogkschen Gutes ist, welcher ein Feuer, das in dem mit dem Kopfe versehenen Hause ausgebrochen war, durch dreimaliges Umreiten der Brandstätte auf einem Schimmel und dann nachfolgende Flucht in den Dorfteich zum Erlöschen gebracht haben soll.[1] Der Bart und die Haare des männlichen Kopfes sind schwarz, die Wangen rot bemalt. Ganz auffällig ist die Ähnlichkeit dieses Kopfes mit einem an der Nordseite des Rathauses zu Sangerhausen eingemauerten Kopfe, welcher im Hefte Sangerhausen (V., S. 87) abgebildet ist, und welchen Dr. Schmidt für den Rest eines alten Rolandbildes halten möchte. Merkwürdig ist aber, dass auch in Sangerhausen sich genau dieselbe Sage von der Feuerlöschung durch einen Schimmelreiter findet.[2]



Nr. 263. *(Mertens.)*

Wormsleben.

[G] Kleines, 6 km östlich von Eisleben gelegenes Dorf, mit im Jahre 1784: 116, 1875: 195, 1880: 209, 1885: 233, 1890: 252 Einwohnern, während des Mittelalters zum nördlichen Hosgau (Grafschaft Hedersleben), bzw. zum Halberstädtischen Banne Eisleben gehörig, dessen kirchlicher Hauptort es mehrere Jahrhunderte hindurch war, eine Stellung, aus welcher es — vermutlich seit dem 12. Jahrhundert — durch das zu weit grösserer Bedeutung gelangte Eisleben verdrängt wurde. Der Ortsname (948 Uurmeresleba, auch Wormaresleva, 1317 Wurmsleve, 1340 Wormsleben, 1343 Wormslobn) enthält den Mannsnamen Vurmhari, Vurmheri und bedeutet: Erbgut des Wurmhari. Die beiden Dorfsiegel (beide mit der Umschrift: **Gemeinde zu Wormsleben**) zeigen eine Weintraube, wie auch die Siegel mehrerer benachbarten Dörfer, ein Zeichen, dass der Weinbau früher Hauptnahrungsquelle oder doch Gegenstand des Stolzes der Einwohner war.

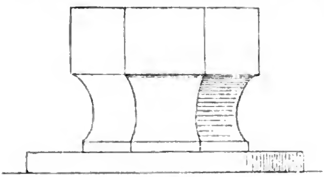
Die nach Ausweis einer Kirchrechnung vom Jahre 1634 dem h. Kreuz geweihte Kirche zu Wormsleben ist ohne Zweifel die älteste christliche Kirche im nördlichen Hosgau, da dieselbe nach Ausweis einer späteren Urkunde spätestens

[1] Grössler, Sagen der Grafschaft Mansfeld, S. 33, Nr. 30.
[2] Ebenda, S. 154, Nr. 171.

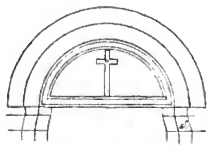
unter Karl dem Grossen gegründet worden ist. König Otto I. berichtet nämlich in einer Urkunde vom 26. August 960,[1] wie folgt: „. . . nosse cupimus, quomodo reverendae memoriae Carolus quondam strenuissimus imperator, antecessor noster, monasterio Heroltesfeldensi, ubi beati Wigberti confessoris corpus humatum est, ubi etiam Brun abbas esse dignoscitur, contulit quasdam capellas, quae sunt in pago Hosagewe, quarum una est in Gimmehereslibeen, alia in Wuihteresteti una cum decimis. — — — Sed quia munus suae liberalitatis nequaquam imperiali auctoritate firmatum fuerat, dilectissimus filius et aequivocus noster Otto suggessit, — ut paterno muneri nostram superadderemus auctoritatem.“ Allerdings ist der Ortsname Gimmehereslibeen in wunderlicher Weise aus der Form Uurmheresliben entstellt oder verlesen, aber dass nur Wormsleben darunter verstanden werden kann, beweisen einige ältere Urkunden, laut deren König Otto am 27. März 948 das Dorf Wormsleben am Wilderbach (der bösen Sieben) im Hosgau samt der Kirche daselbst und den dazu gehörigen Zehnten von dem Abte Hagano von Hersfeld eintauscht und nebst den zu dem Dorfe Wiederstedt gehörigen Zehnten am 30. März desselben Jahres dem Kloster S. Mauritii zu Magdeburg schenkt. (omne predium . . . . in villa Vurmaresleba ecclesiamque inibi constructam in pago Hosgouue cum omnibus ad eas (eam) pertinentibus decimis, que sunt in septentrionali parte rivuli qui dicitur Uuilderbach.“) Es ist offenbar, dass es sich in den Urkunden der Jahre 948 und 960 um genau dieselben Orte und Zehnten handelt. Ist aber dies der Fall, so kann auch nicht bezweifelt werden, dass die Wormsleber Kirche schon in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts — und zwar von Missionaren, welche das Hessische Kloster Hersfeld ausgesendet hatte, vielleicht gar schon von dem h. Wigbert selbst — gegründet worden ist, wenn auch keine gleichzeitige Urkunde dieses Alter bezeugt, denn zu König Ottos I. Zeit war man über das Zeitalter ihrer Gründung gewiss noch aufs beste unterrichtet. Da ferner die ganzen Zehnten im nördlichen Hosgau zu ihr gehörten, wie zu der Wiederstedter Kirche die im südöstlichen Schwabengau, so war sie offenbar seit Karls des Grossen Zeit bis auf die Ottos I. die Hauptkirche des nördlichen Hosgaues, und diese hervorragende Stellung derselben lässt sich auch noch im späteren Mittelalter erkennen. Denn in einer Urkunde, welche im Mai des Jahres 1317 ausgestellt ist, bekundet der Bischof Albert von Halberstadt, dass der Patronat über die Pfarrkirche zu Wurmsleve von alten Zeiten her (ab antiquo) zum Archidiakonat des Bannes Eisleben gehört habe, der Art, dass der jedesmalige Archidiakonus in Eisleben das Recht gehabt habe, für Besetzung jener Pfarre Vorschläge zu machen. Zugleich übereignet er mit Zustimmung des Eisleber Archidiakonus die Wormsleber Kirche samt dem Patronatsrechte über dieselbe dem Kloster Helfta und entschädigt den Archidiakonus durch Überweisung des Patronats des Altars der heiligen Engel in der Domkirche zu Halberstadt. 1521 hatte aber Wormsleben schon keinen eigenen Pfarrer mehr, da in diesem Jahre der ehemalige Pfarrhof daselbst an einen Bauer gegen 1 fl. Zins ausgethan war.[2] Dieses Patronatsrecht des Eisleber Archidiakonus dürfte sich einfach daraus

[1] v. Heinemann, Cod. Dipl. Anh. I., Nr. 30, p. 22.
[2] Mansf. Urkundenb. S. 170 und 285.

erklären, dass ursprünglich der Pfarrer von Wormsleben Archidiakonus des den nördlichen Hosgau umfassenden Bannes war und, als nach dem mächtigen Aufblühen des benachbarten Eisleben zu einer aus mehreren Pfarrgemeinden bestehenden Stadt die Verlegung des Archidiakonatssitzes an die dortige S. Andreaskirche in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts stattgefunden hatte, das Recht der Collatur über diese ursprünglich für den Archidiakonus des Bannes bestimmte Pfarrstelle demselben verblieb. Heutzutage lässt das Äussere der Kirche nichts mehr von ihrer früheren geschichtlichen Bedeutung erkennen, man müsste denn den für die kleine Gemeinde ziemlich grossen Gottesacker, welcher die auf einem aus dem Thale des Wilderbachs sanft aufsteigenden Hügel gelegene Kirche umgiebt, als ein solches Merkmal ansehen. Das jetzige Kirchengebäude, das nicht einmal einen Turm hat, ist mit seinem halbachteckig geschlossenem Altarraume im wesentlichen in gotischem Stil — Spitzbogenfenster ohne Masswerk — erbaut, aber auch in neuerer Zeit (nach einer über dem Südportal befindlichen Inschrift im Jahre 1724) ausgebessert worden. Im übrigen trägt das Gebäude aussen und innen das Gepräge äusserster Verwahrlosung. An der Innenwand des westlichen Giebels ist ein hölzernes Marienbild aufgestellt, welches jedesfalls von einem zertrümmerten Altarschrein herrührt. Einige Jahre zuvor sollen etwa noch ein halbes Dutzend solcher Figuren dagewesen, aber nach und



Nr. 264.



Nr. 265.

nach von den Kirchgängern mitgenommen sein, um als Brennholz verbraucht zu werden. In der Kirche steht auch noch ein einfacher, achteckiger, gotischer Taufstein (Nr. 264).

Der einzige Überrest des uralten Baues, dieser aber vom höchsten Alter, ist eine in der Nordwand des Schiffs befindliche, jetzt zugemauerte Rundbogenthür einfacher altromanischer Form, in deren Thürbogenfelde ein Kreuz zu sehen ist (Nr. 265).

Die einzige Glocke, von 0,94 m Durchmesser, ist aus dem Metall französischer Kanonen, das Kaiser Wilhelm aus der bei Sedan gemachten Beute geschenkt, bald nach dem französischen Kriege von Ulrich in Laucha gegossen worden.

Erwähnung verdient noch, dass hier zu Wormsleben im Jahre 1073 eine grosse Landesversammlung der sächsischen Fürsten und Adligen abgehalten worden ist, auf welcher es den Fürsten gelang, die Masse des Adels zur Teilnahme an dem Aufstande gegen den König Heinrich IV. zu bewegen.[1]

[1] Vgl. Floto, Kaiser Heinrich IV. und seine Zeit I., 379 und Grössler, Mansfelder Blätter III., S. 124 und 125. Eisleben 1889.

Zabenstedt.

[G] Ein 13½ km nordöstlich von Eisleben gelegenes Kirchdorf, Filial von Gerbstedt, mit im Jahre 1784: 174, 1875: 413, 1880: 421, 1885: 438, 1890: 445 Einwohnern, im Mittelalter in den Schwabengau (Grafschaft Friedeburg) bzw. in den Bann Wiederstedt gehörig, welches in der Erbteilung von 1501 an die Grafen von Mansfeld-Vorderort fiel. Der Name des Ortes (1314 Zauenstede, 1365 Czavenstede) enthält den ziemlich seltenen Personennamen Zaban, der einem Longobardenführer im 6. Jahrhundert eignet, aber auch noch in einem andern Ortsnamen des Kreises enthalten ist. (Vgl. Zappendorf.) Er bedeutet: „zur Wohnstädte des Zaban.“ Die beiden Dorfsiegel, deren älteres die Umschrift führt: „**Gemeinde Zabenstedt Siegel 1766**“, zeigen zwei in ein Andreaskreuz gelegte Sensen; dazwischen zwei Sicheln und zu beiden Seiten je eine Ähre. Offenbar sollen diese Erntewerkzeuge und Bodenerzeugnisse die Fruchtbarkeit der Flur und die Hauptbeschäftigung der Einwohner andeuten. Das Kloster Gerbstedt hatte hier Besitzungen.

Die frühgotische, aber in diesem Jahrhundert stark umgebaute Kirche, deren Schutzheiliger sich nicht hat ermitteln lassen, hat jetzt den Diakonus in Gerbstedt zum Pfarrer. Der westlich vorliegende Turm öffnet sich mit zwei gedrückten Spitzbogen gegen das Schiff, dessen Altarraum halbachteckig geschlossen ist. Der Boden des Schiffes liegt etwa eine Elle tiefer als der Kirchhof, ein Zeugnis für das verhältnismässig hohe, sonst nicht bezeugte Alter der Kirche. Im Schlusssteine der Thür des Turmes, welcher vor etwa fünfzig Jahren zur Hälfte abgetragen worden ist, steht die Jahreszahl 1785. Auf dem in die spätere Renaissancezeit gehörigen Taufsteine liegt ein altes Messingtaufbecken, dessen Mitte eine grosse Rosette einnimmt, welche zwei Reihen einer rätselhaften, mehrfach sich wiederholenden Inschrift umgeben, während in dem äusseren Kranze sich die ebenfalls noch nicht sicher gedeutete Inschrift:

RERO R ꝛ DEGHSCAL

befindet (vgl. das Becken zu Zickeritz). Doch war zu Bierings Zeiten noch ein altgotischer Taufbrunnen da, denn derselbe berichtet: „Sie (die Kirche) hatte ehemals einen Taufstein von acht Ecken gleich aus, inwendig aber wie ein Kessel ausgehauen, und stehet itzt aussen vor der Kirchthür.“

Zur Seite der Kanzel erblickt man zwei Apostelgestalten, anscheinend Petrus und Paulus. Eine andere ähnliche Figur steht auf dem Kanzeldeckel, offenbar Überreste aus einem Altarschrein.

Ein Paar zinnerne Altarleuchter vom 6. Dezember 1722 tragen die Inschrift:

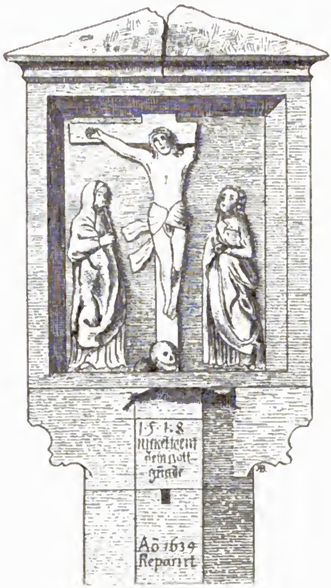
Hieronymus Johannes Mösche, Pastor u. Kirchenväter.

Die beiden Glocken von 0,75 und 0,61 m Durchmesser sind 1858 von Ulrich gegossen.

Zappendorf.

[G] Ein 10 km östlich von Eisleben gelegenes Arbeiterdorf mit im Jahre 1784: 160, 1875: 488, 1880: 476, 1885: 472, 1890: 462 Einwohnern, welches während des Mittelalters im nördlichen Hosgau (Burgbezirk Salzmünde) lag und in der

Erbteilung des Jahres 1501 an den Mansfelder Mittelort fiel, in kirchlicher Beziehung aber in den Bann Eisleben gehörte. Es liegt an der Stelle der Salzke, wo die Lawêke in dieselbe mündet, und wo eine Brücke über die Salze geht. Darum lag dicht bei derselben vormals ein gräflich mansfeldischer Geleitshof. Der Name des Ortes, welcher keineswegs erst, wie die Volksüberlieferung behauptet, nach dem Eingehen des benachbarten Fladersleben entstanden ist, da beide Dörfer nebeneinander im Jahre 1501 erwähnt werden, wie auch Zabendorf allein schon 1442 genannt wird (1442 und 1501 Zabendorf, Zapfendorf), enthält denselben Personennamen, wie der des eben erwähnten Zabenstedt, obwohl eine Bildung Zappo von Zaban ebensowenig befremdlich wäre, wie die Bildung rappo von hraban. Das Dorfsiegel mit der Umschrift: **Gemeinde Zappendorf** zeigt drei Trauben tragende Weinstöcke nebeneinander, deren mittlerer über die anderen hervorragt, eine Andeutung, dass der Weinbau eine Hauptbeschäftigung der Einwohner gewesen ist.



Nr. 266.

Die neugebaute katholische Kirche bietet nichts Merkwürdiges.

Am südlichen Ausgange des Dorfes steht an dem sich teilenden Wege jenseit der „Kreuzbrücke“ ein 14′ hoher, spätmittelalterlicher Bildstock (Nr. 266), über dessen ursprüngliche Bestimmung von den Umwohnern keine Auskunft gegeben werden konnte. Doch wurde derselbe anscheinend zum Andenken an einen Unglücksfall errichtet. Auf der einen Seite der auf einem unverzierten Pfeiler stehenden Steinplatte ist eine Kreuztragung (der Gang nach Golgatha), auf der anderen die sogenannte kleine Kreuzigung (Christus am Kreuz mit Maria und Johannes) en relief dargestellt. Zu beachten sind als Stileigentümlichkeit die flatternden Lendenbänder, welche an den Crucifixus auf Schloss Mansfeld erinnern. Abendwärts ist ein Bischof, morgenwärts ein Heiliger eingehauen.

Unter der Kreuzigung steht:

1.5.1.8
Mickel kleyn
dem gott
gnade

Darunter:

Aō 1639
Reparirt.

Die dritte Ziffer ist undeutlich und kann vielleicht auch eine 8 oder 2 sein. Es ist dies der einzige noch erhaltene Bildstock aus katholischer Zeit im Seekreise.

Nördlich des Wegs von Zappendorf nach Langenbogen, etwa $1^{1}/_{2}$ km von letzterem Dorfe entfernt, steht ein etwa 1 m hoher Stein, auf welchem ausser einigen Wappen die Inschrift steht:

D. W. M. D. B. C.
1680.

Zaschwitz.

[G] Kleines, 19 km ostnordöstlich von Eisleben, an der Saale gelegenes Dorf mit im Jahre 1875: 168, 1880: 181, 1885: 183 Einwohnern, ehemals zum nördlichen Hosgau (Burgbezirk Salzmünde), in kirchlicher Hinsicht zum Halbertsädter Banne Eisleben gehörig.

Der Name des Dorfes (1156 Zcesteuice, 1476 Schastewitz, 1505 Zcastewitz) ist slavisches Ursprungs; vgl. ćastawice in russisch Polen u. a. O. Das Dorfsiegel mit der wunderlichen Umschrift: **Schaschewietzer Gemeine Sieg. 1755**[1] stellt den gewundenen Lauf der Saale dar, auf welcher bewimpelte Kähne schwimmen, zum Zeichen, dass die Bewohner zum grössten Teil auf die Flussschiffahrt angewiesen sind oder doch waren.

Die kleine, der Neuzeit angehörige Kirche, deren Schutzheiliger nicht hat ermittelt werden können, hat keinen Turm, sondern nur einen Dachreiter und enthält gar nichts Merkwürdiges. Über der Thür auf der Südseite befindet sich eine stark übertünchte Inschrift in lateinischen Versen, von welcher nur noch folgende Worte zu erkennen waren:

. . . . sceptra WILheLMI
. . . .
Et praefectus erat AIMO . . . . . que minister
Hofmannus sacri est, haec sacr(a str)ūcta domus.

Auf dem Dachreiter hangen zwei Glocken von 0,61 und 0,49 m Durchmesser. Die kleinere, langgestreckte und darum wohl alte hat keine Inschrift; auf der grösseren findet sich bemerkt:

[1] Die letzte Ziffer der Jahreszahl ist nicht mehr ganz deutlich.

Oben:

Johann Christoph Biermann · Oberamptmann · Gebhard Christoph Botticher · D : W : et : Z : Martin Wellhausen · Kirchvater ·

Unten:

Johann Christian Bachmann auss · Halle · goss · mich Anno 1708.

Auf der einen Seite stellt ein Reliefmedaillon mit doppelreihiger Umschrift anscheinend M. Luther dar; ein zweites auf der andern Seite lässt nichts erkennen. Die Buchstaben W : et : Z : der oberen Inschrift scheinen die Anfangsbuchstaben der Namen Wettin und Zaschwitz zu sein.

(Haus) Zeitz.

[G] Grosses Rittergut (Domäne des Herzogs von Anhalt) bei Alsleben, 20 km nördlich von Eisleben, mit im Jahre 1875: 96, 1880: 111, 1885: 100, 1890: 144 Einwohnern, im Mittelalter im Schwabengau (Grafschaft Alsleben) gelegen und zum Halberstädtischen Banne Wiederstedt gehörig. Der Name (vgl. den der Stadt Zeitz) ist zweifellos slavisch. Ursprünglich war das „Haus Zeitz" Afterlehn der Grafen von Barby; 1497 erkaufte Hans von Trotha dasselbe und erbaute dort 1536 ein neues Schloss. Um 1561 kam dasselbe durch Kauf an die von Krosigk, 1612 an die von Lochau. Im Jahre 1684 fiel es als erledigtes Lehn an Kurbrandenburg, wurde aber noch in demselben Jahre an das Haus Anhalt verkauft. 1708 machte Fürst Victor Amadeus von Anhalt-Bernburg aus dem Hause Zeitz und dem Dorfe Belleben ein Fideikommiss.

[S] Wie eine Inschrift angiebt, ist das jetzige (stark zopfige) Schloss in Form eines rechten Winkels im Jahre 1688 erbaut worden. Das Eintrittsthor, das wahrscheinlich früher mit Zugbrücke versehen war, ist von zwei noch vorhandenen runden Türmen flankiert, welche Schiessscharten in Form eines Schlitzes auf runder Luke haben. Die Innenräume werden nur selten und dann, wie es scheint, als Schüttböden benutzt. Dieselben sind daher verfallen und abgenutzt. Die Kapelle ist nur eine grössere Stube zu nennen. Die Fürstenzimmer sind an den Wänden mit Leinewand bekleidet und mit phantastischen, unschönen Jagd- und Liebesscenen bemalt. Die Decken tragen das Anhaltische Wappen.

Zellewitz.

[G] Kleines, 18 km nordöstlich von Eisleben gelegenes Dorf mit im Jahre 1784: 76, 1875: 118, 1880: 99, 1885: 100, 1890: 109 Einwohnern, nach dem ausserhalb der Grafschaft Mansfeld gelegenen Nelben eingepfarrt, während des Mittelalters zum Schwabengau (Grafschaft Friedeburg), bzw. zu dem geistlichen Banne Wiederstedt gehörig. Der Name des Ortes (992 Cedlisciani? 1311 Solwicz, 1476 Sollewitz, 1485 Sölwitz, 1503 Zöllewitz, 1601 Zolbitz, 1609 Selwitz) deutet unverkennbar auf slavischen Ursprung desselben. Dunkel ist die Bedeutung des Dorfsiegels (mit der Umschrift: **Gemeinde Zellewitz**), welches ein von zwei

Pfeilen durchbohrtes Herz zeigt, aus welchem Blumen, anscheinend Rosen, spriessen. Da aber ein von zwei Pfeilen durchbohrtes Herz (cor caritate divina sagittatum) das Emblem des h. Augustinus war, so ist vielleicht die Kirche zu Ehren des h. Augustinus erbaut worden. Nach von Dreyhaupt (II., 936) ist Zellewitz in den Jahren 1738 und 1741 ganz abgebrannt und dann weiter südlich auf Mansfelder Territorium wieder aufgebaut worden, während es vorher im Amte Alsleben lag. Daraus erklärt sich, dass nicht nur das Dorf, sondern auch die Kirche junges Ursprungs ist. Das ältere Dorf Zellewitz hatte aber bereits eine Kirche. Denn nach Hoppenrod (Diplomat. Nachlese V., 143) erbrach im Jahre 1513 der berüchtigte Kirchenräuber Valtin Schohr die Kirche zu Zöllewitz, stahl die Hostienschachtel, ward aber in Hettstedt ergriffen und verbrannt. Jene ältere Kirche soll ausserhalb des Dorfes nach Nelben zu gestanden haben, aber eigentlich dem Dorfe Nisselstedt (vermutlich aus Nezzeldek verderbt) angehört haben und erst nach dem Eingehen desselben der Zellewitzer Gemeinde überwiesen worden sein. Die jetzige Zellewitzer Kirche ist der Zeit ihres Ursprungs gemäss völlig stillos. Auf ihrem Walmdach hockt ein kleiner Dachreiter, in welchem sich eine gusseiserne Glocke aus Berlin vom Jahre 1829 mit dem heraldischen preussischen Adler befindet.

Zickeritz.

[G] Kleines Kirchdorf, ehemals mit Thaldorf ein Filial von Nelben, später Filial von Friedeburg, 18 km nordöstlich von Eisleben, mit im Jahre 1784: 85, 1875: 185, 1880: 197, 1885: 185, 1890: 208 Einwohnern, lag während des Mittelalters im südlichen Schwabengau (Grafschaft Friedeburg) und gehörte zum geistlichen Banne Wiederstedt. In der mansfeldischen Erbteilung von 1501 kam es an den Vorderort. In dem Dorfe sass ein gleichnamiges Geschlecht von niederem Adel, von welchem während des 13. und 14. Jahrhunderts Angehörige in Urkunden erscheinen. Wenn auch neuere Topographen (Heineccius u. a.) kein Freigut hier mehr kennen, so weiss doch von Dreyhaupt noch, dass ein solches im Jahre 1738 im Besitze eines Herrn von Könitz war. — Das Kloster U. L. Frauen zu Magdeburg hatte hier Grundbesitz. Der Name des Dorfes (1174 und 1180 Cikeriz, 1225 Cekeriz, 1324 Zekeritz, 1400 Tzykeritz, 1507 Cickeritz) bekundet dessen slavischen Ursprung. Das Dorfsiegel (mit der Umschrift: **Gemeinde Zickeritz**) zeigt eine aus einer Wurzel gewachsene Doppeltanne oder Fichte, vielleicht Andeutung zweier zu einem Dorfe vereinigten Bauerschaften.

Die nach Angabe der Agende dem h. Aegidius geweihte, malerisch auf einem Hügel am Südwestende des Dorfes liegende Kirche hat einen sehr alten, aber rohen Turm ohne alle Architektur, an dessen Nordwand ein Stein die Jahreszahl 1706 trägt. Das Schiff stammt aus dem späteren Mittelalter, wie aus den verschlungenen Stäben der gotischen Eingangsthür zu schliessen ist. In dem halbachteckigen Altarschlusse befinden sich manierierte Spitzbogenfenster. In der Südostwand ebenda ist auch noch ein Ausguss erhalten.

Die Kirche besitzt ein altes Messingtaufbecken, in dessen Grunde die Verkündigung Mariä dargestellt ist, welche von der bekannten, fünf- bis sechsmal wiederkehrenden Folge rätselhafter Buchstaben umgeben ist, während letztere

auf dem äusseren Rande von der ebenfalls noch dunkeln, sechsmal wiederkehrenden Legende:

SCAL ⁊ REKOR ⁊ DE ⁊ HCI

eingefasst werden, die uns schon fast völlig gleich auf dem Becken der Zabenstedter Kirche begegnete.[1]

In der Sakristei befindet sich der Rest eines Schnitzaltars, der vermutlich aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammt, aber zum Teil stark beschädigt ist. (Einige Figuren liegen unter der Kanzeltreppe.) Inmitten des Schreins steht Maria mit dem Kinde auf der Mondsichel mit einem Hündchen. Rechts der Schutzheilige der Kirche, S. Aegidius; links S. Genoveva, beide an dem beigegebenen Wild erkennbar. Die gemalten Flügel zeigen verschiedene unkenntliche Heilige. Von den Kirchengeräten sind zu erwähnen: ein Kelch aus dem Jahre 1685, Geschenk des Bartol Pempel; ein desgl., Geschenk von Bernhartt Zissan und Johann Sander, gleichfalls aus dem Jahre 1685; endlich zwei Weinkannen aus den Jahren 1748 und 1758.

Die einzige Glocke von 0,81 m Durchmesser ist im Jahre 1763 von Friedrich August Becker in Halle gegossen.

Nachträge.

[G] Zu S. 1: Hans Georg von Rodacker erscheint 1624 als Besitzer des Rittergutes zu Adendorf. Biering in seiner Handschriftlichen Topographie der Grafschaft Mansfeld sagt Tom. III, Fol. 468: „Von Hans Georg von Rodacker hat das Gut zu Adendorf erkauft Herr Andreas von Bärnfeld-Closs, Erbherr auf Gröners (?), Nees (?) und Adendorf, Ihro Königl. May: in Schweden weyl. hochbestelte Obriste zu Ross und Fuss, auch Commendant in Schonen zu Landescron und Christianstadt. Dieser hinterliess keinen Sohn, sondern fünf Töchter, auf welche nach seinem Tode (auch) Adendorf gefallen. Die älteste war vermählt an Herrn Joachim Victor Edlen von Plotho auf Kloster Gerbstedt: sie hiess Sophia Emerentia. Die zweite, Frl. Ingborg, wurde vermählt an Herrn Heinrich Levin von Hoyquesloot zu Erdeborn; die dritte mit Nahmen Frl. Agnesa Juliana an Herrn Joh. Victor von Schierstedt auf Adendorf und Benzigerode, welche gebohren āō 1646, den 24. Februar und mit Tode abgegangen āō 1686. Die vierte Fr. Dorothee, geb. āō 1652 den 21. May zu Friedeburg, vermählt āō 1680 den 25. Oct. mit Herrn Franz Georgen v. d. Böck und seelig verschieden d. 11. Juni āō 1690.[2] Die fünfte Fr. Christine, vermählt erstlich an Herrn Lieutenant von Eber und zum andern Mal an Christoph Wilhelm von Hacken (?) zu Eilsleben."

Die Kirche in Adendorf war im Jahre 1653 schon bis auf drei oder vier

[1] Dieselbe Inschrift trägt aber auch ein Taufbecken in der Kirche U. L. Frauen zu Freiburg a. d. U., nur dass auf diesem Adam und Eva im Paradiese dargestellt sind.

[2] Vgl. hierzu Stenzel, Die Familie von Zeutsch. (Mansfelder Blätt. VII, S. 31, 34 u. 35. Eisleben 1893.)

Sparren vom Turme eingegangen und wurde seitdem völlig wüst. Sie ist also jedesfalls während des dreissigjährigen Krieges zerstört worden.

Zu S. 2: Alberstedt besitzt noch jetzt zwei Freihöfe. 1376 verkauften die Edlen Ludwig und Albrecht von Hakeborn Alberstedt an den Grafen Gebhart von Mansfeld. Am 3. August 1662 brannte es in Alberstedt. 1713 brannte die Pfarre und Schule mit vielen Häusern weg.

Zu S. 4: Anderswo, z. B. auf einer Grenzsäule in Bayern, erscheint auch der aus vier Buchstaben bestehende hebräische Name יהוה als Tetragrammaton.[1]

Vermutlich hat Biering in seiner handschriftlichen Topographie (Fol. 633 v) die mittlere Glocke zu Alberstedt im Auge, wenn er sagt: „Die eine grosse Glocke hat Schrift; es sind lateinische Buchstaben, die gar wunderlich gebildet und auf der Glocke hin und wieder zu finden sind, dass es Unwissende für eine türkische oder orientalische Schrift ansehen möchten.“

Zu S. 7 u. 16: Im Jahre 1103 belagerten die sächsischen Fürsten den Markgrafen Udo von Stade in Alsleben, und 1104 wurde das Kloster zu Alsleben durch Feuer zerstört.[2] Um 1128 erkaufte Erzbischof Norbert von Magdeburg, das Aussterben des Stadeschen Hauses (in älterer Linie) sich zu nutze machend, von der Markgräfin Irmingart die Burg Alsleben mit allem Zubehör und erwarb 1130 die dort gelegene Abtei, welche als innerlich und äusserlich verfallen bezeichnet wird, vom Kaiser Lothar. Im Jahre 1142 bekundet Erzbischof Konrad von Magdeburg, dass der Graf Rudolf (v. Stade) alles, was er in Dorf Alsleben (villa Alesleve) erblich besitze, nämlich den dritten Teil des Marktfleckens (fori) nebst seinen Höfen und den dritten Teil des Forstes zur Versöhnung Gottes und des h. Moritz unter Zustimmung seines Bruders, des Domherrn Hartwig zu Magdeburg, dem h. Moritz geschenkt, auch seinen Ansprüchen an das Schloss Alsleben oder an die Vogtei über die in diesem Schlosse belegene Abtei wie auch an die Dienstmannen daselbst entsagt habe.

Zu S. 19: Das mystische Wort **AGLA** auf der dritten Glocke zu Stadt Alsleben, auch **+A+G+L+A+** und ähnlich geschrieben, zur Andeutung, dass hier Wortanlaute vorliegen, ist, wie schon Wiggert[3] gezeigt hat, eine kabbalistische Lobpreisung Gottes = אֲגְלָא, aufzulösen in:

אַתָּה גִבּוֹר לְעוֹלָם אֲדֹנָי = du bist stark (ein Held) in Ewigkeit, Herr!

Zu S. 29: Höchstwahrscheinlich war die Kirche zu Belleben dem h. Georg geweiht. In dem Zinsbuche des Klosters Helfta aus den Jahren 1521 bis 1524 werden nämlich auch Zinsen aus Bolleuben aufgeführt[4] und daselbst ein Garten bei S. Georgen Kirchen aufgeführt. Da nun aber in Polleben, obwohl es vier Kirchen hatte, keine S. Georgenkirche bestand, so vermuthe ich, dass der Herausgeber Krühne Bolleuben irrtümlich für Belleuben gelesen hat. In diesem Falle wäre die Belleber Kirche zweifellos eine S. Georgenkirche.

---

[1] Monatsschrift des Histor. Ver. von Oberbayern, Dezember 1892, S. 68.

[2] Annal. Palidens. M. Germ. SS. XVI, 72. Annal. Saxo, ibid. VIII, 738.

[3] Neue Mitteil. VII, 2, S. 88.

[4] Mansfelder Urkundenb. S. 285.

Zu S. 44: Aus solchen Darstellungen des Gekreuzigten, wie sie das Wandgemälde zu Burgisdorf zeigt, sind ohne Zweifel später die sogenannten Kümmernisbilder hervorgegangen, die schon 1781 der Jesuit Pilgram für missverstandene Nachbildungen der alten bekleideten Kruzifixe erklärte. Man sah nämlich in dem bekleideten Gekreuzigten vielfach ein Weib, auf welches man die Legende von der Heiligen übertrug, der auf ihren eigenen Wunsch ein Bart gewachsen, und machte sie, wenn der bekleidete Gekreuzigte auch noch eine Königskrone trug, ganz folgerecht auch zu einer Königstochter. Die ältesten Kümmernisbilder sollen über den Ausgang des Mittelalters nicht hinausreichen.[1] Vielleicht ist der Crucifixus mit weiblichen Formen in der Kirche zu Stedten (vgl. S. 378) aus dieser Auffassung hervorgegangen.

Zu S. 46: Die spitzen Eisenhüte der Kriegsknechte auf dem Burgisdorfer Wandgemälde weisen auf die zweite Hälfte des XII. Jahrhunderts. Denn auf einer Münze des slavischen Fürsten Jakza von Coptnik (so!) aus dem Jahre 1178 ist dieser mit einem ganz gleich geformten spitzen Eisenhute dargestellt.[2]

Zu S. 100: Die liebkosende Gräfin auf dem ältesten Grabsteine des Seekreises kann nur die Gräfin Sophia, die mansfeldische Erbtochter, sein und der geliebkoste Mann ihr Gemahl, der Burggraf Burchard von Querfurt, da dessen längsgeteilter Schild an heraldisch-rechter Stelle die Querfurter Balken, an heraldisch-linker die Rauten von Mansfeld zeigt. Daraus ergiebt sich zugleich, dass das nur eingeritzte Bild des Grafen auf der Kehrseite, welches den Grafen Burchard von Mansfeld, den Vater der Sophia, darstellt, älteres Ursprungs ist.

Zu S. 105: Wenn auch an dem Grabdenkmale des Grafen Hoyer von Mansfeld aus dem Jahre 1541 (in der S. Andreaskirche zu Eisleben) kein Künstlerzeichen aufzufinden ist, so scheint sich doch der Künstler an dem Deckel des Sarkophags (zur linken Seite des liegenden Grafen) abbildlich verewigt zu haben. Denn dort erblickt man inmitten des Rankenwerks, welches die Wangen des Sarkophagdeckels erfüllt, gerade gegenüber dem Schildchen mit der Jahreszahl 1541 eine von karrikierten Halbfiguren gehaltene Scheibe, auf welcher ein Kopf dargestellt ist, dessen Umrisse und Züge zu eigentümlich sind, als dass sie bloss eine Übung spielender Laune sein könnten. Nur ist leider die Nase ziemlich stark beschädigt.[3]



Nr. 267.

[1] Vgl. F. G. Haun in der Carinthia, Jahrgang I, Nr. 5, S. 159. Klagenfurt 1892.

[2] Vgl. Abbild. Nr. 39 a auf Tafel IV in Theod. Pyl, Die Entwickelung des Pommerschen Wappens. Greifswald 1894.

[3] Die Nachbildung verdanke ich dem Primaner A. Mertens in Eisleben.

Mir scheint, dass der an dieser Stelle angebrachte Kopf nur den des Künstlers selber wird darstellen sollen. Vielleicht lässt sich anderswo eine ähnliche Abbildung und dadurch der Künstler selber ermitteln.

Zu S. 110: Die Grabsteine von Spangenberg und Rechtenbach sind jetzt im Fussboden der S. Andreaskirche zu Eisleben neben dem Altare eingelassen.

Zu S. 167: Graf Günther von Mansfeld und seine Gemahlin Elisabeth sollen in der nunmehr abgebrochenen S. Katarinenkirche zu Eisleben begraben worden sein. Der Graf und die Gräfin waren dargestellt „zierlich von gehauenen Steinen, auf 2 Lewen stehend,“ unter einem Crucifixus knieend, mit folgender Inschrift:

Anno Domini MCCCCXII quando (quarto?) **Nonas Martii Dominus Guntherus comes de Mansfeld et Elisabeth uxor eius · Quoniam** (quorum?) **animae requiescant in pace · + ·**

Zu S. 168: Neuerdings habe ich auch ein älteres Siegel „des Fürstl. und Gräfl. Mansfeldischen Stiffts Sanct Spiritus vor Eissleben“ entdeckt, welches der Stiftsbuchhalter und Vorsteher zu S. Spiritus, Joachim Schierholz, im Jahre 1735 in das Erb-Lehn-Buch des Stifts eingedrückt hat. Es zeigt das Brustbild des Erlösers, welcher segnend die Hände erhebt. Die Umschrift lautet:

S · DES · GEMEINE · KASTE · IN · EISLE.

Zu S. 176: Die Bilder der ältesten Kurfürsten im Luther-Geburtshause zu Eisleben (Friedrichs des Weisen und Johanns des Beständigen) sind höchstwahrscheinlich Kopien Kranachscher Originale im Luther-Hause zu Wittenberg.

Zu S. 188: Im Jahre 1409[1] fand in dem steinernen Stadthause zu Eisleben (in communi domo lapidea oppidi Islebin), welches 1431 und 1433 als radhus und 1445 als Pretorium bezeichnet wird,[2] eine hochansehnliche Versammlung von Fürsten, Grafen und Baronen statt, welche zusammengekommen waren, um sich über die hohen Gerichte miteinander zu vergleichen. Man darf hieraus mit Sicherheit schliessen nicht nur, dass jenes Rathaus ein stattliches Gebäude war, sondern auch, da die Erbauung aus Stein besonders hervorgehoben wird, dass die weit überwiegende Mehrzahl der städtischen Häuser aus Holz oder Fachwerk aufgeführt war. Aus dieser Bauart begreift sich die verheerende Wirkung der Feuersbrunst des Jahres 1498, welche die ganze Stadt, auch das Rathaus, mit Ausnahme der Vorstädte in Asche legte. Am 17. August d. Js. bekunden die Grafen Volrad und Günther von Mansfeld: „nachdem vnser Stat Issleuben fewer not, so sie vbergangen, verdorben vnd erbermlichen gantz ussgebrandt“, dass sie den Bürgern der Stadt gewisse Erleichterungen gewähren wollen, und verordnen: „Der Rat sal .. Rathuss, kauffhus, wage vnd andere gebeve gemeynen nutz zwständig wider aufrichten vnd baven.“ Wie spät und langsam der Wiederaufbau von statten ging, ergiebt sich aus der Inschrift am Rathause (S. 189).

Zu S. 199 (der Ahnentafel des Grafen Ernst VI. von Mansfeld) sind folgende Personalien nachzutragen:

---

[1] v. Ludewig, Reliqu. manuscr. VII, 448 u. 449.

[2] Kreysig, Beiträge III, 423.

Graf Reinhard IV. von Hanau-Münzenberg war geb. am 14. März 1473 und starb am 30. Januar 1512. Seine Gemahlin, Gräfin Katarina von Schwarzburg, ward ihm 1496 vermählt und starb am 27. Nov. 1514.

Der Sohn beider, der Graf Philipp von Hanau-Münzenberg, war geb. am 17. August 1501 und starb am 28. März 1529. Dessen Gemahlin, Gräfin Juliane v. Stolberg, geb. am 15. Februar 1506 und mit ihm vermählt am 27. Januar 1523, heiratete nach seinem Tode am 20. Sept. 1531 den Grafen Wilhelm den Reichen von Nassau-Dillenburg, welcher am 6. Oktober 1559 starb, und starb am 18. Juni 1580 als verwitwete Gräfin von Nassau-Dillenburg.

Die Tochter dieses Paares, die Gräfin Juliane von Hanau-Münzenberg, geb. am 30. März 1529, heiratete 1549 den Wild- und Rheingrafen Thomas zu Daun-Kirburg und, nachdem dieser im Jahre 1553 gestorben war, im Jahre 1567 in zweiter Ehe den Grafen Hermann von Manderscheid-Blankenheim († 4. Jan. 1604) und starb am 8. Juli 1595.

Zu S. 233: Nach Berger (Chronik von Gerbstedt, S. 80) erfolgte die Restaurierung des Altarschreins in der Stadtkirche zu Gerbstedt in den Jahren 1863 und 1864.

Zu S. 240: Das Kleeblatt in dem einen Schilde des Wappens von Gerbstedt ist vielleicht dem Wappen der Edlen von Plotho entlehnt, welches in halbiertem Felde ausser einem mit 3 Rosen belegten Schrägbalken auch ein Kleeblatt über und unter demselben zeigt.

Zu S. 325: Die Hand im Kreise von der Kirche zu Unter-Rissdorf ist keine segnende, sondern eine betende, da sie die ganze innere Handfläche nach aussen kehrt.

Nachtrag zu S. 261.

[B] Das a. a. O. kurz erwähnte, bedauerlicherweise in dem Turme der Kirche zu Helfta untergebrachte Marmordenkmal der Frau Anna v. Karssenbrock (vergl. Nr. 268), konnte erst nachträglich bei Magnesiumblitzlicht — in den Turm dringt nie ein Lichtstrahl — photographisch aufgenommen werden. Die Aufnahme gelang aber so mangelhaft, dass an eine mechanische Wiedergabe nicht zu denken war. Sie ist deshalb in Nr. 268 zeichnerisch wiedergegeben, und auch dies war nur unter Zuhilfenahme der Lupe möglich. Auf hohem Sockel, der die weitläufige a. a. O. angeführte Inschrift trägt, erheben sich zwei reichgeschmückte Säulen, die mit dem aufliegenden kräftigen Architrav den Rahmen für die Hauptdarstellung bilden. Diese enthält in ganzer Figur das lebensgrosse Bild der Verstorbenen, die auf einem Kissen knieend mit gefalteten Händen dargestellt ist. Es ist offenbar Portrait und im ganzen eine tüchtige Leistung. Ein eng anliegendes Kopftuch lässt nur das energische Gesicht frei, verdeckt sogar noch Stirn und Kinn. Das Kleid von schwerem Stoff fällt in grossen Falten herab, die nicht besonders glücklich geordnet sind. Die Wandfläche hinter dieser Rundfigur ist ausgefüllt von einem Crucifixus, dessen Füsse nicht übereinander geschlagen sind; ob sie sich auf ein Fussbrett stützen, ist nicht recht zu erkennen, doch scheint es so. Vier nackte geflügelte Putten fangen in Bechern das Blut aus den Wunden auf, während eine halbbekleidete Kinderfigur darunter mit der Linken ein Schild hält, das vielleicht eine Aufschrift hatte, von der aber nichts


ZV SCHVLDIGEN EHREN DANCKBARKEITVNDGEDACHTNVS
DER EDLEN VND EHRENTVGENDREICHEN FRAWEN ANNEN WEILAND DES EHREN
STRENGEN FRANTZ VON HARSSEN BROCKS ERBSASSEN ZV WIRBORN VND BARRENTROP BI
SITZERN DESAMBTS HELFTA VND HELBORN CHRISTSELIGEN NACHGEL
BEN GEBORNEN VON CANSTEIN IHRER VIELGELIEBTEN MVTTE WELCHE
IDVS ANNO MDXCI ZV HELFTAIM HERREN SELIGLICHEN ENTSCHLAFFEN
ZVR ALLGEMEINEN FROLICHEN AVFERSTEHVNG RVHET HA
BAVEN VND STIFTEN LASSEN FRANTS RABAN ANTON VND GEORG GERTRVED

Nr. 268.

mehr zu erkennen ist. Sämtliche Figuren an der Wand sind in Hochrelief ausgeführt und nicht übel gelungen bis auf eine: der Engel, der das Blut der Seitenwunde aufzufangen bemüht ist.

Auf dem Gesimse des Architravs steht eine Anzahl ganzer Figuren, von denen aber nur zwei ihre ursprüngliche Stelle behalten haben, es sind die über den Säulen befindlichen Evangelisten Markus (mit dem Löwen) und Lukas (mit dem Stier). Dass einst auch Johannes vertreten war, beweist sein Symbol, der Adler, der zwar einen Flügel verloren hat, aber seine ursprüngliche Stelle behalten zu haben scheint; vom Evangelisten selbst ist aber nichts mehr zu sehen; Matthäus, von dem auch das Symbol, der Engel, nicht mehr vorhanden ist, wird also an der dem Adler entsprechenden Stelle der linken Seite gestanden haben.

Das ganze Denkmal wird gekrönt von der Auferstehung Christi in mässig erhabenem Relief.

Nach links und rechts setzt sich sowohl der Sockel als die Wand zwischen den Säulen und der Architrav mit dem Gesimse fort, und so entstehen zwei nicht mitgezeichnete Seitenteile, die, je etwa halb so breit als die Mittelwand, von je 8 Wappen mit Helmzier besetzt sind.

Das Ganze ist ungemein fleissig und sauber gearbeitet und wird einst einen herrlichen Schmuck der Kirche gebildet haben. Dass es jetzt in dem lichtlosen Erdgeschoss des Turmes begraben ist, ist bedauerlich genug; es würde auch heute, dem öden, schmucklosen Kircheninnern wiedergegeben, eine Ahnung aufkommen lassen von dem Idealismus und dem Kunstgeschmacke einer vergangenen Zeit, der auch dieser Dorfkirche einst zu gute gekommen war.

Die Kirche scheint noch mehr wertvolle Denkmäler gehabt zu haben; denn die auf dem Gesimse sichtbaren, bisher noch nicht erwähnten, verstümmelten Figuren scheinen mit dem beschriebenen Denkmale nichts zu thun zu haben.

[G] Kunststatistische Übersicht.

Wenn schon der Mansfelder Gebirgskreis als eine wahre Fundgrube für den Archäologen bezeichnet werden durfte, so darf mit noch viel grösserem Rechte der Mansfelder Seekreis als eine solche bezeichnet werden, denn auf diesem uralten Kulturboden hat sich eine bunte Mannigfaltigkeit namentlich von kirchlichen Bauwerken oder doch von beachtenswerten Bauresten aus den verschiedensten Stilperioden, besonders zahlreich aus der romanischen und spätgotischen Zeit, durch alle Stürme der Jahrhunderte hindurch bis auf die Gegenwart erhalten. Aber auch auf dem Gebiete der Bildhauerei, zum Teil auch der Malerei sind uns überaus merkwürdige Reste erhalten geblieben. Besonders beachtenswert sind einige Skulpturen, welche ohne Zweifel noch der heidnischen Zeit angehören. Hinsichtlich des Reichtums an merkwürdigen alten Glocken aber wird sich kaum ein anderer Kreis der Provinz Sachsen mit dem Mansfelder Seekreise messen können.

Achten wir zunächst auf die Burgen, welche vormals im Mansfelder Seekreise vorhanden waren, und von denen manche in die vor- oder frühgeschichtliche Zeit zurückreichen, so sind fast alle beinahe völlig zerstört, und meist erinnert nur noch der Name oder die von Natur schon geschützte Burgstätte, hier und da auch noch ein mehr oder minder grosser Rest von Erdwällen und Mauerwerk an die einst vorhandene Burg. Dies ist der Fall bei folgenden Burgen:

Die alte Burg zu Alsleben, ehemals Sitz der Grafen von Alsleben, jetzt verschwunden bezw. neu bebaut.

Die Bösenburg, in der Urzeit vermutlich Sitz des thüringischen Königs. Spuren von Erdwällen und abgeböschte Terrassen sind noch zu sehen.

Die Clotzenburg (Hüneburg) bei Closchwitz a. d. Saale, ohne sichtbare Spuren.

Das Schloss auf dem Schlossplatze in Eisleben, die wahrscheinliche Residenz des deutschen Königs Hermann von Luxemburg, des Knoblauchskönigs. Nur der unten viereckige, oben runde Bergfried ist zum grössten Teil erhalten. Die letzten Überbleibsel des spätgotischen Schlosses sind in neuester Zeit abgebrochen worden.

Die Friedeburg a. d. Saale. Keine Reste aus alter Zeit.

Die Hornburg auf dem Galgenberge bei Hornburg. Nichts erhalten.

Der Hausberg im Junkerholze bei Helfta. Erdwälle und Mauerreste, namentlich die Grundmauern eines runden Turmes sind noch vorhanden.

Die Altenburg bei Langenbogen. Ein in einer Teichfläche aufgetragener Hügel mit Mauertrümmern und Brandrückständen.

Die Burg zu Unter-Röblingen am Salzigen See. Nur dürftige Reste des ehemaligen Burghügels sind erhalten, ohne jede Merkwürdigkeit.

Die Hüneburg bei Salzmünde. Nur dürftige Mauerreste sind noch wahrzunehmen.

Die Altenburg bei Schraplau. Ausser einem hohen Erdwall Spuren von Grundmauerwerk.

Das „Schloss“ in Schraplau. Teile der ehemaligen Burgmauer, ein tiefer Brunnen und bedeutungslose Mauerreste sind erhalten.

Der Schlossberg bei Seeburg, die Stätte der ehemaligen, schon in der ersten Hälfte des VIII. Jahrhunderts von den Karolingern wiederholt eroberten Hochseeburg. Erdwälle sind noch deutlich erkennbar.

Die Hüneburg bei Wimmelburg. Jede Spur von Menschenwerk verschwunden.

Das „Haus Würdenburg“ in Teutschenthal, eine ehemalige Wasserburg. Kein Rest des Altertums vorhanden.

Aus dieser allgemeinen und gründlichen Zerstörung hat sich nur das am Fusse der frühgeschichtlichen Hochseeburg auf einer Halbinsel des Süssen Sees gelegene und im XI. Jahrhundert schon vorhanden gewesene Schloss Seeburg gerettet, die einzige Burg des Seekreises, welche im wesentlichen noch die ursprüngliche Anlage erkennen lässt und von welcher auch noch stattliche Reste aus romanischer, noch mehr aber aus spätgotischer Zeit erhalten sind. In die romanische Bauperiode reichen — abgesehen von der Burgkapelle und Teilen der Schlosskirche, von denen später noch die Rede sein wird, wahrscheinlich der untere Teil des runden, ausserordentlich dicken Ostturmes und der Kern des südlich gelegenen Witwenturmes zurück. Der spätgotischen Zeit gehören an der um die Mitte des 15. Jahrhunderts begonnene, an der Südseite des Burgringes gelegene Gebhartsbau mit den An- und Ausbauten des Witwenturmes und der in den Jahren 1515—1518 erbaute „Rittersaal.“ Diese besonders sind es, welche das Schloss Seeburg als den bedeutendsten spätgotischen Profanbau des Seekreises erscheinen lassen, „fein entwickelt in Fenstern und Altanen, reich an Motiven.“

Sonst sind fast keine Reste von Profanbauten aus romanischer Zeit mehr erhalten. Nur der Keller des Rathauses in Gerbstedt mit seiner gekuppelten Lichtöffnung (Säule mit Würfelkapitäl) gehört wohl noch der ersten Hälfte des XII. Jahrhunderts an.

Um so reicher sind die Überreste kirchlicher Bauten aus romanischer Zeit. Beachtung verdient da zunächst als eine äusserlich sofort auffallende Eigentümlichkeit die Art, wie der Altarraum geschlossen ist. Die ältesten Kirchen scheinen, der Urform der weltlichen Basiliken entsprechend, den rechtwinkligen Schluss des Altarraumes gehabt zu haben. Letzterer findet sich noch jetzt bei den Kirchen von Asendorf, Burgisdorf, Cöllme, Erdeborn, Freist, Heiligenthal, Helbra, Neehausen, Polleben, Rottelsdorf, Schwittersdorf (inzwischen abgebrochen), Seeburg (Schlosskirche und auch Fleckenkirche), Strenz, Ober- und Unterteutschenthal, lauter Kirchen, die entweder auf Grund früher urkundlicher Erwähnung oder wegen deutlicher Spuren des romanischen Stils zu den ältesten zu rechnen sind, wie auch die vor etwa 400 Jahren verlassene Kirche S. Gumperti zu Helfta, ferner die jüngst abgebrochene Pankratiuskirche zu Dornstedt und die schon früher abgebrochene Stiftskirche S. Johannis zu Alsleben rechtwinkligen Schluss hatten. Auch ausserhalb des Seekreises haben mehrere besonders alte Kirchen, so die Wigbertikirche zu Riestedt, die

(inzwischen abgebrochene) Pankratiuskirche zu Rothenschirmbach, die Marienkirche zu Kloster-Mansfeld, die Laurentiuskirche zu Thondorf rechtwinkeligen Schluss des Altarraumes, sodass man annehmen darf, dass ursprünglich alle Kirchen den noch durchaus ungekünstelten rechtwinkeligen Schluss des Altarraumes hatten, und dass erst später anlässlich eines Umbaues der der gotischen Zeit eigene polygonale Schluss an Stelle des rechtwinkeligen getreten ist.[1]

Der Übergang zu dem letzteren war der *Anbau einer halbkreisförmigen Absis* an den rechtwinkelig geschlossenen, aber an dieser Stelle der Ostwand nun durchbrochenen Altarraum. Von den in grösseren Verhältnissen ausgeführten Klosterkirchen zu Holzzelle und Wimmelburg abgesehen, finden sich solche Absiden noch jetzt an den Landkirchen in Augsdorf, Amsdorf, Ihlewitz, Ober-Röblingen, Unter-Röblingen, Schraplau und an der Burgkapelle zu Seeburg. Diesen Übergang weist in der bescheidensten, weil einfachsten Form auf die Kirche zu Ihlewitz.

Wenn nun heutzutage eine grosse Anzahl von Kirchen einen im halben Achteck geschlossenen Altarraum hat, so liegt es auf der Hand, dass diese spätere, mit dem Gewölbebau und überhaupt mit dem gotischen Stil aufs engste verbundene Art des Schlusses die ältere des rechtwinkligen Schlusses mit beigegebener Absis *verdrängt* hat.

Einen *im halben Achteck geschlossenen Altarraum* haben heutzutage — von neuerbauten Kirchen wird natürlich abgesehen — die Kirchen zu Alberstedt, Belleben, Benkendorf, Benndorf, Bischofrode, Bösenburg, Dederstedt, Eisleben (sämtliche Kirchen), Elben, Esperstedt, Gnölbzig, Hedersleben, Helfta (die Dorfkirche, und zwar merkwürdigerweise mit der Spitze gegen Osten), Hübitz, Krimpe, Lochwitz, Lüttchendorf, Müllerdorf, Naundorf b. Beesenstedt, Naundorf b. Strenz, Räther, Ober-Rissdorf, Unter-Rissdorf, Schochwitz, Stedten, Steuden, Thaldorf, Volkmaritz, Volkstedt, Wansleben, Wormsleben, Zabenstedt, Zickeritz.

Da nun unter diesen Kirchen eine ganze Anzahl solcher ist, die nachweisbar schon vor dem Auftreten des gotischen Stils bestanden haben, wie sich neben anderen Gründen entweder aus früherer urkundlicher Erwähnung oder aus noch vorhandenen, zweifellos romanischen Resten ergiebt, so ist klar, dass diese früher nur entweder einfach rechtwinkligen Schluss oder einen solchen mit vorgelegter Absis gehabt haben können.

Jedoch auch ein Überblick üker *die bei den Kirchen des Seekreises vorkommenden Grundrisse*[2] lehrt mancherlei. Die gewöhnlichste Anlage einfacher Landkirchen war, falls überhaupt ein Turm vorhanden war — nur die Kirchen in Bischofrode, Wormsleben und Zaschwitz haben keinen — in der Regel diese, dass an die Langseite des westlich stehenden rechteckigen Turmes sich nach Osten zu ein Langhaus anschloss, welchem noch weiter östlich ein besonderes Altarhaus mit eingezogenen Wänden und einer ostwärts vorgelegten runden oder

[1] Der rechtwinklige Schluss der erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts erbauten Klosterkirche zu Helfta erklärt sich aus den Baugewohnheiten der Cistercienser.

[2] Manche im Texte nicht erwähnten Eigentümlichkeiten der Grundrisse werden anlässlich dieser vergleichenden Zusammenstellung nachträglich hervorgehoben.

polygonalen Absis folgte, falls nicht Altarhaus und Absis in einen Raum zusammengezogen waren. Nach diesem Grundriss ist die weit überwiegende Mehrzahl der Landkirchen erbaut, wenn sie nicht entweder der oben beschriebenen ältesten Gruppe angehören oder später in stilloser Zeit umgebaut sind. Nur wenige machen von dieser Regel eine auffällige Ausnahme. So hatte die Kirche St. Johannis zu Alsleben (schon lange abgebrochen) und die Pancratiuskirche zu Dornstedt (jüngst abgebrochen) die Form des lateinischen Kreuzes d. h. bei ihr schob sich zwischen den Altarraum und das aus mindestens zwei Quadraten bestehende Schiff noch ein Querhaus. Noch merkwürdiger aber ist eine Form des Grundrisses, welche sich bei einer Gruppe von Kirchen findet, die fast ausschliesslich in der Nähe des Salzigen Sees liegen. Es sind dies die Kirchen zu Amsdorf, Augsdorf, Eisdorf, Bennstedt, Köchstedt, Rollsdorf und Seeburg (Fleckenkirche). Bei diesen steht der Turm zwischen Schiff und Altarraum, so jedoch, dass sein Erdgeschoss, welches sich nach jenen beiden mit grossen Rundbogen öffnet, mit zum Schiff der Kirche gezogen ist. Auf welche Ursache diese eigentümliche Anlage zurückzuführen ist, bleibt noch zu enthüllen. Fast möchte man vermuten, dass man an den genannten Orten sich ursprünglich mit der Einrichtung eines Altarhauses und eines daran stossenden Turmes, dessen Erdgeschoss anfangs als ausreichender Platz für die kleine Gemeinde galt, begnügt habe, dass aber später nach erheblicher Zunahme der Gemeinde noch ein besonderes Schiff für die Gemeinde angebaut werden musste unter Durchbrechung der bis dahin geschlossenen Westwand des Turmes. Dafür spricht nicht nur das sonst meist nicht vorkommende Grössenverhältnis der später angebauten Schiffe, sondern auch der Umstand, dass keiner der so gelegenen Türme etwa als Turm über der Vierung einer Kreuzkirche gedacht gewesen sein kann, wie es z. B. bei der Urbanskirche in Beyernaumburg (Kr. Sangerhausen), thatsächlich einer Kreuzkirche, der Fall ist.

Noch eigentümlicher ist die Anlage der Kirche von Hornburg, denn bei dieser steht der Turm östlich von dem Schiffe. Da aber dieser Turm zweifellos schon aus romanischer Zeit herstammt, so ist wahrscheinlich, dass er ursprünglich allein vorhanden war und dass sein kapellenartig eingerichtetes Erdgeschoss von Anfang an als einziger gottesdienstlicher Raum gedient hat. Erst später scheint das Schiff, weil es nach Osten unmöglich war, in westlicher Richtung angebaut zu sein.

Zu den Kirchen mit reicher entwickeltem Grundriss gehören aus älterer Zeit nur die dreischiffigen Basiliken zu Holzzelle und Wimmelburg.

Die leider bis auf ausserordentlich dürftige Überreste verschwundene Kirche des Klosters Holzzelle oder Zelle-Hornburg war eine romanische Säulenbasilika mit Querschiff, an dessen äussere Quadrate, wie auch an das des Altarhauses sich unmittelbar Absiden anlehnten, von welchen die dem letzteren vorgelegte mit Säulen geschmückt war. Vor die Aussenquadrate des Querschiffes legten sich zwei das Mittelschiff flankierende Türme mit einem durch ein Arkadengesims abgeschlossenen Untergeschoss, wie ein solches auch die Aussenseiten des Querschiffes und wahrscheinlich auch die Wände des Langschiffes umzog. Westtürme fehlten vermutlich. Auffallend ist die grosse Ähnlichkeit dieser selten vorkommenden Anlage mit der im Jahre 1111 von dem Bischof Reinhard von Halber-

stadt gegründeten Klosterkirche zu Hamersleben im Kreise Oschersleben, für welche bisher noch keine verwandte Anlage nachgewiesen werden konnte.

Die im Jahre 1121 gegründete, also ebenfalls aus der Blütezeit der romanischen Baukunst stammende Klosterkirche zu Wimmelburg ist zwar auch zum grössten Teile abgetragen worden und jetzt nur noch „ein trauriger Torso;“ dennoch ist von ihr erheblich mehr erhalten, als von der Holzzeller Kirche. Ihre Überreste beweisen, dass sie eine Anlage nach Hirsauer Muster mit allen eigentümlichen Merkmalen derselben ist, nämlich: Verlängerung der Seitenschiffe des Langhauses über das Querschiff hinaus, sodass der Altarraum ebenfalls von Seitenschiffen begleitet wird; Verbindung dieser Seitenschiffe mit dem Altarraume durch je zwei auf viereckige Pfeiler aufsetzende Rundbogen, Abschluss dieser Seitenschiffe nach Osten zu durch Absiden und Anordnung je einer Absis auch an der östlichen Seite des nördlichen und südlichen Querschiffes. Die Wimmelburger Kirche hatte also genau dieselbe Absidenanordnung, wie Posa (Bosau bei Zeitz), Paulinzelle, Königslutter, Ellwangen, Breitenau. Auffallend ist im Innern der Kirche die mehrfach vorkommende Anwendung des Flachbogens.

Sehen wir nun, welche Kirchen des Seekreises entweder durchweg oder doch in einzelnen Teilen noch die romanische Bauart aufweisen. Sehr viele Kirchen haben noch jetzt wenigstens romanische Türme; bei weitem geringer, aber — verglichen mit anderen Kreisen — immerhin noch beträchtlich ist die Zahl der Kirchengebäude, welche entweder durchaus noch romanisch sind oder doch noch Reste aus romanischer Zeit haben.

Als ein solcher Rest aus ältester Zeit, vielleicht noch aus dem X. Jahrhundert, erweist sich das einfache, schwerfällige Formen zeigende, jetzt zugemauerte Nordportal der turmlosen und im übrigen spätgotischen Kirche zu Wormsleben. Das Muster einer romanischen Landkirche einfachster Anlage, nur aus Langhaus (ohne Chorquadrat) mit östlich anschliessender, fensterloser Absis bestehend — der Turm ist neuerbaut — und mit drei kleinen streng romanischen Fenstern in der Südwand ist die Kirche zu Ihlewitz.

Eine der merkwürdigsten und ältesten romanischen Kirchen im Kreise, vielleicht noch aus dem XI. Jahrhundert, ist die Kirche zu Burgisdorf, mit ausserordentlich einfachem und doch eigenartigem Grundriss, bestehend aus westlich liegendem, rechteckigem Turm, Langhaus mit geradem Schluss und einer anscheinend von Anfang an vorhandenen, südlich angebauten Vorhalle, welche ihr Licht durch ein gekuppeltes romanisches Fenster empfängt. Beachtenswert ist das Tonnengewölbe im Erdgeschoss des Turmes, das merkwürdige romanische Südportal, dessen Thürbogenhalbkreis nur durch eine Vertiefung in dem die Thür überdeckenden rechteckigen Steine angedeutet ist, und das romanische Fenster in der Ostwand des Langhauses. Selbst Wandmalereien aus spätromanischer Zeit finden sich, von denen noch die Rede sein wird.

Ebenfalls wohl noch dem XI., spätestens dem XII. Jahrhundert angehörig und nicht minder merkwürdig ist die Kirche zu Heiligenthal, deren mit zwei Rundbogen nach dem Schiffe geöffneter Turm noch dem XI. Jahrhundert zuzuweisen ist. Die Kapitäle der Turmfenstersäulen zeigen Schiltblätter und Eckgesichter; die Basen haben noch kein Eckblatt. Auch das Schiff gehört im wesentlichen noch der romanischen Zeit (XII. oder gar XI. Jahrhundert) an, obwohl in die

Südwand um 1631 grosse Fenster eingebrochen worden sind. Denn in der Ostwand des rechtwinkelig geschlossenen Altarraumes befinden sich noch drei romanische Fenster, wie auch, aber zum Teil vermauert, in den Wänden des Schiffes. Besonders beachtenswert ist das frühromanische Portal an der Südseite mit merkwürdigen bildlichen Darstellungen im Tympanon und auf den Thürgewänden. (Zickzack- und Schachbrettmuster auf der Umrahmung, Menschengesichter auf den Kämpfern, Menschen- und Tiergestalten auf den Wandflächen.)

Das Muster einer romanischen Landkirche von schon etwas entwickelteren Verhältnissen ist die Kirche zu Unter-Röblingen. Sie hat nach Westen zu einen Turm mit gekuppelten Schallöffnungen, dessen Erdgeschoss sich mit zwei Halbkreisbogen nach dem Schiffe zu öffnet, welchem nach Osten zu noch ein Altarhaus und weiterhin eine halbkreisförmige Absis vorliegt. (XI. oder XII. Jahrhundert.)

Auch die Kirche zu Ober-Röblingen, welche aber einen stilgemäss neuerbauten Turm hat, ist fast noch unversehrt romanisch, jedoch etwas jünger als die Unter-Röblinger. Auch sie hat ein Langhaus (mit 2 romanischen Portalen), ein besonderes Altarhaus und anschliessende halbkreisförmige Absis. (XII. Jahrh.)

Den beiden vorigen im Grundriss fast völlig gleich (Turm, Langhaus, Altarraum und Absis), aber schon etwas reicher ausgestattet ist die Kirche zu Amsdorf, die ebenfalls noch dem XII. Jahrhundert angehört.

Ganz ähnlich den drei vorerwähnten Kirchen hinsichtlich des Grundrisses und der Bauart ist auch die spätestens im Anfange des 12. Jahrhunderts erbaute Kirche zu Schraplau. Der ganze Unterbau der Kirche samt Chor und Absis sind romanisch, wenn auch das Innere modernisiert ist. Ein frühromanisches Portal mit einem durch Schachbrettmuster ausgefüllten Tympanon befindet sich in der Nordwand, ein von Säulen eingefasstes ebenfalls romanisches Portal, aber aus späterer Zeit, in viereckigem Felde, an Hirsauer Vorbilder erinnernd, in der Westwand des Langhauses.

In die Gruppe dieser romanischen Kirchen gehört wegen der Übereinstimmung des Grundrisses auch die dem Anfange des XII. Jahrhunderts angehörige Burgkapelle zu Seeburg, bei welcher übrigens gewisse Formen Verwandtschaft mit der Wimmelburger Klosterkirche bekunden.

Von der Anlage der in der Blütezeit des romanischen Stils entstandenen Klosterkirchen zu Holzzelle und Wimmelburg war schon die Rede; betreffs der erhaltenen Einzelheiten wird auf die Darstellung im Texte verwiesen.

Nur noch Türme aus romanischer Zeit haben die Kirchen in folgenden Ortschaften:

Die Stadtkirche S. Caeciliae in Alsleben, aber ohne alle merkwürdige Architektur; 1662 repariert.

Asendorf. Dreifach gekuppelte Fenster ohne besondere Merkwürdigkeit.

Benkendorf. Kurzgeschäftete, eigentümlich verzierte Säulchen in den roh ausgeführten gekuppelten Fenstern.

Bennstedt. Nichts zu bemerken.

Bösenburg. Halbkreisbogen im Erdgeschoss mit Kämpfergesimsen.

Elben. Zwei Halbkreisbogen über einer dicken Mittelsäule verbinden das Turmerdgeschoss mit dem Schiff. Rest einer mittelalterlichen Wendeltreppe.

Fienstedt. Dürftige Spuren.

Gorsleben. Ein grosser Halbkreisbogen verbindet Schiff und Turmerdgeschoss Turm und Kirche sind 1613 repariert.

Hedersleben. Zwei Halbkreisbogen verbinden Schiff und Turm. Im Schiff eine romanische Thür mit undeutlichem Tympanon.

Köchstedt. Der Turm hat gekuppelte romanische Fenster.

Müllerdorf. Desgleichen.

Neehausen. Der Turm hat gekuppelte Fenster und öffnet sich im Halbkreisbogen nach dem Schiffe zu.

Polleben. In den gekuppelten Fenstern Mittelsäulchen mit Kapitälen von einfachster Würfelform. Ehemalige Verbindung des Turmes mit dem Schiff durch einen jetzt zugemauerten Halbkreisbogen.

Stedten. Im Turme gekuppelte Fenster.

Volkmaritz. Desgleichen. Zwei Halbkreisbogen verbinden das Turmerdgeschoss mit dem Schiffe.

Volkstedt. Das Erdgeschoss des Turmes ist noch romanisch. Zwei Halbkreisbogen verbinden es mit dem Schiffe; die Kämpfer zeigen die umgestürzte attische Base und romanische Ornamente.

Sonstige romanische Reste finden sich an den Kirchengebäuden folgender Ortschaften:

Alberstedt. Halbvermauertes kleines romanisches Fenster in der Nordwand.

Cöllme. Ausser einem altromanischen Turme ein romanisches Tympanon.

Dederstedt. Ausser einem rundbogig nach dem Schiff geöffneten Turme vermauerte romanische Fenster im Altarraume.

Eisdorf. Ausser einem romanischen Turme ein romanisches Tympanon über der Kirchenthür und ein romanisches, vielleicht auch frühgotisches Fenster in der Nordostwand des Altarraums.

Eisleben. Hier ist nur in der S. Andreaskirche ein einziger romanischer Pfeiler zum Teil erhalten. Die Westtürme sind teils spätromanisch, teils frühgotisch.

Erdeborn. Das Erdgeschoss des Turmes öffnet sich mit zwei Halbkreisbogen, deren Kämpfer die umgekehrte attische Base zeigen, gegen das Schiff. Der mit drei kleinen Rundbogenfenstern ausgestattete Altarraum ist spätromanisch.

Esperstedt. Der Turm hat gekuppelte Fenster mit ehemals drei Säulen. In der Südwand der 1612 erweiterten Kirche eine vermauerte Rundbogenthür und romanische Fenster.

Freist. Der mit dem Schiffe im Erdgeschoss durch zwei Halbkreisbogen (auf Kämpfern) verbundene Turm hat gekuppelte Fenster, in denen sehr dünne Säulen mit weit ausgreifenden Doppelkonsolen, Würfelkapitälen und Eckblattbasen stehen. Zwischen Turm und Schiff der Rest einer massiven Wendeltreppe. In der Südwand der Kirche ein einfaches romanisches Tympanon.

Gödewitz. Zwei einfache, sehr alte romanische Tympana in der Südwand der romanischen, aber frühgotische Änderungen aufweisenden Kirche.

Hornburg. Spätromanischer Turm mit gekuppelten Schallöffnungen. In den vier Ecken des Erdgeschosses freistehende Säulen im Übergangsstil, in der Wand vier romanische Fenster. Über der Thür in der Südwand des Schiffes ein wahrscheinlich spätromanisches oder der Übergangszeit angehöriges Tympanon, das ursprünglich vielleicht den Eingang zur Turmkapelle schmückte. (Anfang des XIII. Jahrhunderts?)

Hübitz. Der Turm scheint wenigstens im unteren Teile noch aus romanischer Zeit zu stammen, da er mit der Kirche durch einen Halbkreisbogen in Verbindung steht.

Naundorf bei Besenstedt. Ausser einem durch Halbkreisbogen mit dem Schiff verbundenen Turme ein romanisches Tympanon und einige romanische Fenster in der Südwand der Kirche.

Pfützenthal. Nur ein schönes romanisches Tympanon ist erhalten.

Ober-Rissdorf. Turm mit gekuppelten Schallöffnungen; am Schiff einige Spuren romanischer Bauart.

Unter-Rissdorf. Turm mit gekuppelten Schallöffnungen, durch zwei Halbkreisbogen mit dem Schiff verbunden, deren Kämpfer romanische Ornamente haben. In der Nordwand der Kirche ein romanisches Tympanon.

Rollsdorf. Turm und Schiff sehr einfach und roh. Letzteres hat eine romanische Thür ohne allen Zierat.

Rottelsdorf. Der Turm hat die üblichen gekuppelten Schallöffnungen und ist durch zwei Halbkreisbogen mit dem Schiffe verbunden, welches, wie der Altarraum, meist noch romanische Fenster hat. Doch sind auf der Nord- und Südseite auch jüngere Fenster eingesetzt. An den rechtwinklig geschlossenen Altarraum schliesst sich, was im Texte nicht bemerkt worden, südwärts ein rechtwinklig abgeschlossenes Quadrat mit romanischen Fenstern an, welches durch einen grossen Halbkreisbogen mit dem Altarraume verbunden ist. Der Grundriss hat also bei aller Verschiedenheit Ähnlichkeit mit dem der Filialkirche in Burgisdorf. Über den Mittelfenstern des Altarraums und des erwähnten südlichen Kreuzarmes erblickt man noch je ein Fenster mit kleeblattförmiger Bedeckung aus der Übergangszeit.

Schwittersdorf. Die in jüngster Zeit abgebrochene alte Kirche hatte einen durch Halbkreisbogen mit dem Schiffe verbundenen Turm und romanische Fenster in der Ostwand des rechtwinkelig geschlossenen Altarraumes.

Seeburg. Die ursprünglich in der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts erbaute Schlosskirche hat in einigen kleinen Rundbogenfenstern nur dürftige Spuren ihrer ältesten Bauart. Die Fleckenkirche hat einen romanischen Turm aus der ersten Hälfte des XII. Jahrhunderts mit später eingesetzten gotischen Fenstern; das westlich angebaute Schiff ein romanisches Portal mit Tympanon und ein romanisches Fenster im Westgiebel.

Strenz. Romanische Fenster im Ostgiebel der ehemaligen Kirche.

Thaldorf. Der Turm und der untere Teil der Kirche, sehr einfach, sind wahrscheinlich romanisch.

Es dürfte zweckmässig sein, an diesen Überblick über die Werke und Reste der romanischen Baukunst der Vollständigkeit wegen auch gleich einen Überblick über die Werke der Bildhauerkunst aus romanischer Zeit anzuschliessen.

Eine besondere Zusammenstellung verdienen zunächst die im Seekreise noch besonders zahlreich erhaltenen — im ganzen 22 — und zum Teil sehr merkwürdigen Thürbogenfelder aus romanischer Zeit, von denen einige bis ins XI., ja ins X. Jahrhundert zurückreichen. Sie befinden sich an folgenden Orten:

1) Gernrode, früher Alsleben (S. 8). Der Löwe von Juda im Kampfe mit dem Drachen des Heidentums. Eine sehr ähnliche Darstellung befindet sich zu Lindig im Gurkthale in Kärnthen.[1]

2) Burgisdorf (S. 41). Betende Hand im Kreise. Rosen. Musikalische Instrumente.

3) Cöllme (S. 49). Zwei Rosen.

4) Dornstedt (S. 53). Darstellung der Dreieinigkeit als Mann, Lamm und Taube.

5) Eisdorf (S. 55). Christus als Weltrichter. Die zum Gericht Erscheinenden haben Tiergestalt.

6) Freist (S. 222). Zwei Rosen.

7 u. 8) Gödewitz (S. 241). Zwei Tympana, das eine mit drei Kugeln oder Kreisen; das andere nur mit sägeblattförmigem Rundstab.

9) Hedersleben (S. 244). Undeutlich.

10) Heiligenthal (S. 247). Sehr merkwürdig. Thronender, segnender Christus; ihm zur Seite zwei Rosen. Umschrift: Henricus Patravi. Auf den Wandflächen neben der Thür Darstellung eines Drachen und Schweines, welche einen gewappneten Mann und einen Löwen angreifen. (Anfang des elften Jahrhunderts?)

11) Holzzelle (S. 276). Schön entworfene und ausgeführte Gruppe; die Gottesmutter als Schutzpatronin in der Mitte; ihr zur Linken die Äbtissin und der Probst des Klosters, ihr zur Rechten ein weihender Erzbischof, als solcher durch das über ihm stehende Wort Archiepiscopus gekennzeichnet, und hinter ihm die Stifter.

12) Hornburg (S. 281). Das Gotteslamm mit Kreuznimbus, den Kreuzstab führend, in kleeblattförmiger Umrahmung; zwei Rosen zur Seite. (Spätromanisch.)

13) Naundorf b. Besenstedt (S. 306). Griechisches Kreuz im Kreise.

14) Pfützenthal (S. 313). Zwei Fische, von Rankenwerk umgeben. Die Thüröffnung ist von einem Eierstabe umsäumt. Sehr schön. Ein ganz ähnliches Tympanon zu Neutz im Saalkreise.

15) (Unter-) Rissdorf (S. 325). Betende Hand in einem Kreise.

16) (Ober-) Röblingen (S. 327). Nordportal: Gestieltes griechisches Kreuz.

17) Südportal: Das Gotteslamm als gehörnter Bock — höchst selten! — mit dem Kreuzstabe. Zur Seite ein auf das Lamm weisender Johannes-Arm und eine Blume.

18) Rollsdorf (S. 338). Dick übertüncht und darum unkenntlich.

19) Schraplau (S. 354). Nördliches frühromanisches Tympanon, mit lauter geschuppten Kragsteinchen ausgefüllt.

20) Späteres Westportal (XII. Jahrhundert): Einfaches, gestieltes Kreuz, wie in (Ober-) Röblingen.

[1] Carinthia, 81. Jahrgang, Klagenfurt 1891, S. 7.

21) Seeburg, Fleckenkirche (S. 373). Gleicharmiges, griechisches Kreuz.
22) Wormsleben (S. 413). Einfaches lateinisches Kreuz.

Weit weniger zahlreich sind die Taufsteine von romanischer Form. Fast alle ohne Ausnahme entbehren eines besonderen Schmuckes. Es sind meist achtkantige Prismen mit kesselartiger oder trichterförmiger Aushöhlung, von bedeutender Grösse. Hierher gehören die meist ausser Gebrauch gesetzten oder auch nicht mehr vorhandenen Taufbrunnen zu Bösenburg (S. 38), Hedersleben (? — S. 244), Ihlewitz (S. 285), Lochwitz (S. 291), Pfützthal (S. 314), Polleben (S. 319), (Unter-) Rissdorf, zwölfeckiges Prisma (S. 324), (Unter-) Röblingen (S. 336), Stedten, rund, sehr roh (S. 377), Wils (S. 397) und Zabenstedt (S. 414). Mit Bildwerk — und zwar auf allen acht Seitenflächen — geschmückt ist allein der jetzt in Gernrode, früher in der Domkirche zu Dorf Alsleben befindliche Taufstein, welcher spätestens dem XI. Jahrhundert angehört. Er ist der wertvollste Überrest der Alsleber Stiftskirche und sicher eins der allerältesten Stücke christlicher Bildhauerkunst in der Provinz Sachsen. (S. 9 ff.)

Als sonstige älteste Werke der Bildhauerkunst im Kreise sind ausser den noch aus heidnischer Zeit herrührenden, überaus merkwürdigen Götzenbildern an der Kirche zu Müllerdorf (S. 296 ff.) und dem aus derselben Zeit erhaltenen, wohl eine Opferung darstellenden Bildwerke an der Kirche zu Ober-Röblingen (S. 328), sowie einer vermutlich im XI. Jahrhundert aus Wallrosszahn angefertigten, maurisch-normannischen Stil bekundenden und in Langenbogen gefundenen Schachfigur (S. 288) noch zu nennen das Bild eines Abtes aus Erdeborn (S. 217) und ein Steinkreuz am Rittergute zu Welfesholz (S. 396), vielleicht auch das Kreuz am Hutberge bei Eisleben (S. 211). Sogar einige romanische Stuckreste aus dem Kloster Gerbstedt, jetzt in Halle (S. 230), haben sich erhalten. Ob die hochaltertümlichen Bildnisse von Neucke und Nappian, der Erfinder des mansfeldischen Bergbaues (S. 202), welche ursprünglich in der Kapelle zu Welfesholz gestanden haben sollen, jetzt aber im Bergamte zu Eisleben aufbewahrt werden, noch der romanischen Zeit angehören, ist trotz ihrer Majuskelinschrift fraglich; doch dürften sie wohl der Übergangszeit angehören. Spätestens derselben Zeit, wenn nicht noch der spätromanischen sind zuzuweisen die Wandmalereien in der Kirche zu Burgisdorf, die einzigen Überbleibsel der kirchlichen Malerei des früheren Mittelalters in beiden Mansfelder Kreisen.

Wir setzen nunmehr die Betrachtung der Bauwerke fort durch Aufzählung derer, welche aus nachromanischer Zeit stammen.

Gering ist die Anzahl frühgotischer Kirchen oder auch nur Gebäudeteile. Hierher gehören: Der Turm der Kirche zu Alberstedt mit seinen gekuppelten, spitzbogigen Schallöffnungen (S. 2); die Westtürme der S. Andreaskirche zu Eisleben in ihrem obersten Geschosse mit spitzbogigen Schallöffnungen ohne Säulen (S. 79); ferner die Nord- und Südwand des Altarraumes, sowie die das nördliche Nebenschiff abschliessende Wand (S. 88 und 89); der gedrückte Spitzbogen zwischen Schiff und Altarraum in der Kirche zu Erdeborn (S. 214); der halbachteckig geschlossene, mit Spitzbogenfenstern ohne Masswerk versehene Altarraum der Kirche zu Köchstedt (S. 286) und desgleichen der der Kirche zu Naundorf b. Besenstedt (S. 308); die Türme der Kirchen zu Wansleben (S. 394) und zumteil auch von Ober-Teutschenthal (S. 385), welcher letztere

aber zumteil spätgotisch ist. Frühgotische Spuren finden sich auch im Altarraume der Kirche zu Bösenburg (S. 38). Die einzige, als Ganzes im wesentlichen noch erhaltene frühgotische Kirche ist die 1258 erbaute, jedesfalls aber im XIII. Jahrhundert vollendete Klosterkirche zu Helfta, die in ihrer Ostwand drei lange, schmale Fenster mit kleeblattförmigem Sturz und in der Südwand ein vermauertes Portal mit schönem Gewänd aus der Zeit der ausgebildeten Gotik hat. (S. 266.)

Weit zahlreicher und auch stattlicher sind die Kirchen, welche durchweg oder doch zum grösseren Teil im spätgotischen Stile mit Schluss des Altarraumes im halben Achteck und Ausfüllung der spitzbogigen Fenster mit Masswerk erbaut sind. Die wenigsten von ihnen haben einen einheitlichen Stil; die meisten zeigen ein Gemisch verschiedener Stilarten infolge der Schonung älterer, noch brauchbar befundener Teile bei stattgehabten Um- oder Neubauten. Hier sind zu nennen:

1) Alberstedt, Schiff und Chor; letzterer 1506 erbaut.
2) Benkendorf. Chor 1499 erbaut.
3) Bennstedt. Das Schiff ist 1681 teilweise umgebaut.
4) Bischofrode. Halbachteckiger Schluss nach Osten und Westen.
5) Bösenburg. Frühgotische Spuren im Altarraum.
6) Hedersleben. 1587 erweitert.
7) Helfta, St. Georg. Die Spitze des halbachteckig geschlossenen Altarraumes steht nach Osten.
8) Hübitz. Das angeblich 1589 neugebaute Langhaus hat spätgotische Masswerkfenster.
9) Lochwitz. Der Turm ist neu angebaut.
10) Lüttchendorf. Der Chor ist 1480 begonnen, die Kirche im XVII. Jahrh. repariert.
11) Polleben. Das Schiff ist teils spätgotisch, teils modern.
12) Ober-Rissdorf. Um 1504 umgebaut, unter Belassung romanischer Reste.
13) Unter-Rissdorf. Das spätgotische Schiff ist nach Norden zu erweitert.
14) Rollsdorf. Chor mit Eselsrückenfenstern.
15) Seeburg, romanische Fleckenkirche. Der Chor ist im spätgotischen Stile erneuert.
16) Stedten. Die Kirche ist 1517 neu umgebaut. Portal mit überschlagenden Stäben.
17) Wansleben. Fenster mit gutem, einfachem Masswerk. Thüren mit überschlagenden Stäben.
18) Zickeritz. Spätgotische Eingangsthür mit überschlagenden Stäben. Halbachteckiger Altarschluss mit manierierten Spitzbogenfenstern.

Die stattlichsten Vertreter des gotischen Stils im Kreise sind die Hallenkirchen der Stadt Eisleben, d. h. dreischiffige Kirchen, deren Nebenschiffe gleich dem Hauptschiffe gewölbt sind und mit diesem gleiche Höhe haben. Es sind dies:

19) Die S. Andreaskirche in Eisleben. Sie ist im XV. Jahrhundert zu verschiedenen Zeiten umgebaut unter Belassung frühgotischer und (an einer

Stelle) auch romanischer Reste. Doch finden sich auch Spuren ausartender Gotik, z. B. das innere Turmportal (S. 85). und die beiden Kapellen (S. 86).

20) Die S. Nikolaikirche in Eisleben. Der Chor ist 1426 vollendet, dann folgte das Schiff nach; 1462 ist der Turm begonnen.

21) Die S. Petri-Pauli-Kirche in Eisleben. Bauzeit des Turmes 1447—1474, der Kirche 1486—1513. Der Chor ist anscheinend zuletzt erbaut.

Alle drei Hallenkirchen in Eisleben haben noch (S. Nikolai und S. Petri-Pauli) oder hatten (S. Andreas) besondere, aussen angebaute Treppentürme, die bei älteren Bauten noch nicht vorkommen. Der von S. Andreas, welcher an den Glockenturm angebaut war, ist bei der Reparatur im Jahre 1876 abgetragen worden.

22) Die S. Annenkirche in Eisleben. Die spätestgotische Kirche der Stadt. Der Chor ist 1514—1516, das Schiff nebst dem Turme 1585—1590, die westlich vorgelegte, halbachteckig geschlossene Kapelle 1588 erbaut. An dieser Kirche verbinden sich die Formen der absterbenden Gotik in naiver Weise mit denen der Renaissance, besonders in dem umgebauten Chor. Darum ist diese Kirche als Ganzes kunstgeschichtlich beachtenswert als Beispiel des gotischen Baustils in seiner allerletzten Periode.

Auch folgende Kirchen zeigen eine Vermischung des gotischen mit dem Renaissancestil:

23) Schochwitz. Zopfig-gotische Kirche mit manierierten Umbauten aus der Renaissancezeit.

24) Seeburg, Schlosskirche, 1649 unter Belassung geringer romanischer und gotischer Spuren, im Renaissancestil umgebaut.

25) Ober-Teutschenthal. 1617 umgebaut.

26) Volkmaritz, Halbachteckiger Chorschluss, Fenster und Thüren aus der Zopfzeit.

Zumeist der Renaissancezeit gehören folgende Kirchen an:

Esperstedt, 1612 repariert und erweitert.

Fienstedt, 1663 fast völlig neu erbaut und 1871 repariert.

Müllerdorf. Langhaus 1687 und 1688 umgebaut, mit spätgotischen Spuren im Altarraume.

Unter-Teutschenthal (1675), Pfützthal (1694), Steuden (1697).

Dem XVIII. Jahrhundert, also zumeist dem nüchternen Zopfstil gehören an die Kirchen zu Dederstedt (1708 Umbau des halbachteckig geschlossenen Schiffs); Rumpin (1717—1720 neuerbaut mit gotischen und romanischen Nachahmungen); Erdeborn (1722 unter Belassung älterer Reste umgebaut); Naundorf bei Strenz (1724); die Kapelle zu Krimpe (1735 neuerbaut); die Kirche zu Gerbstedt (1739 erbaut, 1776 erweitert); Bellebén (1744 repariert, stark verbaut), Helbra (1745 umgebaut); Gnölbzig (1796).

Moderne oder doch zum Teil modernisierte Kirchen finden sich zu Adendorf (Rundbogenstil); Dorf Alsleben (mit älterem Turm); Stadt Alsleben (mit roman. Turm); Besenstedt (1815), Elben, Freist (viereckige Fenster eingesetzt), Hedersleben (desgleichen), Neehausen, Nelben (1810), Langenbogen (1822, Turm 1875), Benndorf (1823), Volkstedt (1830), Trebitz (1854),

Augsdorf (1859), Räther (1866), Asendorf (1869), Aseleben (1875), Friedeburg (1885), Höhnstedt (1886) u. a. m.

Unter den weltlichen Gebäuden des Seekreises sind ausser den schon früher erwähnten folgende wegen ihrer Bauart beachtenswert:

Aus gotischer Zeit: Das im Jahre 1500 erbaute Bergamt zu Eisleben (S. 195) und die um dieselbe Zeit — nach dem grossen Brande von 1498 — neu erbaute Superintendentur (S. 204), beide mit reichgestaltetem spätgotischen Portal (überschlagende Stäbe); ferner das in den Jahren 1516[1] — 1530 im spätestgotischen Stile erbaute Rathaus der Altstadt, dessen Fenster mit abgetrepptem Sturze sich eigenartig und gefällig ausnehmen. (S. 190 u. 191.) Auch Luthers Sterbehaus gehört noch der spätgotischen Zeit an. Die Thüren und Fenstergewände zeigen reiche gotische Profilierungen, die Fenster des unteren Stockes haben Eselsrücken-Schluss. Auch der eigentümliche Schnitt der Thüren und das Deckengebälk im Oberstock ist beachtenswert. (S. 182—184.)

Der Renaissancezeit gehören an:

Die Brüstung der Freitreppe des Rathauses in Eisleben, welche sich durch hübsche Formen (Säulen mit ionischen Kapitälen) auszeichnet und vermutlich nach dem Brande von 1601 erbaut ist (S. 191); das ehemalige, während der Jahre 1571—1589 erbaute Rathaus der Neustadt Eisleben mit reichverziertem, geschmackvollem Portal aus dem Jahre 1580 (S. 206); der Erker am Hause Breiter Weg Nr. 92 in der Neustadt aus dem Jahre 1574 (S. 208); einige, inzwischen verschwundene Schlusssteine aus dem abgebrochenen Schlosse zu Eisleben. (S. 188.) Das Portal des Rathauses und der erwähnten Erker in der Neustadt Eisleben sind die schönsten Überreste aus der Zeit der besten deutschen Renaissance nicht nur in Eisleben, sondern auch im ganzen Seekreise.

Die sonstigen älteren Häuser Eislebens stammen teils aus der spätgotischen, teils aus der Renaissancezeit, bieten aber, wie das im Jahre 1693 in den einfachsten Formen der Renaissancezeit zum Teil neuerbaute Luther-Geburtshaus nichts Merkwürdiges, mit Ausnahme des ehemaligen Vikariats, der späteren Linnertschen Brauerei, welche nicht so sehr wegen ihres einfachen Renaissance-Portals, als wegen ihrer der Mitte des 16. Jahrhunderts, der Zeit der höchsten Vollendung, angehörigen Holzarchitektur, welche einerseits frei von Nüchternheit, andererseits frei von Überladung ist, Beachtung verdient. (S. 204.)

Ausserhalb Eislebens sind zu nennen das im Jahre 1566 auf romanischer Grundlage in einfachster Renaissance erbaute und um 1670 erneuerte Rathaus zu Gerbstedt (S. 238) und das teils 1601—1604, teils 1690 erbaute Schloss zu Schochwitz (S. 344). Dass sich im Chor der S. Annenkirche zu Eisleben Renaissance und späteste Gotik miteinander verbinden, und dass die ursprünglich romanische, dann spätgotische Schlosskirche zu Seeburg 1649 im Renaissancestil umgebaut worden ist, ist schon früher erwähnt worden.

In zopfigen Formen ist ein Teil der Schlossgebäude zu Seeburg im

[1] Da eine der inneren Thüren des Rathauses die Jahreszahl 1516 trägt, so muss man annehmen, dass der von der (auf S. 189 erwähnten) Jahreszahl abgesprungene Einer nicht eine 9, sondern eine 6 war, dass also 1516 statt 1519 zu lesen ist.

XVII. und XVIII. Jahrhundert, wie auch das Schloss Haus Zeitz im Jahre 1688 erbaut worden (S. 417).

Gehen wir nun zur Betrachtung der **Ausstattung der kirchlichen Gebäude** über.

Altarplatten aus katholischer Zeit, mit einem oder auch mehreren, bis zu fünf Weihekreuzen versehen, finden sich noch in Friedeburg (S. 226), Gödewitz (S. 242), Ihlewitz (S. 285), Lochwitz (S. 290), Naundorf b. Besenstedt (S. 308) und Thaldorf (S. 389). Doch kann ihre Zahl erheblich grösser sein, da es in vielen Kirchen entweder nicht möglich oder zu zeitraubend war, die Platten freizulegen.

Kanzeln aus vorreformatorischer Zeit sind gar nicht erhalten. Nur der Schalldeckel der Lutherkanzel in der S. Andreaskirche zu Eisleben (S. 96) zeigt reiche spätgotische Formen, während die Kanzel selbst jünger ist. Alle übrigen gehören der Renaissance-, Rokoko- und Zopfzeit an. Sie mögen hier, soweit die Zeit ihrer Anfertigung angemerkt worden ist, nach der Altersfolge aufgezählt werden. Kanzeldeckel in Müllerdorf von 1587 (S. 295); steinerne Kanzel in der S. Annenkirche zu Eisleben mit einem auf der Figur des Moses ruhenden und reichverzierten Korbe, etwa aus dem Jahre 1590 (S. 157); Ober-Röblingen von 1597 (S. 328); Schraplau von 1599 (S. 355); Helbra von 1616 (S. 254); Unter-Röblingen von 1619 mit schöner Brüstung in Renaissanceformen (S. 336); Müllerdorf von 1648 (S. 295); Wimmelburg von 1686 (S. 409); Aseleben, nur Reste, von 1694 (S. 22); Dornstedt, der Korb auf einem Moses ruhend, von 1695 (S. 53); Rollsdorf, der Korb ebenfalls auf einer halben Mosesfigur ruhend, von 1697 (S. 338); Ober-Rissdorf von 1715 (S. 322); Naundorf b. Strenz von 1725 (S. 382); Schwittersdorf von 1786, Überreste einer alten Kanzelbrüstung in Unter-Teutschenthal (S. 386).

Sakramentshäuschen, der Mehrzahl nach einfach und meist aus spätgotischer Zeit, finden sich in Amsdorf (S. 20 u. 21), Benkendorf, mit Gardinenbogen (S. 30 u. 31), Cöllme (S. 49 u. 50), Dornstedt (S. 53), Eisleben S. Nikolai, schön verziert (S. 126), Elben (S. 212), Lochwitz (S. 290), Müllerdorf (S. 294), Naundorf b. Besenstedt (S. 307 u. 308), Räther (S. 320), Ober-Rissdorf, vom Jahre 1504 (S. 321), Unter-Rissdorf (S. 323), Ober-Röblingen (S. 328), Unter-Röblingen, mit Eselsrücken (S. 334), Rollsdorf, schmucklos (S. 338), Stedten, in der Westwand des Turmes (S. 377), Unter-Teutschenthal (S. 386), Thaldorf (S. 389), Volkmaritz (S. 391) und Wimmelburg, in schönen gotischen Formen, aber schon mit Eselsrücken, durch einen Christuskopf nach dem Veronikatuche verziert (S. 407 u. 409).

Ausgüsse (Piscinen) finden sich nur noch in den Kirchen zu Schwittersdorf (S. 357), Thaldorf (S. 389) und Zickeritz (S. 418), steinerne Weihwasserkessel in Amsdorf (S. 21) und Unter-Röblingen (S. 334). Doch ist der letztere bei der letzten „Reparatur" verschwunden.

Die romanischen Taufsteine sind schon früher aufgezählt worden. Als Taufsteine in gotischen Renaissance- und späteren Formen sind folgende zu nennen: Wormsleben, achtkantig, einfach, massig (S. 413); Helfta, roh (S. 262): Ober-Röblingen, XV. Jahrhundert (S. 328 u. 329); Bischofrode (S. 36) und Wolferode (S. 410), letztere beiden achtkantig und von sehr ähnlichen Formen; Eisleben

S. Nicolai, barock (S. 127 u. 128); Helbra, von 1512 (S. 254) und Benndorf, von 1517 (S. 32 u. 33), beide einander sehr ähnlich; Eisleben S. Petri, von 1518 und ebenda Luthers angeblicher Taufstein (S. 145); Schraplau (S. 354) und Zabenstedt (S. 414), beide aus der Renaissancezeit; Alberstedt, sechskantig, von 1596 (S. 2); Volkstedt, von 1608 (S. 393); Schwittersdorf, von 1617, achtkantig, becherförmig (S. 357); Burgisdorf, gleichfalls von 1617 und becherförmig (S. 48); Rottelsdorf, ebenfalls von 1617 (S. 340); Ihlewitz, von 1618 (S. 285); Dornstedt von 1695, zopfig (S. 53).

Ein spätgotischer Taufsteinfuss ist noch in Heiligenthal (S. 249).

Aus Holz geschnitzte Taufengel, zum Herablassen von der Decke des Altarraumes eingerichtet, sind an Stelle von Taufsteinen getreten in Erdeborn (S. 215) — doch ist dieser jetzt wieder beseitigt — und in Freist (S. 223).

Gleich hier mögen nun auch die heiligen Geräte, als Taufbecken, Kelche, Kannen, Schachteln, Leuchter u. a. m. besprochen werden.

Ziemlich gross ist die Zahl messingener und zinnerner Taufbecken von nicht geringem Alter. Messingene Becken finden sich in Alberstedt (S. 2) und Volkstedt (S. 393) mit der Darstellung von Josua und Caleb, welche gemeinsam die Weintraube tragen; in Bennstedt, achteckig, mit sehr weltlichen Darstellungen aus der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts (S. 34); in Dederstedt, im Grunde eine grosse Rosette, auf dem Rande eine unentzifferte und eine lesbare Inschrift, welche lautet: „Ich bart Gelvk alzeit“ (S. 51); Krimpe, die Verkündigung Mariae darstellend, am Rande Hunde und Hirsche und die bekannte rätselhafte Inschrift. (S. 286.) Genau dieselben Darstellungen enthält das Taufbecken von Unter-Teutschenthal (S. 386). Gleichfalls die noch nicht enträtselte Inschrift nebst einer zweiten Legende in Spiegelschrift zeigt das Taufbecken von Unter-Rissdorf, in dessen Grunde das Gotteslamm mit Kreuzesfahne dargestellt ist (S. 324). Das Taufbecken zu Unter-Röblingen, welches völlig mit dem der S. Marienkirche zu Freiburg a. d. U. übereinzustimmen scheint, zeigt im Grunde die Darstellung des Sündenfalles, also Adam und Eva im Paradiese, und ausser der unbekannten Legende auch die zwar lesbare, aber noch nicht sicher gedeutete: GI SCAL REBOR DE (S. 336). Den Sündenfall zeigt auch das stark beschädigte kleine Becken zu Volkmaritz (S. 391), während das zu Zabenstedt mit dem zu Unter-Röblingen hinsichtlich der beiden Inschriften, mit dem zu Dederstedt dagegen hinsichtlich der Rosette im Grunde übereinstimmt (S. 414). Das Becken zu Zickeritz endlich hat die beiden Inschriften des Unter-Röblinger und Zabenstedter Beckens (S. 418), stimmt aber betreffs der bildlichen Darstellung (Verkündigung Mariä) mit den Becken zu Krimpe und Unter-Teutschenthal überein. Das messingene Taufbecken zu Steuden endlich (S. 380) enthält eine Darstellung des Reichsdoppeladlers!

Zinnerne Taufbecken besitzen die Kirchen zu Elben von 1670 (S. 212), Polleben von 1728 (S. 319), Rottelsdorf von 1741 (S. 340), Rumpin von 1744 (S. 342), Räther von 1758 (S. 320).

Ein kupfernes, vergoldetes Ciborium aus dem Mittelalter hat sich in der Stadt Alsleben erhalten (S. 18).

Betreffs der Abendmahlskelche ist zu bemerken, dass an verschiedenen Orten weder Zeit noch Gelegenheit zu deren Besichtigung gegeben war. Es ist

daher möglich, dass noch mancher erwähnenswerte Kelch vorhanden ist, der hier nicht erwähnt werden konnte. In die romanische Zeit reicht keiner zurück. Der älteste datierte Kelch vom Jahre 1402, welcher, wie alle gotischen Kelche, sechsblätterigen Fuss hat, befindet sich in der Stadt Alsleben. Er trägt am Knauf und Schafte die häufig so oder ähnlich wiederkehrenden Inschriften: **hilf got, hilf maria, ihesus.** Gotische Majuskelinschriften haben die Kelche zu Eisleben S. Andreas Nr. 4 (IHESVS, AVE MARIA, S. 113); Eisleben S. Nicolai Nr. 2, mit achtblättrigem Fuss, den Namen IHESVS und eine Sigle, welche die Anrufung der h. Anna bedeutet, enthaltend, also spätestens gegen Ende des XV. Jahrhunderts gefertigt (S. 129); Eisleben S. Petri Nr. 1, mit sechsblättrigem Fuss, ausser den Namen IHESVS MARIA auch eine Anrufung der h. Anna durch Sigle tragend (S. 147), endlich Ober-Rissdorf Nr. 1 mit sechsblättrigem Fuss sowie einer Darstellung der Marterwerkzeuge Jesu und den Namen IHESVS und MARIA (S. 322). Einen runden, späteren Fuss, aber die gotische Majuskelinschrift IHESVS, S. MARIA, IHESVS trägt der Kelch Eisleben S. Petri Nr. 2 (S. 147). Gotische Minuskelinschriften haben die Kelche zu Stadt-Alsleben Nr. 2, nämlich **ihesus** (S. 18), Dederstedt Nr. 1 mit den Inschriften: **hilf got, ihesus, hilf maria** und ebenda Nr. 2 mit den Inschriften: **iheuss, cristus, maria hif** (S. 51); Eisleben, S. Andreas Nr. 2 mit fensterartigen Öffnungen am Knaufe, gotischem Masswerk am Ständer und den Inschriften: **iesus maria hilf**; ebenda Nr. 3 mit den Inschriften: **ihesus, hilf mara, hil maria** (S. 114); ebenda Nr. 6, ohne besondern Wert, mit dem Eisleber Ratswappen (S. 115); Eisleben S. Nikolai Nr. 1 mit den Inschriften: **ihesus, maria, got heile** (S. 128); Erdeborn mit der Inschrift: **ihesus, ave mari, gracia pl.** (S. 215); Ober-Rissdorf Nr. 2 mit einer distelgesträuchartigen Verzierung um die Cuppa und der Inschrift: **ihesus, got, ave mari** (S. 322). Eine dreizeilige, unleserliche Inschrift in gotischer Minuskel — Cursive, etwa dem Anfange des XV. Jahrhunderts angehörig — trägt der Kelch Eisleben S. Andreas Nr. 5, dessen Knauf durch Erdbeeren verziert ist, während am Schafte **ihesus maria** steht (S. 114). Übrigens entscheidet bei den Kelchen der Gebrauch gotischer Majuskel oder Minuskel anscheinend keineswegs sicher über das Alter. Einen schönen gotischen Kelch soll auch die Kirche zu Heiligenthal besitzen (S. 249). Mit dem Jahre der Anfertigung sind bezeichnet folgende Kelche: 1550 Eisleben, S. Andreas Nr. 1, sechsblättriger Fuss, runder Knauf (S. 113); 1563 Wimmelburg (S. 408); 1634 Eisleben S. Andreas Nr. 7 (S. 115); 1676 Unter-Teutschenthal (S. 386); 1680 Höhnstedt (S. 268); 1685 Zickeritz, zwei Kelche (S. 419); 1733 Erdeborn (S. 215); 1733 Unter-Röblingen (S. 337).

Silberne Weinkannen: Die Kirche S. Andreas zu Eisleben besitzt eine kunstvolle Abendmahlskanne vom Jahre 1628 (S. 112) und eine andere vom Jahre 1670 (S. 113); die Kirche S. Nikolai zu Eisleben gesellt sich zu diesen mit einer Kanne vom Jahre 1681 (S. 129). Zinnerne Kannen besitzen: ohne Jahresangabe Gnölbzig (S. 241), Pfützthal von 1694 (S. 314), Wimmelburg von 1702 (S. 409).

Die Patenen haben keine besondere Merkwürdigkeit aufzuweisen.

Von den Hostienschachteln sind nach der Altersfolge zu nennen: 1670 Eisleben S. Andreas (S. 115), 1677 Eisleben S. Nikolai (S. 129), 1680

Höhnstedt (S. 268), 1706 (?) Eisleben S. Annen (S. 163), 1733 Unter-Röblingen (S. 337), 1734 und 1735 Erdeborn (S. 215).

Zwei beachtenswerte Kronleuchter aus Bronze besitzt die Kirche S. Andreas in Eisleben. Von diesen ist der eine, eine kunstvolle nürnberger Arbeit, aus dem Jahre 1610; der andere, kleinere, ebenfalls aus Bronze, enthält keine Jahresangabe (S. 115 u. 116). Dieselbe Kirche besitzt auch Altarleuchter aus dem Jahre 1686 (S. 116).

An gewebten Stoffen für den Gebrauch von Altar und Kanzel sind, abgesehen von dem nicht mehr vorhandenen Gerbstedter Teppich. (S. 232) zu nennen: ein Altar-Antependium aus Gobelinweberei, früher in Burgisdorf, jetzt in Halle, aus dem XV. Jahrhundert (S. 47) und der wegen seines Versuchs, plastische Bildungen in Reliefstickerei wiederzugeben, merkwürdige Behang der Lutherkanzel in S. Andreas zu Eisleben aus dem Ende des XV. Jahrhunderts (S. 97 ff.). Alberstedt besitzt einen Kanzelbehang aus dem Jahre 1746 (S. 3).

Von holzgeschnitzten Kruzifixen sind nur wenige zu erwähnen. Doch empfiehlt es sich mit ihrer Erwähnung gleich die aller merkwürdigen Darstellungen des Crucifixus zu verbinden, welche sich aus den verschiedensten Zeiten erhalten haben. Die älteste im Seekreise und wohl auch in der Provinz Sachsen ist die auf dem romanischen Taufsteine des ehemaligen Domes zu Alsleben, jetzt zu Gernrode, aus dem XI. Jahrhundert, welche Christum ohne Krone und Nimbus, mit geöffneten Augen, wagerecht ausgebreiteten Armen und ungenagelten Händen und Füssen an einer croix potencée zeigt (S. 10). Ohne Krone oder Nimbus, auch anscheinend nicht angenagelt, aber in einer der Nagelung entsprechenden Haltung, von Sonne, Mond und Sternen umgeben, erscheint der Gekreuzigte auf einer Glocke zu Augsdorf (S. 26). Besonders merkwürdig ist ein Wandgemälde zu Burgisdorf (S. 44), welches Jesum ohne Dornen- oder Königskrone, aber mit Nimbus in langem, rotem Rocke, nicht angenagelt, sondern angebunden zeigt. (Ende des XII. oder Anfang des XIII. Jahrhunderts.) Der älteste noch erhaltene, aus Holz geschnitzte und überaus merkwürdige Crucifixus ist der aus der Unter-Röblinger Kirche stammende, jetzt in Halle befindliche (S. 335), welcher wagerecht ausgebreitete Arme, nebeneinanderstehende Füsse, geschlossene Augen, ein langes, bis zu den Knieen reichendes Lendentuch und auf dem Haupte eine Königskrone hat, welchem aber Blutströme an den Wundstellen — offenbar später — aufgemalt sind. Die Figur gehört dem Ende des XII. oder Anfange des XIII. Jahrhunderts an. Sehr alt ist auch die Darstellung des Crucifixus auf einer Glocke mit reichverzierter gotischer Majuskelschrift zu Nelben (S. 309), dessen Kreuz kleeblattförmige Enden hat, während der Erlöser die Arme wagerecht ausgebreitet und die Füsse auf einer förmlichen Fussbank nebeneinander stehen hat, beide ungenagelt. Den Leib deckt der Lendenrock bis zu den Knieen; das mit einem Kreuznimbus geschmückte Haupt ist leicht nach der rechten Seite geneigt. Diese Darstellung gehört, da man annehmen kann, dass auf Glocken sich ältere Darstellungen länger erhielten, etwa dem XIII., spätestens der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts an. Sonderbare Mischung der Auffassungsweisen bekundet der im Jahre 1499 angefertigte Crucifixus an der Kirche zu Benkendorf (S. 31), welcher ziemlich wagerecht ausgebreitete Arme mit anscheinend angenagelten Händen, aber nebeneinander-

stehende Füsse zeigt. Das fast gar nicht geneigte Haupt ist mit einer Dornenkrone bedeckt; das Lendentuch ist sehr schmal und hat flatternde Enden. Sonderbarer Weise zeigt auch ein vielleicht nur 200 Jahre alter Crucifixus an der Nordwand der Kirche zu Naundorf bei Strenz noch nebeneinanderstehende Füsse. Ein Crucifixus an der Kirche S. Nicolai zu Eisleben, oder vielmehr das Kreuz, an welchem er vormals hing, ist insofern merkwürdig, als es einen geästelten Baumstamm darstellt (S. 126). Ein Crucifixus zu Stedten besitzt einen Körper mit fast weiblichen Formen (S. 378). Vielleicht war der Verfertiger durch die S. Kümmernis-Vorstellung beeinflusst. Eine Darstellung aus dem Jahre 1518 findet sich auf dem Bildstocke bei Zappendorf (S. 415). In manchen Kirchen findet sich auch hier und da noch an alter Stelle, unter dem Triumphbogen, ein grosses hölzernes Triumphkreuz. Das der S. Andreaskirche in Eisleben, von gewaltiger Grösse, steht jetzt in der südöstlichen Kapelle. Sonst dürfte nur noch das im Jahre 1837 der S. Petri-Pauli-Kirche in Eisleben geschenkte, auf dem Altare stehende Kruzifix Erwähnung verdienen, weil es aus Olivenholz, das dem Garten Gethsemane entnommen sein soll, angefertigt ist.

In naher Beziehung zum Gottesdienste standen auch die Altarschreine, welche teils Schnitzereien in voller Figur, teils in mehr oder minder erhabenem Flachbildwerk, teils auch Malereien enthalten. Einige von ihnen reichen vielleicht noch ins XIV. Jahrhundert, die meisten ins XV. und in den Anfang des XVI. Jahrhunderts zurück. Eine genaue Bestimmung des Alters ist kaum möglich. Zu den ältesten werden diejenigen gehören, welche, wie der Altarschrein zu Freist, der freilich nur noch in beträchtlichem Reste erhalten ist (S. 223), und der zu Helfta (S. 281, wohlerhalten, von guter Arbeit), Inschriften in gotischer Majuskel enthalten. Der zu Alberstedt trägt die Namen der dargestellten Personen in gotischer Majuskel und Minuskel. Vollständig oder nur wenig beschädigte Schreine besitzen ferner folgende Kirchen: Amsdorf (S. 21); Dederstedt, in einzelne Teile zerlegt (S. 51); Eisdorf, jetzt in Halle, beschädigt, aber wieder hergestellt (S. 55); Eisleben S. Andreas,[1] gut erhalten, mit schön geschnitzten, charaktervollen Figuren und beiseite gesetzten, weil beschädigten Klappen, auf denen Gemälde von ehemals grosser Schönheit sich befinden (S. 91); Eisleben S. Nikolai, wohlerhalten (S. 127); Eisleben S. Petri-Pauli, schön gearbeitet, mit reichem Blattornament (S. 141); ebenda ein kleinerer, mehrfach beschädigter (S. 144); Eisleben S. Annen, beachtenswert wegen der hier dargestellten barbarischen Marterung Christi (S. 157); Gerbstedt, gut restaurierter Schrein von grosser architektonischer und plastischer Schönheit, mit gotischer Minuskelschrift, vermutlich der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts angehörig und aus der ehemaligen Klosterkirche hierher versetzt (S. 233); Helbra, besseres aber beschädigtes Werk, ausdrucksvolle, zum Teil lächelnde Gesichter, guter Faltenwurf (S. 252); Müllerdorf (S. 295); Polleben, mit zierlichem Rankenwerk (S. 319); Unter-Rissdorf, gut gearbeitete Figuren in altdeutscher Tracht (S. 324); Rollsdorf, kurze gedrungene Gestalten (S. 338); Rottelsdorf (S. 340); Seeburg, Fleckenkirche,

[1] Über die ehemaligen zahlreichen Altäre in dieser Kirche vgl. Grössler, Die Altäre der S. Andreaskirche zu Eisleben. (Mansfelder Blätter VIII, S. 155–161, Eisleben 1894.)

zum grösseren Teil aus Gemälden bestehend (S. 373); Stedten, gut erhalten, mit schön geschnitzten Baldachinfriesen (S. 377); Thaldorf (S. 389).

Mehr oder minder erhebliche Reste von Altarschreinen finden sich in Belleben (S. 29); Benndorf, gute Formen (S. 33); Eisleben S. Andreas, im sogen. Museum (S. 96); Eisleben S. Nikolai (S. 128); Eisleben S. Petri-Pauli, eine trefflich geschnitzte mater dolorosa (S. 144); Esperstedt (S. 219); Gorsleben (S. 243); Hornburg (S. 281); Ober-Rissdorf, nur noch die obere Hälfte einer Figur des h. Valentin (S. 322); Wolferode (S. 410); Wormsleben (S. 413); Zabenstedt (S. 414); Zickeritz, stark beschädigt (S. 419).

Der hübsche kleine Altarschrein zu Unter-Röblingen ist bei der Reparatur der Kirche zertrümmert worden.

Ob die hübsche, aus Holz geschnitzte weibliche Figur mit Mauerkrone in der Kirche zu Ihlewitz (S. 285) wirklich die Jungfrau Maria darstellt, wie angenommen wird, dürfte fraglich sein. Einem Altarschrein könnte sie angehört haben.

Unter den sonstigen Holzschnitzereien sind hervorzuheben die Chorstuhlfüllungen in der S. Andreaskirche aus dem XV. Jahrhundert (S. 94 u. 95), wie auch in der S. Nikolaikirche aus dem Jahre 1521 (S. 127) zu Eisleben, beide mit Bandinschriften in gotischer Majuskel; erstere von einem Tischler in Halle gefertigt, endlich Luthers Schwan im Luther-Geburtshause in Eisleben, der dem Reformator als Lesepult gedient haben soll.

Architektonisch beachtenswert ist das schöne Orgelgehäuse der Kirche zu Heiligenthal (S. 249).

Wichtige Denkmäler der bildenden Kunst sind auch die noch in ziemlicher Anzahl erhaltenen und zum Teil sehr beachtenswerten Grabsteine und Grabdenkmäler. Von diesen sind, nach dem sichergestellten oder zu vermutenden Alter geordnet, folgende hervorzuheben:

Mitte des XIII. Jahrhunderts: Die Grabsteinplatte des 1229 gestorbenen Grafen Burchard von Mansfeld und seiner Gemahlin Elisabeth in der S. Andreaskirche zu Eisleben. Bild und Schrift (gotische Majuskeln) sind in den langen, schmalen Stein eingeritzt.

Zweite Hälfte des XIII. Jahrhunderts: Die plumpe aber merkwürdige Darstellung einer ihren Gatten liebkosenden Frau (der Burggraf Burchard von Querfurt und seine Gemahlin Sophia, eine der beiden mansfeldischen Erbtöchter) befindet sich auf der Rückseite des beschriebenen Steines (S. 100 u. 101), welcher der älteste erhaltene Grabstein des ganzen Seekreises ist.

Um 1350: Grabstein der Äbtissin zu Helfta, Oda von Hadmersleben, mit gotischer Majuskelschrift (S. 100) in der S. Andreaskirche zu Eisleben.

XV. Jahrhundert bezw. Anfang des XVI. Jahrhunderts: Teilweise erhaltener Grabstein einer Nonne in Gerbstedt (S. 231), des Pfarrers Johannes Irbel in Unterteutschenthal (mit gotischer Minuskelschrift (S. 386) und eines Geistlichen in Belleben (S. 29).

1511: Grabstein der Gräfin Barbara von Mansfeld mit gotischer Minuskelschrift in der S. Andreaskirche zu Eisleben (S. 102).

1532: Grabstein der Gräfin Agnes v. Mansfeld, noch mit gotischer Minuskelschrift, ebenda (S. 102 u. 103).

1540: Grabdenkmal des Stadtvogts Berndinus Blankenberg an der Andreaskirche zu Eisleben (S. 111).

1541: Das Grabdenkmal des Grafen Hoyer v. Mansfeld von einem unbekannten Künstler, steinerner Sarkophag mit der in Bronze gegossenen Figur des Grafen, in der S. Andreaskirche zu Eisleben (S. 104 u. 105). Ein treffliches Werk deutscher Renaissance.

1550: Grabtafel des Superintendenten Johannes Spangenberg in derselben Kirche (S. 110).

Nach 1555: Grabstein Dietrichs von Wirden in der Kirche zu Friedeburg (S. 227).

1559: Denkmal Wolts von Wambach in der Kirche zu Bischofrode (S. 36).

1565: Denkmal des Andreas Fesicke in der Kirche zu Schochwitz (S. 344 u. 345).

1565: Denkmal der Gräfin Magdalena von Mansfeld in der S. Andreaskirche zu Eisleben (S. 107).

1572: Denkmal des Fräulein Ingeborg v. d. Schulenburg in Polleben (S. 319).

1576: v. Trota'sches Denkmal in der Fleckenkirche zu Seeburg (S. 374).

1578: Gräflich Hahnsches Denkmal ebenda (S. 374).

1582: Denkmal Joachims v. Penz in der Kirche zu Friedeburg (S. 226).

1582: Denkmal des Grafen Hans Georg von Mansfeld und seiner Gemahlin Katarina in der S. Andreaskirche in Eisleben (S. 110).

1584: Denkstein der Elisabeth v. Wirden in der Kirche zu Friedeburg (S. 228).

1586: Der Stammbaum des Grafen Albrecht von Mansfeld-Hinterort und seiner Gemahlin in der S. Annenkirche zu Eisleben (S. 161).

1586: Marmorsarkophag des Grafen Hans Albrecht von Mansfeld in der S. Andreaskirche in Eisleben (S. 106 u. 109), ein beachtenswertes Renaissance-Werk.

1591: Denkmal der Frau Anna von Karssenbrock in der Kirche zu Helfta, eins der schönsten Renaissance-Denkmäler des Seekreises (S. 261 u. 423 ff.).

1628: Grabstein des General-Superintendenten Rechtenbach in der S. Andreaskirche zu Eisleben (S. 110).

1631: Grabdenkmal des Oberaufsehers Sigmund von Hagen an derselben Kirche (S. 112).

Um 1640 (?): Grabstein eines schwedischen Offiziers; vom Volke als Pickelhäring bezeichnet, an der Kirche zu Schraplau (S. 355).

1659: Denkmal des Generalmajors Adam v. Pful, reich mit Waffen und Trophäen geziert, in der Kirche zu Polleben (S. 319).

1671: Grabdenkmal der Gräfin Hedwig von Hahn, nicht künstlerisch, aber kunstgeschichtlich merkwürdig, in der Schlosskirche zu Seeburg (S. 368 u. 369).

1682 (?): Denkstein der Familie Ehrenberg in Lüttchendorf (S. 292 u. 293).

1691: Denkmal des Ehepaars Marschall v. Biberstein, ziemlich geschmacklos, in der Kirche zu Bennstedt (S. 34).

1707: Grabstein eines Herrn v. Stammer an der Kirche zu Heiligenthal (S. 249).

1719: Denkmal des Majors v. d. Streithorst, reich geschmückt mit Waffen und Trophäen, in der Kirche zu Erdeborn (S. 215).

1728: Grabstein Johann Ludwigs v. Bülow an der Kirche zu Heiligenthal (S. 249).

1730: Denkstein des Kanzlers Joh. Mühlmann in der S. Andreaskirche zu Eisleben (S. 110).

Beachtenswert sind auch verschiedene Grabsteine auf den Kirchhöfen zu Elben (S. 212), Bösenburg u. a. a. O. wegen der ansprechend ausgeführten Trachtendarstellungen.

Von sonstigen Erzeugnissen der Stein-Bildhauerei verdienen noch Beachtung der als Wahrzeichen der Stadt Eisleben geltende, mit einem von Lilien gekrönten Reifen verzierte Kopf des Knoblauchskönigs am Rathause zu Eisleben (S. 192); die stark beschädigten, aber gute Arbeit verratenden Konsolen an der Aussenwand der Petrikirche zu Eisleben, welche weibliche, bekrönte Köpfe darstellen (S. 139 u. 141) und die geschmackvoll gearbeiteten, über einer Hausthür in der Nähe des Vikariats zu Eisleben eingemauerten drei Köpfe (S. 205). Ein Kuriosität ist der Kopf des Feuerlöschers in Wolferode (S. 411).

Als kunstvolle Erzeugnisse des Erzgusses sind, abgesehen von der Porträtfigur des Grafen Hoyer aus dem Jahre 1541, zu nennen die Schadowschen Büsten Luthers und Melanchthons in der S. Andreaskirche (S. 111), und das Siemeringsche Luther-Denkmal auf dem Markte zu Eisleben (S. 180).

Die Siegel der Städte des Kreises: Alsleben (S. 16), Eisleben-Altstadt (S. 192), Eisleben-Neustadt (S. 194), Gerbstedt (S. 239), Schraplau (S. 346 u. 353) sind kunstgeschichtlich kaum, sondern nur geschichtlich beachtenswert.

Unter den Werken aus Metall sind noch hervorzuheben: Der goldene Trauring Luthers (Kopie) aus dem XVI. Jahrhundert im Luther-Geburtshause (S. 175), der reiche silberne Beschlag einer Bibel vom Jahre 1665 in der S. Andreaskirche (S. 115) und das der Renaissancezeit, vermutlich dem Jahre 1585 angehörige eiserne Gitter in der S. Annenkirche (S. 163) zu Eisleben. Ein schmiedeeiserner Beschlag an der Kirchthüre in Helbra bildet Schlangen und Vögel nach (S. 254).

Zum Schluss sei noch der im Seekreise vorhandenen Gemälde und Glasmalereien aus älterer Zeit gedacht, die ihrer grossen Mehrzahl nach keinen besonderen Kunstwert haben, aber teils kirchengeschichtlich, teils kunstgeschichtlich bemerkenswert sind. Manche Gemälde mögen auch übersehen worden sein. Der Burgisdorfer Wandgemälde aus spätromanischer- oder der Übergangszeit ist schon Erwähnung gethan worden.

Der Zeit vor der Reformation gehören an:

Ein Abendmahl und eine Verklärung in Amsdorf (S. 21).

Gottvater, über das Gotteslamm die Hände breitend, in Bennstedt (S. 34).

Gemalte Altarklappen von grosser ehemaliger Schönheit in der S. Andreaskirche zu Eisleben (S. 93).

Eine Geburt Christi und Altarflügel, welche die Legende des h. Joachim und der h. Anna, der Grosseltern Jesu, darstellen; in der S. Petri-Paulikirche zu Eisleben (S. 141—143). Gute und originelle Arbeit.

Gemalte Altarflügel in der S. Annenkirche zu Eisleben, auf welchen ausser verschiedenen Heiligen Vorgänge aus der Leidensgeschichte Christi dargestellt sind. Beachtenswert ist die Darstellung des Eindrückens der Dornenkrone. (S. 157.)

Eine Verkündigung Mariä mit Majuskelschriftbändern am Altarschreine der Kirche zu Freist (S. 223).

Ein Sündenfall, gutes Werk, in der Kirche zu Friedeburg (S. 227).
Ein angebliches Porträt Christi in Profil in der Kirche zu Heiligenthal (S. 249).
Eine Krönung der Maria auf der Rückseite des Altarschreins zu Helbra (S. 253).
Eine Verkündigung und eine Empfängnis Mariä auf der Rückseite des Altarschreins zu Helfta mit gotischen Majuskelinschriften (S. 262).
Ein Abendmahl, schlecht, in Köchstedt (S. 286).
Ein angebliches Porträt Jesu en face und ein Abendmahl zu Müllerdorf (S. 294 u. 295).
Eine Beschneidung Christi und eine Flucht nach Ägypten auf der Rückseite des Altars in Unter-Rissdorf. Originelle Darstellung, altdeutsche Trachten (S. 325).
Ein kreisförmiges Abendmahl in Ober-Röblingen (S. 329).
Ein Abendmahl, roh, in Rollsdorf (S. 339).
Ein Martyrium der h. Agnes und gute Heiligenbilder im Altarschreine der Fleckenkirche zu Seeburg (S. 373).
Heiligenfiguren auf den Flügeln des Altarschreins zu Stedten (S. 377).
Eine Himmelfahrt, die nur die untere Körperhälfte des auffahrenden Erlösers zeigt, ebenda.

Der Reformationszeit gehören ausser dem sehr beachtenswerten, viergeteilten Bilde der beiden Luther-Ehepaare, verschiedenen Bildnissen Luthers, Melanchthons und mehrerer Eislebischer Geistlichen in der S. Petrikirche zu Eisleben (S. 146), ferner mehreren Bildern von Luther und Melanchthon im Luther-Geburtshause zu Eisleben (S. 175), sowie einem kleineren Porträt von Johann Arnd in der S. Andreaskirche zu Eisleben (S. 96) folgende Gemälde an, welche fast sämtlich aus der „Kronenkirche“, dem Campo santo Eislebens, stammen und sich jetzt im Luther-Geburtshause befinden:

1536: Nebukadnezar und die drei Männer im feurigen Ofen. Familie Stossnack (S. 177).
1558: Darstellungen aus Christi Leidensgeschichte. Familie Buchner (S. 177).
1561: Auferweckung des Lazarus, Auferstehung Christi, Erweckung der Totengebeine. Familie Heidelberg (S. 177).
1563: Auferweckung des Jünglings zu Nain. Familie Feuerlein (S. 179).
1563: Auferweckung des Lazarus, Einzug Christi, Kreuzigung Christi. Familie Seyfart (S. 179).
1569: Luthers letzte Ordination. Familie Menzel (S. 175).

Auf fast allen diesen Gemälden befinden sich zahlreiche Porträts Luthers, seiner Helfer und Freunde sowie von Eisleber Bürgern mit ihren Familien.

1569: Das jüngste Gericht. Sehr originelles Gemälde mit verschiedenen Porträts der gräflich Mansfeldischen Familie, von dem Maler H. Krauss, in der S. Annenkirche zu Eisleben.

Aus späterer Zeit:

1662: Die Verlosung des Rockes Christi unter dem Kreuze. Altargemälde von dem Maler Andreas Bottschiltt, in der Kirche zu Burgisdorf (S. 47).
1663: Porträt Moritzens von Trotha in der Kirche zu Unter-Teutschenthal (S. 386).

1699: Christus auf Golgatha in der Kirche zu Amsdorf (S. 21).
1705: Porträt des Pastors Schmidt in der Kirche zu Erdeborn (S. 215).
1841: Anbetung der drei Weisen, Jesus und die Samariterin, der Gang nach Emmaus in der Kirche zu Besenstedt (S. 28).

Noch jüngeres Ursprungs sind: Jesus in Gethsemane in der S. Annenkirche zu Eisleben (S. 157), u. in der Kirche zu Ober-Rissdorf (S. 322), beide von C. Ruprecht.

Eine treffliche Kopie der Kreuzabnahme von Rocca Marcone besitzt die S. Petri-Pauli-Kirche in Eisleben (S. 146), Kopieen von Porträts sächsischer Kurfürsten, zum teil nach L. Kranach, und des Ober-Aufsehers v. Kospoth von E. Chr. Rothe besitzt das Luther-Geburtshaus in Eisleben.

Glasmalereien aus den Jahren 1514—1519, gestiftet von Graf Albrecht von Mansfeld, Georg von Hollbach, Caspar von Watzdorf und Albert von Dienheim, mit den Bildern der Stifter, befinden sich in der S. Annen-Kirche zu Eisleben, und ebenda in der Westkapelle mehrere gemalte Fenster, im Jahre 1858 von Augsburger Bürgern geschenkt (S. 162). Im Luther-Geburtshause zu Eisleben zwei beschädigte Bilder von Luther und Melanchthon aus der Reformationszeit (S. 175). In einem Fenster des Rathauses zu Eisleben ist das Wappen der Stadt im Jahre 1673 gemalt (S. 189). Reste einer alten Glasmalerei auch in der Kirche zu Wansleben (S. 394).[1]

Glockenschau.

[G] Der Mansfelder Seekreis hat — ungerechnet die umgegossenen und einige nicht besichtigte — im ganzen 180 Glocken.

15 Glocken hat die Stadt Eisleben,
6 die Stadt Alsleben.

Je 4: Alsleben (Dorf), Fienstedt, Gerbstedt, Helfta und Höhnstedt.

Je 3: Alberstedt, Asendorf, Bennstedt, Dederstedt, Dornstedt, Erdeborn, Esperstedt, Helbra, Hornburg, Ihlewitz, Müllerdorf, Ober-Rissdorf, Schochwitz, Schraplau, Seeburg, Stedten, Steuden, Ober-Teutschenthal, Unter-Teutschenthal, Wansleben und Wolferode.

Je 2 haben: Adendorf, Aseleben, Belleben, Benkendorf, Benndorf, Burgisdorf, Cöllme, Eisdorf, Freist, Gnölbzig, Gödewitz, Gorsleben, Hedersleben, Heiligenthal, Hübitz, Köchstedt, Langenbogen, Lüttchendorf, Polleben, Unter-Rissdorf, Ober-Röblingen, Unter-Röblingen, Rumpin, Strenz, Naundorf bei Strenz, Thaldorf, Trebitz, Volkmaritz, Volkstedt, Zabenstedt, Zaschwitz.

Alle übrigen haben, wenn überhaupt, nur eine Glocke.

Nach dem Durchmesser der Öffnungsweite geordnet, folgen die Glocken des Seekreises so auf einander:

m		m	
1,96	Eisleben S. Andreas I	1,63	Eisleben S. Andreas II
1,96	„ „ Petri I	1,58	„ „ Nikolai I
1,69	„ „ „ II	1,54	Alsleben (Stadt) I

[1] Nachträglich sei bemerkt, dass mein Mitarbeiter Br. über den Ursprung der Kirchen mit Mittelturm anderer Ansicht ist, als ich.

m	
1,42	Gerbstedt I
1,41	Eisleben S. Andreas III
1,41	Ober-Teutschenthal I
1,40	Schraplau I
1,40	Wolferode I
1,38	Helbra I
1,37	Alsleben (Dorf) I
1,36	Schochwitz I
1,34	Eisleben S. Petri III
1,30	Dornstedt I
1,30	Eisleben S. Nikolai II
1,28	Eisleben S. Annen I
1,28	Ober-Rissdorf I
1,24	Hedersleben I
1,21	Gorsleben I
1,20	Alsleben (Dorf) II
1,20	Höhnstedt I
1,20	Unter-Teutschenthal I
1,20	Wansleben I
1,18	Esperstedt I
1,18	Schochwitz II
1,17	Asendorf I
1,17	Heiligenthal I
1,16	Beesenstedt (1)
1,16	Stedten I
1,14	Erdeborn I
1,14	Müllerdorf I
1,13	Hornburg I
1,13	Ober-Teutschenthal II
1,12	Gerbstedt II
1,12	Gnölbzig I
1,11	Freist I
1,11	Helfta I
1,10	Gnölbzig II
1,10	Unter-Rissdorf I
1,09	Belleben I
1,08	Hedersleben II
1,08	Ober-Röblingen I
1,06	Alberstedt I
1,05	Amsdorf II
1,05	Höhnstedt II
1,05	Lüttchendorf I
1,05	Steuden I
1,04	Augsdorf (1)
1,04	Eisleben S. Petri IV

m	
1,04	Naundorf b. Strenz I
1,03	Polleben I
1,02	Burgisdorf I
1,02	Gödewitz I
1,02	Helbra II
1,02	Unter-Röblingen I
1,01	Fienstedt I
1,01	Friedeburg I
1,01	Heiligenthal II
1,01	Strenz I
1,00	Eisleben S. Annen II
0,99	Esperstedt II
0,98	Volkstedt I
0,97	Wansleben II
0,96	Asendorf II
0,96	Eisdorf I
0,96	Hornburg II
0,96	Seeburg I
0,96	Volkstedt II
0,95	Dornstedt II
0,94	Gerbstedt III
0,94	Krimpe (1)
0,94	Wormsleben (1)
0,93	Bennstedt I
0,93	Freist II
0,93	Seeburg II
0,93	Naundorf b. Strenz II
0,92	Unter-Rissdorf II
0,91	Gorsleben II
0,91	Ober-Teutschenthal III
0,90	Cöllme I
0,90	Erdeborn II
0,90	Rottelsdorf (1)
0,88	Benndorf I
0,88	Müllerdorf II
0,88	Ober-Rissdorf II
0,88	Steuden II
0,86	Alsleben (Dorf) III
0,86	Burgisdorf II
0,86	Eisleben S. Annen III
0,86	Helfta II
0,86	Lüttchendorf II
0,86	Polleben II
0,86	Strenz II
0,85	Friedeburg II

m

0,85 Ihlewitz I
0,85 Rumpin I
0,84 Eisdorf II
0,84 Fienstedt II
0,84 Stedten II
0,84 Wolferode II
0,83 Köchstedt I
0,82 Neehausen (1)
0,81 Belleben II
0,81 Thaldorf I
0,81 Zickeritz (1)
0,80 Volkmaritz I
0,79 Langenbogen I
0,79 Schochwitz III
0,79 Wansleben III
0,78 Cöllme II
0,78 Schraplau II
0,75 Zabenstedt I
0,73 Friedeburg III
0,73 Höhnstedt III
0,73 Schwittersdorf (1)
0,72 Dornstedt III
0,72 Helfta III
0,72 Rumpin II
0,72 Stedten II
0,71 Bennstedt II
0,70 Alberstedt II
0,70 Elben (1)
0,70 Ober-Rissdorf III
0,69 Unter-Teutschenthal II
0,68 Benndorf II
0,68 Fienstedt III
0,68 Ober-Röblingen II

m

0,67 Ihlewitz II
0,66 Erdeborn III
0,65 Steuden III
0,64 Alsleben (Dorf) IV
0,64 Thaldorf II
0,62 Müllerdorf III
0,62 Trebitz II
0,61 Zabenstedt II
0,61 Zaschwitz I
0,60 Bischofrode (1)
0,59 Hornburg III
0,59 Hübitz I
0,58 Alberstedt III
0,58 Asendorf III
0,58 Hübitz II
0,58 Schraplau III
0,58 Wolferode III
0,57 Höhnstedt IV
0,55 Bösenburg (1)
0,55 Ihlewitz III
0,55 Unter-Röblingen II
0,54 Bennstedt III
0,53 Benkendorf II
0,53 Köchstedt II
0,52 Rollsdorf (1)
0,49 Unter-Teutschenthal III
0,49 Zaschwitz II
0,48 Esperstedt III
0,48 Gödewitz II
0,47 Eisleben S. Nikolai III
0,44 Langenbogen II
0,44 Volkmaritz II
0,37 Seeburg III

Aus vorstehendem Verzeichnis wie auch aus dem entsprechenden des Gebirgskreises ergiebt sich, dass die beiden Mansfelder Kreise durch den Besitz besonders grosser Glocken ausgezeichnet sind. Eine Zusammenstellung der grössten bis jetzt bekannt gewordenen Glocken in der Provinz Sachsen nach der Öffnungsweite mag dies erweisen.[1]

	m
Erfurt, Maria Gloriosa im Dom (8′ 2″ 6‴) .	2,58
Mühlhausen (S. Maria) I.	2,01
Eisleben, S. Andreas I	1,96
„ S. Petri I.	1,96

[1] Die den Mansfelder Kreisen angehörigen Ortsnamen sind gesperrt gedruckt.

	m
Wernigerode, S. Silvester I	1,95
Mühlhausen, S. Blasii I	1,92
Hettstedt, S. Jakobi I	1,91
Langensalza, Marktkirche I	1,88
Stassfurt (Kr. Calbe)	1,86
Nordhausen, S. Petri	1,81
Stolberg, S. Martini	1,75
Thal-Mansfeld, S. Georg I	1.72
Merseburg, S. Maximi I	1,72
Zeitz, S. Michaelis I	1,71
Eisleben, S. Petri II	1,69
Weissenfels, Stadtkirche I	1,67
Hettstedt II (S. Jakobi)	1,65
Schwanebeck (Kr Oschersleben)	1,65
Eisleben, S. Andreas II	1,63
Eilenburg (Kr. Delitzsch), Stadtkirche	1,62
Eisleben, S. Nikolai I	1,58
Kindelbrück, Kr. Weissensee	1.58
Alsleben, Stadt, I	1,54
Ellrich (Kr. Hohnstein)	1.48
Bitterfeld (Stadtkirche)	1,48
Thal Mansfeld II	1,47
Kannawurf (Kr. Eckartsberga)	1,46
Walschleben (Landkr. Erfurt)[1]	1,36

Keine Schrift tragen folgende, zumeist sehr alte Glocken:

1) Alberstedt III S. 3.
2) Alsleben (Dorf) IV S. 6.
3) Alsleben (Stadt) V S. 19.
4) Amsdorf II S. 20.
5) Asendorf III S. 25.
6) Burgisdorf I S. 48.
7) Eisdorf I S. 56.
8) Eisleben S. Nikolai III S. 130.
9) Fienstedt IV S. 221.
10) Friedeburg III S. 226.
11) Gerbstedt (vormals) III S. 231.
12) Gödewitz II S. 242.
13) Hornburg III S. 282.
14) Hübitz II (mit Kreuzen) S. 283.
15) Krimpe (1) S. 287.
16) Naundorf b. Strenz I S. 382.
17) Neehausen (1) S. 308.
18) Ober-Röblingen II S. 329.
19) Schraplau III S. 356.
20) Unter-Teutschenthal I S. 387.
21) Volkstedt II S. 393.
22) Zaschwitz II S. 416.

Auf den älteren Glocken mit Schrift finden sich folgende Legenden:

I. Eine einzige Glocke (aus dem X. Jahrhundert) trug die altrömische Majuskelinschrift:

CE + CI + LI + A + (Unter-Röblingen, leider umgegossen, S. 237.)

[1] Vor der letztgenannten Glocke würden noch eine ganze Reihe grösserer Glocken aus den Mansfelder Kreisen zu nennen sein.

II. Auf Glocken mit gotischer Majuskelschrift finden sich folgende Legenden:

1) ALFA ET O: TETRAGRAMATON: EL · ELOY MESSIAS MARIA · (Alberstedt I, S. 3.)

2) Buchstaben des griechischen Alphabets nebst miteinander kämpfenden Rittern und Drachen. (Alberstedt II, S. 4.)

3) + AVE · MARIA · GRA · PLENA DOMS TECV (Alsleben, Dorf III, S. 6.)

4) ANNO DOMINI MCCCXVIII. (Alsleben, Dorf, umgegossen, S. 14.)

5) LAVDIS SVM DIGNA VAS NOBILE DICTA BENIGNA (Alsleben, Stadt, Rathaus, S. 17.)

6) AGLA (Alsleben, Stadt, III, S. 19.)

7) + MARIA + hILF + DEBO + IOhANNES + WON + LABEDE (Aseleben II, umgegossen, S. 23.)

8) AVE + MARIA + GRACIA + PLENA DOMINVS TECVM Benedicta in mulieribus eſ. (Asendorf II, S. 24.)

9) + MATEV + LVCAS + MARCVS + IOhANES A M L R N mit Darstellung der Kreuzigung Christi mit Sonne, Mond und Sternen. (Augsdorf, S. 25.)

10) + O REX · GLORIE VENI · CVM · PACE · (Besenstedt, S. 28.)

11) + A + NARI MARIA + ꝉ VRBANVS (Fienstedt I, S. 221.)

12) + VAS · DEVS · hOC · SIGNA · PLEBS · ALVA · SIT · AVRA · BENIGNA · (Freist I, S. 223.)

13) ⊙ A ∽ + ⊙ A ⊙ + ⊙ + (Friedeburg II, S. 226.)

14) A und ꝉ zweimal, mit schlangenförmigen Linien. (Gnölbzig I, S. 241.)

15) AVE MATER MARIA (Gorsleben II, S. 243.)

16) A und ꝉ mit Christusbildern und Münzabdrücken. (Heiligenthal II, S. 250.)

17) + A ꝉ AVE · MARIA · GRACIA PLENA · DOMINVS · TECVM ·
ANNO · M·CC · XXX · IIII FVDATA SVM · TITVLVS TRIV̄Falis ieſuſ nazarenvſ Rex ivdeorv ex tot cincinariiſ ſv XVIII · (Helfta I, S. 263.)

18) + SIT TEMPESTATVM PER ME GENVS OMNE FVGATVM (Hübitz I, S. 283.)

19) A und ⸸ zweimal, mit Netzlinien. (Köchstedt I, S. 286.)

20) A und ⸸ und mehrere Christusbilder. (Müllerdorf II, S. 296.)

21) + O REX GLORIE VENI CV̄ (Naundorf bei Besenstedt, umgegossen, I, S. 308.)

22) + A ⸸ VAS · DEVS · HOC SIGNA · PLEBS · SALVA SIT · AVRA · BENIGNA · Dabei eine thronende Mutter Gottes und die kleine Kreuzigung. (Nelben, S. 309.)

23) AVE · MARIA · GRACIA · PLENA · (Ober-Röblingen I, S. 329.)

24) A und ⸸ mit Netzgeflecht und Münzabdrücken. (Unter-Röblingen I, S. 337.)

25) A und ⸸ zweimal, nebst lotrechten Schlangenlinien. (Rollsdorf, S. 339.)

26) A und ⸸ · SANCTA ANNA · (Schraplau II, S. 356.)

27) + SIT TEMPESTATV · PER ME · GENVS · OMNE · FVGATV · (Seeburg I, S. 375.)

28) + S · NICOLAVS + ANNA · MATER · MARIE + O REX · GLORIE · VENI · CVM · PACE · (Seeburg S. 375.)

29) + MATHEVM SIGNAT VIR BOS LVCĀ · LEO MCV · ALES DISCIPVLVM · QVI · SV̄ · SORDE FVIT · A · O · SAMNSON S ELISABETH S · NICOLAVS · TAMO · (Stedten I, S. 378.)

30) + ANNO · DOMINI · M · C · C · C · XXXVI · XVI · KL · AUGVSTI · (Steuden III, S. 380.)

31) + IN HONORE SANCTE MARIE VIRGINIS ⁝ A ⸸ (Strenz b. Naundorf I, S. 381.)

32) + + ANNA MATER MARIE ⸸ + (Strenz b. Naundorf II, S. 381 u. 382.)

Unter vorstehenden Glockeninschriften geben zwei das Gussjahr an: Helfta I 1234, Steuden III 1336.

III. Die Glocken mit gotischer Minuskelschrift tragen folgende Legenden:

1) Ohne Jahresangabe (Alsleben, Stadt, IV, S. 19):

+ ave maria gracia plena dominus tecum.

2) Ohne Jahresangabe (Aseleben IV, umgegossen, S. 25):

dum trahor, audite.
voco vos ad sacra, venite.[1]

[1] Es ist freilich nicht sicher überliefert, ob diese Glocke eine Majuskel- oder Minuskelinschrift hatte.

3) Ohne Jahresangabe (Bösenburg, S. 38):

✠ ave · maria · gracia · plena · dominus · tecum ·

4) Ohne Jahresangabe (Esperstedt IV, umgegossen, S. 220):

sit tempestatum per me genus omne fugatum.[1]

5) 1400 (?) (Eisdorf II, S. 56):

Ɫ anno ❀ dō milesimo cccc osana.

6) 1430 (Gerbstedt II, umgegossen, S. 231):

anno m cccc xxx

7) 1463 (Volkstedt I, S. 393):

Anno dn̄i (Giesserzeichen) m cccc lxiii galle brige thomas iocof
cristi sum tuba noi vocor osanna.
hans fleming caspar fin son procratores.

8) 1466 (Wils, 1, S. 398):

anno dni m cccc lxvi.

9) 1475 (Lüttchendorf III, umgegossen, unsicher überliefert, S. 292):

Kirstran est parens valentini.
m. Lüttkendorf ad dom. 1475. decimo kalendarum.

10) 1477 (Helfta, umgegossen, S. 262):

pax erat mariae anno domini m cccc lxxvii.

11) 1482 (Alsleben, Stadt, I, S. 18):

anno dni m cccc lxxxii
consolor viva fleo mortva pello nociva · s · gerdrvt ·
maria mater x̄pi mox · socvrre isti
qvi tvam felicem annam colit genitricem ·
o sancta cecilia devm pro nob aro (= ora).

12) 1482 (Unter-Teutschenthal III, S. 387):

+ Ave maria gracia plena dominus tecum
(Glockengiesserzeichen) lxxxij +

13) 1483 (Höhnstedt I, S. 268):

anno dn̄i m cccc lxxxiii dolorosa virgo maria bet got vor vns
peter poch9
o rex glorie veni cum pace.

[1] Auch bei dieser Glocke liegt die Möglichkeit vor, dass die Inschrift in Majuskeln geschrieben war.

14) 1484 (Seeburg III, S. 375):

anno dni m · cccc ❀ lxxxiiii ·

15) 1486 (Helbra II, S. 254):

Ave + domina + M cccc lxxxvi + sant + steffan + (Lilie) pA ·

16) 1490 (Gnölbzig II, S. 241):

anno dni m° cccc° xc9 h l v b
hilf jhesvs maria sancta anna berat · petrvs · man · do · parnar ·
hans · van krosigk ·

17) 1491 (Aseleben III, umgegossen, S. 23):

anno domini ⁊ m ⁊ cccc ⁊ lxxxi + osanna ⁊ hein ⁊ ich ⁊
in ⁊ s ⁊ bartolomeus ⁊ ere ⁊ lut ⁊ ich ⁊ steffan ⁊ hofmann ⁊
gous ⁊ mich ⁊

18) 1495 (Gerbstedt VI, umgegossen, S. 232):

hilf sanct anna selb drit xcv.

19) 1495 (Ober-Teutschenthal I, S. 385):

Anno dni m° cccc° lxxxxv hilf got maria berot jhesus nasarenus rex
iudeorum clama ne cesses exalta focem (!) tuam sicut tuba.
Jhesus xps · Amen · Mattheus · Maricus (!) · Lucas · Johannes ·

20) 1499 (Eisleben, S. Petri I, S. 147):

(Crucifixus) Anno dni m° cccc° lxxxxviiii · hilf · got · maria ·
berat · sanctvs · petrvs · clama · ne · cessas · (so!) exalta · vocem ·
tvam · sicvt · (so!) tvba ·

21) 1503 (Langenbogen II, S. 290):

anno domini m ccccc iii.

22) 1503 (Schochwitz I, S. 345):

Anno domini nostre salvtis m ccccc et iii anno ihesvs maria annA.

23) 1504 (Gerbstedt IV, umgegossen, S. 231):

hilf heilige mutter sancta anna salbdrit · verbum domni in aeternum
mnt · anno domini m ccccc iv · hilf maria bndct ·

24) 1504 (Gerbstedt V, umgegossen, S. 232): Inschrift, wie die vorige.

25) 1506 (Dornstedt I, S. 53):

Anno domi m° ccccc° vi + ihs + nasare · rex · ivdeorv · ianva ·
maria · (Mit Heiligenbild und Glockengiesserzeichen.)

26) 1506 (Schraplau I, S. 356):

Anno ∘ domini ∘ m ccccc vi ∘ ior ∘ hilf ∘ o ∘ got ∘ maria ∘ anna ∘ iohannes ∘ osanna ∘ pia ∘ fredericus laege bastchank hences ·····
elisabet · hans ·

27) 1508 (?) (Pfützenthal S. 314):

ihn - maria · M · v viii (Mit Glockengiesserzeichen.)

28) 1509 (Eisleben, S. Petri II, S. 147):

Tubam hanc · celicā - respicite · nrām · benigna ·
Omēs · convocat · sctorū · festa decorat ·
quīgentēs fusa sub magistro an · · milles ·
salutis nono · · (Rest unleserlich.)

S · Pe · S · Paw · m° ccccc · ix · arnoldt · steffan · simon ·
figkel · hilf · s · anna · selb · drit · meister pawel mos ·

29) 1509 (Eisleben, S. Petri III, S. 148):

⊙ Anno m° ccccc° ix° hilf · got · maria · anna · s · petrus · s · paulus · arnoldt · steffan · simon · figkel · sebastianus weczelwicz · (Die kleine Kreuzigung.) ave maria gracia (Die kleine Kreuzigung.)
henricus uzrypter · + Paulus moes ·

30) 1509 (Eisleben, S. Nicolai I, S. 129):

Anno milleno (nono atque) quigentēs maurorū martirū die uovit hoc bla(a)s quē gennit nobilis weida (in die) patroi s · godhardi refusa
sum · m · pawel mas · + · | · ccccc ix ·

31) 1519 (Esperstedt II, S. 220):

anno dni m ccccc xix.

32) 1522 (Schochwitz II, S. 345):

maria ein reine iunckfrawe · mdxxii · (Mit Glockengiesserzeichen.)

IV. Folgende Glocken tragen Legenden in neurömischer Majuskelschrift:[1]

1) 1517 Benkendorf II, (frühestes Vorkommen.) S. 32	o. N.
2) 1580 Dornstedt III, S. 54 . . .	Gorge Beinroth zu Esleben.
3) 1583 Trebitz I, S. 390	Georg Beinrodt.
4) 1585 Eisleben (S. Annen) III, (umgegossen) S. 165	Georg Beinroth.
5) 1586 Bischofrode (1), S. 36 . .	Peter Wildt von Hall.

[1] Der Bequemlichkeit halber sind hier auch die Namen der Giesser gleich beigefügt. Das erste Erscheinen des Namens ist durch gesperrten Druck ausgezeichnet.

6) 1586 Wimmelburg (1), S. 409 . . Peter Wild.[1]
7) 1593 Hornburg II, S. 281 . . . Hans Beck von Leipzigk.
8) 1594 Cöllme I, S. 50 . . . . . . Eckhart Kucher.
9) um 1594 Cöllme II, S. 50 . . . Eckhart Kucher (?).
10) 1597 Höhnstedt III, S. 268 . . . Heinrich Borstelmann in Magdeburg.
11) 1597 Köchstedt II, S. 286 . . . Anteres Sausenhefer zu Hal.
12) 1601 Volkmaritz I, S. 391 . . . Heinrich Borstemann (!) zu Magdeburg.
13) 1602 Eisleben S. Andreas I, S. 116 Melchior Moeringk zu Erfurt.
14) 1602 „ „ „ III, S. 117 „ Moerinck zu Erffurt.
15) 1604 „ „ „ IV, S. 117 „ „ „ Erffurdt.
16) 1605 Ober-Rissdorf II, S. 323 . . Melchior Möringk zu Erfurt.
17) 1606 Helfta V, (umgegossen) S. 262 Lorentz Richter zu Hal.
18) 1607 Schochwitz III, S. 346 . . Lorentz Richter Halensis.
19) 1607 Belleben (umgegossen) S. 29 Heinrich Borstelmann zu Magdeburg.
20) 1612 Höhnstedt II, S. 268 . . . Lorentz Richter in Halle.
21) 1613 Esperstedt III, S. 220 . . . Lorentz Richter in Hall.
22) 1615 Burgisdorf II, S. 48 . . . Melchior Moeringk zu Erfurt.
23) 1620 Hedersleben I, S. 244 . . . Melchior Möring in Erfurt.
24) 1624 Hornburg I, S. 281 . . . Melchior u. Hieronymus Moeringe zu Erffurt.
25) 1639 Eisleben S. Annen IV, (umgegossen) S. 164 . . . . . . Jakob Ziegen.
26) 1651 Benkendorf I, S. 30 . . . Simon Wildt in Hall.
27) 1652 Langenbogen I, S. 290 . . Simon Wildt in Halle.
28) 1654 Ober-Rissdorf I, S. 322 . . Joachim Aneken.
29) 1661 Dornstedt II, S. 53 . . . Joachim Janken.
30) 1661 Erdeborn IV, (umgegossen) S. 216 . . . . Joachim Janken
31) 1666 Unter-Teutschenthal II S. 387 Jakob Wenzel.
32) 1677 Helfta IV S. 267 . . . . o. N.
33) 1683 Müllerdorf III, S. 296 . . . Johann Koch aus Zerbst.
34) 1685 Bennstedt I, S. 34
35) 1685 „ II, S. 34 . . . . Johann Jakob Hoffmann in Halle.
36) 1685 „ III, S. 35
37) 1687 Eisleben (S. Annen) V (umgegossen) S. 164 . . . . . . Jakob Wenig von Magdeburg (richtiger wohl Wenzel).
38) 1689 Eisleben S. Andreas V, S. 118 o. N.
39) 1699 Schwittersdorf (1), S. 357 . Johann Jakob Hoffmann in Halle.
40) 1700 Erdeborn II, S. 216
41) „ ? „ III, S. 216 . . . Johann Jakob Hoffmann in Halle.
42) 1701 Trebitz II, S. 390 . . . . unleserlich.
43) 1708 Zaschwitz I, S. 417 . . . Johann Christian Bachmann aus Halle.
44) 1709 Volkmaritz II, S. 391 . . . Johann Christian Bachmann aus Halle.

[1] Die Angabe des Kirchenbuches 1686 ist offenbar unrichtig, wie der Name des Giessers beweist.

45)	1716 Asendorf I, S. 24	Peter Becker in Halle.
46)	1723 Esperstedt I, S. 219 . . .	Martinus Heinsius Lipsiensis.
47)	1723 Heiligenthal I, S. 250 . . .	Peter Becker in Halle.
48)	1732 Gerbstedt I, (umgeg.) S. 231	Peter Becker in Halle.
49)	1734 Eisleben S. Nikolaus II, S. 130	Martin Heintze in Leipzig.
50)	1735 Naundorf b. Strenz II, S. 382	Peter Becker in Halle.
51)	1739 Polleben II, S. 320. . . .	Friedrich August Becker in Halle.
52)	1746 Eisleben S. Annen I, S. 163	Johann Georg Ulrich in Laucha.
53)	1754 Höhnstedt IV, S. 268 . . .	Friedrich August Becker in Halle.
54)	1763 Zickeritz (1), S. 419 . . .	Friedrich August Becker in Halle.
55)	1764 Erdeborn I, S. 215	Johann Georg Ulrich in Laucha.
56)	1765 Friedeburg I, S. 226 . . .	Friedrich August Becker in Halle.
57)	1776 Rottelsdorf (1), S. 340. . .	Friedrich August Becker.
58)	1778 Belleben I, S. 29	Gebrüder Ulrich in Laucha u. Apolda.
59)	1778 Belleben II, S. 29	„ „ „ „ „ „
60)	1791 Alsleben (Dorf) II, S. 6 . .	Gottlieb Gustav Becker in Halle.
61)	1797 Müllerdorf I, S. 296 . . .	Gottlieb August Becker in Halle.
62)	1802 Gödewitz I, S. 242	G. G. Becker in Halle.
63)	1809 Alsleben (Dorf) I, S. 5 . .	Gottlieb Gustav Becker in Halle.
64)	1819 Polleben I, S. 320	G. G. Becker in Halle.
65)	1824 Wolferode I, S. 410. . . .	G. G. Becker in Halle.
66)	1828 Zellewitz (1), S. 417 . . .	aus Berlin.
67)	1828 Alsleben (Stadt) II, S. 19 .	Friedrich See aus Creuzburg.
68)	1832 Ober-Rissdorf III, S. 323 .	C. G. Becker in Halle.
69)	1835 Steuden I, S. 380	Ulrich in Laucha.
70)	1838 Wolferode II, S. 410 . . .	Robert Meyer in Ohrdruff.
71)	1840 Fienstedt II } S. 221 . . .	Gebr. Ulrich in Laucha.
72)	„ „ III }	
73)	1845 Eisleben S. Andreas II, S. 117	H. Engelcke in Halberstadt.
74)	1856 Lüttchendorf I } S. 292 . .	Ulrich.
75)	„ „ II }	
76)	1858 Gerbstedt I }	
77)	„ „ II } S. 233 . .	Ulrich in Laucha.
78)	„ „ III }	
79)	1858 Zabenstedt I } S. 414 . .	Ulrich.
80)	„ „ II }	
81)	1859 Benndorf I } S. 39 . . .	Gebr. Ulrich in Laucha und Apolda.
82)	„ „ II }	
83)	1861 Eisleben S. Petri IV. S. 148	Carl Friedrich Ulrich in Apolda.
84)	1864 Freist II, S. 223.	Gebrüder Ulrich in Laucha.
85)	1865 Ob.-Teutschenthal II } S. 385	Ulrich in Laucha.
86)	„ „ „ III }	
87)	1867 Helbra I, S. 254.	C. F. Ulrich in Apolda.
88)	1868 Ihlewitz I }	
89)	„ „ II } S. 285 . . .	Ulrich in Apolda.
90)	„ „ III }	

91) 1870 Helfta II 92) „ „ III	S. 262	Gebrüder Ulrich.
93) 1870 Unter-Rissdorf I 94) „ „ „ II	S. 325 .	Ulrich in Laucha.
95) nach 1870 Wormsleben (1), S. 413		Ulrich in Laucha.
96) 187(?) Wansleben I 97) „ „ II 98) „ „ III	S. 394 . .	Ulrich in Laucha.
99) 1873 Elben (1), S. 212		Gebr. Ulrich in Laucha.
100) 1874 Thaldorf I 101) „ II	S. 390 . . .	Ulrich in Apolda.
102) 1875 Dederstedt I 103) „ „ II 104) „ „ III	S. 51 . . .	Ulrich in Laucha.
105) 1876 Helbra III, S. 254 . . .		C. F. Ulrich in Apolda.
106) 1876 Steuden II, S. 280 . . .		Gebr. Ulrich in Laucha.
107) (1877) Wolferode III, S. 410 .		Gebr. Ulrich in Laucha.
108) 1878 Gorsleben I, S. 243 . . .		Ulrich.
109) 1879 Hedersleben II, S. 244 . .		Gebr. Ulrich in Laucha.
110) 1879 Naundorf (1), S. 308 . . .		Ulrich.
111) um 1879 Räther I 112) „ II	S. 321 . . .	Ulrich in Laucha.
113) 1889 Eisleben S. Annen II, S. 164		Ulrich in Apolda.
114) um 1890 Unter-Röblingen S. 337		Ulrich.

Der Seekreis hat hiernach:

21 Glocken ohne Schrift, meist sehr alt, ungerechnet 1 umgegossene.
29 „ mit römisch-gotischen Majuskeln, „ 3 „
23 „ mit gotischen Minuskeln, „ 9 „
107 „ mit neurömischen Majuskeln, „ 7 „
und zwar:

a) aus dem 16. Jahrhundert: 10
b) „ „ 17. „ : 25
c) „ „ 18. „ : 19
d) „ „ 19. „ : 53
= 107.

180 Glocken.

Auch im Seekreise erscheinen besondere Glockennamen selten. Teils durch ausdrückliche Nennung auf der Glocke, teils durch örtliche Überlieferung (im Kirchenbuche) sind folgende bekannt geworden:

(X. Jahrh.) Unter-Röblingen II, umgegossen . . . . Cecilia.
o. J. Fienstedt I . . . . . Urbanus.
o. J. Alsleben (Stadt, Rathaus) . . . . Benigna.
1400 Eisdorf II . . . . . Osana.
1463 Volkstedt I . . . . . Osanna.
1491 Aseleben III . . . . Osanna.
1503 Schochwitz I . . . . Maria.
1506 Schraplau I . . . . . Osanna.
1509 Eisleben S. Petri II . Benigna.
1522 Schochwitz II . . . Margareta.

Giesserzeichen finden sich zweifellos oder vermutlich auf folgenden Glocken:

1482	Unter-Teutschenthal III . .	siehe S. 387
1486	Helbra II	„ 254
1503	Schochwitz I	„ 345
1506	Dornstedt I	„ 53
1508	? Pfützenthal	„ 314
1522	Schochwitz II (Hall.-Wappen)	„ 345
1597	Köchstedt II (Hall.-Wappen)	„ 286

(zugleich mit dem Namen des Meisters: Anteres Sansenhefer zu Hal.)

Bei genauer Besichtigung werden sich auf einigen Glocken wohl noch manche Verzierungen als Giesserzeichen herausstellen, wie z. B. Weidenblätter, Farnkrautblätter u. a. m.

Mit Namen werden auf den Glocken des Seekreises folgende Giesser genannt:

XIII. Jahrh. Tammo. (Stedten I, S. 379.)
XIV. Jahrh. Johannes von Labede (Lobeda?). (Aseleben II, S. 23.)
1463 Hans Fleming und Caspar sein Sohn. (Volkstedt I, S. 393.)
1483 Peter Pochus (?). (Höhnstedt I, S. 268.)
1491 Steffan Hofmann. (Aseleben III, S. 23.)
1506 Pawel Mos (?). (Schraplau I, S. 356.)
1509 Pawel Mas. (Eisleben S. Nicolai I, S. 129.)
1509 Meister Pawel Mos. (Eisleben S. Petri II, S. 147.)
1509 Pavlvs Moes. (Eisleben S. Petri III, S. 148.)

(Betreffs der folgenden vergleiche das oben gegebene Verzeichnis unter IV.)

1580—1585 Gorge Beinroth zu Eisleben.
1586 Peter Wildt von Hall.
1593 Hans Beck von Leipzig.
1594 Eckhart Kucher (von Erfurt).
1597—1607 Heinrich Borstelmann zu Magdeburg.
1602—1624 Melchior Möring zu Erfurt.
1624 Hieronymus Möring zu Erfurt.
1606—1613 Lorenz Richter in Halle.
1639 Jacob Ziegen.
1651—1652 Simon Wildt in Halle.
1654—1661 Joachim Janken (in Gross-Salze).
1666—1687 Jacob Wenzel von Magdeburg.
1683 Johann Koch aus Zerbst.
1685—1700 Johann Jacob Hoffmann in Halle.
1708—1709 Joh. Christian Bachmann aus Halle.
1716—1735 Peter Becker in Halle.
1723—1734 Martin Heinze in Leipzig.
1739—1776 Friedr. August Becker in Halle.
1746—1764 Johann Georg Ulrich in Laucha.
1778 Gebrüder Ulrich in Laucha und Apolda.
1791—1824 Gottl. Gustav Becker in Halle.
1797 Gottlieb August Becker in Halle.
1832 C. G. Becker in Halle.
1828 Friedrich See aus Creuzburg.
1835 Robert Meyer in Ohrdruff.
1845 H. Engelcke in Halberstadt.
1835—jetzt Ulrich in Laucha und Ulrich in Apolda.


Zeichen-Erklärung:
Bestehende Oerter.
Eingegangene „
Burgen.
Warten.
Klöster (Mansfelder unterstr.)
Klausen
Wüste Kirchen.
Vorhistor. Wallburgen.
Alte Heerstrassen.
Jetzige Landesgrenzen
„ Kreisgrenzen
Alte Gaugrenzen.
„ Archidiakonatsgrenzen.
„ Herrschaftsgrenzen
Gaugerichtsplätze.
Kaiserl. Berggrenze.
Ploetzkau
KAU
Gnetzkau
Oberitz
Wirschleben
Besedau
Wöllnitz
Poplitz
Beesen
Laublingen
Mukrena
Drosehna
Plötzkau
Trebnitz
Georgenburg
Cönnern
Kirch
Etlau
Strenz
Naundorf
Gnölbzig
Grube
Schiewe
Nelben
Nesseldeck
Colbitz
Zellewitz
Katzena
Garsena
Jlewitz
Diemen
Spatinesburg
Rothenburg
Brucke
Hohndorf
Dalena
Dornitz
Straushof
Thaldorf
Clenga
Zickeritz
Pfeifhausen
Garwesel
Friedeburg
Friedebgr. Hütte
Adendorf
Domnitz
Zabitz
Oeste
Rumpin
Dobis
Lobitz
Dössel
Freist
Königswiek
Reidewitz
Elben
Jhlau
Hilowa
Wettin
Closchwitz
Rottelsdorf
Pögritz
Mücheln
Trebitz
Brenda
Zaschwitz
Beesenstedt
Plossa
Schwittersdorf
Zörnitz
Doblitz
Weihe